<36602415530014

<36602415530014

Bayer. Staatsbibliothek

Th.10 2858 1

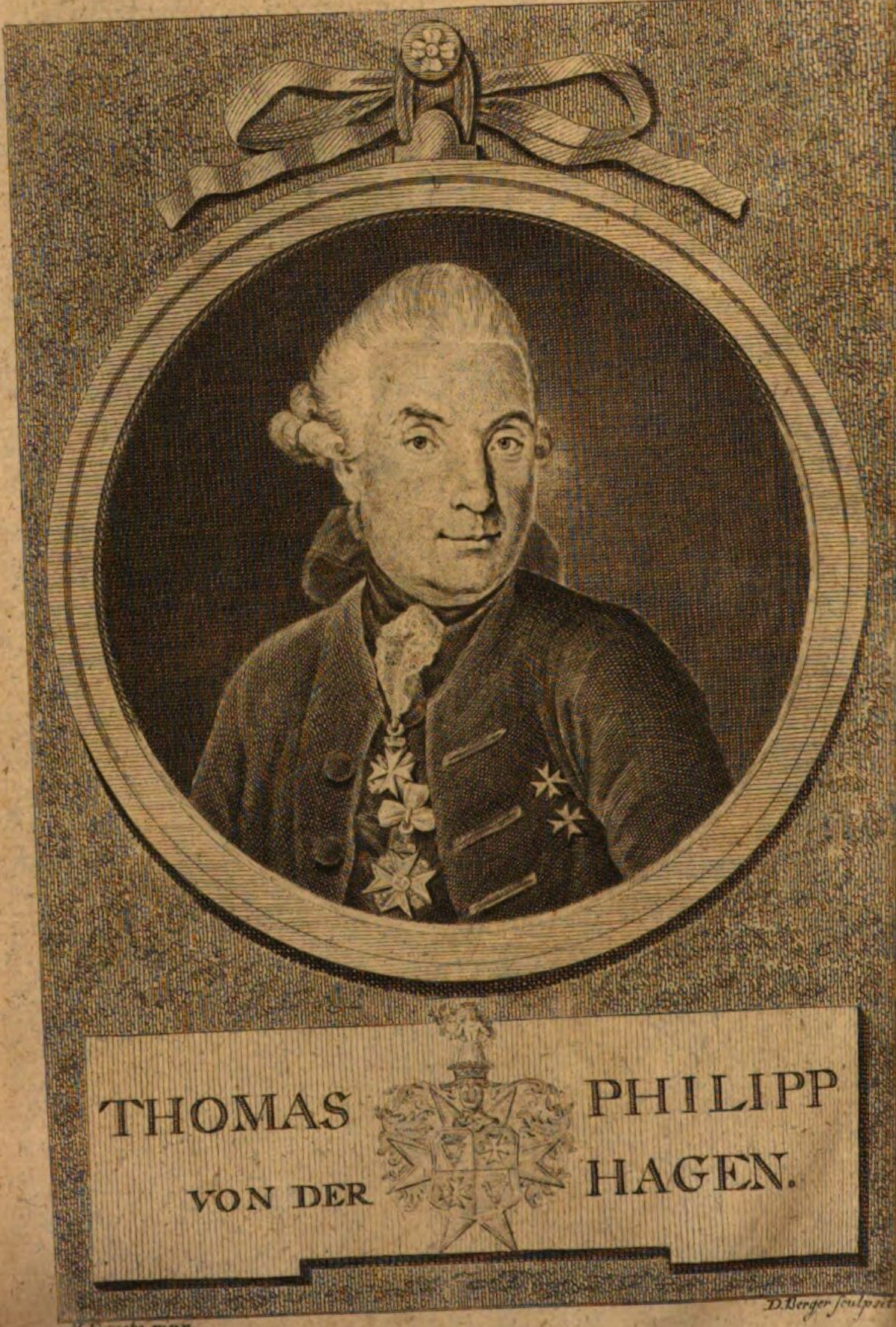
Oec. 1032.

(15

Oeconomica. Lexica 13.

~~Oec. gen. No. 21.~~

R



H. Francke pinx. D. Berger ſculpsit

Oekonomiſch = technologiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Stats = Stadt = Haus = und Land = Wirthſchaft,
und der Kunſt = Geſchichte,
in alphabetiſcher Ordnung;

von
D. Johann Georg Krünitz,
der Ruſſiſch = Kaiſerl. freyen oekonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg Mitglied, der kön. preuß. gelehrten Geſellſch. in Frankf. an der Oder Beyſitzer, der Götting. deutſchen Geſellſchaft, der Oberlauſitzer Bienengeſellſchaft, und der Leipz. oekonom. Soc. Ehren = Mitglied, wie auch der oekonom. patriot. Soc. in Schleſ. ordentliches Mitglied und Correſpondent.

Funfzehnter Theil,
von Fre bis Gam.
Nebſt 14 Kupfertafeln auf 2¼ Bogen.
Zweyte Auflage.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1786.
bey Joachim Pauli, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

F. F.

Frech. 1. Stark, eine veraltete Bedeutung, in welcher noch Matheſius einen frechen Magnet denjenigen nennet, deſſen Kraft durch nichts geſchwächt wird.

2. Muthig, kühn, herzhaft, tapfer, in gutem Verſtande. Dieſe Bedeutung, in welcher auch fraek im Schwed. üblich iſt, iſt im Hochdeutſchen veraltet. Indeſſen ſagt man noch in dem ſächſiſchen Churkreiſe, der Rocken wuchs in wenig Tagen ſo frech, daß man ſich darüber verwunderte, d. i. ſtark, muthig.

3. Im hohen Grade verwegen, ſowohl die Gefahr auf eine unbeſonnene Art verachtend, als auch die Geſetze des Wohlſtandes, der Ordnung, der Menſchheit und der guten Sitten ohne Scheu verletzend. Ein freches Maul. Beſonders, die Schamhaftigkeit ohne Scheu verletzend, im hohen Grade unverſchämt. Freche Geberden. Ein frecher Anzug. Eine freche Weibsperſon. Da dieſes Wort ein harter Ausdruck einer verächtlichen Eigenſchaft iſt, ſo bedient man ſich oft, wenn die Umſtände es nöthig machen, der gelindern Ausdrücke frey, ein wenig frey, allzu frey dafür

Fréderic le grand, heißen bey den Blumiſten gewiſſe Nelken-Sorten; ſiehe unter Nelke.

Frégate, ſiehe Fregatte.

Fregaton, Fr. Frégaton, ein ſpaniſches und venetianiſches Fahrzeug, welches von mittelmäßiger Größe iſt, ein viereckiges Hintertheil, einen Mittel-Maſt, Hinter-Maſt und ein Bugſpriet hat. Man bedient ſich derſelben zur Transportirung der Truppen, und zur Ablaſdung der Galeeren. Seine Ladung iſt ungefähr 800 bis 1000 Centner, oder 4 bis 500 Tonnen.

Die Fiſcher in der Provence nennen auch Frégaton ein kleines Fahrzeug, deſſen ſie ſich zum Fiſchfange bedienen. Es iſt daſſelbe an beyden Enden ſpitzig, 18 Fuß lang, 6 Fuß breit, vorn und hinten mit einem kleinen Verdecke verſehen, und wird entweder nur gerudert, oder führt Segel und Ruder.

Fregatte, aus dem Franz. Frégate, oder Ital. Fregata, lat. Lembus exploratorius, Liburnica, Navis bellica minor, Holl. Fregaat, heißt auf dem Oceane eine Art leichter Kriegs-Schiffe, welche von länglicher (d. i. nicht bauchiger oder galliotenartiger) Bauart iſt, nicht hoch über Waſſer geht, gemeiniglich nur zwey Verdecke oder Böden, und hinten einen Spiegel oder ein viereckiges Hintertheil hat. Es führt 20 bis 40, auch wohl mehrere Kanonen, und iſt, weil es ſehr leicht ſegelt, zum Kreutzen und Recognosciren ſehr bequem; daher man auch vor allen Seehäfen dergleichen Fregatten findet, deren man ſich zuweilen zu Convoyirung der Kauffahrdey-Schiffe, imgleichen zu Transportierung vornehmer Herren, mehrentheils aber zum Recognosciren der Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, bedient.

In den franzöſiſchen Seedienſten wird gemeiniglich jedes Kriegs-Schiff, welches weniger als 60 Kanonen führt, Frégate genannt.

Eine **Advis- oder Avis-Fregatte, Avis-Jacht, Avis-Schiff**, l. Navis tabellaria, Fr. Frégate d'avis, Holl. Advijs-Fregat, Advijs-Jacht, iſt ein kleines leichtes Schiff, welches wohl beſegelt iſt, deſſen man ſich, wie zu Lande der Couriers, bedienet, um von einem Orte zum andern, Briefe und Nachrichten geſchwinde zu überbringen. Ein ſolches Schiff iſt z. E. einer Armee

Packete

Packete und Verhaltungs-Befehle, oder auch Kundſchaft von andern Schiffen zu zubringen, beſtimmt. Es geht mit Segel und Ruder; und ſeine Ladung iſt von 120 bis 200 Tonnen.

Die Spanier ſchicken allemahl eines mit der Silber-Flotte nach der Havana in Amerika, welches in dortigen Länder von einem Handelsplatze zum andern geht, und von der Kaufmannſchaft Nachrichten einhohlt.

Eine leichte Fregatte, Fr. Frégate légère, nennt man ein kleines Kriegs-Schiff, welches ſchnell ſegelt, nur Ein Verdeck hat, und 16 bis 25 Kanonen führt.

Ehemahls hatte man auch Fregatten auf dem mittelländiſchen Meere. Dieſes waren lange Fahrzeuge mit Segeln und Ruder, kleiner als die Brigantine (ſ. Th. VI, S. 704, f.), höher von Bord als die Galeeren, und mit Löchern zum Durchſtecken der Ruder verſehen.

2. Die Fregatte, oder der Fregatt-Vogel, Pelecanus Aquilus *Linn.* Fr. Oiſeau-Fregatte, Oiſeau de frégates, iſt ein überaus hoch und ſchnell fliegender Schwimm-Vogel, welcher ſonſt auch der Kriegsſchiff-Vogel, der ſchwarze Eisvogel, und die große See-Schwalbe genannt wird, und dem man den Nahmen Fregatte wegen ſeines ſchnellen Fluges gegeben hat; denn dieſer iſt, in Vergleichung mit dem Fluge anderer Vögel, eben das, was die leichte Bewegung einer Fregatte gegen den ſchweren Zug eines großen Laſt-Schiffes iſt. Nach Albin's Berichte, haben die Fregatten ſich lange Zeit auf einer gewiſſen, in der kleinen Bucht von Guadalupe liegenden kleinen Inſel aufgehalten und allemahl daſelbſt gebrütet, daher man ihr auch die Benennung der Fregatten-Inſel, Fr. Iſlette des frégates, gegeben hat. Unter allen Vögeln fliegen dieſe am höchſten, am längſten, und mit größter Leichtigkeit. Selbſt ein Adler kann ihre Geſchwindigkeit im Fluge nicht erreichen. Man trifft ſie zuweilen 3 bis 400 Meilen tief im Lande an. Ehe es ihnen einfällt, ein Mahl auszuruhen, haben ſie oft ſchon 7 bis 800 Meilen zu-

rück gelegt. Zuweilen ſchwingen ſie ſich zu einer ſolchen Höhe, daß man ſie ganz aus dem Geſichte verlieret. Ihre ausgebreitete Flügel halten ſie beſtändig ſchwebend in der Luft, ohne daß es nöthig wäre, dieſelben zu bewegen. Sie ruhen ſich daher nur ſelten an den Küſten, weil es ihnen zu beſchwerlich fallen würde, ſich oft wieder empor zu ſchwingen. Noch weniger darf man von ihnen glauben, daß ſie zuweilen, wie andere Waſſer-Vögel, auf dem Waſſer ruheten; denn auſſerdem, daß ihnen ihre Füße nur ſchlechte Dienſte auf dem Waſſer leiſten könnten, würde die Größe der Flügel ihnen beſonders gefährlich werden. Sie ruhen beſtändig auf Bäumen, oder andern erhabenen Oertern.

Man findet die Fregatten auf dem Wege von Guinea nach Braſilien, oder von Europa nach den americaniſchen Inſeln. Einige Naturkundige rechnen ſie mit unter die ſo genannten Sturm- oder Ungewitter-Vögel (Procellaria), und behaupten, daß ihr niedriger Flug über den Küſten allemahl ein ſicherer Vorbothe eines bevorſtehenden Ungewitters ſey.

Dieſe Vögel erhaſchen mit ihrem Schnabel, der wie bey den Charnier-Gänſen gebildet iſt, und mit ihren langen gekrümmten Krallen, die fliegenden und andern Fiſche, welche von den Gold-Fiſchen verfolget werden. Letztere vertreten in dieſem Falle die Stelle der Jagd-Hunde, weil ſie das Wildbret für die Fregatten aufjagen. Wenn dieſe das Waſſer in der Nähe beſtreichen, fangen ſie den geſuchten Raub mit einer ſo bewunderns-würdigen Geſchicklichkeit, daß er ihnen faſt nie entwiſchen kann. Sie verfolgen auch die Mewen, Charnier-Gänſe und andere Waſſer-Vögel, um ihnen ihren Raub abzujagen, und ſich deſſen als einer guten Beute zu bemächtigen. Bey dieſer Gelegenheit pflegen die Charnier-Gänſe gemeiniglich ein großes Geſchrey zu erheben, und ihren Raub nicht anders, als gezwungen, fahren zu laſſen. Die verwegenen und ſtärkern Fregatten verachten

achten dieſes Geſchrey, und ſetzen ihre Verfolgungen ſo lange fort, bis es ihnen geglückt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, und ihren Feind endlich zum Gehorſam zu zwingen.

Man ſieht dieſe Art Vögel als Anzeiger eines nahen Landes an; doch iſt der Schluß nicht ſicher, wenn ſie ſich nur einzeln ſehen laſſen, weil ſie ſich ſehr weit vom Lande entfernen. Wenn ſie aber in Haufen erſcheinen, ſo kann man ſich von der Nähe einer Inſel verſichert halten.

Das Fleiſch der Fregatten ſchmeckt zwar ein wenig nach Fiſchen, iſt aber ſehr nahrhaft, und faſt von eben dem Geſchmacke, als das Fleiſch der Fluß-Teufelchen (Fulica aterrima *Linn.*). Ihr Fett ſchätzt man, zum Einreiben beym ſchmerzhaften Hüftweh, ſehr hoch. Um dieſes Fettes willen werden ſie ſehr verfolget. Wenn ſie auf ihren Neſtern ſitzen, ſchlägt man ſie mit langen Stäben, und ſie fallen ſodann faſt ganz betäubt aus dem Neſte.

Man gibt eigentlich zweyerley Arten von Fregatten, eine große, wie die jetzt beſchriebene, und eine kleine, an. Obgleich die erſte nicht größer iſt, als ein Huhn, ſo betragen doch die ausgebreiteten Flügel, von einer Spitze bis zur andern, 7½ Fuß. Ihr Hals iſt von einer mittelmäßigen Länge, ihr Kopf klein, die Augen groß und ſchwarz, ihr Blick ſehr durchdringend, die Füße ſind kurz, und ihr ganzer Leib iſt mit ſchwarzen Federn bekleidet; ihr Schwanz iſt gabelförmig zertheilt, der Schnabel dick, ſchwarz, und an 7 Zoll lang, auch etwas herab gebogen. Die Zehen ſind kurz, und es liegen zwo nach vorn und zwo nach hinten geſtreckt. Das Männchen, wenn es alt genug iſt, hat rothe knoſpige Kinnlappen, faſt wie ein wälſcher Hahn. Das Weibchen unterſcheidet ſich durch den weißen Bauch, und hat keine ſolche Kinnlappen.

Die kleine Fregatte, welche vielleicht nur das Weibchen der erſten iſt, hat einen minder langen, rothen Schnabel, und iſt übrigens roſtfarbig-braun, vorn aber weiß. Ihr Schwanz iſt eben ſo getheilt, und ſie kann ihre Flügel 5½ Fuß weit ausbreiten.

Berlin. Sammlungen, 5 B. S 520, fgg. n. e. Abbild.
Neueſte Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 594, f.

Frei, und die damit zuſammengeſetzten Wörter; ſ. **Frey.**

Frei n, ſiehe Gebiß. Zaum.

Freis, ſiehe Fraiß.

Freiſamkraut, ſiehe Fraißamkraut.

Frelampe, eine kleine franzöſiſche Scheidemünze, welche 12 bis 15 Deniers, oder nach unſerm Gelde 4 bis 5 Pfennige gilt.

Frelon, ſiehe Horniß.

Fremd, l. Peregrinus, Extraneus, Fr. E'trange, E'tranger. 1. Eigentlich, entfernt, fern, in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es noch Epheſ. 2, 14. vorkommt: daß ihr zu derſelben Zeit waret — fremde von den Teſtamenten der Verheißung.

2. Figürlich. 1) Ausländiſch, nicht aus unſerm Lande. Fremde Völker, Länder, Städte. Fremder Wein, fremde Tücher, fremde Waren. Ein **Fremder**, der nicht aus unſerm Lande iſt. 2) Nicht aus unſerm Orte. So werden an vielen Orten die **Fremden**, oder, wie man ſie auch im Oberdeutſchen nennet, die **Ausleute**, den Bürgern und Einheimiſchen entgegen geſetzet. 3) Nicht zu unſerer Zunft, Innung, Geſellſchaft u. ſ. f. gehörig; in welchem Verſtande dieſes Wort gleichfalls ſehr häufig iſt. 4) Nicht zu unſerm Hauſe gehörig. Fremde Kinder. Fremdes Geſinde. Ein fremder Hund. Perſonen, welche zum Beſuche kommen, werden in Nieder-Sachſen **Fremde** genannt. 5) Nicht uns gehörig. Fremdes Gut, Fremdes Brod ſchmeckt am beſten. In fremde Hände kommen. In ein fremdes Amt greifen. Fremde Haare tragen. 6) Was uns nicht angeht, nicht zur Sache gehörig. Sich in fremde Händel miſchen. Fremdes Licht, bey den Mahlern, dasjenige, welches von dem Haupt-lichte verſchieden, und zur guten Wirkung eines Gemähldes wohl angebracht iſt. 7) Unbekannt. Fremde Thiere. Eine fremde Sprache. Das iſt mir ganz fremd. Er ſtellet ſich ſehr fremde,

ſehr unbekannt mit dieſer Sache, il fait l'étranger. **Ein Fremder**, oder ein **fremder Menſch**, im gem. Leben auch **jemand Fremdes**. 8) Ungewöhnlich, ſeltſam, wunderlich, ſonderbar. Sich fremd kleiden.

Fremde, die Fremde; ein Wort, welches nur im gem. Leben üblich iſt, ein fremdes Land, einen fremden Ort zu bezeichnen. In die Fremde gehen, aus ſeiner Vaterſtadt, aus ſeinem Vaterlande reiſen. In der Fremde ſeyn, auſſer Landes. Aus der Fremde kommen.

Fremdling, Fr. Forain. 1. Eigentlich, eine fremde Perſon, ein Ausländer, der in unſerm Lande und Orte nicht einheimiſch iſt.

2. Figürlich. In der Sache bin ich ein Fremdling, d. i. ſie iſt mir unbekannt, ich bin nicht darin erfahren.

Fremdlings-Recht, L. Albinagium, Jus Albinagii, Fr. Droit d'Aubaine, das Recht des Landesherrn oder der Obrigkeit des Ortes in Anſehung der Fremdlinge, d. i. Ausländer, nach welchem das ſämmtliche Vermögen eines ſolchen Ausländers, wenn er ohne Kinder ſtirbt, dem Landesherrn anheim fällt.

Frêne, ſiehe **Eſche**.

Frère Claude, Frère Jean, Frère imperial und Frère royal, nennen die Blumiſten gewiſſe Tulpen-Sorten; ſiehe unter **Tulpe**.

Freſco-Mahlen, Freſco-Mahlerey, Mahlerey *al freſco*, aus dem Ital. freſco, friſch, Fr. Freſque, peindre à freſque, **Mauergemählde**, die Mahlerey mit Erdfarben auf den friſchen oder naſſen Kalk einer Wand oder Mauer, oder eines Plafonds; L. Ars parietes coemento recente obductos pingendi.

Unter allen Arten von Mahlereyen, welche heut zu Tage üblich ſind, kann ein vortrefflicher Künſtler in der Mahlerey auf friſchen Kalk, ſeine gröſte Geſchicklichkeit anbringen, und ſeinem Werke die gröſte Stärke

 geben.

geben. Allein, um hierin etwas rechtſchaffenes zu leiſten, muß er ein guter Zeichner ſeyn, eine große Uebung und beſondere Kenntniß ſeines Werkes, welches er vor ſich hat, haben; ſonſt würde ſeine Arbeit armſelig, froſtig und unangenehm ausfallen, weil ſich die Farben nicht ſo leicht, wie im Oehle, vereinigen, und zuſammen wirken. Dieſe Art zu mahlen, hat in Italien große Künſtler hervor gebracht, welche ſich aber mit dem Wachsthume der Oehl-Mahlerey ſehr vermindert haben; und es bequemt ſich ein Mahler ungern dazu, da er mit dem Kopfe über ſich, auf Gerüſten, und ſehr eilfertig, auf dem Kalke der Decken (Plafonds) zu arbeiten genöthigt iſt.

Nachdem ſich alſo derſelbe des Mäurer-Gerüſtes wohl verſichert hat, und die ſchädlichen Dünſte des angeworfenen Kalkes, durch den Beyſtand eines guten Luftzuges verwehen laſſen, macht er die Verfügung, daß der trockne Kalk mit dünnerm Kalke, und dieſer mit einer noch dünnern Tünche überpinſelt werde.

Der erſte Anwurf, welcher aus gutem Kalke und Kitte von geſtoßenen Ziegelſteinen gemacht werden könnte, wird gemeiniglich von groben Flußſande und gutem Kalke gemacht. Ehe man ihn aufträgt, muß man in die Steine, wenn ſie nicht ſo porös und durchlöchert als ſonſt viele Bruchſteine ſind, ſchräge Löcher von allerhand Art meiſſeln, damit die Tünche deſto beſſer eingreife, und nicht abfalle. Iſt die Mauer von Ziegelſteinen, nimmt ſie den Mörtel vor ſich ſelbſt ſchon an. Dieſer erſte Anwurf muß wohl zugerichtet, aber ſehr rauh ſeyn, damit der zweyte deſto beſſer faſſe, und ſich mit dem erſten völlig vereinige.

Ehe man das zweyte Mahl bewirft, feuchtet man den erſten Auftrag an, um ihn zur Aufnahme des zweyten geſchickt zu machen. Zum zweyten Anwurf nimmt man Kalk, welcher ſeit einem Jahre, oder wenigſtens ſeit 6 Monathen gelöſcht worden iſt, weil man aus der Erfahrung weiß, daß der Anwurf von dieſem Kalke nicht aufſpringt. Man braucht hierzu Flußſand, welcher weder zu grob noch zu fein ſeyn muß. In Italien, und beſonders in Rom, bedient man ſich des puteolaniſchen Sandes, welcher bey Grabung der Brunnen aus der Erde gebracht wird; weil aber die Körner deſſelben ungleich ſind, iſt es auch ſchwer,

davon

davon einen guten Anwurf zu machen. Weil aber dieſer zweyte Anwurf ſehr leicht seyn ſoll, und man auf demſelben nur naß mahlen kann, muß man einen geſchickten Mäurer haben, der ihn gehörig gleich mache, und nur ſo viel auf ein Mahl verfertigen, als man in Einem Tage bemahlen kann.

So bald die Mauer übertüncht worden iſt, muß man mit einem Pinſel die kleinen Sand-Körnchen hinweg nehmen, damit die Farben deſto beſſer darauf haften mögen. Dieſe Arbeit nennt man das Graniren, d. h. das Abkörnen oder Entkörnen, und geſchieht nur bey großen, und vom Auge weit abſtehenden Dingen; wiewohl es bey nahe gelegenen auch vorgenommen werden kann. Damit aber doch die rauhe Mahlerey nicht ſo ſehr in das Geſicht falle, pflegt man zu Ende der Arbeit einen Bogen Papier darauf zu legen, und mit der Mäurer Kelle ſanft anzudrücken, damit die allzu viele Rauhigkeit dadurch vertrieben werde.

Ehe man zu mahlen anfängt, verfertiget man ſeine Zeichnung, oder das Modell, und noch eine andere Zeichnung, welche ſo groß, als die Arbeit ſelbſt, iſt, und welche man an der Wand befeſtiget, um die Fehler von fern deſto beſſer wahrzunehmen. Zu großen Kirchen-Decken, Sälen, krummen Gewölben, die für ein Papier zu groß ſind, bedient man ſich des Gitter-Rahmens, durch deſſen Hülfe man Sachen aus dem Großen ins Kleine bringt. Man theilt das kleine Modell in eben ſo viel kleine Netz-Quadrate, um die Sache in eben ſo viel größere Vierecke auf die betünchte Mauer davon überzutragen. Von dieſen Quadraten wählet ſich nun der Fresco-Mahler täglich ſo viele, als er in Einem Tage auszumahlen gedenkt. Dieſen Platz läßt er täglich übertünchen, und er zeichnet jedes Mahl von neuem die durch den Kalk beworfenen Vierecke auf die friſche Tünche, um darnach zu mahlen. Kann er ſein Tagewerk nicht vollenden, ſo ſchneidet er die überflüſſige Tünche, nur nicht mitten an nackten Theilen, ſondern an der äuſſerſten Zeich-

nung, von dem fertigen ab. Sein Pinſel läuft ſolcher Geſtalt von einem Stücke zum andern unaufgehalten fort; und man warnet den Mäurer beſtändig, nicht den Rand der vollendeten Arbeit mit dem Pinſel zu verunſtalten. Es iſt daher am ſicherſten, das Gemählde von oben anzufangen, und jederzeit unter ſich hinab tünchen zu laſſen. Auf den getünchten Theil der Decke wird die Zeichnung des großen Papieres ſanft gedrückt, und der Umriß mit einem eiſernen Griffel ſolcher Geſtalt vorſichtig in den noch friſchen Kalk durch das Papier gezeichnet. Kleine Riſſe durchlöchert man mit der Nadelſpitze, überſtäubt ſie mit Kohlenſtaube, und reibet dieſen Staub durch das Papier mit einem trocknen Pinſel auf den Kalk ab.

Man bedient ſich der Borſten und anderer Pinſel von ſteifen, langen und ſpitzigen Haaren; allein, man muß ſich hüten, auf dem Grunde des naſſen Mörtels nicht zu viel zu arbeiten. Man kann auch eckige oder ſtumpfe Borſtenpinſel beym Gründen gebrauchen, doch müſſen ihre Haare allemahl lang ſeyn.

Alle Farben werden vorher, von jeder ſo viel, als das ganze Werk erfordert, auf ein Mahl mit Waſſer fein gerieben, damit keine Farben = Abſätze entſtehen mögen. Das übrige kommt mit dem Oehl Mahlen überein. Die Farben werden in ihren Geſchirren vor dem Staube in Acht genommen. Die Palette beſteht aus verzinntem Blech; ein umgebogener Rand hindert das Ablaufen der flüſſigen Farben, welche hier ziemlich dünn ſind. Auf der Mitte der Palette befindet ſich ein Waſſer = Geſchirr, die Farben zu verwaſchen. Der Kalk muß, ehe man zu mahlen anfängt, keinen Fingerdruck mehr annehmen, weil ein nachgebender Kalk nur ſchwache Anzeigen eines Gemähldes zurück laſſen würde. So bald die erſten Farben den Kalk erreichen, verlieren ſie ihr Licht und ihre Schönheit mit einem Mahle; man muß daher eben dieſe Lagen mehrmahls wiederhohlen, und ein Stück nicht eher aus der Arbeit laſſen, als bis es völlig

aus=

ausgearbeitet und fertig iſt. Jeder hinzu geſetzte Farbenzug würde nach etlichen Stunden nichts als Flecken zum Vorſchein bringen. Ehe man eine neue Lage gibt, muß ſo lange gewartet werden, bis die alte Farbe erſt recht trocken geworden iſt. Friſche Tünche macht ein Gemählde lebendig und dauerhafter; weil aber der Kalk vornehmlich die Schatten ein wenig bleich naget, ſo muß man dieſe Farben = Bläſſe durch Paſtell = Farben, oder durch Pinſelchen, die man mit eben der Farbe mäßig eingerieben hat, überfahren.

Ehe man zu mahlen anfängt, muß man die in den irdenen Gefäßen zubereiteten Tinten vorher probieren, indem man ſie, eben ſo wie in der Waſſer = Mahlerey, auf Platten von Gyps oder Kalk, oder auch Ziegelſteine, welche die Feuchtigkeit ſogleich an ſich ziehen, trocknen läßt; denn das Waſſer = Mahlen hat viel Aehnlichkeit mit dem Fresco = Mahlen; ausgenommen, daß bey dieſem der Grund Kalk iſt, und daß man nur in bloßem Waſſer aufgelöſete Farben hierzu gebrauchet.

Es eräugnet ſich zum öftern, daß einem Mahler das Gemählde mißlingt, ſo, daß er daſſelbe gern wieder hinweg nehmen möchte. Daher muß er daſſelbe abſchroten laſſen, jedoch daß die übrige Arbeit nicht berührt werde. Wenn alsdann der verlangte Ort auf das beſte geſäubert worden iſt, muß man denſelben mit beſonderer Geſchicklichkeit zu nutzen wiſſen, und zur neuen Mahlerey eine friſche Tünche anwerfen; wiewohl man an bedeckten Orten auf die alte Tünche neue Figuren mahlen kann, wofern ſie nur gelinder als die übrigen gemahlt ſind.

Alle Farben, welche nicht Erden ſind, taugen zu dieſer Art von Mahlerey nicht, weil das zerſtörende Kalkſalz ſie verändern würde. Auch müſſen dieſe Erden, wo möglich, von trockner Natur, oder geſtoßene Steine und Marmor ſeyn, weil ſie alsdann eine Art von colorirten Mörtel geben.

Die Farben, welche man gebraucht, ſind folgende. Das Weiße des Kalkes ſelbſt iſt das beſte, Farben zu miſchen, und Fleiſch und Kleider auszudrücken. Man muß dazu ſolchen nehmen, der wenigſtens ſeit einem halben Jahre gelöſcht wor-

den iſt. Man verdünnt ihn mit Waſſer, läßt ihn durch ein dichtes Sieb laufen, und in flachen Gefäßen ſich ſetzen. Das oben ſtehende Waſſer wird abgeſeihet, und man verwahrt den Satz vor den Staub. Der feine weiße Marmorſtaub wird mit Kalkweiß vermiſcht, um ihm mehr Körper zu geben. Einige nehmen von beyden gleich viel; zuweilen iſt auch ein Viertel Marmorſtaub genug. Von allzu vielem Marmor wird das Weiß ſchmutzig. Das Weiße von Eyerſchalen, gibt zum Fresco- und Paſtell-Mahlen eine angenehme Weiße; die Zubereitung deſſelben zu dieſem Behuf, habe ich im XI Th. S. 760, angezeigt. Ocher, italiäniſche Erde, Maſſicot, deſſen Gebrauch doch nicht allzu ſicher iſt; das neapolitaniſche Gelb; doch gibt der Ocher das ſchönſte Gelb. Wenn man ihn hell machen will, verſetzt man ihn mit Kalkweiß. Der Zinnober iſt zwar ein Mineral, aber doch hierzu tauglich; wiewohl er nicht in freyer Luft, ſondern nur an verſchloſſenen Orten dauert. Nach der Läuterung bekleidet man die Gewänder mit feinem Zinnober, nachdem derſelbe vorher auf folgende Art zubereitet worden iſt. Man thut ihn in ein irdenes Gefäß, und gießt Kalkwaſſer, welches noch vom Aufſieden des ungelöſchten Kalkes heiß iſt, darüber; nimmt das Klarſte und Reinſte davon; ſeihet hernach dieſes Kalkwaſſer ab, ohne den Zinnober aufzurühren, und gießt noch einige Mahl dergleichen Waſſer darauf, nachdem jedes Mahl das erſtere abgegoſſen worden iſt. Römiſcher, im Ofen gebrannter Vitriol, ſticht ſehr wohl auf der friſchen Tünche ab. Man bereitet ihn in Branntwein zu, wodurch er eine Purpur-Farbe bekommt. Man gebraucht ihn zum Anlegen, und überfährt ihn mit Zinnober, da ſich denn die Gewänder ſo gut, wie in der Oehl-Laſierung, ausnehmen. Das Engliſche Braunroth vertritt des vorhergehenden Stelle, weil es ebenfalls aus blauem Vitriol beſteht; wenn es trocken wird, verbreitet es, im Licht und Schatten eingemiſcht, eine angenehme Purpur-Farbe. Der Kreutzdorn-Saft, oder das Saftgrün, wird von dem Weißen des Kalkes gelbgrün, ohne ſehr zu verſchießen. Das Berggrün belebet die Gewänder in friſchem Kalk. Das Erdſchwarz ſchattiert die gelben Gewänder. Das venediſche Erdſchwarz iſt die ſchwärzeſte unter allen Kalk-Farben. Man gebraucht auch die zu Kohlen gebrannten Weinhefen, Pfirſichſteine, Papier ꝛc. Mit allen dieſen Farben vermiſcht der Fresco-Mahler das Kalkweiß zum Lichte, zu Schatten und zu Mittel-Farben. Schmalte und Laſurblau gepülvert, beſtehen recht wohl an der Luft und im Regen. Dieſe Farben ſind beſonders in Landſchaften gut. Ultramarin iſt hier ſchön, aber koſtbar. Der Kalk zerſtört

folgende

folgende Farben: Bleyweiß, Mennig, Lack, Grünſpan, Auripigment, Beinſchwarz.

In Rom hat man noch eine Art al fresco auf alte Wände zu mahlen, welche man mit ſehr wenigem und verdünntem Gypſe überwerfen läßt. Dieſe Art leidet alle Farben ohne Unterſchied, wenn man nur die oft geweißten Wände vorher überſchabt hat, um der überflüſſigen Tünche keine Gelegenheit zum Abſpringen zu geben. Friſch getünchte Wände werden nur mit Gypſe überzogen, um die Farben begierig und ſchnell in ſich zu ſaugen.

Das Freſco-Mahlen verſtattet folglich nicht dem Pinſel, wie die Oehl-Mahlerey, naſſe Farben in einander zu miſchen; er ſchraffiert oder punctiert gemeiniglich ſeine Schatten; und bloß die Entfernung vom Auge muß dieſe leichte Striche in farbige Flächen verwandeln. Eine kurze Zeit nach dem Mahlen ſteigen erſt alle Farben aus dem Kalke mit ihren Schönheiten herauf, da ſie unter der Arbeit nichts, als ein unförmliches Chaos von Pinſelſtrichen vorſtellten; die ſcheinbaren Anſätze verſchwinden, und die Wärme der Luft vereinigt die Stücke zu einem Ganzen, deſſen Lebhaftigkeit unzerſtörbar ſcheinet.

Das Freſco-Mahlen iſt vormahls, ehe man die Oehl-Farben ausgedacht hat, zur Verzierung der Wände, ſowohl in den Zimmern, und an den Decken und Gewölben, als auf den Auſſenſeiten, mehr im Gebrauch geweſen, als heut zu Tage, wiewohl ſie noch jetzt in großen Gebäuden, zu ganz großen Stücken viel gebraucht wird. Die Alten ſcheinen die Farben-Miſchung dazu vollkommen verſtanden zu haben; denn man trifft bisweilen noch Stücke an, die ſeit vielen Jahrhunderten die friſcheſte Farbe behalten haben. Die herrlichſten Werke des Raphael im Vatican, ſind in dieſer Art gemahlt, wiewohl ſie jetzt in Abſicht auf die Färbung ſehr viel verloren haben; denn zu Raphaels Zeiten verſtand man die Ausübung dieſer Art zu mahlen noch nicht ſo gut, als hernach zu der Canacci Zeiten. Hannibal's Gemählde in der Gallerie des farneſiſchen Pallaſtes, ſind in Anſehung der Ausführung weit ſchöner, als alles, was vor ihm in dieſer Art gemacht worden iſt.

Von

Von dieſer Mahlerey ſind ganz unvergleichliche Deckenſtücke von den Händen des Jeſuiten Andr. Pozzo, in einigen römiſch katholiſchen Kirchen vorhanden, welcher auch, im Anhange bey ſeiner Mahler- und Bildhauer-Perſpectiv, Augſp. 1749, f. eine lat. und deutſche Anleitung dazu, u. d. T. Inſtitutio brevis pingendi albarium recens; kurze Unterweiſung zum Fresco-Mahlen, gegeben hat. Unter den franzöſiſchen Fresco-Mahlern, war *Charles de la Foſſe* (geb. 1640, geſt. 1716) ſehr berühmt.

In England und in den Niederlanden wird dieſe Art der Mahlerey nicht gebraucht, weil ſolche wegen der feuchten ſalzigen See-Luft daſelbſt nicht dauern, noch trocknen kann.

Die beſte Art von Fresco-Mahlerey zu machen, ſ. im 34 St. der Gieſſ. wöchentl. gemeinnütz. Anz. und Nachr. v. J. 1764, S. 268, f.

Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte, 1 Band, Brandenb. und Lpz. 1761, 4. S. 310—314.

Pernety Handlexicon der bildenden Künſte, Berl. 1764, 8. S. 96, f. und in der dabey befindlichen praktiſchen Abhandl. von den verſchiedenen Arten der Mahlerey S. 35—41.

Sprengels Handwerke und Künſte, 10 Samml. Berl. 1773. 8. S. 55—61.

Sulzers allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, 1 Th. Leipz. 1773, gr. 8. S. 536, f.

Freſque, ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Freſſe, die Freſſe, ein ſehr niedriger Ausdruck, das Maul, das Werkzeug des Freſſens, zu bezeichnen; in Bayern das Gefriß, an andern Orten das Gefräß, Niederſ. Vrete.

Freſſen, Niederſ. und Holl. freten. 1. Eigentlich, eſſen, zur Nahrung zu ſich nehmen, doch in verſchiedenen Einſchränkuugen. 1) Von allen Arten von Thieren, wenn ſie Nahrung zu ſich nehmen. Der Wolf hat ein Lamm gefreſſen. Die Heuſchrecken haben alles Getreide gefreſſen. Dem Viehe zu freſſen geben. Von Raubthieren gebraucht, bedeutet es ſo viel als zerreiſſen. Von einem wilden Thiere gefreſſen werden. Die Jäger brauchen dieſen Ausdruck nur von dem Schwarz und Roth Wildbrete, dagegen ſie von den andern Arten ſich äſen und weiden ſagen. 2) Von Menſchen. (a) Ein unanſtändiges oder unmäßiges

iges Eſſen zu bezeichnen, in der harten Sprech=Art. Freſſen und ſaufen, unmäßig eſſen und trinken. (b) Für eſſen überhaupt, in den niedrigen Sprech=Arten. Er hat einen Narren an ihm gefreſſen, figürlich, er hat eine unmäßige, blinde Liebe zu ihm. Den Tod an etwas freſſen. Sein Leid in ſich freſſen, figürlich, ſich heimlich kränken, ohne ſeinen Gram auszulaſſen. Er will alle Wiſſenſchaften gefreſſen haben.

2. Figürlich: verzehren, vertilgen, verderben, auch von lebloſen Dingen. Der Roſt frißt das Eiſen. Der Krieg hat viel Volk gefreſſen. Es frißt ihn der Neid. Ein Geſchwür, der Krebs frißt um ſich, frißt weiter, wenn es ſich weiter ausbreitet und die geſunden Theile verderbt. Ein freſſender Schade.

Freſſer, der viel iſſet, ein unmäßiger Eſſer, **Vielfraß**, L. Gulo, Vorax. Wie iſt der Menſch ein Freſſer, Matth. 11, 19.

Ein merkwürdiges Beyſpiel eines unerſättlichen Magens, war der Wittenbergiſche Vielfraß, ein Gärtner, mit Nahmen Jacob Kahle, von welchem Hr. Prof. Ge. Rud. Böhmer, in einer gelehrten Abhandlung, de polyphago & allotriophago Wittembergenſi, 1757, auf 5 Quartbogen, eine aus glaubwürdigen Acten und eidlichen Zeugen=Ausſagen gezogene, ausführliche Nachricht ertheilt hat. Dieſer Mann hat bey ſeinem Leben nicht nur eine ungeheure Menge von Speiſen, ſondern auch fremde und ungewöhnliche Dinge zu ſich genommen. Er hat z. E. mit einem Mahl 8 Schock Pflaumen, ſammt den Kernen, und zu einer andern Zeit 4 Metzen Kirſchen, ebenfalls mit den Kernen, gegeſſen. Noch mehr iſt zu verwundern, daß Derſelbe ſeinen Appetit auch mit fremden, und ſonſt der menſchlichen Natur ungewöhnlichen Dingen vergnügen konnte, ſo, daß er zuweilen die Speiſen ſammt den irdenen Schüſſeln und Tellern, Ofenkacheln, Glas und Kieſelſteine, fraß, und dabey mit ſo ſcharfen Zähnen verſehen war, daß man, wenn er auf einen Stein gebiſſen hatte, die Zähne darin ſehen konnte. Lebendige Vögel, Mäuſe, Raupen, ein Spanferkel, ein Hammel mit Haut, Haar und Wolle, wurden von ihm mit der größten Delicateſſe verzehrt: ja, er ſoll einmahl kein Bedenken getragen haben, ein blechernes Schreibzeug, ſammt Tinte, Streuſand, Federn und

und Federmeſſer, aufzufreſſen, wie ſolches von einem der beeidigten Zeugen, der es ſelbſt mit angeſehen hat, ausgeſagt ward. Ferner machte er ſich ein ander Mahl in Gegenwart vieler Leute, und um etwas Geld zu verdienen, über einen Dudelſack her, fraß ihn auf; und überdies verfolgte er den Beſitzer deſſelben, der darüber erſchrack, und, aus Furcht, daß ihm ein gleiches begegnen möchte, zum Fenſter hinaus ſprang, noch ziemlich weit. Solche und andere Umſtände gaben ehedem Anlaß, daß beſonders die gemeinen Leute dieſen ſo genannten Freßkahle beſchuldigten, als ob er durch Hülfe eines böſen Geiſtes bey ſeinen Unternehmungen unterſtützt würde, weshalb denn über ſeine Lebensart im J. 1723 Unterſuchungen angeſtellt, und 7 Zeugen eidlich abgehört worden ſind. Als nun dieſer Mann 1754, im 79 Jahre ſeines Alters ſtarb, ward ſein Körper, auf königlichen Befehl, auf dem Wittenbergiſchen Theatro anatomico von Hrn. Prof. Böhmer geöffnet; man hat aber den eigentlichen Grund dieſer Gefräßigkeit nicht entdecken können.

In der Normandie fand ſich, vor etwa 10 Jahren, ein Steinfreſſer, welcher eine Menge Kieſel- und Feuer-Steine verſchlang, ſo, daß man ſie im Magen klappern hören konnte. Ueber dieſen hat der berühmte le Cat eine phyſikaliſche Betrachtung angeſtellt.

Obgleich in den Schulen der Aerzte behauptet wird, daß man ſich durch den Ueberfluß gemeiniglich eher, als durch die Beſchaffenheit der Speiſen, ungeſund machen könne: ſo bemerkt man doch, daß die meiſten Freſſer zugleich eine auſſerordentliche Leibesſtärke beſeſſen haben. Nach dem Berichte der Griechen, konnte ſich Herkules nie ſatt eſſen; doch ward er vom Lepräus Elaus in einem Freß-Wettſtreite überwunden. Letzterer hatte drey Reihen Zähne im Munde, und verzehrte bey Einer Mahlzeit einen ganzen Ochſen, weswegen er auch Buphagus, der Ochſen-Freſſer, genannt wurde. Milo von Kroton trug in den olympiſchen Spielen einen Stier auf ſeinen Schultern hinweg, und verzehrte denſelben ganz allein in Einem Tage. Eben dieſes wird von dem Fechter Theogenes Thaſius erzählet. Aſtidamas Mileſius, welcher drey Mahl zu Olympia geſiegt hatte, aß mehr als neun andere ſtarke Männer. An der Tafel des Königs in Perſien, Ariobarzanes, fraß er alles allein auf, was für die ganze Geſellſchaft aufgetragen war. Ein auſſerordentlich großer Pfeiffer und Tänzer,

Nah-

Nahmens Herodot von Megara, verlangte zu ſeiner Mahlzeit nicht weniger, als 20 Pfund Fleiſch, eben ſo viel Brod, und einen halben Anker Wein; die Pfeifferinn Aglais aber ließ ſich mit 12 Pfund Fleiſch, eben ſo viel Brod, und 8 Kannen Wein begnügen. Vom Kaiſer Maximinus lieſet man, daß er ſehr groß und ſtark geweſen, aber auch täglich 40 bis 60 Pfund Fleiſch und einen ganzen Eimer Wein verzehren konnte. Aurelianus hatte einen Freſſer, der in Einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hammel und ein Ferkel zu ſich nahm. Claudius Albinus konnte auf ein Mahl 500 Feigen, 100 Pfirſichen, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Auſtern verzehren. Der Littauiſche Fürſt Suidrigellus ſaß gemeiniglich 6 Stunden lang an der Tafel, und hatte 130 Schüſſeln. Dem Kaiſer Maximilian ward im J. 1511 ein ſehr großer und dicker Nordländer vorgeſtellt, welcher mit einem Mahle ein ganzes rohes Kalb und ein Schaf auffraß. In den Nordländern, wo die ſtärkſten Leute wohnen, ſoll die Freßſucht am gemeinſten ſeyn.

Im J. 1765, fand ſich zu Dresden unter der königl. Leib-Garde ein Menſch, der bey einer Mahlzeit beynahe 20 Pfund Rindfleiſch, die Hälfte eines gebratenen Kalbes, mit andern Gerichten in gleicher Menge vermiſcht, aufzehren konnte. Um die Verdauung zu befördern, verſchluckte er auf dieſe Gerichte eine Menge kleiner Steine.

In No. 476 der Philoſophical Transactions wird erzählt, daß ein zwölfjähriger Knabe in England, binnen ſechs Tagen ſeiner natürlichen Freßſucht, 377 Pfund und 12 Unzen, nähmlich jeden Tag nicht unter 52 Pfund, 8 Unzen, und nicht über 77 Pfund gegeſſen und getrunken habe.

Die Baum-Krankheit, welche unter dem Nahmen des **Krebſes** am bekannteſten iſt, wird an einigen Orten auch der **Freſſer** genannt.

Freſſerey, Niederſ. Vreterije, Vritup. 1. Der Zuſtand, da man unmäßig iſſet. 2. Eine Gaſterey, ein Schmaus, in den niedrigen Sprech-Arten. Eine Freſſerey anſtellen.

Freß-Fieber, Freß-Krankheit, Fr. Febris famelica, eine Art eines nachlaſſenden Fiebers, wo der Kranke zur Zeit des Anfalles einen auſſerordentlichen Hunger bekommt, und ſich, alles ſtarken Eſſens ungeachtet, den-

noch nicht ſättigen kann. Siehe Heißhunger, im Art. Hunger.

Freß-Glocke, Fr. Heure du repas, im gem. Leben der Glockenſchlag, welcher die Zeit zum Eſſen ankündiget; daher das Sprichwort: mit der Freßglocke läuten, den Tiſch decken.

Freß-Krankheit, ſiehe Freß-Fieber.

Freß-Pulver, ein Pulver, welches den Thieren, als: Pferden, Schweinen, Hühnern ꝛc. beym Appetits-Mangel, um ihnen wieder Luſt zum Freſſen zu machen, gegeben wird; ſiehe Th. II, S. 321, f.

Freß-Rehe, eine Krankheit der Pferde, welche aus unmäßigem Freſſen entſteht, eigentlich eine Cardialgie iſt, und mit der Rehe nichts gemein iſt; ſiehe Hunger.

Freß-Sack, Niederſ. Vretſack, im gem. Leben, ein Sack, worin gemeine Leute auf der Reiſe ihr Eſſen bey ſich führen. Im niedrigen Scherze, auch eine Perſon, welche viel iſſet.

Freß-Spitze bey den Inſecten, ſiehe im Art. Inſect.

Freß-Waſſer, wird das Bitter- oder Nater-Waſſer genannt, weil deſſen Gebrauch den Magen reitzt und ſtärkt, und gemeiniglich den Appetit erweckt; ſiehe Th. V, S. 513.

Freß-Wurzel, eine Benennung der Th. II, S. 466, fgg. beſchriebenen Aronwurzel.

Freß-Zange, kleine Zangen, womit einige Inſecten an dem Maule verſehen ſind, und welche ihnen ſtatt der Zähne zum Zermalmen der Speiſe dienen.

Freſſure, ſiehe Geſchlinge.

Fret, *Fretage*, *Fretement*, *Freteur*; ſiehe Befrachten. Fracht.

Fretins, unnütze Aeſte und Reiſer, Wirr-Reiſer; ſ. Th. II, S. 608.

Frett, **Frettchen**, **Frette**, **Frettwieſel**, Muſtela Viverra *Klein.*; ſiehe unter Wieſel.

Fretter, in den gemeinen Sprech-Arten, beſonders in Schwaben, ein Pfuſcher; vielleicht von dem noch in Schwaben üblichen Zeitworte fretten, ſchwere Arbeit verrichten, imgleichen plagen, treiben.

Nach Anderer Meinung, iſt dieſe Benennung aus dem Worte Verräther, durch eine geſchwinde und zuſammen gezogene Ausſprache entſtanden, durch die Unwiſſenheit des eigentlichen Urſprunges aber mit dem F und ſchlechten e geſchrieben worden; denn eigentlich ſollte es Vrätter geſchrieben werden. Es wird dieſer Nahme insgemein gewiſſen Störern der Rechte und Gebräuche eines Handwerkes gegeben, es möge dergleichen ein wiederſinniges Glied der Innung ſelbſt, oder ein Anderer, ſeyn.

Die Sache ſelbſt hat eine gar ſchlimme Quelle. Die Handwerks-Zünfte machten vormahls, vielleicht aus Mißtrauen zu ihrer ſchlimmen Sache, aus ihren Mißbräuchen und Ungezogenheiten, die ſie Handwerks-Gebräuche nannten, die größten Geheimniſſe, und verfolgten daher diejenigen ihres Mittels, ſowohl Meiſter als Geſellen, die ſolche offenbareten. Dieſe nun nannten ſie am erſten ihre Verräther oder Fretter, und ſuchten dadurch nichts anders, als heimlich wieder die Obrigkeit und Geſetze ihre Leichtfertigkeit und Ungezogenheiten zu treiben, und zu conſpiriren. Weil aber ſolche Fretter ſelbſt von den andern dadurch diffamirt, und wenigſtens indirecte aus ihrer Gemeinſchaft geſtoßen, oder ſonſt ſo ſehr geängſtiget wurden, bis ſie ſolche ſelbſt verließen, hernach aber ohne Zunft und Handwerks-Gebrauch lebten, und ihr Handwerk trieben: ſo wurden ſie denn auch Pfuſcher, und gaben den andern Gelegenheit, Fretter und Pfuſcher für eins auszugeben, und zu klagen, daß dieſe Leute die beſondern Stücke ihrer Kunſt und Handwerks-Arbeit kund und gemein machten, folglich in dieſer Abſicht Verräther hießen. Daher aber iſt es endlich gekommen, daß viele einen Pfuſcher überhaupt oder einen Sonderling nunmehr einen Fretter nennen, nachdem ihre Gebräuche keine Geheimniſſe mehr ſind, und die alte Arkaniſterey der Bosheit abgeſchaffet iſt; inſonderheit, da ſie heut zu Tage ſelbſt nicht mehr wiſſen, woher das Wort Fretter ſeinen Urſprung habe. Ja, es wird auch derjenige öfters für einen Fretter geſchmähet, welcher aus ihrem Mittel die heimlichen Handwerks-Betrügereyen entdecket.

Man findet übrigens auch noch viele Handwerke, welche bey der Aufdingung ſonderlich das Verſprechen der Verſchwiegenheit erfordern; wer nun ſolches übertritt, der heißt auch ein Fretter. Ja, es gibt noch jetzt ſo einfältige und thörichte ein-

zelne Handwerksleute, welche mit Verdruß ertragen, wenn ein anderer nach der Art und Weiſe ihrer beſondern Arbeiten fraget, und ſolche Arcaniſterey treiben, ja entweder grob und abgeſchmackt, wenn ſie recht nach der alten groben und ungezogenen Art noch geſchnitzt ſind, oder doch liſtig mit Unwahrheit und Verſtellung antworten, und den Fragenden etwas aufzubinden ſuchen, ja ſich nachher darauf etwas rechtes zu gute zu thun meinen, wenn ſie glauben, ſie hätten einem etwas weiß gemacht, oder doch das beſte verhehlt. Und eben dieſes iſt die Urſache, warum es nicht ſo leicht iſt, wenn ein Gelehrter die Handwerke zergliedern, unterſuchen und speciell beſchreiben ſoll; weil doch dazu viele ſinnliche Begriffe und Specialia gehören, die man zum Theil von den Handwerksleuten erfahren muß, darunter aber viele glauben, ſie würden ſich ſelbſt ſehr ſchaden, oder wohl gar Fretter werden, wenn ſie alles rein und aufrichtig heraus ſagten, oder ſich nur mit einem nachfragenden Gelehrten, von dem ſie nur vermuthen, er wolle es etwa zu einer Schrift brauchen, über ihre Handwerks-Arbeit einlieſſen. Man muß alſo allerdings ſehr behutſam mit ſolchen thörichten, und bisweilen ſehr groben Leuten umgehen, wenn man nicht Verdruß haben, oder doch nicht betrogen werden, oder etwas erfahren will. Uebrigens ſchlage man hierbey auch im VI Th. S. 65, den Art. Böhnhaſe nach.

Fretzen, ein Wort, welches nur im gem. Leben einiger Gegenden üblich iſt. 1. Für freſſen, ſo wie man in einigen Provinzen auch **ätzen** für eſſen braucht. 2. Als ein Factitivum, zu freſſen geben. Das Vieh fretzen, d. i. mäſten. Gänſe, Kapaunen fretzen, im Oberd. ſie ſtopfen. In einigen Mund-Arten auch **frexen**.

Daher **auffretzen**, 1. für auffreſſen, 2. für auffüttern, aufziehen. Beyde Bedeutungen aber ſind im Hochdeutſchen völlig unbekannt.

Freude. Die Freude iſt ein hoher, die Seele durchdringender Grad des Vergnügens, welches aus einem ungewöhnlichen oder plötzlichen Gefühle der Glückſeligkeit entſteht. Sie ſcheint das höchſte Ziel der Wünſche des Menſchen zu ſeyn. Wenigſtens iſt ſonſt keine Leidenſchaft, die ſo ganz Genuß, ohne Beymiſchung von Unruhe und von anderm Beſtreben, wäre. Da ſie aus der

Vor-

Vorſtellung entſteht, daß alle Wünſche erreicht ſind, ſo wünſcht, hofft und fürchtet das ganze freudige Herz nichts mehr, ſondern überläßt ſich ganz dem gegenwärtigen Genuſſe. Daher kommt es, daß der Menſch, indem er die Freude genießt, ein großmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geſchöpf iſt, mit dem man beynahe machen kann, was man will. Denn da er ſelbſt während der Freude an dem Ziele ſeiner Wünſche zu ſeyn glaubt, ſo ſuchet er für ſich nichts mehr, hat kein eigenes Intereſſe; und wenn ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt es dieſes, daß nun auch alle Menſchen ſo glücklich, wie er ſelbſt, ſeyn mögen. Nur muß man ihn in ſeiner Glückſeligkeit nicht ſtören; denn, weil die Freude naturlicher Weiſe unbedachtſam, leichtſinnig und dabey ſchnell iſt, ſo könnte ſie auch leicht in wüthende Rache ausbrechen.

So erwünſcht die Freude dem Menſchen iſt, ſo darf er ſich doch nicht beklagen, daß ein beträchtlicher Grad derſelben ſelten kommt, und nicht lange anhält; denn dieſes würde ihm mehr ſchädlich, als nützlich, ſeyn. Große Freude ſpannt alle Saiten der Seele ab, weil ſie nichts wünſcht und nichts ſucht. So wie der Menſch, der von Kindheit auf nie gefühlt hat, daß ihm etwas fehlt, natürlicher Weiſe leichtſinnig, träg und unbeſonnen wird, und ſich ſehr wenig über die Sinnlichkeit erhebt: ſo würde es derjenige, der lauter Freuden genoſſen hat, noch viel mehr werden, da ihm gar alle Gelegenheiten zur Anſträngung ſeiner wirkenden Kräfte benommen wären.

Deſſen ungeachtet aber kann dieſe Leidenſchaft, wenn ſie nur zur rechten Zeit erweckt wird, ganz wichtige Folgen haben, wie z. B. alle öffentliche Freuden, da man in religiöſen oder politiſchen Feyertagen eine glückliche Begebenheit feyert. Daß ein ganzes Volk ſeine Glückſeligkeit erkenne, und ſich derſelben erfreue, iſt in mehrern Abſichten wichtig, weil dieſes Gefühl ſehr vortheilhaften Einfluß auf den Character dieſes Volkes und auf ſeine Handlungen hat. Da können die ſchönen Künſte, beſonders Muſik, Poeſie und Beredſamkeit große Dienſte thun. Oden und Lieder, die durch Vorſtellung des National-Glückes zur Freude ermuntern, ſind unter die wichtigen Werke der Künſte zu zählen. Horaz hat die Römer mehr als ein

Mahl zur Freude über ihr Glück ermuntert (z. E. im 1 B die 37. III, B. 14. VI, 5), und die dahin abzielenden Oden gehören unter ſeine vornehmſten Werke. Wenn wir die Päane der Griechen noch hätten, ſo würden wir vielleicht begreifen, daß mancher Sieg dieſes auſſerordentlichen Volkes hauptſächlich den Freuden-Geſängen, womit ſie ihre Schlachten angefangen haben, zu zuſchreiben ſeyn möchte.

Aber auch jede Art der Privat-Glückſeligkeit, die allgemeinen Wohlthaten der Vorſehung, und was etwa einzele Familien oder Menſchen glücklich macht, und die Aeuſſerungen der Freude dabey, ſind wichtige Gegenſtände. Ich will auch die Lieder nicht als unnütze verwerfen, welche bloß ſinnliche Gegenſtände des Vergnügens zu Erweckung der Freude brauchen; ob ich gleich dem vollkommenſten Trink-Liede eben keinen hohen Rang anweiſen würde. Es kann nicht leicht einem aufmerkſamen Beobachter der Menſchen unbemerkt bleiben, daß bisweilen eine freudige Minute, wenn ihre Veranlaſſung auch noch ſo geringe geweſen iſt, wichtige Folgen haben kann, Gemüther, welche durch allerhand Verdrießlichkeiten etwas in Unthätigkeit geſunken waren, wieder aufzurichten.

Große Freuden, die wir an andern Menſchen ſehen, können auch die Wirkung auf uns haben, daß ſie das Gemüth menſchlicher und wohlthätiger machen. Man ſollte denken, ein Tyrann ſelbſt müßte der Tyranney entſagen, wenn er die große Scene lieſet, welche Plutarch und Livius beſchreiben, da der römiſche Feldherr Flaminius dem ganzen verſammelten Griechenlande durch Herolde die Freyheit öffentlich hat ankündigen laſſen. Es ſcheint, als wenn Menſchen, indem ſie in feſtlichen Freuden begriffen ſind, etwas geheiligtes und unverletzliches an ſich haben, daß ſich auch der ruchloſeſte Menſch ein Gewiſſen daraus machen müßte, ſie darinn zu ſtören. Alſo hat die Freude anderer Menſchen überhaupt auf gute Gemüther die Wirkung, daß man dieſen Menſchen gewogen wird, ſich bereit findet ihre Freude mit zu genießen, und, wo möglich, die Quelle derſelben noch voller fließen zu laſſen. Hingegen flößen ungezogene Freuden, die Leichtſinn oder wohl gar Muthwillen und ungezogene Schwelgerey zum Grunde haben, Verachtung ein.

Zu den jetzt angeſtellten politiſchen Betrachtungen über die Freude, ſey es mir, noch einige diätetiſche oder ökonomiſche hinzu zu fügen, erlaubt. Wenn wir die

Lebensbeſchreibungen ſolcher Leute leſen, die ein ſehr hohes Alter erreicht haben, und ſtets geſund geweſen ſind: ſo finden wir, daß ſie entweder von luſtiger Gemüths-Art, oder doch ſo leichtſinnig geweſen ſeyn, daß ſie nichts von Sorge, Gram, Neid, Zorn und Traurigkeit gewußt haben. Aus dergleichen Erfahrungen ſchloſſen die Alten, daß das ununterbrochene Vergnügen, welches in ſanften Gemüths-Ergetzungen beſteht, zur Geſundheit des Leibes und zum hohen Alter ſehr vieles beytrage.

Unter allen Leidenſchaften ſind die Arten der ſtillen Freude oder des Vergnügens darum die heilſamſten, weil ſie die Lebens-Bewegungen lebhafter machen, ohne ihnen doch Gewalt anzuthun. Da nun aber die Lebens-Bewegungen der Urſprung aller übrigen Verrichtungen der Theile unſers Körpers ſind, ſo wirket das Vergnügen gleichſam von innen, von dem erſten Grunde der Bewegungen heraus, und durchdringt mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit das ganze Syſtem der Bewegungen unſers Körpers bis in die kleinſten Theile deſſelben. Nichts iſt demnach heilſamer, als ſich über alles zu freuen, bey den geringſten Kleinigkeiten ein Vergnügen zu empfinden, und die Welt jederzeit von der beſten Seite zu betrachten. Allein, es iſt ein Vorzug, welchen gemeiniglich diejenigen, die ihn beſitzen, mehr der Natur, als ihrer Geſchicklichkeit, zu verdanken haben. Diejenigen, welche dieſe Glückſeligkeit aus den liebreichen Händen der Natur empfangen haben, können ihr nie genug dafür verbunden ſeyn; denn ſie ſind glücklich, ohne es zu ſeyn, und ſie werden es ohne Urſache. Ein glücklicher Zufall hat ihnen einen Vorhang vor allen Unvollkommenheiten des Weltgebäudes gezogen. Die Traurigkeit iſt ihnen etwas Unbekanntes, und der Zorn beweiſet bey ihnen ſeine Grauſamkeit mehr durch eine redneriſche Beredſamkeit, als durch eine Empfindung des Herzens. Von dieſer Art war der hundert-

dertjährige Hr. von Fontenelle, der noch beym Froſte des höchſten Alters Scherze ſagte, die Sinngedichte waren, und der auch im Tode noch ein ſchöner Geiſt blieb. Der berühmte Arzt, Fried. Hofmann, hatte ſein 84 jähriges Alter gewiß mehr dieſem glücklichen Temperamente, als ſeinem Lebensbalſam, zu zuſchreiben; und ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beyſpiele anführen wollte, welche dieſes beſtätigen.

Sanctorius hat angemerkt, daß die Freude, indem ſie die Ausdunſtung befördert, den Körper leichter mache, und daß er bey der Zufriedenheit des Gemüthes am leichteſten werde. Dieſes geſchieht durch denjenigen Mechanismus, da das Vergnügen die Bewegung des Herzens, des Pulſes, der Lungen, und den Umlauf des Geblütes ohne natürliche Heftigkeit vermehret, und hierdurch alle Abſonderungen und Ausführungen, zum großen Vortheile der Geſundheit, befördert. Eine unverhoffte Freude iſt öfters die beſte Arzeney in Krankheiten geweſen, und man hat davon unläugbare Beyſpiele.

Pechlin führt den Lorenz de Medicis an, welcher an einer ſchweren und langwierigen Krankheit danieder gelegen, und der nicht durch Arzeneymittel, ſondern bloß durch das Anhören einer luſtigen Geſchichte davon befreyet worden iſt. Der berühmte Hermann Conring lag ehedem an einem kalten Fieber krank; und da alle Arzeneyen nichts verfangen wollten, wurde er bloß von dem Vergnügen geſund, das er empfand, wenn der große Meibom zu ihm kam, und mit ihm von gelehrten Sachen redete. Quintus Fabius hatte zwölf Jahre das viertägige Fieber gehabt, und wurde es endlich doch durch die Freude los, daß er den Sieg über den Hannibal erhielt. Wie oft werden nicht die elendeſten Kranken von dem Beſuche eines angenehmen Freundes, oder durch den Zuſpruch eines liebreichen Arztes, dergeſtalt geſtärket und erquicket, als ob ſie die kräftigſten Arzeneyen genommen hätten! Alles dieſes ſind Folgen der heilſamen Einflüſſe, welche das Vergnügen in die Oekonomie der Lebens-Bewegungen äuſſert. Von den erſtaunlichen Wirkungen, welche zu allen Zeiten die Muſik in Krankheiten gehabt hat, und welche keiner andern Urſache, als dem dadurch erregten Vergnügen, zu zu-

ſchreiben

ſchreiben ſind, werde ich an ſeinem Orte ein Mehreres anführen.

Die Ausbrüche der Freude, nähmlich: der Tanz, das Lachen, das Reden, der Geſang, ſind eben ſo viele Arzenenmittel wieder mancherley gefährliche Krankheiten. Wie große Wirkungen thut nicht in vielen Krankheiten ein zur rechten Zeit getrunkenes Glas Wein, deſſen ganze Wirkung darin beſteht, daß es angenehme Leidenſchaften erreget! Alle dieſe Sachen ſind jedermann bekannt, und ich kann daraus eine ſichere Folge herleiten. Wenn das ſanfte Vergnügen faſt allen Kranken heilſam iſt; wenn ſeine Wirkungen und Ausbrüche ſelbſt etwas Belebendes und Erquickendes haben, und wenn ſeine Eindrücke in das Herz dieſe Quelle des Lebens erweitern: ſo iſt die Freude eine Sache von der Natur, ſo iſt ſie ein Kleinod, wonach man täglich ringen muß, bis man es erreicht hat, ſo iſt ſie die erſte Pflicht und der Beruf unſers Daſeyns. Man ſollte kaum glauben, daß es Leute geben könnte, die ſich zum Vergnügen nöthigen laſſen, und denen man es empfehlen muß, als ob es ein ſchweres Geſetz wäre. Allein, der Geiſt der Schwermuth beſitzt den größten Theil des menſchlichen Geſchlechtes, wenn ich nur die Kinder davon ausnehme. Die Sorgen der Nahrung, der Ehr-Geitz, der ſteife Ernſt, welchen die meiſten männlichen Geſchäfte erfordern, die Kränklichkeit, und ſelbſt die ſchwermüthige Tugend, welche die Pietiſten die Gottes-Furcht nennen: dieſes alles, und noch viel mehr ſolche Urſachen, entwöhnen uns von dem Vergnügen, welches unſere erſte Jugend glückſelig machte; und ſo werden wir elend, indem wir geſetzte Leute und Perſonen von Anſehen werden.

Da ich ſehr wohl weiß, daß es der rechte Weg nicht ſey, Leidenſchaften durch Ermahnungen zu erregen, welche bloß darauf gegründet werden, weil ſie geſund ſind; und da es die ernſthaften und melancholiſchen Leute gar

für einen Frevel halten, die Vergnügungen anzupreiſen: ſo will ich mir die vergebliche Mühe erſparen, Schwermüthigen, oder Andern, die es für anſtändiger, frömmer, ehrbarer und nothwendiger halten, die Freude zu fliehen, Bewegungsgründe vorzutragen, warum ſie keine Gelegenheit vorbeygehen laſſen ſollten, ſich auf eine anſtändige und geſittete Weiſe zu vergnügen. Ich hoffe, daß es nützlicher ſeyn werde, wenn ich denen, die das Vergnügen ſuchen und lieben, einige heilſame Regeln gebe, wie ſie es auf eine ſolche Weiſe gebrauchen ſollen. welche ihrer Geſundheit nicht nachtheilig iſt.

Es iſt eine allgemeine Regel bey allen Vergnügungen, zu verhüten, daß ſie nicht ſchnell den höchſten Grad erreichen. Ein hoher Grad der Freude wirket, wenn er ſchnell hervor gebracht wird, mit ſolcher Gewalt in die Lebens-Bewegungen, daß daraus die gefährlichſten Zufälle entſtehen. Das Herz wird gleichſam über ſeine Macht ausgedehnt; der Puls ſchlägt gewaltig, und es entſteht ein Herzklopfen, welches zuweilen die Umſtehenden hören können; die Ausdunſtung wird in einem ſolchen Grade vermehrt, daß man ohnmächtig zu Boden fällt; das Athemhohlen wird unterbrochen; und wo nicht der Tod ſelbſt augenblicklich darauf erfolgt, ſo können doch andere Zufälle hinzu kommen, welche bitter genug ſind, und der Freude allen ihren Reitz benehmen. Von dieſer letztern Art ſind die Krankheiten, welche von dem Einfluſſe der heftigen Freude in das ganze Syſtem der Nerven ihren Urſprung nehmen, als welches dadurch zu ſeinen Verrichtungen ungeſchickt gemacht wird. Hiervon kommt das Herzklopfen, und bey empfindlichen Perſonen die Ohnmacht. Ja noch mehr, eine ſchnelle große Freude kann durch eben dieſe Zerrüttung des Nervenſyſtems ſo gar eine Verrückung des Verſtandes veranlaſſen.

In dieſe Gefahr gerieth Dionyſius, der Tyrann von Heraclea im Pontus, von welchem Photius erzählt, daß

Freude einen Schwindel bekommen, der ihn faſt zu Boden geſtürzt hätte, und daß er beynahe verrückt geworden wäre, als er die frohe Zeitung von Alexanders Tode vernommen habe. Rhodius erzählt von einem Gefangenen, dem ſeine Freyheit angekündiget worden war, daß er vor Freude über dieſe Nachricht alſobald das Fieber bekommen habe; und es iſt bekannt, daß die Miſſethäter, welche auf dem Gerichtsplatze Gnade erhalten, von der ſchnellen Abwechſelung der Todesangſt mit der lebhafteſten Freude in Lebensgefahr gerathen, und oft durch alle Hülfsmittel der Arzeneykunſt nicht gerettet werden können.

Es iſt unſtreitig, daß ein ſehr hoher Grad einer ſchnellen Freude zuweilen plötzlich tödte. Ich will nur wenige unzweifelhafte Beweiſe anführen. Livius erzählt es von einer Römerinn, daß ſie, bey der unverhofften Zurückkunft ihres Sohnes aus der Schlacht, in ſeinen Umarmungen plötzlich geſtorben ſey. Marcellus Donatus hatte zu ſeiner Zeit ein ähnliches Beyſpiel. Im J. 1544 lag der bekannte Seeräuber, der Jude, Sinamus Ceſſurus, zu Arſinoe, einem Hafen am rothen Meere, und rüſtete ſich zum Kriege wieder die Portugieſen. Hier bekam er die unverhoffte Bothſchaft, daß Seleucus, ſein Sohn, welcher bey der Eroberung von Tunis in die Sclaverey gerathen war, von dem Barbaroſſa ranzioniert, und mit ſieben Raub-Schiffen, die zu ſeinem Befehle ſtänden, nach Alexandrien geſchiffet ſey, und bald ankommen würde. Dieſe Neuigkeit rührte den Vater, wie ein Schlagfluß, ſo daß er alſobald ſeinen Geiſt aufgab. Im Bonetus lieſet man eine andere Geſchichte, die in weichen Herzen einen unvergänglichen Eindruck machen wird. Im Thale Lode, im Neuburger Gebiethe, nahm im J. 1658, ein junger Bauersmann, wieder Willen der Mutter, doch mit Genehmhaltung des Vaters, ein ſchönes aber dürftiges Mädchen zur Ehe. Die Schwiegermutter hielt aber dieſe ihre Schwiegertochter ſo übel, daß ſie ſich wieder zu ihren Aeltern begeben, und ihren Ehemann mit großer Betrübniß verlaſſen mußte. Nachher wurden dieſe beyden Eheleute vor Gram und Kummer krank; doch war der Mann viel ſchlimmer, und trug ein großes Verlangen, ſeine Frau zu ſprechen. Dieſe wurde auf einem Schlitten in ihres Mannes Behauſung gebracht. Sie umarmten ſich beyde, und nahmen Speiſe zu ſich, welche ſie vorher beyde nicht gewollt hatten. Man ließ ſie allein, um ſich auszuruhen. Nach zwo Stunden fand man ſie entſeelt, da ſie ſich beyde

einander umhalſet hatten. Ich übergehe, was man im Valerius Maximus, 9 B. 12 Cap. im Plinius, 7 B. 53 Cap. und in andern Schriftſtellern von Beyſpielen dieſer Art lieſet.

Bey dem allen glaube ich doch nicht, daß die Todesfälle, welche mit Recht auf die Rechnung der Freude geſchrieben werden können, ſo gemein ſind, als ſie ſeyn würden, wenn man alle diejenigen zuſammen zählen wollte, welche dafür ausgegeben werden. Ich will nicht unterſuchen, was an der Geſchichte mit Leibnitzens Erbinn ſeyn mag, die vor Freude geſtorben ſeyn ſoll, weil ſie unvermuthet Geld unter ſeinem Bette gefunden. Das aber ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß der Pabſt Leo X. nicht von der Freude geſtorben iſt, ob es gleich verſchiedene Schriftſteller gerade zu verſichern. Er war auf einem ſeiner Luſthäuſer, als er die Nachricht von der Eroberung Maylands und Parma erhielt, und er gerieth hierüber in eine ſolche Freude, daß ihn dieſelbe Nacht ein kleines Fieber überfiel, worauf er wenige Tage darauf ſtarb. Allein, ſo langſam tödtet die Freude nicht. Vielleicht verleitete ſie nur den luſtigen Papſt zu ſolchen Ausſchweifungen, wovon Johann Zapolíha, ein ehemaliger Woywode von Siebenbürgen, der 1526 zum Könige von Ungarn erwählt wurde, ſein Leben einbüßen mußte. Man ſagt, daß dieſer Herr vor Freude geſtorben wäre, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß ihm ſeine Gemahlinn, Iſabella, einen Prinz geboren hätte. Man ſollte aber dabey ſagen, daß er auf gut Ungariſch bey dieſer Freude getrunken, und daß er von dieſer Ausſchweifung erkranket, und in wenigen Tagen geſtorben ſey. Das, was Gellius von dem Diagoras ſaget, ſcheint ebenfalls kein guter Beweis für die Tödlichkeit einer großen Freude zu ſeyn. Jedoch, ich muß wieder zu meinen Lebens-Regeln zurück gehen.

So wie eine große und ſchnelle Freude gefährlich iſt: ſo ſind auch alle Arten der Vergnügen dem Leben und der Geſundheit nachtheilig, wenn man ſie zu Ausſchweifungen macht. Alle ſanfte und ſparſam genoſſene Ergeßlichkeiten ſind uns nützlich. Aber es iſt keine große Leidenſchaft, kein Uebermaß weder im Grade noch in der Dauer der ſinnlichen Ergeßungen, ohne Gefahr und Schaden. Die wahre Wolluſt, in die ſich nichts Niedriges miſcht, iſt weder ein Laſter, noch nähret ſie es. Dieſe tugendhafte Wolluſt iſt es allein, welche ein hohes Alter

ter befördert, und eine Freundinn der Geſundheit iſt. Kein Laſter macht alt; kein heftiges Vergnügen läßt die Geſundheit ungekränkt; keine vergnügte Lebens=Art macht uns glücklich, wenn das Gewiſſen nicht mit vergnügt ſeyn kann. Die geſunden Vergnügungen beſtehen überhaupt nicht ſowohl in eigentlich ſo genannten angenehmen Leidenſchaften, als vielmehr in einer Gemüthsfaſſung, bey der man immer bereit iſt, nur an den vergnügten Begebenheiten in der Welt Antheil zu nehmen, und die traurigen zu vergeſſen. Dieſe geruhige Art des Vergnügens iſt es allein, die einer ununterbrochenen Dauer fähig iſt. Die Leidenſchaften gleichen den Luft=Erſcheinungen, welche nur wenig Augenblicke dauern. Ein vergnügtes Herz iſt ein heiterer Himmel, der lange Zeit unumwölkt beſtehen kann. Dieſe Fortdauer des Vergnügens iſt aber eine weſentliche Bedingung, wenn Leben und Geſundheit davon Vortheile haben ſollen. Durch die Fortdauer einer ſtillen Freude wird unſere Natur nach und nach an ſo ordentliche Bewegungen gewöhnt, die der Erhaltung des Lebens gemöß ſind. Die Heiterkeit des Gemüthes, das ſtille Vergnügen des Herzens ordnet unſere Lebens=Kräfte aufs vortheilhafteſte, indem es dieſelben von tauſend Hinderniſſen befreyet, welche ihnen unangenehme und traurige Vorſtellungen in den Weg legen würden. Es kommt nur auf das Geheimniß an, die ſo glücklich angebrachten Kräfte in dieſer Spannung zu erhalten; und weil keine ſtarke Leidenſchaften, keine ſehr lebhafte Vorſtellungen, einer langen Dauer fähig ſeyn können, da ſie die Zeit ſelbſt ſchwächt und verdunkelt, ſo können wir zu nichts andern, als zu der vergnügten ſtillen Zufriedenheit, die ſich auf Sorgenloſigkeit, Genügſamkeit, auf Tugend und ein gutes Gewiſſen gründet, unſere Zuflucht nehmen.

Freuden=Geld, ein Geld, welches in einigen Gegenden Sachſens verlobte Perſonen vor der Trauung bey Kutſcher=

ſcher-Recht in dem Amte erlegen müſſen. Ledige Perſonen geben jede 3 Gr. 6 Pf., verwittwete aber 7 Gr.

Freund, Niederſ. Fründ, Holl. Vriend, Engl. Friend, Schwed. und Jßländ. Fraende, überhaupt eine Perſon, welche uns liebt, doch unter verſchiedenen Einſchränkungen. 1. Eine Perſon, welche durch die Bande der Verwandtſchaft mit uns verbunden, und uns folglich zu lieben verbunden iſt, ein Verwandter, eine Verwandte, Fr. Parent. Ein weitläuftiger Freund. Ein naher Freund. Seine Freunde (d. i. Verwandten) wollten die Heurath nicht zugeben. 2. Eine geliebte Perſon des andern Geſchlechtes, man mag ehelich mit ihr verbunden ſeyn, oder nicht, in der edlen und anſtändigen Schreibart. 3. Eine Perſon, mit der man durch den Umgang verbunden iſt. Er iſt mein alter Freund. Ein vertrauter Freund. Ihre Freundinnen und Geſpielen. 4. Der Neigung nach, eine Perſon, die man liebt, deren Beſtes man zu befördern ſucht, ohne Rückſicht auf das Geſchlecht, L. Amicus, Fr. Ami. Er iſt mein ſehr guter Freund. Jemanden zum Freunde haben. Sich jemanden zum Freunde machen. Ein wahrer Freund. Ein falſcher, verſtellter Freund. Er iſt ein guter Freund von mir, für, er iſt mein Freund, iſt eine im gem. Leben ſehr übliche, vermuthlich nach dem Franzöſiſchen gebildete Art des Ausdruckes. 5. Im gem. Leben nennt man Freunde ſehr oft ſolche Perſonen, mit welchen man in entfernten Verbindungen der Handlung oder der Nahrung ſteht. In dieſem Verſtande pflegen die Kaufleute ihre Correſpondenten und Bekannten Freunde zu nennen; ſiehe Th. VIII, S. 394. 6. Oft iſt mein Freund oder guter Freund ein Ausdruck, mit dem man geringere unbekannte Perſonen aus Vertraulichkeit anredet, deren Nahmen oder Stand man nicht weiß. 7. Figürlich. Ich bin kein Freund von vielem Reden, d. i. ich liebe das viele Reden nicht. Er iſt ein Freund vom Trinken.

ken. Die Nacht iſt niemands Freund, begünſtiget niemandes Vorhaben.

Freundbrüderlich, ſo nur in den Kanzelleyen, beſonders unter fürſtlichen Perſonen, welche ſich in den Titulaturen Brüder zu nennen pflegen, üblich iſt, für freundſchaftlich und brüderlich. S. auch **Freundvetterlich**.

Freundlich, im Niederſ. frünlik, liebe, freundſchaftliche Geſinnungen habend, verrathend, liebreich. 1. Eigentlich, ſo fern ſich dieſe Geſinnung durch Geberden und Mienen äuſſert. Ein freundlicher Mann. Er ſieht immer freundlich aus. Jemanden freundlich anreden, aufnehmen. Sich freundlich ſtellen. Ein freundliches Geſicht, Fr. Viſage doux, gracieux. Er war ſehr freundlich gegen mich. Jemanden freundlich grüßen, Fr. ſaluër quelcun civilement.

2. Figürlich auch, 1) ſo fern ſie ſich durch andere Merkmahle an den Tag leget, in welcher Bedeutung dieſes Wort nur im gem. Leben, imgleichen von Vornehmern gegen Geringere, üblich iſt. Einem freundlich ſchreiben. 2) Freundliche Berg-Arten, im Bergbaue, Stein-Arten, welche Metallmütter abgeben, und daher gleichſam Freunde der Bergleute ſind.

Bey den Mahlern, iſt ein freundliches Colorit, dasjenige, welches einen ſchimmernden und hellen Glanz hat. Man muß dieſes nicht mit dem guten Colorite vermengen. Letzteres kann nicht gut ſeyn, ohne zugleich freundlich (Fr. agréable) zu ſeyn; da hingegen das freundliche Colorit mit dem Flittergolde verglichen werden kann, welches einen Glanz ohne innerlichen Werth hat. Von dieſer Art ſind alle Farben, welche etwas vom Email haben.

Freundvetterlich, ſo nur in den Kanzelleyen unter ſolchen fürſtlichen Perſonen üblich iſt, welche ſich in ihren Titulaturen Vettern zu nennen pflegen, für freundſchaftlich und vetterlich. Weibliche Perſonen bedienen

ſich

ſich im Oberdeutſchen in eben dieſem Verſtande des **Freundmuhmlich.** Siehe **Freundbrüderlich.**

Freundwillig, ein gleichfalls in den oberdeutſchen Kanzelleyen einheimiſches Wort, für freundſchaftlich und bereitwillig. Der gute Geſchmack im Hochdeutſchen hat dieſes Wort, ſo wie die ähnlichen **freunddienſtlich, freundwerth** u. ſ. f. längſt verbannet.

Frevel, der Frevel, im Oberd. auch die Frevel, Fr. Malice, Méchanceté, Temerité. 1. In der eigentlichen Bedeutung, Gewalt, Stärke. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet.

2. Figürlich, unrechtmäßige Gewalt, vorſetzliche Beleidigung anderer; wo dieſes Wort, 1) für eine jede vorſetzliche Beleidigung Gottes und der Menſchen, für Laſter, Bosheit, Verbrechen, gebraucht wird. In einigen oberdeutſchen Gerichten theilet man die Verbrechen in den **kleinen** und den **großen Frevel,** wovon jener für die niedere, dieſer aber für die höhere Gerichtbarkeit gehört. 2) Am häufigſten bedeutet dieſes Wort eine jede vorſetzliche Beleidigung des Nächſten, eine muthwillige Uebertretung der Geſetze, wovon der Beleidiger oder Uebertreter keinen Nutzen hat. Frevel an jemanden begehen. Den Frevel büßen, Strafe dafür geben oder leiden. Er hat es aus bloßem Frevel gethan. 3) In den Gerichten werden oft geringe Verbrechen, dergleichen Scheltworte, Backenſtreiche u. ſ. f. ſind, die vorhin gedachten **kleinen Frevel,** nur ſchlechthin **Frevel** genannt, zum Unterſchiede von den höhern Verbrechen. Auch die Strafe für dergleichen Uebertretungen der Geſetze, oder Beleidigungen anderer, führt in manchen Gegenden dieſen Nahmen; daher wird in einigen oberdeutſchen Gegenden die Geldſtrafe für geringe Verbrechen, die **Frevel-Buße,** ein Gericht, welches nur geringe Verbrechen richtet, das **Frevel-Gericht,** ſo wie deſſen Richter der **Frevel-Richter,** und eine Rechtsſache, welche geringe Verbrechen betrifft, die

Fre-

Frevel-Sache genannt. 4) Muthwillen, Leichtfertigkeit, und leichtfertige Geſinnung. Das Kind weiß vor Frevel nicht, was es anfangen ſoll.

Frevel-Buße,
Frevel-Gericht,
Frevel-Richter,
Frevel-Sache,
} ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Frevel-Vogt, in einigen oberdeutſchen Gegenden, z. B. in Strasburg, eine obrigkeitliche Perſon, welche im Nahmen des Landesherrn die begangenen Verbrechen rüget und anklaget; ein Fiscal.

1. Freveln, Frevel begehen, in allen kurz vorher angeführten figürlichen Bedeutungen dieſes Hauptwortes. In einigen oberdeutſchen Gerichten auch die auf den Frevel, d. i. geringe Verbrechen, geſetzte Strafe erlegen. Der frevelt 30 Schillinge, im Strasb. Stadt-Rechte.

2. Freveln, ein Wort, welches nur in dem Salzwerke zu Halle üblich iſt, wo die geſottenen Salzſtücke gefrevelt werden, wenn man ſie auf die Trockenböden bringet, damit ſie daſelbſt trocknen.

Frey, in der Schweitz fryg, im Niederſ. frij, ehedem frig, L. Liber, Fr. Libre, Franc, Engl. free, Holländ. vry. Dieſes Wort bezeichnet eine Abweſenheit aller ſolcher Dinge, welche als eine Einſchränkung, als ein Zwang, oder als ein Hinderniß angeſehen werden.

I. In der weiteſten und vielleicht eigentlichſten Bedeutung, da denn die Sache, welche als abweſend vorgeſtellet wird, das Vorwort von bekommt. Fr. Exemt, libre. Frey von Sorgen, von Geſchäften, von Abgaben, von Schulden. Gemeiniglich wird das Wort frey, wenn es dieſe Bedeutung hat, an das Hauptwort angehänget, als: ſchuldenfrey, ſorgenfrey, zinsfrey, zollfrey, accisfrey ꝛc.

II. In engerm Verſtande wird dieſes Wort abſolute und mit Auslaſſung des Hauptwortes faſt von allen

Arten des ſowohl körperlichen, als auch bürgerlichen und ſittlichen Zwanges gebraucht. Die vornehmſten mögen etwa folgende ſeyn.

1. Frey von dem körperlichen Zwange, oder der körperlichen Einſchränkung. 1) Frey von demjenigen, was die Bewegung hindert oder einſchränket. Sich frey bewegen können. Einen Gefangenen auf freyen Fuß ſtellen. Jetzt athme ich wieder aus freyer Bruſt, wenn ſie vorher beklemmt geweſen. Ein freyer Eingang in ein Haus, der durch keine körperliche Hinderniſſe erſchweret wird. Das Waſſer hat ſeinen freyen Lauf, wenn daſſelbe durch nichts gehindert wird. Einer Sache ihren freyen Lauf laſſen, ſie nicht hindern, auch im figürlichen Verſtande. Aus freyer Hand zeichnen, ohne Original, imgleichen ohne mechaniſche Hülfs-Mittel. Ein freyer Pinſel, Fr. un pinceau franc, ein freyer Grabſtichel, Fr. un burin franc, ein freyer Meißel, Fr. un ciſeau franc, in den bildenden Künſten, der mit einer leichten und dreiſten Hand geführet wird. Siehe Freyheit. In engerer Bedeutung iſt frey dem gezwungenen entgegen geſetzt. Ein freyer Gang, freye Minen und Geberden, welche der natürlichen Beſchaffenheit der Gliedmaßen gemäß ſind. 2) Frey von demjenigen, was den Raum oder die Ausdehnung einſchränket. Ein freyer Platz, der nicht mit Gebäuden oder andern großen Körpern angefüllt iſt. Das freye (ebene, offene) Feld, Fr. pleine campagne. Freye Luft athmen. In der freyen Luft ſchweben. Unter freyem Himmel ſchlafen. Eine freye Ausſicht haben, die durch nichts eingeſchränkt wird. Jemanden die freye Ausſicht verbauen. Ins Freye (in die freye Luft) gehen. 3) Frey von der Berührung anderer Körper; am häufigſten als ein Nebenwort. Ein Balken liegt frey, wenn er zwiſchen ſeinen beyden Enden nirgends aufflieget; imgleichen, wenn er an den Seiten von keinem andern Körper berühret wird. Ein

Schrank

Schrank ſteht frey, wenn er an nichts anſteht. Das Haus ſteht ganz frey, wenn es auf keiner Seite an andere Gebäude ſtößt, Franz. iſolé. Der Baum ſteht ganz frey auf dem Felde, wenn er allein ohne andere Bäume ſteht.

2. Frey von dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zwange. 1) Frey von dem Eigenthums-Rechte anderer. (a) von Perſonen, wo dieſer Zuſtand wiederum mehrere Grade hat. Ein freyer Menſch, eine freye Perſon, ein Freyer, Fr. Perſonne de condition franche, im Gegenſatze eines Knechtes, Sclaven oder Leibeigenen. Einen Leibeigenen frey geben, frey machen, frey ſprechen, frey laſſen. Einen Lehrburſchen frey ſprechen, ihn von der Dienſtbarkeit, worin er in den Lehrjahren ſteht, frey erklären, ihn zum Geſellen machen. Die freyen Künſte, weil ſie ehedem nur von freyen Perſonen geübet wurden, zum Unterſchiede von den Handwerkern, welche von Knechten und Leibeigenen getrieben wurden. (b) Von Sachen. Ein freyes Gut, deſſen Beſitzer nicht leibeigen iſt, auf welchem keine Frohndienſte haften; ſiehe Frey-Gut. Ein Gut frey machen, die darauf haftenden Schulden bezahlen. Waren, Güter frey machen, in einem andern Verſtande, die Abgaben, denen ſie unterworfen ſind, bezahlen. 2) Frey von der Oberherrſchaft Anderer, wiederum mit mancherley Graden dieſes Zuſtandes. Ein freyes Gut, ein Allodium, ſo keinem mit Lehnspflicht zugethan iſt, im Gegenſatze des Lehengutes. Ein freyer Herr, ſo keines Vaſall oder Lehensmann iſt. Eine freye Republik, ein freyer Stat, ſo keinem auswärtigen Oberherrn unterworfen iſt; ſiehe Frey-Stat. In dem deutſchen Reiche ſchließt dieſes Wort nur die Oberherrſchaft der Reichsſtände, nicht aber des Kaiſers und des Reiches, aus. Freye Reichsſtädte, freye Reichsdörfer, die freye Reichsritterſchaft, u. ſ. f. welche nur allein dem Kaiſer und dem Reiche unterworfen

 ſind.

ſind. 3) Frey von der Abhängigkeit und von der Verbindung mit Andern. Ich bin nicht frey, hänge nicht von mir ſelbſt ab, bin nicht mein eigener Herr. Eine Perſon iſt noch frey, wenn ſie mit niemanden ehelich verſprochen iſt. Sein Herz iſt nicht mehr frey, iſt ſchon von Liebe gegen eine Perſon eingenommen. 4) Frey von der Strafe, von der Verbindlichkeit eines Geſetzes, oder auch von willkürlichen Pflichten. Frey geſprochen werden, von einem Verbrechen, oder von einer Strafe. Frey rauben und ſtehlen können, ohne deshalb einige Strafe zu beſorgen. Die freye Jagd in einem Gehäge haben. 5) Frey von Geſchäften. Ich habe keine Stunde frey. Sich einen halben Tag frey machen. 6) Frey von einer Gefahr, als ein Neben-Wort. Frey herum gehen. Frey aus- und eingehen. Vor dem Schuſſe frey ſeyn; ſiehe Schußfrey. Imgleichen, was dieſe Sicherheit gewähret, in einigen Fällen, und als ein Beywort. Ein freyes (ſicheres) Geleit. 7) Frey von allerley bürgerlichen Beſchwerden, Polizeyanſtalten, und geſellſchaftlichen Hinderniſſen, mit Freyheiten begabt. Eine freye Meſſe. Ein freyer Jahrmarkt. Ein freyer Hafen. Beſonders frey von Abgaben. Ein freyes Haus; ſiehe Frey-Haus. Ein freyes Gut. Freyen Zutritt zu jemanden haben. Imgleichen von der Bazahlung. Einem den freyen Tiſch, freye Wohnung, freyes Holz ꝛc. geben, ihm dieſe Dinge unentgeltlich geben. Alles frey haben. Jemanden frey halten, im gem. Leben, für ihn bezahlen, Fr. defraïer. Eine Zeche baut ſich frey, im Bergbaue, wenn ſie keine Zubuße mehr erfordert, ſondern die Koſten von ihrem Ertrage beſtreitet. 8) Keinen eigentlichen Beſitzer habend, von Dingen, deren Gebrauch mehrern zuſteht. Es geſchahe auf freyer Straße, in freyem Felde. In dieſem Walde iſt die Jagd frey, einem jeden erlaubt. Ein freyer wald, deſſen ſich jedermann bedienen kann; zum

zum Unterſchiede von einem Forſte. Freyes Feld, im Bergbaue, welches keinen eigentlichen Beſitzer hat. Ein Feld frey machen, es für frey, d. i. verlaſſen, niemanden gehörig, erklären. Eine Zeche fällt ins Freye, wenn ſie von ihrem Beſitzer verlaſſen wird. Siehe Vogelfrey. Frey-Bürſche.

3. Frey von dem moraliſchen Zwange. 1) Ueberhaupt, vermögend etwas zu einerley Zeit und unter einerley Umſtänden zu thun oder zu laſſen, oder fähig von zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, welches uns am meiſten gefällt. Er hat die freye Wahl, er kann wählen, was er will. Ein freyes Verſprechen, das durch nichts erzwungen worden iſt. Etwas von freyen Stücken thun, im gem. Leben, freywillig aus eigener Entſchließung. Einem etwas frey ſtellen. Freye Hände haben, nach eigenem Willkür handeln können. 2) In engern Verſtande: (a) Frey von der Herrſchaft der Sinne und Begierden, fähig ſeine Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einzurichten, und dieſe auf ſolche Art beſtimmten Handlungen. (b) Frey von Vorurtheilen. Frey reden, frey denken. Sehr frey urtheilen. (c) Frey von Furcht, von Sorgen, von einem böſen Gewiſſen, u. ſ. f. offenherzig, freymüthig. Jemanden frey (unerſchrocken) anſehen. Er hat ein freyes, offenes Geſicht. Ich ſage es ihnen frey heraus. (d) Frey von der ängſtlichen Beobachtung der Regeln der Kunſt. Eine freye Ueberſetzung, eine freye Nachahmung, welche ſich nicht ſclaviſch an das Original bindet. (e) Frey von den Geſetzen des Wohlſtandes und der guten Sitten, im nachtheiligen Verſtande und als ein glimpflicher Ausdruck für das härtere frech; Fr. Licentieux, Diſſolu. Der Menſch ſpricht ſehr frey. Ein freyes Leben. Ein freyes Frauenzimmer. Ein freyer Mahler, welcher ſchlüpfrige Gegenſtände, nackende Bilder, und Sachen, welche keuſche Augen beleidigen, mahlet.

Frey=Arche, eine Arche oder ein Gerinne an einem Teiche, welches auf eine gewiſſe Höhe offen iſt, ſo daß das Waſſer, wenn es dieſe Höhe erreicht, frey und ungehindert ablaufen kann; ſ. Th. II, S. 386. Siehe auch Frey=Gerinne.

Frey=artig, eine freye Art habend, von Aeckern, wenn die Art, d. i. Beſtellung derſelben auf des Beſitzers Willkür beruhet, und nicht durch das Herkommen eingeſchränkt iſt. In Sachſen wird der Feld=Acker ordentlich für freyartig gehalten. Siehe auch Feld=Art.

Frey=Bank. 1. Bey den Bildhauern, eine bewegliche Bank, die Figur in dieſelbe einzuſpannen.

In einigen oberdeutſchen Städten und Märkten gewiſſe Fleiſch=Bänke, wo der Landmann ſein Vieh ungehindert ſchlachten und verkaufen darf. Siehe Th. XIV, S. 176, fgg.

Frey=Bauer, Fr. Tenancier franc. 1. Ein freyer Bauer, der von aller Dienſtbarkeit frey iſt, und nur die gewöhnliche Land=Steuer bezahlet, ein Freyſaß, im Gegenſatze der leibeigenen Bauern, Frohn=Bauern u. ſ. f. In Dänemark werden ſie Landeigner genannt. Siehe Frey=Gut.

2. Ein freyer Reichs=Bauer, ein Bauer in einem freyen Reichs=Dorfe, ſo niemanden als dem Kaiſer und Reiche unterworfen iſt.

Frey=Bede, ſiehe Frey=Gut 4, und Frey=Pfennig.

Frey=Beuter, ein See=Räuber; einer, der ohne Paß, oder auch mit doppelten falſchen Päſſen, auf See=Räuberey ausgeht, keiner gewiſſen Partey zugethan iſt, und bald unter dieſer, bald unter einer andern Flagge, Freund und Feind angreift; Fr. Armateur, Capre, Flibutier, Forban, Occaſionaire. Siehe auch Boucaniers. Kaper. Flibuſt. See=Räuber.

2. Auch Land=Soldaten, welche an die ſtrengen Geſetze der Kriegszucht nicht gebunden ſind, werden im gem. Leben Freybeuter genannt.

Frey=Bier. 1. Bier, welches jemanden unentgeltlich gegeben wird. Der Gemeinde ein Freybier geben.

2. Bier, welches gewiſſen Perſonen, z. B. den Kirchen=Bedienten, ohne Abtrag der Trank=Steuer zu brauen erlaubt wird.

Frey=Brief. 1. Ein Brief, d. i. eine Urkunde, worin einem Leibeigenen die Freyheit ertheilet wird; ein Freyheitsbrief.

2. Eine Urkunde, worin einem andern eine gewiſſe Freyheit ertheilet wird; ein Privilegium, Freyheits=Brief; Fr. Privilége, Diſpenſe, Lettre de franchiſe. Siehe Privilegium.

3. Eine Urkunde, vermöge deren man ſicher durch ein Land reiſen kann; ein Paß. Siehe Paß, Paſſier=Zettel.

Frey=Bürger, Fr. Franc-Bourgeois. 1. Ein freyer Bürger, zum Unterſchiede von den ehemahligen leibeigenen; ſiehe Th. VII, S. 398.

2. Ein Bürger einer freyen Stadt, oder einer freyen Reichs=Stadt.

In England verſteht man unter Frey=Bürger, Engl. Free-Deniſon, oder Free-Denizen, einen Fremden oder Ausländer, welcher auf die Hälfte oder Dreyviertel naturaliſirt iſt. Es gibt nähmlich daſelbſt, in Anſehung der Fremden, eine Gattung einer halben Naturaliſation, oder auch wohl etwas mehr. Dieſe gibt ihnen zwar Macht zu handeln, unbewegliche Güter zu erwerben, Aemter zu beſitzen 2c.; ſie erſtreckt ſich aber doch nicht ſo weit, als eine förmliche Naturaliſation. Dieſe letzte kann nur durch eine Parlaments=Acte erlanget werden, an ſtatt daß des Königs offene Briefe allein zur erſten Naturaliſation zureichend ſind. Wenn ein Fremder ein ſolcher Frey=Bürger geworden iſt, wird in den Rechten von ihm geſaget, er gehöre ad fidem regis Angliæ, oder, er ſtehe unter dem Schutze des Königs. Weil ſie nun geborne Fremde oder Ausländer ſind, und folglich ihre Mutterſprache ſo gut, als die Landesſprache, verſtehen: ſo geſchieht es zum öftern, daß die fremden Handels=Leute, die wegen ihrer Handlungs=Geſchäfte dahin gekommen ſind, ſich ihrer zu Dolmetſchern und Commiſſionären bedienen.

Frey-Bürſche. 1. Die freye Bürſche oder Jagd in einem Walde.

2. Eine Gegend, in welcher man frey jagen darf.

Frey-Buſch, ein freyer Buſch, oder Wald, in welchem jedermann zu jagen oder Holz zu fällen erlaubt iſt.

Frey-Denker, der frey, d. i. ohne Vorurtheile, denkt und handelt; ein Nahme, den ſich die Feinde des Chriſtenthumes ſeit Collins Zeiten gegeben haben, ungeachtet ihre gerühmte Freyheit nur zu oft in Zügelloſigkeit und Wiederſtrebung gegen die Geſetze der Vernunft, Religion und Sitten ausartet; ein Freygeiſt. Daher die Freydenkerey und Freygeiſterey, die Art zu denken und zu handeln eines Freydenkers und Freygeiſtes, deſſen Lehren, einzele Urtheile und Handlungen; und freydenkeriſch, freygeiſteriſch, einem Freydenker und Freygeiſte gemäß, denſelben verrathend. Der Abſicht meines Werkes iſt es unſtreitig gemäß, über die Frey-Denkerey und Freygeiſterey eine politiſche Betrachtung anzuſtellen.

Daß die Freydenkerey und Freygeiſterey ein jetzt mehr als ſonſt herrſchendes Laſter ſey, bedarf keines Beweiſes; denn die allgemeine Erfahrung zeigt es. Ich weiß wohl, daß das letzt verfloſſene Jahrhundert eine Menge grober Atheiſten und Naturaliſten gehabt hat. Ein Spinoza, ein Toland, ein Cherbury und mehrere, werden von ihren Freunden noch jetzt für große Prediger der Wahrheit gehalten. Allein, das Uebel war damahls nicht ſo allgemein; es getraute ſich keiner, dergleichen Grundſätze zu vertheidigen, wenn er ſich nicht einer großen Gelehrſamkeit rühmen konnte, wiewohl ſie, wie mehrentheils geſchieht, übel angewendet ward. Nunmehr aber iſt die Sache zum gräulichen Verderben des menſchlichen Geſchlechtes viel weiter gegangen. Da das Bücherſchreiben in unſern Zeiten ein beſonderes Handwerk geworden, und da jetzt die Zahl der Studierenden, obgleich nicht der Gelehrten, größer iſt: ſo werden

den auch ſolche Mißgeburten des Verſtandes in größerer Menge ausgeheckt. Da die Schreib-Art mehrentheils witzig iſt: ſo werden auch in einem Jahrhunderte, in welchem der Witz vor der Beurtheilungskraft den Vorzug hat, dieſe Sätze mehr angenommen und vertheidigt. Die Jugend, welche ſelten in der Religion gründlich unterrichtet, und noch weniger zu einer wahren Gottes-Furcht angeführet wird, gibt ſolchen Irrthümern, welche der verderbten Natur eine zügelloſe Selbſtgewalt ertheilen, gern Beyfall; daher lieſet man Bücher, die eine Religion predigen, welche für alle ausſchweifende Ergetzlichkeiten und eigennützige Abſichten paſſet, mit Vergnügen. Es iſt nicht genug, daß die Menſchen nach ſo gottloſen Lehrſätzen ihr Leben einrichten; ſie vertheidigen ſie auch ohne Scheu gegen Andere. Das leereſte Gehirn glaubt in einer Geſellſchaft, wie ein Mann von großem Verſtande glänzen zu können, wenn es hier und da ein Stück aus einer deiſtiſchen Schrift vorbringt, und davon ein Spinnengewebe flicht, welches es ausſpannet, Fliegen und Mücken, d. i. ſo ſchwache Seelen, wie es ſelbſt iſt, zu fangen. Eine offenbare Gottloſigkeit, welche man bey einigen von denen antrifft, deren vornehmſte Pflicht wäre, Andern in Lehre und Leben mit guten Beyſpielen vorzuleuchten, trägt viel bey, daß ſich dieſe Seuche allgemein verbreitet; inſonderheit, wenn ihre Reden im täglichen Umgange nicht von größerer Ehrfurcht für die göttlichen geoffenbarten Wahrheiten zeugen, als ſolcher Menſchen, die ſich einbilden, ihr Stand laſſe ihnen darin größere Freyheit. Dieſe falſche Religions-Sätze begleiten die Menſchen von der Jugend zum männlichen, und von dieſem zu dem hohen Alter. Denn, ſo wie ſie anfänglich zur Vertheidigung aller jugendlichen Raſereyen dienten: ſo werden ſie nachher, alle Ränke, Betriegereyen, Zudringlichkeit und Gewalt, welche der Eigennutz zum Schaden ſeiner Mitbürger und wieder die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes ausübt, zu über-

decken, genutzet. Daher kommt es, daß die Aeltern bey der Erziehung der Kinder nichts weniger beherzigen, als wie ſie zu einer wahren Gottesfurcht angewieſen werden möchten. Und wenn ſolchergeſtalt ein ſolches Geſchlecht ein ihm ähnliches erzeuget, ſo kann es leicht noch dahin kommen, daß der Naturalismus, (d. h. der Lehrbegriff, oder die Meinung, da man die natürliche Uebung der Pflichten gegen Gott für hinlänglich zu ſeiner Gemeinſchaft mit Demſelben hält) oder die Religion des honnetes gens, wie man ſie bereits zu nennen beliebt, in Europa herrſchend wird; beſonders wenn die Regenten dieſelbe nicht nur in ihrem Betragen befolgen, ſondern ſie auch, als die beſte öffentlich vetheidigen. Dann bedarf es nur eines Julianus Apoſtata, ein ganzes Reich mit theoretiſchen Naturaliſten und Gottesläugnern anzufüllen, oder von dieſen Lehrſätzen ein Gebäude zuſammen zu ſchmieden, welches alsdann die ſo genannte Religion dominante wird. Da aber bey einer ſolchen Religion kein gemeines Weſen lange beſtehen kann, wie ich weiter unten zeigen werde: ſo iſt eine Zeit möglich, da das Heidenthum die Stelle der chriſtlichen Religion in Europa einnimmt. Doch, ich will jetzt nicht die Freydenkerey nach ihren Lehrſätzen unterſuchen, oder zeigen, wie wenig ſie mit einer geſunden Vernunft überein ſtimme; denn dieſes gehört nicht in den Plan meines Werkes, und überdem findet man dieſe wichtige Materie bereits in verſchiedenen ſchönen Schriften abgehandelt; ſondern meine Abſicht iſt bloß, **von der ſchädlichen Wirkung der Freydenkerey und Freygeiſterey zu handeln, welche ſie in Abſicht des geſellſchaftlichen Lebens, ſowohl zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen, als auch letzterer unter einander, hat.**

Ich weiß, daß es zu allen Zeiten falſche Religionen gegeben hat, welche die Staten an einer zeitlichen Glückſeligkeit nicht hinderten; denn wir finden, daß heidniſche Regenten ihre Unterthanen nach Gerechtigkeit regiert

giert haben; daß man in ihren Ländern die bürgerlichen Gewerbe zur höchſten Vollkommenheit gebracht hat; daß ſie die Begleiterinnen des Fleißes, Reichthum und Wohlſtand, mit Ehre, Macht und Anſehen gekrönt haben: aber wir werden auch dabey bemerken, daß bey dieſen Völkern das Geſetz der Natur in großem Anſehen geſtanden hat; daß die bürgerlichen Geſetze auf daſſelbe gegründet waren, und daß, welches inſonderheit zu merken iſt, bey denſelben allemahl eine geoffenbarte Religion in Anſehen erhalten worden iſt, welche, ob ſie gleich erdichtet war, dennoch in den Herzen des Volkes eine Ehrerbiethigkeit gegen die Götter unterhielt, welche auf ihre Handlungen Acht hätten, und ſie nach Verdienſt nicht bloß in dieſem Leben, ſondern auch nach dem Tode, belohnten, oder beſtraften. Es war daher nicht bloß die Furcht vor der Strafe, welche die Menſchen vermochte, der Obrigkeit zu gehorchen, und die Pflichten zu erfüllen, die ihnen theils als Menſchen, theils als Bürgern des States, oblagen, ſondern es war zugleich ein in ihnen ſeyendes Gewiſſen, welches ſie verklagte oder entſchuldigte, und ſie antrieb, das Böſe zu unterlaſſen, und das Gute zu thun. Eine ſolche Religion, ſo falſch und abergläubig ſie auch ſeyn mag, und ob ſie gleich nie eine rechte Gewiſſensruhe geben und eine ewige Glückſeligkeit verſchaffen kann, iſt doch von der Beſchaffenheit, daß ein Stat dabey Beſtand haben, und Friede, Einigkeit, Recht, Billigkeit, Künſte und Wiſſenſchaften in deſſen Gränzen blühen können. Die chriſtliche Religion richtet leider oft nicht mehr aus, wenn ſie bloß mit dem Munde vertheidiget wird, und die Herzen nicht einnehmen kann; alsdann nützt ſie bloß für dieſes Leben; ja, der Mißbrauch, den die ſo genannten Chriſten mit den göttlichen Gnaden-Verheißungen begehen, verleitet ſie oft zu Untugenden, deren ſich ſelbſt Heiden ſchämen würden. Daher kommt es, daß es chriſtliche Reiche giebt, deren Zuſtand weit ſchlechter,

ter, als der Zuſtand gewiſſer heidniſcher Mächte, iſt. Erſtere nahmen in der Maße ab, als die Gottloſigkeit überhand nimmt, die Handleitung der Jugend zur Tugend und Ehre mehr verabſäumt wird, und ſolche Laſter, welche Gott entehren und das Band der bürgerlichen Geſellſchaften ſchwächen, einreiſſen. Ich bin übrigens nicht in Abrede, daß nicht die Grundſätze der chriſtlichen Religion ſchon für ſich ſelbſt im Stande ſeyn ſollten, die zeitliche Wohlfahrt weit über die Glückſeligkeit der Heiden bey ihrem Gottesdienſte zu bringen, wenn ſie gleich nur äuſſerlich befolget wird; woraus man zugleich abnehmen kann, wie glücklich ein Reich ſeyn würde, in welchem Obrigkeit und Unterthanen ſolche wahre Chriſten, wie ſie das Evangelium verlangt, wären.

Aber laſſet uns dagegen die Religion (wenn ſie dieſen Nahmen verdient) derer Menſchen betrachten, die entweder alle Offenbarung verwerfen, oder auch die bloße hiſtoriſche Kenntniß derſelben nutzen, um auf ihren Naturalismus eine beſſere Farbe zu ſetzen, in der Abſicht, Chriſten, die der herrſchenden Religion des Landes zugethan ſind, genennet werden zu können, weil ſie ſonſt ihr Bürger-Recht und die damit verknüpften Vortheile zu verlieren befürchten. Dieſe Menſchen läugneten gern das Daſeyn Gottes, wenn ſie nur ihre eigene Ueberzeugung und die unumſtößlichen Gründe zu beſiegen im Stande wären; ſie geben daher ein Daſeyn eines Gottes zu, legen Ihm und ſich ſelbſt aber Eigenſchaften bey, welche ihrer ungebundenen Sittenlehre angemeſſen ſind. Gott iſt in ihren Augen eine unwiederſtehliche Macht, oder auch ein Weſen, welches ganz Liebe iſt, und welches weder erzürnet werden, noch ſtrafen kann. Sich ſelbſt halten ſie für ſo künſtliche Maſchinen, die bloß alle übrigen, welche Leben und Bewegung haben, übertreffen, mit ihnen aber einerley Schickſal erwarten müſſen, nach dem das Gewicht, welches

dieſe Uhr in Bewegung ſetzt, abgelaufen iſt. Andere ſind ſo billig gegen ſich ſelbſt, daß ſie glauben, auſſer dem Körper ſey noch ein edlerer Theil, er beſtehe nur aus einer feinern Materie, oder habe eine geiſtige Natur; ſie läugnen daher ein Leben nach dem Tode nicht. Aber die Gerechtigkeit iſt die Eigenſchaft, welche ſie nicht mit Gottes Weſen reimen können; das Böſe nach dieſem Leben zu ſtrafen, heißt nach ihren Begriffen Gott erniedrigen, und Ihn zu einem Weſen zu machen, welches von Leidenſchaften regiert wird, und an dem Unglücke ſeiner Geſchöpfe Vergnügen finden kann. Und da die Offenbarung buchſtäblich wieder ihre verkehrte Denkungs-Art ſtreitet, ſo muß ſie Erklärungen leiden, welche mit ihren Religions-Begriffen übereinſtimmen. Daher muß das Erlöſungswerk ganz verworfen werden, und Chriſtus nichts weiter als ein nachahmungswürdiges Muſter der Tugend ſeyn. Da ihnen aber das nicht möglich fällt, ſo bilden ſie ſich ein, daß ihr Schöpfer (denn einen andern Gott geben ſie nicht zu,) von dem Menſchen nichts mehr fordere, als ſo zu leben, wie es ſeine eigenen Kräfte geſtatten, das iſt: ſeinem im Verſtande angezündeten ſchwächern oder ſtärkern Lichte zu folgen, und nach deſſen Anweiſung das Gute zu thun, und das Böſe zu laſſen, ſo weit ihm möglich iſt. Mit Einem Worte: Ein jeder ſoll nach ſeiner Ueberzeugung leben; ſeine Begierden ſo viel unterdrücken, daß ſie ſeiner zeitlichen Wohlfahrt kein Hinderniß werden, und ſich hauptſächlich vor ſolchen Verbrechen hüten, welche ihn in die Hände des Richters oder Büttels liefern. Das Kirchgehen und andere Uebungen der Gottſeligkeit halten ſie für Dinge, die der Aberglaube eingeführt hat; daher unterwerfen ſie ſich den die Religion betreffenden Landes-Verordnungen nicht weiter, als in ſo fern ſie davon Vortheile zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt erwarten können. Man erkennt deutlich, daß ſich dieſe feinere Naturaliſten in nichts, als der

Sprache,

Sprache, von den gröbern unterſcheiden; im Herzen iſt die Religion beyder einerley, und es iſt nur die Furcht vor der Strafe, oder der Eigennutz, welcher einige antreibt, äuſſerlich einem Theile der Offenbarung beyzufallen. Daher können wir auch, ohne uns an einem Theile derſelben zu vergehen, ſie alle aus Einem Geſichts-Puncte betrachten, wenn wir unterſuchen, was für Wirkungen ihr Glaubensbekenntniß auf die bürgerliche Geſellſchaft haben könne; um ſo mehr, da ihre Sittenlehre zu einem Zwecke führt, nähmlich die göttliche Strafgerechtigkeit zu verwerfen, und ſolchergeſtalt in der That alle Moralität und allen den Nutzen, der den Menſchen daraus theils als Menſchen, theils als Mitbürgern des gemeinen Weſens zufließt, aufzuheben.

Daß ſolche Religions-Grundſätze, wie hier kürzlich angeführt worden iſt, das Band zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen, und zwiſchen den letztern unter einander, wirklich auflöſen, iſt nicht ſchwer zu erweiſen. Denn, was verbindet die obrigkeitlichen Perſonen, ihre Unterthanen zu beſchützen, ihre Rechte und Freyheiten zu vertheidigen, und ihren Wohlſtand zu befördern? und was bewegt die Unterthanen, ihrer Obrigkeit gehorſam zu ſeyn, ihre Würde zu vertheidigen, und Gut und Blut für das allgemeine Beſte aufzuopfern? Sagt man, das ſey der unter ihnen getroffene Vergleich, der ſie von beyden Seiten zur Beobachtung ihrer Schuldigkeiten bewege: ſo beweiſet man die Sache mit dem, was zu erweiſen wäre, oder (welches einerley iſt) man behauptet: Contracte müſſen gehalten werden, weil ſie gehalten werden müſſen. In ſich ſelbſt könnten die Contracte keine Verbindlichkeit mit ſich führen, wenn kein Geſetz wäre, welches verdiente, daß die Contracte gehalten werden müßten. Wenn aber auch dieſe äuſſerliche Verbindung, wie ſie einige Moraliſten nennen, ihren Grund in der Natur der Sache hätte: ſo wäre das dennoch unzureichend, das Band zuſammen zu halten;

ten; denn, wer will denn die Obrigkeit, welche die Macht in Händen hat, ihre Verſicherungen zu brechen, hindern, wenn ihre Bequemlichkeit oder ein eingebildeter Eigennutz es erfordern! und wie ſchwach wäre nicht die bloße Furcht vor der Macht der Obrigkeit, die Unterthanen zur Unterwürfigkeit und zur Erfüllung deſſen, was ſie ſich unter einander verſprochen haben, zu bewegen! Es wäre natürlich, daß keiner ſeinen Pflichten weiter eine Genüge leiſtete, als ihn der Eigennutz dazu veranlaſſete. Wenn jemand zur Ausführung ſeiner Entwürfe Macht oder Liſt genug beſäße, ſo würde er, ohne Rückſicht auf das allgemeine Beſte oder ſeine Verbindungen, bloß weil er dadurch Vortheile erlangte, durchſetzen, was ihm gut dünkte. Aber edelmüthige Handlungen, Tugenden und Pflichten, welche das Geſetz nicht fordern kann, wären keinesweges zu erwarten. Solchemnach iſt klar, daß zum Beſtande des gemeinen Weſens eine innerliche Verbindlichkeit, Verſprechungen und Pflichten zu erfüllen, erfordert wird. Dieſe Betrachtung führt zu dem natürlichen Geſetze, welches befiehlt, daß Contracte und Vergleiche heilig gehalten werden müſſen; daß, da die Wohlfahrt der Menſchen erfordert, ſich in bürgerliche Geſellſchaften zu begeben, auch alle die Bedingungen, welche ſie ſich dabey ſelbſt vorgeſchrieben haben, erfüllet werden müſſen; daß ein jeder zum allgemeinen Beſten freywillig beytragen müſſe; daß ſich gewiſſe Perſonen beſondere Pflichten ſchuldig ſind, als Männer und Weiber, Aeltern und Kinder, Herrſchaften und Geſinde, Lehrer und Schüler u. ſ. w. Jedes Geſetz ſetzt an der einen Seite das Recht zu befehlen, und an der andern die Verbindlichkeit zu gehorchen, voraus. Ich nehme hier für ausgemacht an, daß Gott und ſeine Geſchöpfe, die Menſchen in ſolchem Verhältniſſe gegen einander ſtehen. Iſt Gott befugt, Geſetze zu geben, ſo hat er auch die Macht zu belohnen, und zu ſtrafen. Seine Geſetze wären unkräftig, und

Er ſelbſt unvollkommen, wenn Er ſich gegen die Befolger und Uebertreter ſeiner Gebothe gleich verhielte. Wenn ſich aber ſeine Belohnungen und Strafen bloß auf dieſes Leben erſtreckten, ſo wäre kein zureichender Grund, die Menſchen zur Beobachtung des Geſetzes der Natur zu bewegen; beſonders, da es den Gottloſen oft ergeht, als ob ſie die Werke der Gerechten gethan hätten, und ſo umgekehrt. Aus dieſem allen folgt, daß ein gemeines Weſen, welches glücklich und von Beſtande ſeyn ſoll, aus Menſchen beſtehen müſſe, welche Gott verehren, und aus innern Trieben des Gewiſſens die Pflichten erfüllen, welche ihnen als Menſchen und Bürgern des States obliegen. Ein ſolches Gewiſſen aber kann nur bey denen anzutreffen ſeyn, welche von einem künftigen Leben überzeugt ſind, in welchem die Gerechtigkeit Gottes ohne Anſehen der Perſon ausgeübet werden wird, und wo Strafen und Belohnungen auf alle Handlungen, welche die Menſchen in dieſem Leben gethan oder unterlaſſen haben, folgen. Zum Beſtande der bürgerlichen Geſellſchaften wird ſchlechterdings eine Religion erfordert, welche die Strafen oder Belohnungen nach dieſem Leben verſpricht. Alle Religionen ſetzen einen äuſſerlichen Gottesdienſt, gewiſſe bey demſelben zu beobachtende Cerimonien und dabey zu verrichtende Handlungen feſt; die Freydenkerey aber kann man keine Religion nennen, weil ſie allen äuſſerlichen Gottesdienſt und alle Moralität verwirft; und der Stat, in welchem die Religion unter die Füße getreten wird, muß nothwendig zerfallen.

Um uns hiervon deſto ſtärker zu überzeugen, möchte nöthig ſeyn, ſich ein Reich vorzuſtellen, in welchem die Freydenkerey oder der Naturalismus zur herrſchenden Religion angenommen wäre; eine Religion, die entweder den ganzen Menſchen zur Maſchine machte, deſſen Weſen mit dem natürlichen Tode aufhörte, oder welche Gott zu einem Weſen machte, welches nach dieſem Leben weder das Böſe beſtrafte, noch das Gute belohnte! eine Religion, welche dem zufolge die Menſchen antreiben

ben müßte, ihren natürlichen Trieben zu folgen, ihr Vergnügen zu befördern, und den Eigennutz zum vornehmſten Zweck aller ihrer Handlungen zu machen! Wäre es nicht natürlich, daß alle zur Beförderung der geoffenbarten Religion getroffene Anſtalten als unnöthig abgeſchaffet würden? ja, die Kirchen würden entweder niedergeriſſen oder zu Zeughäuſern und ähnlichen Gebrauch angewendet werden; von den Glocken würde man Kanonen oder Ehren-Säulen für die Stifter dieſer herrlichen Religion gießen; die Prieſter, Kirchen-Diener und alle Lehrer der geoffenbarten Religion würde man als unnütze Brod-Eſſer abſchaffen; die Bibel hüben die Gelehrten, oder Neugierigen, in den Bücher-Sälen auf eben die Weiſe, und in eben derſelben Abſicht, wie den Talmud, auf; Sonn- und Werkel-Tage wären ſodann einerley; Schulen, wenn man ſie noch ferner brauchte, dienten bloß die Jugend zu unterweiſen, wie ſie ihre Glückſeligkeit in allen erdenklichen Ergetzungen ſuchen, und alle Hinderniſſe derſelben, durch was für Mittel es auch nur geſchehen möchte, aus dem Wege räumen könne; Lazarethe, Hoſpitäler und Armen-Häuſer wären unnöthige Anſtalten, denn keiner geſtände die Verbindlichkeit zu den Werken der Barmherzigkeit ein, und die darauf verwandten Koſten könnte das Volk beſſer anwenden. Der Regent würde glauben, das ganze Reich ſey ſeinetwegen, und ihm zum Vorrathshauſe geſchaffen, aus welchem er alles, was die Befriedigung ſeiner Wolluſt und ſeines Ehrgeitzes erfordere, nehmen könne; die Unterthanen wären in ſeiner Hand, wie eine Citrone, aus welcher man den Saft drückt und ſie alsdann auf die Erde wirft; er nutzte ſie und ihr Vermögen auf eben die Weiſe, wie ſich das Vieh des Graſes auf dem Felde bedient; wäre er einem Nero oder Caligula gleich, ſo ſäbelte er, um ſich nach ſeiner Tafel eine Motion zu machen, oder auch bloß zum Vergnügen, einige Köpfe herunter; wäre er ein Heliogabal, ſo verzehrte er ein Fürſtenthum zum Frühſtück; einem türkiſchen Kaiſer gleich richtete er für das Frauenzimmer, ſo wie für die Canarienvögel, Hecken an; artete er nach dem Alexander, dem ſogenannten Großen, oder nach einem Tamerlan, ſo thäte er auf der Erde, was die Fiſche im Waſſer thun, da nähmlich die großen die kleinen verſchlingen. Die vornehmſten Beamten und Lieblinge des Regenten würden ungeſcheut in allen Arten der Gewaltthätigkeiten raſen, wenn ſie nur ſinnreich genug wären, die Wolluſt, Tyranney oder den Ehrgeitz ihres Herrn durch neue Erfindungen zu befriedigen. Alle geringere Stats-Bediente würden, jeder für

Einwurf ſelbſt ſo viel zu meinem Vortheile beweiſet, als ich nur verlangen kann. Denn, kann eine ſolche Religion in einem Reiche nicht zur herrſchenden werden, ſo müſſen ihre Grundſätze wieder die Natur des gemeinen Weſens ſtreiten. Es wäre ja ſonſt unbegreiflich, daß kein Geſchichtſchreiber uns von irgend einem gemeinen Weſen, welches auf ſolche Religions-Gründſätze errichtet worden, Nachricht gibt, ob es gleich zu allen Zeiten Menſchen, die denſelben zugethan geweſen, gegeben hat; und es wäre noch unbegreiflicher, daß, da wir Beyſpiele an Regenten haben, welche wirklich Naturaliſten geweſen ſind, ſich gleichwohl keiner gefunden hat, der ſeine Unterthanen von Glaubensſätzen hätte befreyen wollen, die er ſelbſt für Einbildungen hielt. Wollte man ſagen, daß ſie die im Lande herrſchende Religion nur als ein Mittel, den unbändigen Pöbel im Zaume zu halten, genutzet, ob ſie dieſelbe gleich ſelbſt für eine Einbildung gehalten hätten, und durch ihre Vernunft zu beſſern Einſichten gelangt wären: ſo würde die Ungereimtheit hieraus folgen, daß eine leere Einbildung das Band des gemeinen Weſens zu erhalten, die Eintracht, den Gehorſam gegen die Geſetze und die zeitliche Wohlfahrt zu befördern, kräftiger ſey, als eine gereinigte Vernunft. Wenn daher von dem Naturalismus behauptet werden ſoll, daß er eine Religion ſey, der ein vernünftig denkender Menſch folgen müſſe: ſo muß man auch beweiſen, daß entweder die Staten bey derſelben glücklich ſeyn können; oder, daß die Menſchen auch auſſer den bürgerlichen Geſellſchaften glücklich leben können. Man möge aber zu beweiſen übernehmen, was man will, ſo wird der Beweis dennoch fehlen. Solchemnach wird am beſten ſeyn, die Richtigkeit des Satzes zu zugeben: daß kein gemeines Weſen ohne eine geoffenbarte Religion, auf welcher es erbauet iſt, beſtehen könne, und daß ſich ohne dieſelbe das Band der Geſellſchaft ſelbſt auflöſe. Und da viele Religionen ſind, welche ſämmtlich Offenbarungen vorgeben: ſo befiehlt die Vernunft, daß man derjenigen folgen müſſe, welche die wahre Glückſeligkeit der Menſchen am beſten befördert. Welche läßt ſich aber in dieſer Abſicht mit unſerer Seligkeitslehre in Vergleichung ſtellen! und wie angelegen iſt es daher nicht für die Obrigkeit, mit eigenen Beyſpielen und Anſtalten eine Religion zu vertheidigen, welche, auſſer einer ewigen Glückſeligkeit, zur Ruhe, Einigkeit und Folgſamkeit gegen die Geſetze ſo viel beyträgt, mit Einem Worte, die alles, was zur Macht und Sicherheit des Reiches gehört, befördert! Von den Vorzügen derer Länder, in denen die chriſt-

chriſtliche Religion herrſcht, vor andern Staten, werde ich in dem Art. Religion beſonders handeln.

Jo. Fr. Kryger, von der Freydenkerey; aus dem zweyten Theile ſeiner Gedanken überſ. ſt. in Schrebers neuer Cameralſchr. 7 Th. S. 105—133.

Frey=Ding, ſiehe **Frey=Gericht**.

Frey=Dingshof, gewiſſe freye Bauerhöfe im Hildesheimiſchen, deren Beſitzer **Frey=Männer** heißen, und keinen Hauptfall, Heergewette, noch Gerade, ſondern nur den freyen Zins bezahlen. Sie haben ihren **Frey=Gräfen** und **Ober=Freygräfen**, welches letztere der Amtmann zu Steuerwald iſt.

Frey=eigen, in einigen oberdeutſchen Gegenden für erb= und eigenthümlich, allodial, von aller Lehnbarkeit befreyet. Ein freyeigenes Gut. Ein Gut freyeigen beſitzen.

Frey=Fahne, ſiehe unter **Frey=Markt**.

Frey=Fleiſcher, Freyſchlächter; ſiehe Th. XIV, S. 176, und **Frey=Meiſter**.

Frey=Fräulein, ein Fräulein, d. i. eine unverheurathete weibliche Perſon, freyherrlichen Standes, die noch ledige Tochter eines Freyherrn.

Frey=Frau, eigentlich eine freye Frau. Jetzt braucht man es nur noch als ein Ehrenwort für das ausländiſche Baroneſſinn, die Gattinn eines Freyherrn zu bezeichnen; welche zuweilen auch **Frevinn** und **Frey=Herrinn** genannt wird. Siehe **Frey=Herr**.

Frey=Frohn, ſiehe unter **Frey=Gericht**.

Frey=Gaſt, bey den Schuſtern, ein Geſell eines Frey=Schuſters, der ſich von ſelbſt zu den zünftigen Schuſtern wendet.

Frey geborne, l. Ingenui, ſind die, welche von freyen Aeltern geboren ſind. Es iſt hierzu ſchon genug, wenn nur die Mutter, entweder da ſie ſchwanger geworden iſt, oder ſchwanger gegangen iſt, oder geboren hat, frey geweſen iſt.

Frey=Geiſt, **Frey=Geiſterey**; ſiehe **Frey=Denker**.

Frey-gelaſſen, ſo aus der N. A. frey laſſen zuſammen geſetzt worden iſt, der Knechtſchaft, der Leibeigenſchaft entlaſſen; L. Libertus, Manumiſſus, Fr. Franchi. **Ein freygelaſſener Knecht, Leibeigener.**

Dieſes geſchahe bey den alten Römern mit beſondern Cerimonien. Bey den alten Deutſchen, und inſonderheit zu des Fränkiſchen Königs Clodováus Zeiten, waren die Freygelaſſenen zu keinen andern Dienſten, als wozu ſie ſich bey ihrer Freylaſſung verbunden hatten, verpflichtet, daher man ſie auch gemeſſene Dienſte nannte.

Frey-Geld, in der Grafſchaft Rietberg, ein Geld, welches die Leibeigenen ſtatt der Hälfte der Verlaſſenſchaft geben, welche der Erbherr bey ihrem Tode ehedem von ihnen erbte.

Frey-Gericht, ein freyes, d. i. privilegirtes Gericht. Ehedem wurden die Fehm-Gerichte in Weſtphalen ſehr häufig **Frey-Gerichte, Frey-Dinge** und **Frey-Stühle** genannt, weil ſie im Nahmen des Kaiſers Recht ſprachen und mit ausſchweifenden Freyheiten begabet waren. Der Gerichtsdiener bey einem Frey-Gerichte, heißt der **Frey-Frohn**. Siehe auch **Feld Gericht**, und in den künftigen Supplementen **Fehm-Gericht**.

Frey-Gerinne, ſiehe unter **Gerinne**.

Frey-Graf. 1. Der Graf, d. i. Richter eines Frey-Gerichtes, beſonders der ehedem in Weſtphalen üblichen Fehm-Gerichte.

2. Im Hildesheimiſchen und einigen weſtphäliſchen Gegenden, z. B. in der Grafſchaft Mark, der Richter über die Freymänner und ihre Güter, ſo aber nur in Real-Sachen über ſie zu richten hat, und im Hildesheimiſchen unter dem **Ober-Freygräfen** ſtehet, welches der Amtmann zu Steuerwald iſt. Siehe **Frey-Dingshof** und **Frey-Gut**.

Frey-Gut, ein freyes Gut, doch in verſchiedenem Verſtande.

1. Güter, d. i. Waren, welche von gewiſſen Abgaben befreyet ſind, privilegirte Güter.

2. Ein

2. Ein freyes Landgut im ſchärfſten Verſtande, welches niemanden mit Lehnspflicht zugethan iſt, ein Allodium, ein **freyeigenes** Gut, Fr. Franc-aleu, Franc-alleu, Terre franche.

3. Ein Bauer=Gut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienſtbarkeiten verpflichtet iſt, ſondern nur die gewöhnlichen Land=Steuern oder einen gewiſſen Frey=Zins bezahlet; ſiehe **Frey=Bauer**. In einigen Gegenden werden ſie **Freymanns=Hufen, Freymanns=Lehen** genannt.

4. In einigen Gegenden verſteht man unter dieſem Ausdrucke ſolche Güter, welche von Krieges= und oft auch von andern Laſten frey ſind, und dabey nur auf das männliche Geſchlecht fallen.

5. Gewiſſe freye Bauergüter im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen, deren Beſitzer **Frey=Männer**, in der Grafſchaft Mark aber auch **Stuhl=Freye** heißen, und gegen Bezahlung eines gewiſſen Zinſes, welcher die **Frey Bede** oder **Leib=Bede** genannt wird, von einigen Laſten der Leibeigenſchaft frey ſind, aber doch ihre Güter nicht willkürlich veräuſſern dürfen; **Freydings=Höfe**, ſiehe dieſes Wort.

Frey=Hafen, ſiehe unter **Hafen**.

Frey=Haus, Fr. Maiſon franche, ein Haus, welches von gewiſſen Gerichtbarkeiten, Abgaben, Obliegenheiten u. ſ. f. frey iſt.

In Berlin ſtehen die Frey=Häuſer, welche ehemahls **freye Burglehn Häuſer** hießen, und welche man auch von auſſen an dem Worte FREYHAUS, welches über den Hausthüren mit vergoldeten Buchſtaben zu ſtehen pflegt, kennet, unmittelbar unter dem Hof= und Kammer=Gerichte, ſind von aller Einquartierung und andern bürgerlichen Auflagen frey, müſſen aber dagegen, wenn fremde Herrſchaften nach Berlin kommen, das Gefolge derſelben logieren, oder auch für daſſelbe gewiſſe Nothwendigkeiten, als: Betten, u. ſ. w. liefern,

Die Eigenthümer der Frey=Häuſer werden zu den Eximirten gerechnet; ja, vor Zeiten waren auch diejenigen, die nur in Frey=Häuſern wohnten, eximirt. Die Frage, ob die bürgerlichen Eigenthümer der Frey=Häuſer unmittelbar unter dem Kammer=Gerichte ſtehen, iſt laut des Reſcriptes v. 23 Nov. 1762, (ſ. die Edictenſamml. a. d. J. 1761—1765, Col. 169,) noch nicht gänzlich entſchieden.

In dem berlin. Servis=Reglement, *de Ao.* 1724, iſt Art. 12 feſtgeſetzt, daß diejenigen Häuſer, welche alte, und von damahlen regierender königl. Maj. confirmirte Burg=Freyheiten haben, von der wirklichen und perſönlichen Militär=Einquartierung, wie auch vom Servis, da ſie die Hof=Præſtationes wegen der fremden Herrſchaften auf den Frey=Häuſern haben, zwar frey bleiben; wenn aber in ſolchen Häuſern bürgerliche Nahrung getrieben wird, die Beſitzer und Eigenthümer derſelben, ſowohl als die Miethsleute, nach Proportion ihres Gewerbes, einen Beytrag an Gelde zur Servis=Caſſe thun müſſen.

Beſcheid an Jo. Fr. Roſen und Conſorten, daß ſie in Anſehung ihrer Frey=Häuſer, aber nicht wegen der bürgerlichen Nahrung, von dem Servis frey ſeyn können, *d. d.* Berl. d. 10 Mart. 1745, ſt. im Corp. Conſtit. March. Cont. III. Col. 7.

Vom dem hochſeel. Könige Friedrich Wilhelm, ward im J. 1733, in Anſehung der bisherigen Immunität der Frey=Häuſer eine Veränderung getroffen. Es wurde nähmlich bey Ankunft fremder Herrſchaften, Deroſelben Suite in die Frey=Häuſer einquartiert, und daſelbſt mit Stube, Bette, Holz und Licht verſorget. Weil nun dieſerwegen ſich hier und da Schwierigkeiten fanden, weshalb man die Logierung der Suite von den allhier ankommenden fremden Herrſchaften nicht übernehmen konnte, ſo erging, d. 27 Apr. 1733, der königliche Befehl an die Servis=Commiſſion, jemand, welcher die Häuſer kennet, auszumachen, und in Beyſeyn des Hofſtats=Rentmeiſters, oder wen ſonſt das Hofmarſchall=Amt dazu deputiren würde, dem Kriegs=Hof= und Criminal=Gerichte anzuzeigen, wo jeder, falls die Frey=Häuſer ſelbſt nicht logiren können oder wollen, einzumiethen ſey. Dieſem Befehle zu Folge wurden die Quartiere bedungen, von dem Hofmarſchall=Amte jedem ſein Billet gegeben, und dafür geſorget, daß die Perſonen in den gemietheten und bedungenen Quartieren gut untergebracht wurden.

Zu

zu Bezahlung der Quartiere ward das Geld nach dem Feuerſocietät=Quanto auf die Frey=Häuſer repartiret, und den Beſitzern der Frey=Häuſer frey gelaſſen, jemand zu beſtimmen, welcher bey der zu machenden Logirung, Ausſuchung und Bedingung der Quartiere, auch Repartition der Gelder, zugegen ſeyn könnte.

Verſchiedene ſpecielle Nachrichten von den berliniſchen Frey=Häuſern, findet man in Küſters alten und neuen Berlin, 3 Abtheil. Berl. 1756, f.; und eine Abhandlung über die Natur, Beſchaffenheit und Vorrechte der Frey=Häuſer in Berlin, in *Henr. Brokes* ſelectis Obſſ. forenſibus, Lub. & Alton. 1765. f. Obſ 149, S. 233–240.

Bey den Handwerkern, verſteht man unter Frey=Haus ein Haus, in welchem ein unzünftiger Handwerker wohnen darf.

Es geben, wie bekannt, die Handwerker genau Acht, daß ihnen von niemanden, der in ihrer Zunft nicht iſt, Eingriff geſchehe, und ſich eben der Rechte bediene, die ihnen das Zunft= und Meiſter=Recht gibt, andern aber, die nicht rechtmäßig in der Zunft, oder gar nicht ſind, verbiethet. Und daher verfolgen ſie alle, die ſich deſſen unterfangen, als Störer und Pfuſcher, fallen mit obrigkeitlichem Beyſtande in die Häuſer, und heben ſie auf. Weil aber einige dieſes Recht gemißbraucht, auch allerley andere Ungerechtigkeiten durch dieſes Zwang= und Bann=Recht verübet, und auch diejenigen, die ihre Arbeit brauchen, damit incommodiert haben: ſo iſt es gewiſſen Handwerkern an einigen Orten wiederfahren, daß man gewiſſe Häuſer von dieſem Bann=Rechte ausgenommen, und darin den Störern Sicherheit und Schutz geleiſtet hat. Dieſes nennt man alsdann Frey=Häuſer. Inſonderheit haben dieſes die Schneider an vielen Orten, vornehmlich bey Stiftern und Höfen, erfahren müſſen. Alſo ſind z. E. zu Zeitz, in Anſehung der Schneider, verſchiedene ſolche Häuſer, als: der Stiftsräthe, Domherren, auch anderer adeliger und vornehmer Perſonen, wie auch die Geiſtlichen, die fürſtlichen Beamten, und Raths= auch Gerichts=Perſonen, von dieſer Ordnung des Zunftzwanges ausgenommen. Es ſteht ihnen daher frey, entweder einen Meiſter aus der Stadt, oder aber einen Frey=Schneider, d. i. einen, der entweder kein, oder doch ihrer Meinung nach kein rechtmäßiger Meiſter ihrer Zunft, oder ein fremder Meiſter iſt, in ihrer Behauſung zu gebrauchen. Es iſt dieſes auch auf andere Handwerker gezogen worden. Nur die Zeugmacher haben in ihren Privilegien, v. J. 1684, erhalten: daß keinem, der ſich nicht in ihre Innung begeben, daſelbſt in der Stadt, in

dem Domcapitel, dem Amte und andern zuſtändigen Frey=Häuſern ſich aufzuhalten, und darin weder heimlich noch öffentlich ſein Handwerk zu treiben, erlaubt ſeyn ſolle; welches auch im 14 Art. auf das Land extendirt worden iſt. Dergleichen findet man auch hin und wieder noch viel mehrere.

Siehe auch den Art. Frey=Meiſter.

Frey=Herr. 1. Ueberhaupt ein freyer Herr, der niemanden unmittelbar unterworfen iſt. In dieſem Verſtande pflegt man im gem. Leben mehrmahls einen, der ſein eigener Herr iſt, einen **Freyherrn** zu nennen.

2. Im engern Verſtande wurden im deutſchen Reiche nach Carls IV. Zeit ehedem diejenigen Edlen, welche keinem Größern zu einigen Dienſten verpflichtet waren, die Dynaſten, **Freyherren** genannt, zum Unterſchiede von den Nobilibus Miniſterialibus oder adeligen Dienſtmännern. Heut zu Tage machen die **Freyherren**, oder wie man ſie auch nennet, die **Barone**, einen Mittelſtand zwiſchen den Grafen und gemeinen Edelleuten aus, und ihre Würde iſt ein bloßer Ehrennahme, der vermittelſt eines Diploms erhalten werden muß. Ein dem Kaiſer und Reiche unmittelbar unterworfener Freyherr, wird ein **Reichs=Freyherr** oder **Reichs=Baron** genannt.

Man theilt die Freyherren in mittelbare und unmittelbare ein. Jene führen allein freyherrliche Nahmen und Wapen; dieſe aber genießen alle Gerechtigkeiten, welche einem Reichs=Freyherrn zukommen können, und haben, wie die Grafen, in den Reichs=Verſammlungen Sitz und Stimme.

Eine ſolche Perſon weibliches Geſchlechtes, wird ſowohl **Frey=Frau**, als **Frey=Herrin** und **Freyinn**, Fr. Baronne, genannt; das letztere, ſo fern die Freyherren ehedem auch nur **Freye** genannt wurden, wie aus einer Urkunde in Scheidts Nachr. vom hohen und niedern Adel, S. 25, erhellet.

Frey=Herrinn, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Frey=Herrſchaft, eine freye Herrſchaft, welche niemanden als dem Kaiſer und Reiche mit Lehenspflicht zugethan iſt; eine **Baronie**.

Frey-Hocke, ſiehe unter Hocke.

Frey-Hof, Fr. Cenſe (Metairie) franche, ein freyer, d. i. von gewiſſen Dienſtbarkeiten, Gerichtbarkeiten, Abgaben u. ſ. f. befreyeter Hof. Ehedem wurden auch die Edelhöfe **Frey-Höfe** genannt, weil ſie von den Dienſtbarkeiten der Bauerhöfe befreyet waren. Jetzt ſind die **Frey-Höfe** an einigen Orten Bauerhöfe, welche zu keinen Frohndienſten verbunden ſind, **Frey-Güter**.

Freyhöfe, Freythöfe, Friedhöfe, war ehedem auch eine Benennung nicht nur der Kirchhöfe, ſondern aller Frey-Stätten, und befreyeter Oerter. So braucht Ottfried Frithof von einem Pallaſte, Notker, die monſeeiſche Gloſſe und der Schwabenſpiegel Vrithofa und Frithof von einem Gottesacker.

Frey-Hufe, ſiehe Hufe.

Frey-Jahr, ein Jahr, in welchem man gewiſſe Freyheiten genießt. Insbeſondere verſteht man darunter gewiſſe und beſtimmte Jahre, binnen welchen jemand von den bürgerlichen Abgaben oder andern öffentlichen Beſchwerungen befreyet iſt, dergleichen z. E. in den Städten den jungen neu-angehenden Bürgern und Anbauern, den Abgebrannten und Bau-Begnadigten, oder auch anderer beſonderer Umſtände wegen privilegirten Perſonen, ertheilet werden. An einigen Orten wird auch das Gnaden-Jahr oder Nach-Jahr, d. i. dasjenige Jahr, in welchem eine Wittwe nach ihres Mannes Tode noch deſſen Beſoldung und Einnahme genießet, ein **rey-Jahr** genannt.

In der deutſchen Bibel iſt das Frey-Jahr dasjenige Jahr, in welchem Leibeigene und Gefangene ihre Freyheit erhalten. Ezech. 46, 17. Jer. 34, 8. f.

Frey-Kux, ſiehe unter Kux.

Frey-Lauf, Frey-Gerinne; ſiehe unter Gerinne.

Frey-laut, ſo nur bey den Jägern für voreilig im reden und bellen üblich iſt. Ein Hund iſt **freylaut**, wenn er zu hitzig iſt, und ſchon bey der Fährte ausgibt, welches auch **Fährten-Laut** genannt wird; ſ. Th. XII, S. 47.

Ein Jäger iſt **freylaut**, wenn er zu voreilig angibt. In beyden Fällen iſt dafür auch **vorlaut** üblich.

Frey=Lehen, ſiehe unter **Lehen**.

Frey=machen, die **Freymachung**, die Handlung, da man etwas frey macht. **Die Freymachung der Waren**, im gem. Leben, die Handlung, da man die Acciſe oder andere Abgaben von denſelben bezahlet.

Im Bergbaue iſt **das Freymachen**, oder die **Freymachung** diejenige Handlung, da ein Bau für frey oder verlaſſen erkläret wird; daher **der Frey=Macher**, derjenige Bergmann, der eine verlaſſene Zeche für frey erklären läßt; **das Freymachens=Buch**, dasjenige Buch, in welches dieſe Handlung eingetragen wird; **der Freymachens=Richter**, der dazu verordnete Bergmeiſter.

Frey=Märker, an einigen Orten ein Dorf= und Land=Meiſter, welcher die Freyheit hat, ſeine Waren, z. E. Fleiſch, Brod ꝛc. in die Stadt zu Markte zu bringen, und dort ſelbſt, doch nicht in öffentlichen Fleiſchſcharren, noch unter verdeckten Buden auf dem Markte, ſondern unter freyem Himmel, feil zu haben. In Breßlau werden ſie **Gaßler** genannt, weil ſie auf der Gaſſe feil haben; ſiehe Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Es iſt dieſes oft ein Mittel, die ordentlichen Meiſter in beſſerer Zucht zu halten. Allein, man muß damit ſehr behutſam verfahren, wenn man nicht die Stadt=Handwerker ruiniren, und die Handwerks=Sachen gar auf das Land wieder ihre Natur, und zum Verderben der Landwirthſchaft, ziehen will. Siehe Dorf=Handwerker.

Frey Mäurer, Fr. Franc-Maçon, ein Mitglied des Freymäurer=Ordens, eines ſehr alten und in alle Welttheile ausgebreiteten Ordens, welcher ſich zur Ausübung der Freundſchaft, der Wohlthätigkeit, und aller dem State und der Geſellſchaft ſchuldigen Pflichten auf eine beſonders genaue Art verbunden hat, und deſſen zum Theile von dem Geſchäfte des **Mauerns** hergenommene Gebräuche eine hieroglyphiſche Deutung auf ge-

wiſſe höchſt wichtige, noch nicht verrathene Myſterien haben.

Um ſich eine richtige Idee von den Freymäurern zu machen, muß man ſie als eine Geſellſchaft myſtiſcher Philoſophen betrachten; und ihr ganzes Geheimniß beſteht in einem ſymboliſchen Unterrichte, daß nur die Moral wahre Wiſſenſchaft, und wahre Tugend nur die geſellige ſey. Ihre Verſammlungen werden Logen genannt.

Die Abſicht der Freymäurer=Geſellſchaft iſt, den Menſchen vernünftig, ſanft und tugendhaft zu bilden, und in dieſer Abſicht bemühet ſie ſich, ſeine Irrthümer zu zerſtreuen, ſeine Sitten durch unſchuldige Vergnügen des Lebens zu mildern, ihm beyzuſtehen, und ihn in ſeinen Bedürfniſſen zu unterſtützen. Alle Glieder dieſer Geſellſchaft ſind Brüder; und weder Sprachen, noch Kleider, noch Meinungen, weder Würden, Stand noch Güter, machen unter ihnen den geringſten Unterſchied. Die Gleichheit iſt ihr erſtes Geſetz. Nach dieſem Syſteme wird die ganze Welt gleichſam als eine Republik angeſehen; eine jede beſondere Nation iſt eine Familie, und jedes einzelne Glied ein Sohn derſelben. Da nun alle einzelne Glieder dieſer Geſellſchaft Brüder ſind; Brüder, welche ſich vorgeſetzt haben, vernünftig und tugendhaft zu handeln: ſo haben ſie die Pflicht auf ſich, ſich unter einander zu lieben und zu helfen, ſich auch gegen andere Menſchen rechtſchaffen und anſtändig zu betragen, und gute getreue Bürger des States zu ſeyn. Daher ſchwören die Mäurer in allen ihren Graden, ihrer Obrigkeit treu und gehorſam zu ſeyn. Da der Orden keine äuſſere Zwangsmittel beſitzt, ſo nimmt er zu der Gewalt der Moral ſeine Zuflucht, und bemühet ſich daher, ſeine Glieder empfindſam und tugendhaft zu machen. Aus dieſer Quelle entſpringen alle übrige Geſetze, deren Gegenſtand Einigkeit, Ordnung, Harmonie, Anſtändigkeit der Sitten und Ruhe des Geiſtes, iſt. Dieſe nun in ihrer Stärke zu erhalten, und Zerrüttungen vor=

zubeugen, war es nothwendig, das ſchöne Geſchlecht zu entfernen.

Schreiben eines Maurers an Mylord Rob. Truell, einem Mitgliede der Geſellſchaft der Plauderer, über die Ausſchließung des ſchönen Geſchlechts aus dem Freymäurerorden. Aus dem Engl. überſetzt. 1741, 8.

Ge. Fr. Müllers ehrenrettende Beantwortung der immerwährenden neubegierdigen Frage: Weshalb kein Frauenzimmer in den Freymäurer=Orden aufgenommen werde? gelegentlich bey einem Beſuche der zunftmäßigen freyen und angenommenen Mäurer, in ihrer Verſammlung abgeleſen. Berl. 1777, 4 gr. 1 B.

Man hat die Gewohnheit, jedem neu angenommenen Bruder ein Par Frauenzimmer=Handſchuhe zu überreichen, um ſie derjenigen zu geben, die er am meiſten ſchätzt. Ja, man hat ſogar ſeit einiger Zeit, durch Nachahmung, Frauenzimmer in die Geheimniſſe der Mäurerey eingeweihet: doch ſind dieſe von denjenigen, welche dem männlichen Geſchlechte mitgetheilet werden, unterſchieden. Die Grade der Frauenzimmer ſind aus dem erſten Buche Moſis genommen. Die Symbolen und Bilder haben auf die Tugenden ihres Geſchlechtes Beziehung, und die Loge ſtellt bey der Aufnahme den Garten Eden vor. Dieſer weibliche Orden hat die Lehre zur Abſicht, daß das Weib von Gott zur Gehülfinn des Mannes geſchaffen ſey, und daß dieſe Vereinigung, als ein Geſchenk ſeiner wohlthätigen Hand, eine Freyſtätte des Vergnügens, der Ruhe und der Unſchuld ſeyn ſollte; daß aber die Neugier auf der einen, und die Süßigkeit der Verführung auf der andern Seite, den Fall des ganzen menſchlichen Geſchlechtes verurſacht habe. Beym Schluſſe ermahnt man die Aufgenommenen, dieſen Schaden durch ihre Tugenden wieder zu erſetzen, wodurch ſie allein das Band der Vereinigung befeſtigen, und uns die reinen und wahren Freuden des Lebens empfinden laſſen können.

Aus eben dieſem Grunde iſt es auch ausdrücklich verbothen, in den Logen über theologiſche und politiſche Gegenſtände zu ſtreiten; ja, man darf nicht einmahl davon reden, und eben ſo wenig zuchtloſe und unanſtändige Geſpräche führen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung, Treue, Glaube und Mitleid, ſind die Tugenden, die ein Mäurer ausüben muß. Ueberhaupt iſt der einzige Endzweck dieſer verehrungswürdigen Geſellſchaft, den Menſchen zu verbeſſern, und die Moral zu vervollkommnen. Der Orden der Mäurer nimmt es

zur Grundregel, daß jedes Glied nicht nur in ihm ſelbſt, ſondern auch in dem Anſehen ſeiner Mitbrüder, eine ſichere und wirkſame Stütze findet. Ein Unglücklicher, der durch Gewalt, Verläumdung oder Haß unterdrückt wird, iſt mehrentheils ohne Rettung verloren; iſt er aber ein Mäurer, ſo wird es ihm ſehr leicht, unter allen Nationen ein Vaterland, Brüder und Beſchützer, ja nicht ſelten ſein Glück, zu finden. Daher iſt ein Hauptzweck dieſer Geſellſchaft, die freundſchaftliche Hülfe und Dienſtwilligkeit unter Uubekannten in der Fremde, auf der Reiſe und bey andern Vorfallenheiten, durch die Zunftverbindlichkeit eines Freymäurers zu befördern; und ſie haben deshalb geheime Zeichen, Geberden, Worte ꝛc. unter ſich, um ſich als Freymäurer-Brüder zu erkennen. Uebrigens muß man die Geſellſchaft der Mäurer weder nach ihren Geheimniſſen, noch nach ihren Sprachen, Gebräuchen und Bildern beurtheilen. Ihre Myſterien zielen auf die Erheiterung des Geiſtes, Erhaltung der Harmonie, nnd Bildung des Herzens. Die Allegorie der Geſellſchaft ſelbſt iſt ſinnreich und unterhaltend. Man nimmt ſich vor, einen Tempel aufzubauen; und dies iſt der Tempel der Tugend. Die Werkzeuge zu dieſem Bau ſind Symbolen der Architectur des Herzens. Das Winkelmaß, der Triangel und der Zirkel, bilden die Billigkeit, Gerechtigkeit und Rechtſchaffenheit vor. Das Licht iſt eine Anſpielung auf die Tugend. Der Menſch, ehe er zur Arbeit an dieſem erhabenen Tempel zugelaſſen wird, d. i. ehe er die Bahn der Tugend betritt, iſt ein Unglücklicher, der im Finſtern wandelt; will er in dieſen Tempel zugelaſſen werden, ſo muß er ſich vorher von ſeinen Laſtern reinigen, und deshalb hinreichende Proben ſeiner Beſtändigkeit und ſeines guten Willens ablegen. Die Handſchuhe und der weiße Schurz, womit man einen neugeweihten Bruder bekleidet, ſtellen die Reinigkeit und Unſchuld der Sitten vor, durch welche ſich ein ächter Mäurer auszeichnen muß. Die Mäurer erkennen

keinen

keinen andern Unterſchied, als den die Tugend gibt. Geburt, Rang und Glücksgüter werden wagerecht geſetzt, ſo bald man den **erſten Grad** ertheilet. Alle **Grade** haben einen myſtiſchen Sinn; aber wenig Måurer ſind fähig, die Allegorie derſelben zu enthüllen. Nach der Sprache der Freymåurer werden alle, die nicht zu ihrer Geſellſchaft gehören, für **Profane** gehalten; aber jeder redliche und tugendhafte Mann iſt ihr Freund, und nur ein ſolcher iſt es, welchen ſie des Bruder-Nahmens, oder des Anſpruches, ein Mitglied ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, würdigen. Man wird keinen einzigen guten Måurer, d. i. einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann, finden, welcher den Profanen die Geheimniſſe ſeiner Geſellſchaft entdeckt. Man hat immer bemerkt, daß auch diejenigen, welche in allen andern Dingen ſehr unvorſichtig geweſen, dennoch hierinn uudurchdringlich geblieben ſind. Wenn man dieſe Geſellſchaft deswegen ſchmåhet, weil ſie ihr Geheimniß auf das heiligſte verwahret; ſo iſt es eben, als wenn man an einem Gebåude die Regelmåßigkeit des Entwurfes tadeln wollte. Geheimniſſe dieſer Art ſind nur alsdann ehrwürdig, wenn man dieſelben unter dem Siegel des Eides geheim hålt; werden ſie allgemein verbreitet, ſo hören ſie auf, Geheimniſſe zu ſeyn.

Leute, welche alles auf das genaueſte nehmen, halten die Freymåurerey aus dem Grunde dem State für nachtheilig, weil ſich ihr Syſtem auf Gleichheit und Freyheit gründet. Man verſteht hierunter eine vollkommene Gleichheit des Standes, des Ranges und der Lebensart; in dieſer Bedeutung aber iſt eine vollkommene Gleichheit höchſt wiederſinnig und chimåriſch. Die Menſchen ſind ſich nie, weder der Stårke, den Talenten, noch der Geſtalt nach, vollkommen gleich; jeder hat noch überdieß jenen ſchrecklichen angebornen Hang, über Andere zu herrſchen, und es würde unmöglich ſeyn, eine völlige individuelle Gleichheit einzuführen. Die Gleichheit

heit der Freymäurer beſteht darin, daß ſie ſich insge-ſammt wie Brüder anſehen, um unter ſich die Pflichten der Wohlthätigkeit und des Mitleids auszuüben. Das Urtheil über ihre Freyheit iſt eben ſo ungegründet. Man nimmt an, daß die Mäurer eine gänzliche Unabhängig-keit von den Geſetzen lehren, und daß ſie die bürgerliche Subordination als ein die Menſchheit entehrendes Joch betrachten. Das Syſtem der Mäurerey iſt vielmehr der Unregelmäßigkeit und der Zügelloſigkeit gerade ent-gegen geſetzt, und es erlaubt keine andere Freyheit, als die ſittliche. Nur in dieſer Rückſicht nennen ſich die Lo-gen frey, weil ſich Tugend und Liebe umarmen müſſen, und weil jene niemahls ächt ſeyn kann, wenn ſie nicht frey und ungezwungen ausgeübet wird. Eben dieſes iſt der Grund, warum ſich die Arbeiter an dem Tempel der Tugend in Italien liberi Muratori nennen. In Frankreich hat man das Wort Franchiſe angenommen; ein Ausdruck, der noch genauer die Freyheit des Her-zens bezeichnet, und von dieſem ſind die Beywörter Franche-maçonnerie und Franc-maçon, abgeleitet.

Unter allen Verläumdungen iſt dieſe die unwürdig-ſte, wenn man die Mäurer beſchuldigt, daß ſie Atheis-mus und Irreligion lehren. Alles iſt Frömmigkeit und Sittlichkeit in ihren unſchuldigen Geheimniſſen. Sie rufen Gott als den großen Baumeiſter der Welten an; und dieſer Ausdruck iſt edel und erhaben. Wer glau-ben kann, daß eine Geſellſchaft, welche die Gottloſig-keit lehrt, und ſchändliche Gebräuche hat, lange Zeit beſtehen könne, der kennt das menſchliche Herz noch wenig. So oft von einer lange dauernden Geſellſchaft die Rede iſt, kann man kühn behaupten, daß ſie ſich nur durch ihre gute Moral ehrwürdig gemacht hat.

Es iſt immer niedrig und ungerecht, wenn man die Freymäurer-Logen, wie der ſchwache und unwiſſende Pö-bel, beurtheilt; da ſie ſich doch nur damit beſchäftigen, Tempel der Tugend, und Altäre, der Freundſchaft und Menſch-

Menſchlichkeit geweihet, zu errichten. Beſſer unterrichtete und gerechte Leute verwechſeln niemahls dieſe geheimnißvollen Verſammlungen mit unerlaubten Zuſammenkünften, oder mit verdächtigen, dem State verhaßten Secten. Alſo urtheilt ein Statiſt vom erſten Range, der Freyherr von Bielfeld, im 1 Th. ſeines Lehrbegriffs der Staatskunſt, Breßl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 214.

„Die Polizey muß keine Verſammlungen gewiſſer Geſellſchaften oder Verbrüderungen erlauben, deren Abſichten, Grundſätze, Satzungen und Einrichtungen ſie nicht weiß, weil ſich in ſolchen finſtern Verſammlungen hundert Complotte, hundert gefährliche oder ſchädliche Entwürfe für den Stat anſpinnen können. Indeſſen muß man unter dieſer Regel die Logen der Freymäurer nicht mit begreifen. Dieſer Orden iſt auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet, beſteht ſeit Jahrhunderten in den geſittetſten Ländern; hat ſich niemahls in Statsſachen gemiſcht, und hat dem gemeinen Weſen und ſeinen Bürgern niemahls etwas anders, als Vortheile, gebracht. Es gibt ſo viel regierende Fürſten, große Herren, Obrigkeiten, ja Geiſtliche, welche Glieder dieſer Geſellſchaft ſind, daß der Stat von ihren Verſammlungen nichts zu fürchten hat, viel Unterthanen, und ſonderlich viel Arme, nichts anders als Gutes von ihnen zu gewarten haben".

Der klarſte und überzeugendſte Beweis, daß in der Freymäurer=Verſammlung nichts vorgeht, was die Ruhe des States ſtören kann, iſt wohl dieſer, daß ſie ſich ſeit vielen Jahrhunderten nicht nur in allen Provinzen Europens, ſondern auch in manchen aſiatiſchen Gegenden, und faſt im ganzen von Europäern bewohnten Amerika, ausgebreitet, dennoch aber niemahls die geringſte Unordnung angeſponnen, ſondern ſich vielmehr beſtändig durch Werke der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, (wohin unter andern auch das im XIII Th. S. 368, erwähnte Kinderhaus der Freymäurer zu Stockholm, welches zugleich ein Findelhaus iſt, zu rechnen,) ausgezeichnet hat. Und hat man ſie auch gleich in einigen Staten aus einem ungegründeten Argwohne

nicht

nicht geduldet: ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daß man ſie im Gegentheil in vielen andern geſchützt und aufgemuntert hat.

Der König von Preußen, Friederich der Große, ertheilte dem Orden in allen ſeinen Landen öffentliche Freyheit. Am Johannistage 1743 feyerte die ehrwürdige Loge ihre Aufnahme in Berlin auf eine überaus ſolenne Art. Seit der Zeit ſind faſt in allen Städten der preußiſchen Provinzen Freymäurer. In Berlin zeichnen ſich dieſe ſchätzbare Männer ganz vorzüglich durch Mildthätigkeit und Wohlthaten gegen die Armuth aus allen Religions-Secten aus. Die hieſige Loge ward in England, unter d. 30 Nov. 1773 zur großen Landes-Loge erklärt, und es ward ihr d. 16 Jul. 1774, von Sr. Majeſtät dem Könige, ein förmlicher Freyheits- und Schutz-Brief, (unter der im XIII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, erwähnten Bedingung,) allergnädigſt verliehen. Sie haben aus allen Ständen des States ihre Mitglieder; ſelbſt den Predigerſtand, wenigſtens in dem Preußiſchen, nicht ausgenommen. Kein Prediger darf auch deshalb, daß er unter dem Orden iſt, Caſſation befürchten, wie es 1745 im Braunſchweigiſchen geſchah (*). Die berliniſchen Verſammlungen ſind in der That von großem Werthe, und ungemein glänzend.

Auch in Schweden, Holland, Curland und England, beſchützt die Regierung öffentlich den Freymäurer-Orden. Man ſieht in London und Stockholm oftmahls öffentliche Aufzüge, wo die Mäurer mit ihren Kleidungen, Zierrathen und Zeichen bekleidet ſind. In ganz Deutſchland ſteht dieſe Geſellſchaft in der größten Achtung; und in allen franzöſiſchen Provinzen gibt es eine Menge Mäurer-Logen, welche der Regierung keinesweges unbekannt ſind.

Der eigenthümliche Character gefährlicher Geſellſchaften beſteht darin, ſich den Augen der Redlichen, vorzüglich der Obrigkeit, zu entziehen. Die Logen der

(*) Dieſes in den churfürſtl. braunſchweig-lüneburgiſchen Landen an alle Superintendenten d. d. Hannover d. 14 Jun. 1745 ergangene königliche und churfürſtliche Conſiſtorial-Reſcript, worin allen Geiſtlichen der Eintritt in den Freymäurer-Orden ernſtlich unterſaget worden, findet man unter andern auch in Köhlers Münzbeluſtig. 17 Th. Nürnb. 1745, 4. S. 418, f.

Mäurer hingegen ſind gegen niemand anders, als den Pöbel, zurückhaltend. Wenn ſie ihre Thüren den Schwachen, Boshaften und laſterhaften verſchlieſſen, ſo öffnen ſie ſolche ohne Unterſchied den Männern von Verdienſte und Stande, und vornehmlich den Tugendhaften. Ja, es iſt eine ihrer Grund-Maximen, daß ſie ſich bemühen, obrigkeitliche Perſonen, Stats-Bediente, und ſelbſt Regenten in ihren Schooß aufzunehmen. Und überhaupt, wie viel regierende Prinzen, wie viele durch ihren Stand, durch glänzende Eigenſchaften und Reinigkeit ihrer Sitten ausgezeichnete Männer, ſind nicht unter der Zahl ihrer Brüder!

Der Baron von Bielfeld erzählt in ſeinen freundſchaftlichen Briefen, (1 B. 4 Br.) daß der jetzige König von Preußen, als Kronprinz, in der Nacht vom 15 Aug. 1738 zugleich nebſt dem Hauptmanne vom Regimente des Königs, nach allen gewöhnlichen Gebräuchen als Freymäurer zu Braunſchweig aufgenommen worden ſey.

Im Jahre 1740 äuſſerten Se. königliche Majeſtät bey der Thronbeſteigung ein Verlangen, daß in Berlin eine Freymäurer-Loge geſtiftet werden möchte. Der Baron von Bielfeld, und der geheime Rath Jordan, nahmen es über ſich, eine Loge unter dem Nahmen der drey Weltkugeln zu errichten. Sie fing auch wirklich im Monath Junius 1740 zu arbeiten an, und im Julius dieſes Jahres wurden ſchon der Prinz Wilhelm, der Markgraf Carl, und der Herzog von Holſtein-Beck, in dieſer neuen Loge aufgenommen. Das Anſehen der Loge wuchs in wenig Jahren. Sie errichtete 1754 eine Tochter-Loge unter dem Nahmen Concorde, oder der Eintracht, welcher ihr damahliger Großmeiſter, der Baron von Bielfeld, ein Patent d. 9 Dec. beſagten Jahres ertheilte. In dem J. 1755 errichtete ſie die zweyte Tochter-Loge unter dem Nahmen de l'Amitié, bey welcher in franzöſiſcher Sprache gearbeitet wird. Im J. 1762 ſtiftete ſie die Loge de la parfaite Union zu Stettin; und das Patent für ſelbige ward am 18 März 1762 ausgefertiget. Kurz nachher nahm ſie den Nahmen zu den drey Zirkeln an. Ferner errichtete ſie im J. 1763, d. 26 Dec. durch Deputation eine neue Loge in Magdeburg, zu den drey Säulen betitelt; ertheilte 1769, d. 13 Jan. der Loge zu den drey Kronen in Königsberg das Patent; ſtiftete

ſtiftete 1770, den 24 Febr. die dritte Filial-Loge zu Berlin, der flammende Stern genannt; 1774, d. 17 Aug. die vierte Filial-Loge daſelbſt, mit dem Nahmen Friedrich zu den drey Seraphinen, in welcher gleichfalls franzöſiſch gearbeitet wird; d. 6 Dec. gedachten Jahres, die Loge Auguſta zur goldnen Krone in Stargard; 1775, d. 14 Jun. die Loge zum goldnen Schwert in Weſel, und d. 4 Sept. beſ. Jahres hierſelbſt die fünfte Filial-Loge, die Verſchwiegenheit zu den drey verbundenen Händen genannt.

Als der Baron von Bielfeld die hieſigen Staten verließ, ward der Markgraf Carl Großmeiſter; und da Derſelbe im Kriege mit Tode abging, erwählte ſie den Prinzen Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg Durchlaucht zum Nachfolger. Sie ſchickte auch ihrerſeits einen Deputirten zu dem im Jahr 1775 in Braunſchweig gehaltenen großen und anſehnlichen Convent, den die nach einem gewiſſen Syſtem, welchem 9 hier ungenannte Fürſten und Prinzen einverleibet ſind, arbeitenden Logen in Deutſchland veranſtalteten.

Nachfolgende ſind es, womit ſie in der engſten und genaueſten Verbindung ſteht, und denen der Durchlauchtigſte Herzog Ferdinand von Braunſchweig als Großmeiſter vorgeſetzt iſt:

1. Braunſchweig, die Loge	zur gekrönten Säule.
2. Bremen, = = =	zum ſilbernen Schlüſſel.
3. Caſſel, = = =	zum gekrönten Löwen.
4. Coppenhagen, = =	Zorobabel zum Nordſtern.
5. Dresden, = = =	zu den drey Schwertern.
6. und = = =	zu den wahren Freunden.
7. Eiſenach, = = =	Carolina.
8. Frankfurth am Mayn	zu den drey Diſteln.
9. Görlitz, = = =	zur gekrönten Schlange.
10. Guben, = = =	zu den drey Säulen.
11. Göttingen, = = =	Auguſta zu den drey Flammen.
12. Glatz, = = =	zu den drey Triangeln.
13. Hamburg, = = =	Abſalon zu den drey Neſſeln.
14. ferner daſelbſt = =	St. George zur Fichte.
15. und = = =	Emanuel zur Mayenblume.
16. Hannover, = = =	zum weißen Pferde.
17. Haſenpoth (in Curland)	zur grünen Flagge.
18. Hildesheim, = =	Ferdinand zur gekrönten Säule.
19. Huſum (in Dänemark)	Carl zur guten Hoffnung.
20. Leipzig, = = =	Minerva zu den drey Palmen.
21. Marienberg (im Erzgebürge).	
22. Marienwerder (in Preuſſen).	

23. Marpurg, die Loge zum gekrönten Löwen.
24. Mietau, = = zu den drey gekrönten Schwertern.
25. Meynungen, = Charlotta zu den drey Nelken.
26. Naumburg, = zu den drey Hämmern.
27. Nieder Zauche, = zum glänzenden Siebengeſtirn.
28. Neu-Brandenburg (im Meklenburgiſchen) zum gekrönten Greif.
29. Nieborg, = = St. Knud zum goldenen Lindwurm.
30. Oſten (in Schleſien) zur goldenen Himmelskugel.
31. Querfurt, = = Minerva zu den drey Lichtern.
32. Rendsburg, = Joſua zum Korallenbaume.
33. Riga, = = zum Schwert.
34. Roſtock, = = zu den drey Sternen.
35. Sachſenfels, = zu den drey Roſen.
36. Schleswig, = = Salomo zum goldenen Löwen.
37. Stuttgard, = Carl zu den drey Cedern.
38. Warſchau, = = zu den drey Helmen.
39. Weimar, = = Amalia.
40. Wetzlar, = =
41. Wismar, = = zu den drey Löwen.

Auſſer dieſen werden reiſende Brüder, die mit richtigen Adreſſen verſehen ſind, noch viele mit der preuſſiſch-brandenburgiſchen Mutter- und Stamm-Loge zu den drey Weltkugeln verbundene und vereinigte Logen nicht nur in Deutſchland, ſondern auch ſelbſt in Frankreich, Italien und den Niederlanden, antreffen.

Hiſtoriſche kurze Nachricht von der Freymáurer Mutterloge zu den drey Weltkugeln in Berlin. Berl. 1775, gr. 8. ein halb. B.

Die auf den Herzog Ferdinand, als Großmeiſter der vereinigten Freymáurer-Logen in Deutſchland, zum Vorſchein gekommene Gedächtniß-Medaille, ſtellt das Bildniß Sr. Hochfürſtl. Durchl. mit der Umſchrift: FERDINAND. DUX. BRUNS. ET LUNEB. und der Unterſchrift: OMN. IN GERM. VNIT. LIB. MURAR. SUPR. MODERATOR, auf dem Revers einen unter dem Auge der Vorſehung ruhenden Löwen, über demſelben: VIDI. VICI. QUIESCO; unter demſelben: OB FELIC. REUNION. MURAR. LIBEROR. GERMAN. vor. Siehe Fig. 792.

Bey dieſer Gelegenheit theile ich auch eine Nachricht und Abbildung einiger Freymáurer-Medaillen mit.

Eine Medaille auf die engliſche Freymáurer-Brüderſchaft, v. J. 1733. Fig. 793. Die Hauptſeite zeigt ein, auf römiſche

rômiſche Art, ſehr wohl geſchnittenes Bruſtbild eines Mannes, mit kurz-lockigen Haaren, und dem umher ſtehenden Nahmen: CAROLUS SACKVILLE. MAGISTER. FL. Auf der Gegen-Seite ſteht der Harpocrates, oder der heidniſche Gott des Stillſchweigens, als eine nackte Mannsperſon, welche eine Blume auf dem Haupte hat, einen Finger der rechten Hand auf die Lippen leget, den linken Arm auf eine halbe Såule ſtůtzet, und in der linken Hand ein mit Blumen und Frůchten gefůlltes Horn des Ueberfluſſes (Cornu copiæ) hålt. Unten bey den Fůßen, iſt zu beyden Seiten allerley Måurer-Handwerkszeug auf die Erde neben herum geſtellt, mit der Ueberſchrift: AB. ORIGINE. Unten auf dem Avers und Revers iſt der Nahme des Medailleurs befindlich; L. NATTER. F.ecit. FLORENT. iæ.

Fig. 794 und 795, ſind zwo Freymåurer-Medaillen der hamburgiſchen und braunſchweigiſchen Logen.

Fig. 794 enthålt auf der erſten Seite ein Sinnbild, welches aus der in der Luft zwiſchen dem oben zur Rechten ſtehenden Mond, und unten zur Linken hervor ſtrahlenden Sonne, ſchwebenden Erdkugel beſteht, mit der Umſchrift: FACIES SVPREMI EADEM. Im Abſchnitt iſt zu leſen: HAMBVRGI. Die andere Seite zeigt einen mit vielen Strahlen und Freymåurer-Geråthe umgebenen Wapen-Schild, in deſſen blauen Felde ein abgekůrzer ſchwebender, und mit drey ſilbernen Caſtellen beſetzter Sparren zu ſehen iſt.

Fig. 795, ſtellt auf der erſten Seite den Hercules vor, welcher ſich mit dem rechten Arme auf einen oben mit der Lôwenhaut bedeckten dicken Stamm ſtůtzet, und den Zeige-Finger auf den Mund drůckt, in dem linken Arme aber ein unterwårts gekehrtes und mit Måurer-Werkzeuge angefůlltes Horn des Ueberfluſſes hålt, mit der Ueberſchrift: FAVETE LINGVIS, und der Unterſchrift: ÆQVITAS CONCORDIA ET VIRTVS. Auf der andern Seite hålt eine oben zur Rechten aus den Wolken hervor gehende Hand eine Bleywage über etliche unten auf der Erde über einander liegende viereckige Werkſtůcke, mit der Ueberſchrift: ÆQVA LEGE SORTITVR INSIGNES ET IMOS.

Eine Medaille der Freymåurer-Loge in der magdeburgiſchen Stadt Halle, vom J. 1744, bildet Fig. 796 ab. Die erſte Seite zeigt den auf einem Såulenfuße ſitzenden, in der rechten Hand ein Senkbley haltenden, und mit dem linken Arme ſich auf eine neben ſtehende große Erdkugel lehnenden Logen-Meiſter, in landůblicher Kleidung, bedeckt mit dem Hute, und umgůrtet mit einem Schurzfelle, worauf unten zwey Ringe zu

ſehen ſind. Am Halſe hängt ein Winkelmaß an einem Bande. Um ihn herum liegt auf der Erde allerley Maurer-Werkzeug, und ein Quaderſtein, an welchem die Buchſtaben C. S. v. BR. ſtehen. Zur rechten Seite iſt ein zerbrochenes Säulen-Gebäude von ioniſcher Ordnung. Ueber ihm ſcheint die Sonne, zu welcher ein gekrönter Adler aufflieget. Umher iſt zu leſen: STVDIO. SAPIENTIA. SILENTIO. Die andere Seite zeigt drey in einander geſchlungene Hände, davon der von der rechten Seite hervor gehende Arm mit einem Prieſterrockärmel, der von der linken Seite hervor geſtreckte Arm mit einer eiſernen Arm-Schiene eines Harniſches, und der darüber von oben herab reichende Arm mit einer bürgerlichen Kleidung, angethan iſt. Darüber ſieht man den geſtirnten Himmel mit dem gehörnten Monde, und unten in der Ferne die Lage der Stadt Halle. Umher wird die auf der erſten Seite abgebrochene Umſchrift alſo fortgeſetzt: ET NON FVCATA AMICITIA QVID NOBILIVS. Im Abſchnitt iſt zu leſen: HALÆ. MDCCXLIV. D. XXIV. JVN.

Der Revers dieſer Medaille zeigt an, daß auch Perſonen geiſtlichen Standes in dieſe Loge aufgenommen worden ſind.

Es gibt verſchiedene Bücher und Schriften, deren Verfaſſer das Freymäurer-Geheimniß entdeckt haben wollen; als: Der verrathene Freymäurerorden; Der zerſchmetterte Freymäurer; Der hellbrennende Leuchter des Freymäurerordens; Das ſo genannte Conſtitutionsbuch; Die allerhöchſten Grade der Freymäurerey, u. a. m. Dieſe Schriften haben theils Fremden ſelbſt, theils der Schalkheit mancher Frey-Mäurer, ihr Daſeyn zu danken. Die ſeltſamen Fragen und Antworten, die ſonderbaren Gebräuche, das Tändelhafte, und wirklich läppiſche, was häufig genug in dieſen Schriften vorkommt, laſſen gar nicht vermuthen, daß der Orden ſich in der That mit ſolchen lächerlichen und nichts bedeutenden Kleinigkeiten und wahren Spielwerken beſchäftige; denn, welcher vernünftige Mann würde in ihrer Geſellſchaft bleiben! und doch zählt man noch immer die Edelſten und Beſten des menſchlichen Geſchlechtes unter ihren Gliedern. Man kann zwar deswegen nicht behaupten, daß alle Dinge, welche in dieſen

ſen Büchern ſtehen, bloß aus der Luft gegriffen und gänzlich erdichtet ſeyn ſollten. Es iſt ſehr möglich, daß hin und wieder Geſellſchaften exiſtirt haben, in welchen man ſich ſtatt reeller Dinge mit ſolchen Kleinigkeiten be-beluſtigte, und die ſich, um die Unwiſſenden deſto ſtärker anzureitzen, den Nahmen Freymäurer beylegten. Elende niedrige Seelen, welche man in ſolche aufnahm, und denen nichts zu heilig iſt, welches ſie nicht mit Füßen treten ſollten, glaubten das Geheimniß der Mäurer entdeckt zu haben, und ſuchten es nunmehr der ganzen Welt mitzutheilen.

Ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß freymäureriſcher Schriften, findet man im Almanach oder Taſchenbuch für die Brüder Freymäurer, von den Jahren 1776, 1777 und 1778. Ich führe hier nur einige der allerneueſten an:

Jo. Jac. Moſer von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften; beſonders in Rückſicht auf den weſtphäliſchen Frieden. 1776, 8. 3 B.

Anderweite Beantwortung der Fragen des Hrn. Etatsrath Moſer von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften in Rückſicht auf den weſtphäliſchen Frieden. 1776, 8. 2 und ein halber Bog.

Carl Hubert Lobreich von Plumenoek geoffenbarter Einfluß in das allgemeine Wohl der Staaten der ächten Frey-Mäurerey, aus dem wahren Endzweck ihrer urſprünglichen Stiftung erwieſen, und der Schrift des Königl. Däniſchen Etats-Raths Jo. Jac Moſers, von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften, beſonders in Abſicht auf den weſtphäliſchen Frieden, entgegen geſetzt Samt dem klar- und deutlichen Unterricht, das wahre Roſenkreutzeriſche Aſtralpulver ächt zu bereiten, und zum Beſten des gemeinen Weſens wider faſt alle Krankheiten zu gebrauchen. Amſterdam 1777, gr. 8. 10 B.

Vertheidigung der Freymäurergeſellſchaft, iſt die erſte Abhandl. in dem neuen Diogenes, oder Beurtheil. alltäglicher und unbemerkter Weltbegebenheiten. Roſtock und Lpz 1777.

Apologie des Ordens der Freymäurer, von dem Bruder **** Mit-Gliede der ** ſchottiſchen Loge zu P*. Neue ganz umgearbeitete, und einzige authentiſche Ausgabe. Philadelphia, im J. 3882, d. i 1778. Berl. 1778, 8. 16 B.

Alphabetiſches Verzeichnis aller bekannten Freimaurer-Logen, aus öffentlichen Urkunden dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft zuſammen getragen. Leipz. 1778, 8. 9 B Es werden hier 891 Logen aufgeführt. Der Verf zweifelt aber ſelbſt noch an der Vollſtändigkeit, und die ſchwediſchen Logen ſind gleichfalls nicht mit verzeichnet. Die Einrichtung des tabellariſchen Verzeichniſ-

ſes iſt, daß er zuförderſt die Logen mit fortſchreitender Zahl, den Ort, das Land, den Nahmen, das Großmeiſterthum worunter ſie ſtehen, die Zeit der Stiftung, den Tag der Verſammlung, und in der letztern Columne andere Merkwürdigkeiten bemerkt. Nach einer aus Paris am Ende des vorigen Jahrs eingegangenen Nachricht, ſtehen allein unter dem Großmeiſterthum des Herzogs von Chartres, 670 in Frankreich eingerichtete Logen. Hieraus kann man leicht ſchließen, wie mangelhaft dieſes Verzeichniß ſey.

Freymäurer Bibliothek, (herausgegeben von Hrn. geh. R. H**.) Erſtes Stück. Berl 1778, gr. 8. 14 B.

Frey-Mann, ein freyer Mann, doch nur in einigen beſondern Fällen. 1. In einigen Gegenden, der Beſitzer eines freyen Bauergutes, welches zu keinen Frohn-Dienſten, ſondern nur zu den gewöhnlichen Land-Steuern verpflichtet iſt; ſiehe Frey-Gut 3. Daher die **Freymanns-Hufe**, das **Freymanns-Lehen**, eine ſolche Hufe oder Lehen.

2. Im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen, der Beſitzer eines Freydings-Hofes; ſiehe Frey-Gut 5.

3. In einigen Gegenden, z. B. in Meißen, werden die Schinder, d. i. diejenigen Knechte des Scharf-Richters, welche zum Abdecken des umgefallenen Viehes gebraucht werden, in der edeln und anſtändigen Schreibart **Frey-Männer** genannt, vielleicht weil ſie ehedem leibeigene waren, und zum Behufe dieſes ekelhaften Dienſtes freygelaſſen wurden. An andern Orten führt auch der Profoß bey den Soldaten, und an noch andern der Henker, oder vornehmſte Bediente des Scharfrichters, dieſen Nahmen.

4. Bey dem Opitz kommt **Frey-Mann** in der ungewöhnlichen Bedeutung eines Freyersmannes vor.

Frey-Markt, ein freyer, d. i. privilegirter Markt. So führt dieſen Nahmen der große jährliche Jahrmarkt in Bremen, welcher auf den Lucastag gehalten wird, und neun Tage dauert. Die Fahne, welche während dieſes Marktes von der Börſe ausgeſteckt wird, heißt die **Frey-Fahne**.

Frey-

Frey-Meiſter, bey den Handwerkern, ein unzünftiger Meiſter; oder auch ein Meiſter, der auf obrigkeitlichen Befehl und auf eine eingeſchränkte Art in die Zunft aufgenommen worden iſt, von welcher Art es denn **Frey-Fleiſcher** und in Niederſachſen **Frey-Schlächter** (ſ. Th. XIV, S. 176), **Frey-Schmiede, Frey-Schneider, Frey-Schuſter** u. ſ. f. gibt. Daher das **Freymeiſter-Recht**, das Recht eines ſolchen Frey-Meiſters; die **Freymeiſterſchaft**, deſſen Zuſtand.

Dergleichen **Frey-Meiſter** gibt es gemeiniglich in Stifts-Städten, die entweder auf den ſogenannten Mandaten, oder auch in der Stadt, doch in Frey-Häuſern (ſ. oben, S. 57, f.) wohnen; wie denn auch nach geſchehener Wahl ein Prälat Macht, und deswegen vielen Anlauf hat, in jedes Handwerk einen ſolchen Meiſter zu ſtellen. Bisweilen heißen ſie auch in dieſem Sinne **Hof-Handwerker**, wiewohl dieſes auch oft etwas anders bedeutet. Sie werden auch wohl zuweilen, wenn das Wort in weiterm Verſtande gebraucht wird, **Gnaden-Meiſter** genennet. Sonſt aber bedeutet dieſer Nahme nur diejenigen Frey-Meiſter, welche aus Gnaden zwar auch das Meiſter-Recht bekommen, doch aber in der Zunft ſind und Handwerks-Gebrauch mit halten, da hingegen andere als Meiſter auſſer der Zunft, ohne Handwerks-Gebrauch zu beobachten, zu arbeiten, die Gnade von der Landes-Obrigkeit erhalten haben. Indeſſen mache ich doch eigentlich hier überhaupt nur noch von dem **Freymeiſter-Rechte** folgende Anmerkungen:

1. Es kann ſolches eigentlich niemand ertheilen, als die Landes-Herrſchaft; doch kann ſolches auch aus beſonderer Vergünſtigung oder einem Privilegio des Landes-Herrn, eine nachgeordnete Obrigkeit ertheilen; ja, im Vorhergehenden habe ich ſchon verſchiedene andere angegeben, die an einigen Orten das Recht dazu haben. Und wer will daran zweifeln, daß auch ſelbſt eine Zunft und Innung, mit Vorbewußt und Erlaubniß der ho-

hen Obrigkeit, jemanden auſſer ihrer Zunft für ſich zu arbeiten vergönnen, und ſich jährlich ein Gewiſſes in die Lade könne geben laſſen! Man findet dergleichen Fälle an verſchiedenen Orten. Im Hildburghauſiſchen haben ſolches die Leinweber im J. 1725 gethan. Und die Zunft kann ja ihrer Rechte ſich bey dieſem und jenem begeben, wenn die Polizey nichts dabey zu erinnern findet. Weil auch für dergleichen Freymeiſter=Stellen denen, welche ſie vergeben können, etwas gegeben wird, ſo hat man auch den Univerſitäten, um ihnen eine kleine Revenüe zu verſchaffen, oder doch in verſchiedenen Fällen die Ausübung ihrer Gerichtbarkeit und ihres Diſciplinar-Fori über die Studenten zu befördern, verſtattet, das Freymeiſter=Recht zu ertheilen, da denn ſolche Frey=Meiſter unter den Univerſitäts=Gerichten ſtehen. Die Univerſität zu Frankfurth und Halle hat dieſes Recht, und viele Frey=Meiſter.

Brunnemann ad l. fin. ff. de colleg. & corp. n. 8.
Privileg. Halenſ. Academ. Art. XVII.

Doch ſcheint eigentlich dieſe Vergünſtigung mancher Univerſitäten aus dem Rechte der Canonicorum, als wohin ehemahls das ganze Univerſitätsweſen nach dem päpſtlichen Kirchenrechte gezogen wurde, ſeinen Urſprung zu haben. Wie denn die Stifts=Herren in Zeitz, und auch an andern Orten, dieſes Recht ebenfalls haben.

2. Ob nun gleich dieſes alles ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch nun auch hierbey die Frage: **Ob und wie es nach den Polizey=Grundſätzen rathſam ſey, dieſes Recht zu ertheilen?** Denn die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt, inſonderheit aber für das Aufnehmen des Handwerks= und Manufacturweſens, ſetzt dieſem Rechte, Frey=Meiſter zu ſetzen, oder überhaupt das Recht zu ertheilen, daß man eine Handwerks=Arbeit, wenn auch die Innungs= und Zunft=Rechte nicht bey uns wären, machen dürfe, Ziel und Maß, und erfordert,

daß

daß dabey theils die Aufnahme einer Handwerks-Arbeit geſuchet, theils aber einem Handwerke dadurch nicht geſchadet, ſondern vielmehr derjenige Verfall, darein daſſelbe gekommen iſt, dadurch verhindert werde. Denn das iſt der beſondere Zweck der Polizey bey den Nahrungs-Geſchäften der Handwerker insgemein. Und daher kann hierbey keinesweges bloß und vornehmlich bald auf den Particular-Nutzen des Frey-Meiſters, bald auf die Revenüe und auf die Ausübung der Autorität desjenigen, der es ertheilt, oder aber auf den Particular-Nutzen der Meiſter derjenigen Zunft, zu welcher ſonſt der Frey-Meiſter gehören ſollte, geſehen werden.

Inſonderheit ſind jetzt gedachte beyde erſte Puncte bey denjenigen Frey-Meiſtern wohl zu erwägen, welche auſſer einer bereits vorhandenen Innung von der Obrigkeit geſetzt werden ſollen. Denn, was die oben erwähnten eigentlichen Gnaden-Meiſter betrifft, die doch in der Zunft ſind, nur aber etwa in Anſehung des Meiſter-Stückes oder des Meiſter-Geldes oder anderer Praeſtandorum diſpenſirt werden, und in die Innung genommen werden müſſen: ſo hat es dabey ſo viel nicht zu ſagen, wenn anders die Vermehrung der Anzahl der Glieder einer Zunft an einem Orte nicht ſchädlich wäre, oder aber auf dieſe Weiſe die Abſicht der geordneten Meiſter-Stücke nicht vollends gar verloren ginge, und die Zünfte durch ſolche Gnaden-Meiſter mit ungeſchickten Meiſtern angefüllet würden. Und wenn auch die gewöhnliche Erforſchung der Handwerks-Geſchicklichkeit bey den Zünften in den Meiſter-Stücken mit dieſen gar wegfiele: ſo könnte doch nach gegründeten Polizey-Regeln nicht geſtattet werden, daß ein jeder, welcher ſich nur angibt, ohne Erforſchung ſeiner Geſchicklichkeit, zur Verfertigung einer Handwerks-Arbeit, oder wohl zum Lehren und Unterrichten zugelaſſen werde. Denn es iſt dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß es geſchickte Handwerks-Arbeiter habe, ja immer geſchicktere bekom-

me, daß ſie gute Lehrmeiſter vor andern, ja daß es ſolche theils in genugſamer Menge, theils aber auch in ſolcher Anzahl habe, welche ſich wirklich auf eine Arbeit gut ernähren, und damit erwerben, folglich an ihrem Theile zugleich zum allgemeinen Flor der Nahrung beytragen kann. Und ſolchergeſtalt müßte alsdann, wenn die Zünfte abgeſchaffet wären, oder wo einer von ihrer Anſtalt, wie z. E. ein Frey⸗Meiſter, ausgenommen wird, dennoch vor allen Dingen 1) die Geſchicklichkeit des Arbeiters von der Obrigkeit ſonſt gewiß erforſchet, hiernächſt aber 2) auf jetzt gedachte proportionirliche Anzahl, theils in Anſehung des gemeinen Weſens, theils aber auch in Anſehung der ſchon in Zunft⸗Ordnung ſtehenden andern Meiſter, wie auch hier zugleich auf deren Beſchaffenheit, geſehen werden; z. E. ob ſie geſchickt oder ungeſchickt, oder ob ſie vielleicht dem gemeinen Weſen mit Betrug und Ueberſetzung, oder allerley Hinderniſſen in andern Geſchäften, unter dem Schutze ihrer Innungs⸗Rechte beſchwerlich fallen, vermöge deren kein Anderer ſonſt eine Arbeit machen, oder eine Ware führen darf, der nicht in ihrer Innung wäre, als wodurch ſie eben Betrug, Ueberſetzung, und viele andere beſchwerliche Dinge, ausüben können.

Dieſes erfordert alſo das gemeine Beſte, welches die Haupt- und Grund⸗Regel aller Regenten⸗Rechte iſt, und um ſo viel weniger von einer ſubordinirten Unter⸗Obrigkeit, die ſolche nur im Nahmen der Regenten ausübet, aus Eigennutz übertreten werden darf. Daher ſich auch von ſelbſt verſteht, daß dieſe unter keiner andern Bedingung dieſes Recht, Freymeiſter⸗Rechte zu ertheilen, von der hohen Obrigkeit erhalten habe, als daß ſie es in dieſer Ordnung ausübe, weil der Landes⸗Herr ſelbſt nach göttlichem Geſetze davon nicht abzugehen befugt iſt. Eben darum können auch ſolche Rechte den Unter⸗Obrigkeiten wieder genommen oder eingeſchränket werden, wenn ſie ſolche nicht auf die jetzt gedachte Art ausüben, weil die

gemeine

gemeine Wohlfahrt dergleichen von den hohen Herrſchaften fordert. Und das iſt die Urſache, warum auch a) an vielen Orten, wo bereits eine Zunft oder Innung von einem Handwerke iſt, die Anzahl, Frey=Meiſter zu ſetzen, durch die Landes Geſetze nur auf Einen oder wenige eingeſchränkt wird; b) daß nach ſolchen Geſetzen das Freymeiſter=Recht nur verdienten Leuten gegeben werden muß; c) daß der Frey=Meiſter ſonſt ein ehrlicher Mann ſeyn, und nichts wahrhaftig anſtößiges an ſich haben müſſe; d) daß er ſich nur zu einer gewiſſen Profeſſion und zu dem Nahmen einer Arbeit bekennen, dabey bleiben müſſe, und nicht in alle greifen und pfuſchen dürfe; e) daß, einer oder weniger Perſonen wegen, nicht etwa ein ganzes wohl beſetztes Handwerk, und welches ſeine Sachen doch ordentlich treibt, leide und ruiniret werde; daß endlich f) auch, wenn ſchon die Verfertigung der Arbeit und Nahrung mit einer Ware eines Handwerkes verſtattet wird, dennoch eben nicht das Recht ertheilt werde, auch Andere zu lehren und zu unterrichten; es müßten denn keine zunftmäßige Lehrmeiſter in einem Handwerke ſeyn, inſonderheit wenn dadurch, ſo lange noch die Zünfte völlig gelten, in Anſehung der Förderung ſolcher Jungen viele Disharmonie entſtehen würde, wofern nicht wenigſtens der Lehrling bey einer Zunft aufgedungen werden müßte, den ein ſolcher Frey=Meiſter lehren wollte, welches aber wiederum, da dieſer nicht zur Zunft gehört, ſchwerlich geſchehen könnte.

Ein feines Muſter einer Conceſſion der Freymeiſter Rechte, findet man vom König von Schweden, in Fabers Staatscanzley, Th. 45, Cap. 24, n. 2. angeführt.

3. Von dem Freymeiſter=Rechte ſelbſt hat ordentlicher Weiſe ein Frey=Meiſter folgende Vortheile: a) Er darf kein Meiſter=Stück machen; auch b) kein Meiſter=Recht und Geld, oder doch, wenn er in die Innung zugleich kommt, nur wenig geben; c) er darf keine Hand=

werks=

werks-Gebräuche halten; iſt auch d) bisweilen von der Gerichtbarkeit der ordentlichen Obrigkeit ausgenommen, und darf übrigens e) für ſich ſeine Ware, oder für Andere als beſtellte Arbeit machen, auch, nach Beſchaffenheit der Profeſſion, damit in gewiſſer Maße kramen, wenn nicht der Handel oder die Krämerey, wenigſtens die öffentliche, als ein der ganzen Innung gehöriges Recht angeſehen, und an einen gewiſſen Ort, z. E. Stände, Bänke, Stellen, gebunden wäre, als deſſen ſich der Frey-Meiſter freylich nicht anmaßen könnte, auſſer in ſo weit es allgemeine Markt-Freyheit verſtattet. Wie er denn eben deswegen auch bey allen dieſen Vortheilen dagegen den Genuß aller eigentlichen Rechte der Innung und Zunft entbehren, und daher z. E. entweder keinen Jungen, oder doch unter großer Einſchränkung, lehren, ja wohl gar auch keine Geſellen halten, oder ſonſt von gemeinen Innungs-Rechten etwas genießen darf.

4. Auſſer dieſem iſt endlich noch anzumerken, daß es auch noch andere Wege gebe, indirecte, ohne dergleichen Freymeiſter-Rechts-Conceſſion, dieſe Rechte zu genießen, oder doch von den Geſetzen und Gebräuchen der Zunft oder eines Handwerkes eximirt zu ſeyn, und dem ungeachtet diejenige Arbeit machen zu dürfen, welche ſonſt dazu gehört. Es gibt aber vornehmlich dreyerley Wege. 1) Sind bisweilen gewiſſe Oerter, Plätze und Wohnungen berechtigt, Arbeiter aufzunehmen, und dieſelben eine Arbeit daſelbſt beſtändig machen zu laſſen, die nicht zünftig ſind; welches denn auf gewiſſe ausgenommene Gerichts-Bezirke, oder beſonders privilegirte Häuſer ankommt. Dieſes iſt bereits im Art. Frey-Haus S. 57, f. erläutert worden. Alſo hat z. B. in Reval der Statthalter das Recht, auf der ſo genannten Schloß-Juriſdiction dergleichen Frey-Arbeiter ſich ſetzen zu laſſen. Die von Adel, und andere hohe fürſtliche und gräfliche Perſonen pflegen auch dergleichen auf ihren

ten Schlöſſern und Reſidenzen zu thun. 2) Zu der⸗gleichen Eximirten pflegen auch die Handwerksleute vom Militär⸗Stande gerechnet zu werden.

Unter den militariſchen Handwerksleuten verſtehe ich hier ſolche, welche ein Handwerk völlig ausgelernt haben, und entweder 1) als Geſellen, oder als Meiſter, in Kriegs⸗Dienſte gegangen ſind, folglich weil ſie auch dieſe verrichten, oder gar, wenn es nöthig iſt, mit ins Feld marſchieren müſſen, ſich nicht wohl in Zünfte und Handwerks⸗Gebrauch einlaſſen können; oder 2) welche in Kriegsdienſten lange geſtanden, ihren Abſchied erhalten, und alsdann freylich ſehen müſſen, wie ſie ſich ernähren können, auch wohl daher arm ſind, oder vieles von ihrem Handwerke vergeſſen haben. Was die erſten betrifft, ſo wird ſolchen in einigen (z. E. brandenburgiſchen nud ſächſiſchen) Ländern verſtattet, in ihrem Quartier⸗ und Garniſon⸗Stande, bloß vor ihre Hand, ohne Jungen und Geſellen, ihre Handwerks⸗Arbeit zu treiben; doch ſind einige Handwerksleute dieſer Gattung auch beſonders in Anſehung der zu übernehmenden Arbeit eingeſchränkt. Denn die Zimmerleute dürfen nur Flick⸗ und kleine Arbeit machen, ſich aber in kein Haupt⸗ oder andere Gebäude einlaſſen. In Dresden ſollen auch die ſo genannten Neunzig⸗Manne das Handwerk nicht anders treiben, als wenn ſie vorher ſchon Meiſter geweſen ſind.

S. das Reſcript von Johann Georg *III. d. d.* Dresd. 1673, d. 31 Dec. und des Königs *Auguſti II.* im J 1698, d. 14 Jan. ergangene Beſtätigung dieſer Verordnung.

Ob nun wohl hiergegen eingewendet werden könnte: Ein Soldat ſollte ſich billig an ſeinem Solde genügen, und es werde dadurch die Nahrung der redlichen Meiſter geſchwächt, ja, es ſey allenfalls beſſer, daß man ihnen nur als Geſellen bey einem Meiſter zu arbeiten verſtatte, wie denn allerdings ehemahls in den königl. preußiſchen Ländern daher, daß man bey den Regimentern den Soldaten, inſonderheit beweibten, in den Städten unter dem Schutze der Officiers alle bürgerliche Nahrung zu treiben verſtattete, eines Theils die andern Bürger und Handwerker in ihrer Nahrung ſehr verkürzet, andern Theils aber, da dieſe Leute auch gemeiniglich die Freyheit von allen bürgerlichen Abgaben genoſſen haben, den öffentlichen Einnahmen großer Schade zugezogen worden iſt, folglich auch zu wünſchen wäre, daß ſolche Verſtattung unter gewiſſer Einſchränkung mit gehöriger und vorhergehender Unterſuchung, ob ſie auch etwas dienliches arbeiten, und

und ſich inſonderheit als beweibte nicht füglich von ihrer Löhnung allein erhalten könnten, nicht aber nur alles auf die oft indiscrete und mit eigenmächtiger Gewalt unterſtützte Erlaubniß der Officiers geſchehen möchte: ſo ſind doch die jetzt gedachten Einwürfe an ſich von keiner Erheblichkeit, indem ſolche meiſtentheils, wenn dieſe Erinnerung beobachtet wird, wegfallen, ihrer auch eben ſo gar viele nicht auf dieſe Weiſe die Rechte eines freyen Arbeiters genießen werden, folglich den andern Meiſtern ſo großen Eintrag nicht thun können. Daß ſie aber nur für Geſellen arbeiten ſollten, das möchte aus vielen Urſachen wegen der Kriegsdienſte nicht füglich angehen, den Meiſtern aber mit ſolchen Geſellen nicht allemahl gedient ſeyn, inſonderheit, wenn ſolche in die den Meiſtern meiſtentheils nur verſtattete gewiſſe Anzahl der zu haltenden Geſellen gerechnet werden ſollten. So viel aber den Abgang der öffentlichen Einnahmen betrifft, ſo tragen hingegen dieſe Leute durch die Kriegs-Dienſte, und hiernächſt durch die Acciſe-Abgaben, die ſie doch in dem Preiſe für ihre Victualien, worauf der Verkäufer auch die Acciſe ſchlägt, ebenfalls geben müſſen, bereits ſchon andere gemeine bürgerliche Laſten, wenn ſie gleich nicht die beſondern ſtadtbürgerlichen Laſten tragen. Ueberdem wird auch hinwiederum an den Ausgaben zu ihrer Unterhaltung aus der Kriegs-Caſſe etwas menagiret, indem ſie meiſtentheils, ſo lange ſie arbeiten, wenig oder gar keine Löhnung bekommen, ſonderlich wenn ſie gar als Beurlaubte anzuſehen ſind. Die aber keine eigentliche Beurlaubte ſind, werden ohnedieß, wegen Mangel der Zeit, nicht viel bey ihrem Handwerke arbeiten können, und alſo den Andern noch weniger Schaden thun. Nur aber ſcheint es nicht rathſam zu ſeyn, dergleichen Soldaten-Handwerksleuten, wenn ſie auf dem Lande in Quartieren liegen, daſelbſt dieſe Freyheit zu verſtatten, wofern ſie nicht ſonſt ein Land-Handwerk haben, weil ſolches den Städten die Nahrung allzu ſehr entziehen möchte. Diejenigen aber, welche gedient haben, und ihren ehrlichen Abſchied erhalten, gleichwohl aber noch arbeiten können, und nicht Invaliden ſind, welche Gnaden-Penſionen genießen, können in dem vorerwähntem Falle noch weniger ausgeſchloſſen werden, ihre Hanthierung auf ihre eigene Hand, ſo gut ſie können, ohne Jungen und Geſellen, als Frey-Meiſter zu treiben. Daher ſolches auch vermöge der Verordnung des Königs von Dänemark, Chriſtian IV, vom J. 1733, daſelbſt geſchehen muß, und viel löblicher iſt, daß man auf ſolche Weiſe dieſen armen Leuten für ihre gefährliche Dienſte, welche ſie dem Vaterlande geleiſtet haben, ihre Verſorgung

verſtattet,

verſtattet, wenn auch gleich Andere davon einigen Schaden hätten, als daß man ihnen zum Müßiggang, Rauben, Stehlen ꝛc. Gelegenheit gibt. Denn hier iſt aus zwey Uebeln das geringſte zu erwählen. Doch könnte ein Unterſchied unter ſolchen abgedankten Soldaten gemacht werden; nähmlich unter denen, welche 1) ihren Abſchied nicht ſelbſt ohne Noth geſuchet, 2) eine ziemliche Zeit gedienet, 3) vor ſich keine Mittel hätten, in Zunft und Ordnung zu treten, und 4) auch von ihrem Handwerke etwas verlernt hätten, ſich aber in die Städte ſetzten; und unter denjenigen, bey welchen dieſes alles fehlt. Denn es würde doch, letztern dieſe Freyheit zu verſtatten, nicht rathſam ſeyn. Diejenigen, welche bereits vor dem Antritte der Kriegsdienſte, Meiſter in andern Ländern oder im Lande geweſen ſind, müſſen ohnedieß ohne Entgeld in einer Zunft, oder bey ihrer erſten Zunft im Lande aufgenommen werden. Welche aber ihr Handwerk noch recht verſtänden, denen könnte man das Meiſter=Recht bey einer Zunft durch ordentliche Meiſterſtücke zu gewinnen auflegen, ſie aber von den gewöhnlichen Unkoſten befreyen.

Der dritte Weg, wodurch Handwerks=Arbeiter ohne Zunft=Zwang entſtehen können und entſtehen ſollten, iſt das Engagement bey ordentlichen und eigentlichen Manufacturen und Fabriken; und zwar entweder bey allen, oder einigen, die man beſonders zu fördern wünſchet. Denn zur Aufnahme ordentlicher Fabriken, die aus Verlegern und Fabrikanten, und vielerley andern Arbeitern unter einer gehörigen Subordination beſtehen, werden genugſame und gute, wie auch an die Ordnung und Einrichtung der Fabrik gebundene Arbeiter erfordert. Dieſe ſollten nun freylich die Handwerks=Zünfte liefern. Denn der Zweck derſelben iſt überhaupt die Aufnahme des Manufacturweſens in einem Lande, welches entweder nur im Kleinen vermittelſt einzelner Meiſter, da ein jeder nur vor ſich auf ſein Handwerk arbeitet, oder aber ausnehmend und im Großen, vermittelſt jetzt gedachter eigentlichen Fabriken und Manufacturen, beſteht. Von dieſen letzten wußte Deutſchland ehedem wenig oder gar nichts, ob es gleich das Hauptſtück des Zweckes der Zünfte ſeyn ſoll, und eben dadurch dieſe erſt

was rechtes zum Reichthum des Landes austragen. Indeſſen da dieſes fehlte, ſo ſind auch die Zünfte ganz in der Einrichtung auf den erſten und nur ſchlechten Theil des Manufacturweſens nach und nach gefallen und eingerichtet, ja endlich gar vermittelſt ihrer Mißbräuche dermaßen verdorben worden, daß ſie auch ſo gar wenig zu dieſen einzelnen und kleinen Stücken des Manufactur= und Fabrikenweſens nutzen, und deshalb noch immer verbeſſert werden müſſen, wenn man dieſe Anſtalt beybehalten will. Allein in Abſicht auf das eigentliche und große Stück des Manufacturweſens nutzen ſie nicht nur wenig oder nichts, ſondern verhindern es auch auf viele Weiſe mit ihren Innungs-Rechten, Gebräuchen und Zunöthigungen. Daher müſſen die Arbeiter in ſolchen Manufacturen frey von dieſem Zunft=Krame ſeyn, bloß von der Manufactur dependiren, und doch auch, wenn ſie hernach mit Bewilligung der Fabrik auſſer derſelben als Geſell oder Meiſter vor ſich auf ihrem Handwerke arbeiten wollen, unweigerlich auf Schein und Atteſtat einer ordentlichen Manufactur wieder gefördert und angenommen, oder als Frey=Meiſter geduldet werden.

Und hierin haben die Handwerks=Zünfte nicht das geringſte Recht ſich zu wiederſetzen, da ſie ſonſt ſelbſt wieder den rechten Hauptzweck alles Zunftweſens ſtreiten, und alſo dieſe Anſtalt, nähmlich Zunft und Zunftweſen, noch verächtlicher und ſchädlicher machen würden. Denn, das Zunftweſen gar abzuſchaffen, würde ſehr unweiſe gehandelt ſeyn; und es iſt ſehr ſchwer, daſſelbe zu verbeſſern, wenn nicht beydes durch ordentliche Manufactur=Anſtalten geſchieht, wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde.

Frey=Meſſe, ſiehe **Meſſe**.

Frey=Pfennig. 1. Eine Art der Abgabe, welche auf gewiſſen Grundſtücken lieget, deren Beſitzer ehedem leibeigene waren, aber von dem Landes=Herrn frey gelaßen worden, und welche nach Verſchiedenheit der Gegen-

genden auch Frey=Zins, imgleichen Leib=Bede genannt wird; ſiehe Frey=Gut 4. In Erfurt ſind dergleichen Frey=Pfennige noch jetzt üblich.

2. In .inigen Gegenden eine Abgabe der Leibeigenen für die Freyheit zu freyen, d. i. zu heurathen; in welcher Bedeutung dieſes Wort ſchon in dem Sachſen=Spiegel vorkommt.

Frey=Recht. 1. An einigen Orten, das Recht, da man von Baulebung (d. i. demjenigen Rechte, nach welchem der Grund=Herr berechtigt iſt, nach dem Tode eines Unterthanen, ein Stück Vieh wegzunehmen,) frey iſt, wogegen der Grund=Herr den zehnten Theil von den Gütern bekommt, im Falle ſie veräuſſert werden; welcher zehnte Theil gleichfalls den Nahmen des Frey=Rechtes führt.

2. In weiterer Bedeutung, das Recht eines jeden freyen Mannes, der keines andern Leibeigener iſt, ſich an einem Orte frey und ungehindert aufzuhalten; das Weichfried=Recht; in welchem Verſtande dieſes Wort in dem Weichbilde Art. 4. vorkommt.

Frey=Richter, ſiehe Feld=Gericht.

Frey=Salz, ſiehe unter Salz.

Freß=Saß, in einigen Gegenden, ein Saß, d. i. Beſitzer eines Frey=Gutes; ſiehe Frey=Gut 3.

Frey=Schießen, in einigen Gegenden, ein privilegirtes feyerliches Schießen nach einer Scheibe, oder nach einem Vogel; ſiehe Schützen=Geſellſchaft.

Frey=Schlächter, ſiehe Frey=Fleiſcher.

Frey=Schöppe, ein Schöppe, d. i. Beyſitzer der ehemahligen Frey=Gerichte in Weſtphalen; ſiehe Frey=Gericht.

Frey=Schürfen, im Bergbaue, das Recht frey und unentgeltlich ſchürfen zu dürfen; ſiehe Schürfen.

Frey=Schuß. 1. Bey feyerlichen Scheiben= oder Vogel=Schießen, ein Schuß, für welchen man die gewöhnliche Einlage nicht entrichten darf.

2. Ein ſicherer Schuß, den man nicht verfehlet; in welchem Verſtande dieſes Wort bey den Jägern von einer Art abergläubiger Jäger=Künſte gebraucht wird.

Frey=Schutz, Frey=Gerinne; ſiehe unter **Gerinne**.

Frey=ſprechen, ſiehe **Los geben**.

Frey Stat, ein freyer niemanden unterworfener Stat. Im engern und gewöhnlichſten Verſtande, eine Republik, zum Unterſchiede von einer Monarchie.

Frey=Stadt, Fr. Ville franche. 1. Eine freye, niemanden als dem höchſten Landes=Herrn unmittelbar unterworfene Stadt, in welchem Verſtande dieſes Wort in Ungarn ſehr häufig iſt. Im Deutſchen werden dergleichen Städte gemeiniglich **freye Reichs=Städte** genannt; obgleich Einige ſich viele Mühe gegeben haben, einen Unterſchied unter **Frey=Städten** oder freyen **Städten** und **freyen Reichs=Städten** zu erkünſteln.

2. Eine Stadt, welche zugleich eine Freyſtätte, d. i. ein ſicherer Zufluchts=Ort für Verbrecher iſt. Dergleichen Frey=Städte gab es bey den ehemaligen Juden. Auch in Dänemark iſt in den neuern Zeiten eine Stadt zu einer ſolchen Frey=Stadt erkläret worden.

Frey=Stätte, Freyung, Gr. und Lat. Aſylum, Fr. Aſile, Aſyle, Lieu de franchiſe, oder ſchlechtweg Franchiſe, Lieu de refuge, eine Stätte, d. i. ein Ort, wohin Uebelthäter und Verbrecher oder Schuldner fliehen, um daſelbſt vor den gewaltſamen Verfolgungen der Gerichte, oder der Gläubiger, ſicher zu ſeyn. Dergleichen Frey=Stätten ſind bey den Alten ſehr gebräuchlich geweſen, zum Theil auch ſehr gemißbraucht worden. Rom iſt durch die vom Romulus daſelbſt eröffnete Frey=Stätte zuerſt aufgekommen.

In der römiſchen Kirche waren ehedem die Kirchen, Altäre und Klöſter ſolche Frey=Stätten, und in manchen Ländern, wo die römiſch=katholiſche Religion in vollem Schwange geht, ſind ſie es noch.

Die öffentlichen Miniſter haben auch faſt in allen europäiſchen Ländern noch das Recht, in ihren Palläſten und Quartieren, Unglücklichen eine Frey-Stätte zu geben, welche von der Gerichtbarkeit des Ortes, Schulden oder anderer Urſachen wegen, verfolget werden. Ein öffentlicher Unterhändler (Miniſter, Geſandter oder Reſident) kann nicht Behutſamkeit genug bey dieſem Vorrechte anwenden. Gebraucht er es, um einen Haufen Spitzbuben, Böſewichter, oder Umläufer zu ſchützen, ſo iſt ſein Verfahren ſehr tadelnswürdig, und der beleidigte Hof iſt berechtigt, ſich bey ſeinem Herrn darüber zu beklagen. Findet ſich aber eine Gelegenheit, irgend einem unglücklichen Menſchen von ſeinem Volke eine Frey=Stätte zu geben, ſo kann er es nicht abſchlagen, noch der Hof ſolches mit guter Art übel nehmen. Es iſt ſo gar nothwendig, daß er wenigſtens ein Mahl während ſeines Aufenthaltes ſein Recht in dieſem Stücke erhärte, und der Verjährung zuvor komme. Die fremden Miniſter in London können einen ſolchen Schutz einer kleinen Anzahl von Schuldnern, die nicht bezahlen können, ertheilen, ohne ihnen einmahl Aufenthalt in ihrem Hauſe zu verſtatten, ſondern ſie geben ihnen einen bloßen Schutz=Brief, den ſie von den Stats-Secretären genehm halten laſſen, welche dafür ſorgen, daß es den Vorgeſetzten der Juſtitz bekannt werde. Allein, es iſt dienlich, daß man die Unterhändler, die ſich an dieſem Hofe befinden, benachrichtige: daß, wenn ſie dieſes Recht zu oft gebrauchen, dieſes eben nicht das rechte Mittel ſey, ſich bey dem Monarchen und bey der Regierung beliebt zu machen, oder ſich einen glücklichen Erfolg in wichtigen Angelegenheiten verſprechen zu können.

Was ein weiſer Unterhändler am meiſten vermeiden muß, iſt, daß er Stats-Verbrechern, oder andern Perſonen, die das Intereſſe des Regenten, bey dem er ſteht, verrathen haben, bey ſich keine Frey=Stätte erlau-

be. Es gibt kein ſicherer Mittel, ſeinen Character und ſeine Rechte in Gefahr zu ſetzen, ſich Haß und Verachtung zu zuziehen, und ſich zum glücklichen Fortgang in allen Geſchäften ſeiner Unterhandlung untüchtig zu machen. Keiner von den Schriftſtellern, die vom Völker-Rechte und von der Stats-lehre gehandelt haben, läugnet: daß die Unverlezlichkeit des Pallaſtes eines Geſandten aufhört, wenn er einem Verbrecher der beleidigten Majeſtät zum Schutze dient, und daß der Landesherr ihn mit Gewalt kann herausnehmen laſſen, ohne dem Völker-Rechte Zwang anzuthun.

Man hat ein Beyſpiel, aber ein ſehr zweydeutiges und gar nicht gültiges, an der Uneinigkeit zwiſchen England und Spanien über den Herzog von Ripperda geſehen, den die ſpaniſche Regierung d. 25 May 1726 aus dem Pallaſte des Hrn. Stanhope, Abgeſandten von Groß-Britannien, zu Madrid aufheben ließ; wohin dieſer Miniſter ſich geflüchtet hatte, nachdem er den Abſchied vom Könige von Spanien erhalten hatte. Alle Umſtände dieſer Begebenheit findet man in den öffentlichen Nachrichten dieſes Jahrhunderts. Gleichwohl kann man nicht unbemerkt laſſen, daß allen großen Herren in der That daran gelegen iſt, einem öffentlichen Miniſter nicht das Recht des Schutzes für einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät zu geben; daß aber das Verfahren des Hofes zu Madrid, in der Sache des Herzogs von Ripperda, äuſſerſt unregelmäßig und unverantwortlich geweſen ſey, indem Ripperda nicht eher für einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät erklärt worden iſt, als nachdem er ſich in die Stille begeben hatte, und zwar durch einen Rath, der aus ſeinen ärgſten Feinden und aus des Königs Gewiſſens-Räthen beſtand, und daß ſein ganzes Verbrechen in ſeiner Eingezogenheit ſelbſt beſtanden hat. Wenn aber ein Unterhändler ſich eines Unterthanen des Prinzen, bey dem er lebt, bedient hat, um zu ſeinen Abſichten zu gelangen, und die Untreue dieſes Unterthanen bekannt würde, und ihn in Gefahr ſetzte, in Verhaft gezogen zu werden: ſo verlangt die Stats-Kunſt, daß der Unterhändler ihn in ſein Haus nehme, ſich ſeiner Schriften und alles deſſen bemächtige, was ihre Verbindung anzeigen könnte, und ihn entwiſchen laſſe, oder ſo lange, als möglich, beſchütze, ohne daß er dabey Gefahr läuft, ſeinen Character und die Ehre ſeines Herrn auf das Spiel zu ſetzen.

Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Statskunſt, 2 Th. Breßl. und Lpz. 1777, gr. 8 S. 408. fgg.

Ob gleich die Freyheit, welche in römiſch-katholiſchen Landen die Klöſter haben, Verbrecher aufzunehmen, einem großen Mißbrauche unterworfen iſt: ſo wäre es, meines Erachtens, doch gut, gewiſſe Frey-Stätten zu verordnen, dahin ein Menſch flüchten könnte, der das Unglück gehabt hat, jemanden tödlich zu beſchädigen, oder durch Verſehen einen Brand-Schaden oder anderes Unglück zu veranlaſſen; daſelbſt müßte er bleiben, und ohne Gefängniß ſeine Sache ausführen. Denn die Unter-Obrigkeiten fahren zuweilen etwas zu ſchnell zu; daher flüchten ſolche Leute auſſer Landes, und die Freunde ſchicken ihnen Geld in andere Länder nach; dadurch gehen ſie dann zu Grunde, weil ſie nicht ſicher erſcheinen können. Ein freyes ſicheres Geleit (Salvus conductus) auszuwirken, hält theils ſchwer, und iſt koſtbar; theils weiß der zehnte Mann vom gemeinen Stande hiervon nichts; und da er gemeiniglich von Steckbriefen verfolgt wird, darf er ſich niemanden entdecken. Indeſſen liegt ſeine Hauswirthſchaft danieder: die Obrigkeit greift zu, und die Familie iſt ruinirt. Nicht zu gedenken, daß ein ſolcher Unglücklicher oft, wenn er ohne Hülfe und verlaſſen herum ſchweift, nun ein Landſtreicher und Räuber wird; da er hingegen aus einer Frey-Stätte in ſeinem Vaterlande gar bald ſeine Unſchuld darthun, ſeine Sache ausführen, zu den Seinigen zurückkehren, und ſich ferner ehrlich nähren könnte.

* * *

In weiterm Verſtande wird ein jeder Ort, wo man Schutz und Sicherheit findet, eine Frey-Stätte genannt. Dieſer Wald, dieſe Höhle ſoll mir zur Frey-Stätte dienen. Alle Unterdrückte flohen zu ihm, als zu ihrer Frey-Stätte.

Frey-Stuhl, ſiehe Frey-Gericht.

Frey-Stunde, eine Stunde, da man von den gewöhnlichen Arbeiten frey iſt.

Frey=Tag (*), ſ. Dies Veneris, Fr. Vendredi, der ſechste Tag in der Woche, welcher bey den Römern der Liebesgöttinn Venus, und bey den Semnonen einem alten deutſchen Volke, der Frea oder Friga, der Venus der mitternächtigen Völker, gewidmet geweſen iſt, und daher beyderſeits ſeinen Nahmen bekommen hat.

Die Frea oder Friga, eine Göttinn der alten Sachſen, und anderer nordlichen Völker, Gemahlinn des Gottes Wodan, und Beſchützerinn der öffentlichen Freyheit, wird als eine nackete Frau abgebildet, mit einem Myrtenkranze auf dem Haupte, einer Kugel in der rechten Hand, drey goldenen Aepfeln in der linken; und in ihrem Gefolge die Grazien in einem mit Schwänen beſpannten Wagen. So wurde ſie zu Magdeburg gefunden, wo ſie, auf Befehl des Druſus Nero, als die nordiſche Venus verehrt wurde.

Die Türken und alle Muhammedaner feyern dieſen Tag, wie die Chriſten den Sonntag. In der römiſchen und griechiſchen Kirche iſt er ein Faſttag, an welchem Fleiſch zu eſſen verbothen iſt.

Der ſtille Freytag oder Char=Freytag, der Freytag in der Charwoche, der Freytag vor Oſtern, der Todes=Tag Chriſti. Ehedem wurde er auch der gute Freytag genannt.

Im vorigen Jahrhunderte lieſſen die Fürſten zu Liegnitz eine in Geſtalt eines Dreyers geprägte Münze am Char=Freytage den Armen austheilen, welche daher auch Almoſen=Pfennig oder Almoſen=Gröſchel, und in der gemeinen Mund=Art gutes Freytags=Gröſchel genannt wurde.

Frey=Tiſch, Fr. Table franche, 1. Die unentgeltliche Koſt, die man bey jemanden genießt. Den Freytiſch bey jemanden haben, alle Tage unentgeltlich bey ihm ſpeiſen. Einem den Freytiſch geben.

2. Eine öffentliche Anſtalt, wo bedürftige Leute umſonſt geſpeiſet werden, beſonders auf Schulen und Uni=

(*) Der Nahme dieſes Tages lautet bey dem Ottfried Friadag, im Tatian Frigetag, im Angelſ. Frigedag, im Holländ. Vrydagh, im Niederſ. Frijdag, im Dän. Fredag, im Schwed. Fredag, im Engl. Friday.

Univerſitäten, und diejenigen ſelbſt, welche auf dieſe Art den Tiſch frey haben.

Churbraunſchweigiſches vorläufiges Reglement für die Freytiſche zu Göttingen, *d. d.* 14 Oct. 1734, ſt. in den Braunſchw. Calenb. Ordn. Cap 1, S. 733.

Leges der Freytiſche, eb. daſ S. 745.

Reſcript wegen Aufführung derer, ſo die Freytiſche genießen, *d. d.* 29 Febr. 1736, eb. daſ. S. 779.

Königl. Preußiſche Verordnung wegen der Collecten zu den Freytiſchen in Halle, *d. d.* 15 May 1704, ſt. in Mylii Corp. Conſt. Magd. Th. 1, S. 135.

Mandat, betreffend die Anlegung mehrerer Freytiſche, und wie es mit den Quartal-Collecten zu halten ſey, *d. d.* 31 Aug. 1704. eb. daſ. S. 136.

Frey-Treppe, ſiehe unter Treppe.

Frey-Waibel, in der Schweitz eine obrigkeitliche Perſon auf dem Lande, ſo auf den Amtmann folget. Siehe Waibel.

Frey-Waſſer, ſiehe unter Waſſer.

Frey-Werber, derjenige, welcher eine Perſon zu verheurathen ſucht, ihr eine Braut, oder einen Bräutigam zu verſchaffen bemühet iſt; ein **Braut-Werber**, in den gemeinen Mundarten ein **Freyersmann**, im Osnabrück. **Dögensmann**.

Frey ſtammet in dieſer Bedeutung unmittelbar von freyen, heurathen, ab, wovon Frije im Niederſ. die Freyth bedeutet.

Frey-williges Geſchenk, Don gratuit; ſiehe Th. IX, S. 373, f.

Frey-Zettel. 1. Ein Zettel, worin man Freyheit von gewiſſen Abgaben oder Zwangs-Pflichten erhält. Inſonderheit eine Art von Fracht- oder Paſſier-Zetteln, welche entweder wegen der von Bezahlung der ſonſt ſchuldigen Gebühren, als: Zoll, Licent, Geleite, Acciſe ꝛc. befreyeten Güter und Sachen, oder von den an einem Orte bloß durchgehenden Waren ertheilet werden; Fr. Acquit à caution de tranſit.

2. Im Bergbaue, ein Zettel, welchen der Receß-Schreiber zum Beweiſe gibt, daß eine Zeche wegen des un-

unterlaſſenen Receß=Geldes frey und verlaſſen geworden iſt.

Frey=Zins, ſiehe **Frey=Pfennig.**

Freyburger Bier, ſiehe Th. V, S. 22.

1. **Freyen** (*), frey machen, beſonders von gewiſſen Verbindlichkeiten und Laſten frey ſprechen, mit Freyheiten begaben. Eine gefreyete Manufactur, privilegirte, im Oberdeutſchen. Im Hochdeutſchen iſt dieſes Zeit=Wort veraltet, ſeitdem **befreyen** üblicher geworden iſt. Nur das Mittelwort, ein Gefreyter oder der Gefreyte, iſt noch im Soldatenweſen üblich, einen gemeinen Soldaten auf den Wachen zu bezeichnen, der von dem Schildwach ſtehen befreyet iſt, aber dafür die andern Schildwachen aufführet, patrouilliret u. ſ. f.

Daher die **Freyung**, ſo noch in einigen Gegenden ſowohl von der Handlung des Befreyens, als auch und zwar am häufigſten von einem befreyeten Orte üblich iſt. So bedeutet dieſes Wort an einigen Orten noch eine Frey=Stätte, ſ. oben, S. 86; imgleichen eine von der ordentlichen Gerichtbarkeit befreyete Gegend. Daher das **Freyungs=Recht**, Jus aſyli, das Recht, eine ſolche Frey=Stätte zu haben; die **Freyungs=Gränze**, ihre Gränze; der **Freyungs=Stein**, der Gränzſtein einer ſolchen Freyung u. ſ. f. Siehe Freyheit IV.

2. **Freyen** (**), ſo nur in den niedrigen Sprech=Arten üblich iſt. 1. Sich ehelich um eine Perſon bewerben, ſie lieben und zu heurathen ſuchen. Um ein Mädchen freyen.

(*) Im Niederſ. ehedem frijen, bey den ſchwäbiſchen Dichtern frigan, im Angelſ. frian, im Engl. free.

(**) Freyen Niederſ. frijen, Schwed. fria, Dän. frie, iſt in beyden Bedeutungen nur den gemeinen und beſonders niederſächſiſchen Mund=Arten eigen, daher es auch in dem 1523 zu Baſel nachgedruckten Teſtamente Lutheri als ein unbekanntes Wort durch weyben, eelich werden, erkläret wird. Es iſt das alte gothiſche frigon, lieben, von welchem noch das Mittelwort Freund in Geſtalt eines Hauptwortes üblich iſt. Ehedem hatte man von dieſem Worte auch die Frie, für die Ehe, und Fridil für einen verlobten Bräutigam. Siehe Freyth.

freyen. Selten, doch zuweilen auch von dem weiblichen Geſchlechte. Das Mädchen hat lange um ihn gefreyet. Zwey Perſonen freyen ſich mit einander, wenn ſie ſich lieben, in der Abſicht ſich zu heurathen. Nach Geld freyen, eine reiche Perſon zu ſeinem Gatten ſuchen. Figürlich im gem. Leben auch um ein Amt freyen, ſich um daſſelbe bewerben.

2. Heurathen. Eine Perſon freyen. In ein Geſchlecht freyen. In der deutſchen Bibel kommt es in dieſem Verſtande ſehr häufig vor.

Freyer (*), gleichfalls nur in den gemeinen Sprech-Arten, eine Mannsperſon, welche eine weibliche Perſon zu heurathen ſucht, ſich ehelich um ſie bewirbt; ein Bräutigam vor dem Verlöbniß, der auch wohl ein **Freyers-Mann** genannt wird. Sie hat viele Freyer. Freyers Gedanken haben, auf Freyers Füßen gehen, Willens ſeyn, ſich zu verheurathen.

Daher die **Freyerey**, die Bemühung eines Freyers. Die Freyth. Auf die Freyerey gehen. Niederſ. Friſerije.

Freyers-Mann, in den gemeinen Sprech-Arten, beſonders Nieder-Sachſens. 1. Ein Freyer. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Der eine andere Perſon zu verheurathen bemühet iſt, in ihrem Nahmen um eine Perſon anhält; der **Frey-Werber, Braut-Werber.**

Freyheit, L. Libertas, Fr. Liberté. I. Der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache frey iſt.

1. In der weiteſten Bedeutung, der Zuſtand der Abweſenheit gewiſſer Arten des Zwanges und der Einſchränkung, welche alsdann das Vorwort von bekommen. Die Freyheit von Sorgen, von Geſchäften, von Schulden, von dem Geſetze u. ſ. f.

2. In

(*) Niederſ. Frijer, Dän. Frier, Böhmiſch Fregjr, ein Liebhaber, Fregjrka, eine Liebſte, Freg, die Göttinn der Liebe, Poln. Freyercz.

2. In engerm Verſtande, wo es, ſo wie das Bey- und Nebenwort frey abſolute und mit Auslaſſung der Einſchränkung von der Abweſenheit aller Arten des Zwanges und der Einſchränkung gebraucht wird. 1) Im phyſiſchen Verſtande, der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache von demjenigen frey iſt, was deſſen Bewegung hindert oder einſchränket. Einem Gefangenen die Freyheit ſchenken. Ein Thier, einen Gefangenen in Freyheit ſetzen. Sich in Freyheit ſetzen, entwiſchen, entkommen. Jedes Thier liebt, ſucht die Freyheit. Die Freyheit des Pinſels, wenn derſelbe mit einer leichten Dreiſtigkeit geführet wird. 2) Im bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verſtande, in den mehreſten, der bey dem Worte frey angeführten Fälle. Die natürliche Freyheit, derjenige Zuſtand, in welchem der Menſch in ſeinen Handlungen von keinem andern abhänget. Einem Leibeigenen die Freyheit ſchenken. Die Freyheit einer Republik. In der Freyheit leben. Die Freyheit eines Hafens, einer Meſſe einſchränken. 3) Im moraliſchen Verſtande, das Vermögen, zu thun, was man will, oder das Vermögen, unter zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, was uns am beſten gefällt. Er hat ſeine Freyheit.

II. Das Recht, in einzelnen Fällen an gewiſſe Einſchränkungen nicht gebunden zu ſeyn, ſo wohl im phyſiſchen, als bürgerlichen, geſellſchaftlichen und ſittlichen Verſtande. Einem Gefangenen mehrere Freyheiten verſtatten. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen zu ſagen, daß u. ſ. f. Im politiſchen Verſtande ſind **Freyheiten**, welche man auch mit einem lateiniſchen Nahmen **Privilegia** zu nennen pflegt, Rechte, wodurch der Oberherr die Gleichheit der bürgerlichen Rechte zum Beſten eines oder mehrerer aufhebet. Eine Stadt, eine Meſſe, ein Haus, eine Fabrik mit Freyheiten begnadigen. Mit allergnädigſter oder gnä-

digſter

digſter Freyheit, lieſet man mehrmahls auf privilegirten Büchern. Siehe Privilegium. Bau-Freyheiten, Brand-Freyheiten, u. ſ. f. Nachlaß an Steuern und Gaben wegen eines Baues, oder wegen eines erlittenen Brandes.

Von der Freyheit des Kaufhandels, ſiehe Handels-Freyheit.

III. Eine freye Handlung, eine Handlung, wodurch die vorgeſchriebenen oder eingeführten Schranken überſchritten werden; am häufigſten im nachtheiligen Verſtande. In einem Gemählde befinden ſich große Freyheiten, wenn die Regeln der Kunſt überſchritten worden ſind.

IV. Ein befreyeter, d. i. mit Freyheiten oder Privilegiis begabter Ort, in welchem Verſtande dieſes Wort noch in verſchiedenen Gegenden üblich iſt; L. Immunitas, Fr. Franchiſe. In Weſtphalen werden Flecken oder Marktflecken, d. i. große mit gewiſſen Gerechtſamen begabte Dörfer mehrmahls Freyheiten genannt. In andern Gegenden führen dieſen Nahmen gewiſſe Häuſer und Straßen, welche von manchen bürgerlichen Laſten und Einſchränkungen befreyet ſind. Dergleichen iſt die Dom- und Herren-Freyheit zu Naumburg, welche unter dem Domſtifte ſteht. Siehe auch Frey-Haus und Frey-Stätte.

Freyheits-Brief, ein Brief, d. i. Urkunde, worin jemanden gewiſſe Freyheiten von dem Landesherrn ertheilet werden; ein Privilegium. Siehe Frey-Brief und Privilegium.

Freyinn, in einigen Gegenden, beſonders Ober-Deutſchlandes, eine adelige Perſon von freyherrlichem Geſchlechte, ſie ſey verheurathet oder nicht, eine Baroneſſe. Siehe Frey-Frau und Frey-Herr.

Freyſam, ſiehe Fraißam.

Freyth, ein nur in den gemeinen Mund-Arten übliches Wort. 1. Für Freyheit, in welchem Verſtande es noch

noch zuweilen in dem zuſammen geſetzten Freythhof gehöret wird.

2. Die Heurath. Auf die Freyth gehen, zu heurathen ſuchen.

In dieſer letzten Bedeutung ſtammet es von freyen, heurathen her, und wird von den Hochdeutſchen bald Freyd, bald Freye, bald Freyde, bald Freihte, bald noch anders geſchrieben. Im Nederſ. iſt ſowohl Frije als Frijte üblich.

Freyth=Hof, ſiehe Frey=Hof.

Freyung, ſiehe oben, S. 92.

Friande, eine Tulpen Sorte; ſiehe unter Tulpe.

Friandiſe=Handel, (aus dem Franz. Friandiſes, Näſchereyen, Leckereyen, Schleckereyen, allerley Naſchwerk, inſonderheit Zuckerwerk und Gebackenes,) heißt derjenige Handel, der mit allerley Delicateſſen, Naſch=Waren oder andern Leckerbißchen, als: hamburger geräuchertem Fleiſche, bologneſer und Cervelat=Würſten, neuen Häringen, Stockfiſchen, geräuchertem Lachſe, Schollen, Platteiſſen, Bücklingen, Sardellen, Sprotten, Caviar, Auſtern, Muſcheln, Neunaugen; engliſchem, ſchwediſchem, danziger und holländiſchem Süßemilch und Kümmel=Käſe, Kaſtanien, Citronen, Limonien, ſüßen und bittern Pomeranzen, Granaten, Oliven, Kapern; provencer, gardſer und genueſer Oehl; trockenen und feuchten Confituren; Eau des Carmes, Roſſolis und andern Liqueurs, ausländiſchen, inſonderheit ſüßen Weinen ꝛc. getrieben wird, welche Waren insgeſammt daher **Friandiſe=Waren** genennet werden. Dieſer Handel wird bey uns mehrentheils nur von den Italiänern, und theils Franzoſen, jedoch auch einigen Deutſchen, in Hamburg und Amſterdam aber auch von den ſo genannten Limonien=Weibern getrieben.

Fribuſt, ſiehe Flibuſt.

Fricandeau, Fr. Fricandeau, ein Gericht von geſpickten und in ihrer eigenen Brühe gedämpften Schnitten

Kalb=

Kalbfleiſch (*). Man nimmt dazu eine Kalbskeule, und ſchneidet dünne Stückchen, woran jedoch keine Flechſen oder Haut ſeyn dürfen, klopfet dieſes Fleiſch mit einem Meſſerrücken fein zart; hernach ſchneidet man Speck, wie zum Repphühnerſpicken, ſpicket das Fleiſch damit, und leget es auf eine Schüſſel oder Spick-Bret. Alsdann ſetzt man eine Caſſerolle mit Butter auf das Feuer, leget das geſpickte Fleiſch darein, und läßt es eine ziemliche Weile darauf ſtehen, ſo wird ſich viel Brühe zeigen. Dieſe ſeihet man herab auf eine Schüſſel; thut zu dem Fleiſche ein Par ganze Zwiebeln, Ingber, Muskatenblüthen, ein wenig Thymian, Lorbeer-Blätter, Citronenſchalen, nebſt etwas Salz, und läßt es ferner dämpfen; hernach gießt man Wein und gute Brühe daran, und läßt es alſo kochen, ſtreuet auch ein wenig geriebene Semmel daran, oder gießt fertige Brühe darauf, und läßt es noch ein wenig kochen. Wenn man nun bald anrichten will, läßt man die abgeſeihete Brühe darein laufen, und drückt Citronſaft darüber her. Dieſes geſpickte Kalbfleiſch wird auch zu Grenades gebraucht, wovon an ſeinem Orte.

Man macht auch **Fricandeau von Tauben**, Fr. des fricandeaux de pigeonneaux, d. i. junge Tauben, deren jede in zwo Hälften geſchnitten worden iſt, und womit übrigens, wie mit dem Kalbs-Fricandeau verfahren wird. Auch hat man **Stör-Fricandeau**, Fr. des fricandeaux d'eſturgeon, von zerſtückten und geſpickten Stör.

Die Zubereitung der geſpickten Fricandeaux mit grünen Erbſen, mit Blumenkohl, mit Spinat, mit Sauer-Ampfer, mit Eyern und Aepfeln ꝛc. lehrt das neueſte Handbuch für junges Frauenzimmer, 2 Th. Hamb. 1774, 8. S. 152, fgg.

Fri-

(*) Im Franzöſiſchen heißt eigentlich jede ſolche Schnitte un fricandeau, das daraus beſtehende Gericht aber wird im Plural ausgedruckt. Wenn alſo der Deutſche ſagt: man ſetzte uns ein Fricandeau vor, ſo ſagt der Franzoſe im Plurali: on nous ſervit *des fricandeaux*.

Fricandellen, Fr. Fricandelles, nennt man, in der Kochkunſt, ein in Butter gebackenes Gehäcke aus Kalb-Fleiſch, Semmel, Speck u. ſ. w. welches in Geſtalt kleiner Würſte, oder auch in anderer Form zuſammen gerollt iſt. Sie werden zuweilen mit Stücken von Kälber-Netz überzogen, und alsdann **Netz-Würſtchen** genannt.

Die ganze Zubereitung der Fricandellen iſt folgende. Man bratet eine Kalbskeule ab, thut hernach alle Haut herunter, und ſchneidet nur das derbe Fleiſch mit einem Schneidemeſſer ganz klein, ſtößt es in einem Mörſer, thut zuvor in Milch geweichte Semmel darein, ferner ein Stückchen Butter, Muskatenblüthen, 4 Eyerdotter, ein ganzes Ey, ein wenig klein geſchnittene Zwiebeln und Salz, und reibet dieſes alles wohl unter einander, thut es wieder heraus, ſchneidet friſchen Speck ganz kleinwürfelicht, und rührt denſelben auch darunter. Hierauf nimmt man Kälber-Netze, ſchneidet ſie ſtückweiſe, ſo groß als die Würſtchen werden ſollen, leget auf die geſchnittenen Stücke Netze etwa 2 Finger ſtark von der gemachten Farße, und rollet ſie zuſammen; beſtreicht auch eine Tortenpfanne mit Butter, leget die Würſte darein, und ſetzt ſie in den Backofen. Wenn ſolche nun fein gelbbraun gebacken ſind, kann man ſie auf eine Schüſſel anrichten.

Will man eine Sardellen-Soße dazu machen, ſo nimmt man 3 bis 4 Eyerdotter, thut dieſe in ein Töpfchen, gießt ein wenig Coulis oder ſonſt gute Brühe darüber, imgleichen ein wenig Wein und Citronenſaft, und querlt dieſes zuſammen an einem Kohlfeuer, bis es dick zu werden anfängt. Endlich gießt man von dem Fette, worin die Würſtchen gelegen und gebraten haben, auch hinein, ſchüttet dieſe Brühe in eine Schüſſel, ſprenget vom vorigen Fette etwas darüber, richtet die Würſtchen auf den Schüſſelrand herum an, und garnirt ſie mit Citronen oder Blumenwerke. Dieſe Würſtchen können auf mancherley Art, als Beylagen, zu Erbſen, Bohnen, Braunkohl ꝛc. gebraucht werden.

Man bereitet auch Fricandellen von Kalbsleber, Lungen, rohem Schweinfleiſche, Hammelfleiſche ꝛc. nur muß man wiſſen, was man gelinde oder hart machen ſoll. Daher ſind bey ſolchen Würſtchen die Eyer zu menagiren; auch darf man nicht viel geriebene Semmel dazu brauchen; Nierentalg aber und eingeweichte Semmel

mel ſind am dienlichſten. Den Geſchmack zu verändern, füget man Citronen, Sardellen, Zwiebeln u. d. gl. mit bey; Viele thun auch ein ziemlich Theil Cardamomen dazu.

Fricaſſee, Fr. Fricaſſée, nennt man, in der Kochkunſt, ein Eſſen von eingeſchnittenem Fleiſche, oder in Stücken zerſchnittenem Geflügel, Wildbret ꝛc welches man in einer Caſſerolle in Butter hat abſchwitzen laſſen, und hernach in einer kräftigen Fleiſchbrühe mit allerley Zuthaten gekocht hat. Daher **fricaſſiren**, Fr. fricaſſer, in Stücken zerſchnittenes Fleiſch oder Fiſche, Eyer ꝛc. in einer Pfanne oder Caſſerolle röſten, prägeln, oder braten.

Man nimmt z. E. Kalbfleiſch, junge Hühner, oder Tauben, ſchneidet die Hühner oder Tauben in 4 Theile, das Kalbfleiſch aber in kleine Stückchen. Hernach läßt man beydes aufwallen, leget es alsdann trocken aus, nimmt ein gut Theil Butter, läßt ſie in einer Caſſerolle gelb werden, leget das Fleiſch nebſt einem Bündchen ganzer Peterſilie, und ſo viel Thymian, und eine ganze Zwiebel darein, bindet dieſes mit einem Zwirnfaden zuſammen, deckt es mit einer Stürze zu, und läßt es, bis das Fleiſch gar iſt, auf Kohlen mit einander kochen. Alsdann gießt man ein wenig Fleiſchbrühe dazu, nimmt etliche Eyerdotter, ſchlägt ſie in ein Töpfchen, und querlt es ſcharf, gießt einen Löffel voll Eſſig, und etwas Brühe von dem zugerichteten Fleiſche dazu, nimmt eine Citrone, reibet die Schale davon ab, drückt den Saft daran, und thut auch etwas Muskatenblumen dazu. Hierauf ſchüttet man ein wenig Zucker und eine Meſſerſpitze Mehl hinzu, läßt es von fern aufkochen, ſchlägt, wenn es noch nicht dick genug iſt, ein Par Eyerdotter daran, doch muß es ſich nicht backen, und endlich thut man ein wenig klein geſchnittene Peterſilie dazu. Alsdann richtet man es an, gießt die Brühe darüber, beleget es mit Citronenſcheibchen, beſtreuet es mit Muskatenblumen und kleiner Peterſilie, und gießt aus der Caſſerolle etwas gelbe Butter darüber.

Wie von allen kalten Braten ein Fricaſſee zu machen ſey, beſchreibt das Handbuch für junge Frauenzimmer, a. ang. O. S. 146, f.

Man bereitet auch Fricaſſeen von allerley Wurzelwerk, Gurken ꝛc. wovon an ſeinem Orte Erwähnung geſchieht.

Friche, die Brache, der Brach-Acker, das Brach-Feld; ſiehe Th. VI, S. 303.

Friction, ſiehe Reiben.

Fried-Hag, Fried-Zaun, ſiehe unter Hag.

Fried-Hof, ſiehe Frey-Hof.

Fried-Pfahl, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, den Gränz-Pfahl einer Gerichtbarkeit zu bezeichnen, der zuweilen auch eine Fried-Säule genannt wird.

Fried-Säule, noch in einigen Gegenden Ober-Deutſchlandes, die Gränz-Säule einer Gerichtbarkeit oder eines Burg-Friedens.

An einigen Orten führt auch ein bloßer Wegweiſer dieſen Nahmen, vermuthlich, weil man ehedem dergleichen Gränz-Säulen auch zu Wegweiſern gebrauchte.

Fried-Schatz, ſiehe Friede-Pfennig.

Fried-Thor, } ſiehe unter Hag.
Fried-Zaun, }

Friede, oder **Frieden**, L. Pax, Fr. Paix, ein Wort, welches überhaupt alle Arten der Ruhe und Sicherheit bezeichnet.

1. Im eigentlichen Verſtande. 1) Oeffentliche Ruhe und Sicherheit in der bürgerlichen Geſellſchaft, Sicherheit für ſeine Perſon und ruhiger Beſitz ſeines Eigenthumes, der Zuſtand, da keiner den andern öffentlich beleidiget; in welchem jetzt größtentheils veralteten Verſtande dieſes Wort bey dem ehemahligen Fauſt-Rechte ſehr üblich war. Daher noch die in den Schriften der damaligen Zeiten üblichen Ausdrücke, Frieden wirken, die öffentliche Ruhe herſtellen, Frieden und Geleit geben, ſicheres Geleit geben; jemanden in ſeinen Frieden nehmen, in ſeinen Schutz. Imgleichen die Zuſammenſetzungen Land-Frieden, Friedensbruch, Friedens-Richter, Friede-Geboth, u. ſ. f. Noch jetzt ſagt man

im gem. Leben, Frieden vor einem haben, jemanden in Frieden laſſen, ihn nicht beunruhigen; ich werde mir Friede zu verſchaffen ſuchen, d. i. Ruhe, Sicherheit; laß mich mit Frieden, oder laß mich zufrieden, beunruhige mich nicht; man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will; er will nicht Frieden halten u. ſ. f. In der deutſchen Bibel kommt es in dieſer Bedeutung noch ſehr häufig vor. Auch die Sicherheit einzeler Oerter, nach welcher ſie vor aller Gewaltthätigkeit geſichert waren, führte ehedem dieſen Nahmen, daher die Zuſammenſetzungen **Burg-Friede** die unverletzliche Sicherheit der Bürge oder Palläſte, **Kirchen-Friede,** die Sicherheit der Kirchen, **Ding-Friede,** der Gerichts-Stätten u. ſ. f. 2) Abweſenheit der gewaltthätigen Uneinigkeit, äuſſere Einigkeit, ſowohl (a) überhaupt, im Gegenſatze des Zankes, Streites. Frieden mit einem haben. Im Frieden mit ſeinen Nachbarn leben. Den Frieden (die Einigkeit) im Hauſe ſtören. Frieden unter ſtreitenden Parteyen ſtiften. Frieden gebiethen. Zum Frieden rathen. **Friede und Einigkeit** iſt der Nahme eines Bieres, welches in Kyritz gebrauet wird. (b) In engerm Verſtande, Abweſenheit des gewaltſamen Streites zwiſchen ganzen Staten, im Gegenſatze des Krieges. Wir haben Friede, leben im Frieden. Friede ernähret, Unfriede verzehret. Den Frieden brechen. Beſonders die Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe zwiſchen Staten nach vorher gegangenem Kriege, und der Vertrag, vermittelſt deſſen ſolches geſchieht. Frieden ſchließen. Der Friede iſt zwar ſchon geſchloſſen, aber noch nicht unterſchrieben.

2 Figürlich, Ruhe des Gemüthes, Abweſenheit aller heftigen und unangenehmen Empfindungen. Der ſüße Frieden, den man im Schooße ſeiner Familie genießet.

Frieden wirken, heißt inſonderheit bey dem Salz-Werke zu Halle, wenn der Salz-Graf den Thal-Leuten bey

 ihrem

ihrem Pfingſt=Biere, auch ordentlich alle Jahre, des Tages vor dem Weihnachts-Feſte, in der Obrigkeit Nahmen, gebiethet, daß ſich niemand zanken, raufen, ſchlagen, oder andern Unfug treiben ſoll; welches am letzt erwähnten Tage mit einigen beſondern Cerimonien im Thale an dem Deutſchbrunnen verrichtet wird.

Friede, (Haus=) ſiehe in H.

Friede=Geboth, noch in den Gerichten einiger Gegenden, ein Befehl Frieden zu halten, d. i. von Beleidigungen in Worten und Werken gegen Andere abzuſtehen. Es gehört dieſes mit zu dem an einigen Orten gewöhnlichen Kirchweih=Schutze, und wird durch den Gerichts-Diener oder Amts=Knecht vor den Wirthshäuſern, oder unter der Linde, oder auf der Gemeine nach geendigtem Gottesdienſte an den hierzu gewidmeten Oertern, ausgerufen.

Sonſt wird das Friede=Geboth auch bey den Handwerks-Zünften und Innungen beobachtet, und es damit gemeiniglich alſo gehalten. Wenn in den Zünften und Zuſammenkünften der Handwerksleute Streit und Zank oder Unfriede entſteht, ſo ſind der Ober=Meiſter und die Aelteſten durch die Artikel mehrentheils befugt, Friede zu gebieten, oder daß ſie Friede halten, in ihren Worten und Werken von Beleidigungen abſtehen, und von ihren unterſchiedenen Meinungen und Verlangen ohne ſolche Beleidigung handeln, oder aber vor dem Richter ihre Sache rechtlicher Art nach ausmachen, oder ſich dem Ausſpruche des Handwerkes, wenn die Sache dahin gehört, unterwerfen ſollen. Ja, es geſchieht auch dergleichen Friede=Geboth öfters von der Obrigkeit, wenn ſtreitende Handwerksleute bey ihren ſtreitigen Rechten ſich unter einander noch dazu mit Worten oder Werken zu beleidigen anfangen, und man mit ihnen gelinde verfahren, die Injurien nicht gleich unterſuchen und beſtrafen, ſondern die erhitzten Gemüther erſt nochmahls warnen will. Und eben dieſe Erhitzung, darein ſtreiten-

de Parteyen leicht aus menſchlicher Schwachheit verfallen können, iſt auch der billige Grund dieſer Friede=Gebothe, ſonderlich, da man die Handwerksleute, ſo viel möglich, menagiren, und nicht immer mit Strafen verfolgen, ſondern vielmehr die Verbrechen durch Warnen und Abmahnen vorher zu verhindern ſuchen ſoll, wenn man nach dem eigentlichen Geiſte der Polizey verfahren will.

Friede=Kauf, in den Rechten einiger Gegenden, ein Kauf, da etwas in Bauſch und Bogen zur Erhaltung des Friedens, oder zur Vermeidung eines Proceſſes, gekauft wird. Imgleichen die Handlung, da man, um einen Proceß los zu werden, etwas gibt, oder von ſeinen Gerechtſamen nachläßt.

Friede=Pfennig. 1. An einigen Orten eine Benennung des Weinkaufes, weil dadurch der Friede, oder ruhige Beſitz eines Eigenthumes gleichſam erkauft wird; daher derſelbe auch **Friede=Schilling**, imgleichen **Friede=Wein** heißt. Siehe **Wein=Kauf.**

2. An andern Orten, z. B. bey den Frieſen, ein jährliches Geld, womit ſie ſich öffentliche Sicherheit und ſicheres Geleit von der Obrigkeit erkaufen, und welches an andern Orten, z. B. in der Grafſchaft Oettingen **Friede Schatz** genannt wurde.

Friede=Schatz,
Friede=Schilling, } ſiehe den vorhergeh. Artikel.
Friede=Wein,

Friedens=Richter, obrigkeitliche Perſonen in England, welche auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in den ihnen untergeordneten Diſtricten zu ſehen, und die Uebertreter in Verhaft zu nehmen haben; Juſtice of peace. Sie kommen alle drey Monathe in die Haupt=Stadt einer jeden Grafſchaft.

Friedens=Tag. 1. Derjenige Tag, an welchem der Friede zwiſchen freyen Staten geſchloſſen, oder an welchem das Andenken eines geſchloſſenen Friedens gefeyert wird.

 2. Bey

2. Bey den Handwerks-Geſellen, derjenige Tag, an welchem ſie ihre feyerliche Zuſammenkünfte halten, weil ſolche zur Erhaltung der guten Einigkeit unter ihnen eingeführet worden ſind.

Friedrich d'Or, heißt diejenige Goldmünze, welche Se. Majeſtät, der jetzt regierende König von Preußen, Friedrich der Große in Dero Landen ſchlagen laſſen. Es ſind dieſelben zu 21 Karat 9 Grän ausgemünzt; und es enthalten 35 Stück derſelben eine Mark cöllniſchen Gewichtes. Man hat **doppelte** zu 10, **ganze** zu 5 Rthlr., und **halbe** zu $2\frac{1}{2}$ Rthlr. Sie ſind, wie das Silbergeld, mit Buchſtaben bezeichnet, woraus man erkennen kann, in welcher Münz-Stadt ſie geſchlagen ſind. Die gerändelten werden ungewogen genommen.

Reſcript wegen verbothener Annehmung und Ausgebung der beſchnittenen, abgefeilten und nicht mehr gerändelten *Friedrichs d'or*, *d. d.* Berl. d. 18 May 1769, ſt. in der Edictenſamml. v. J. 1769, No. 38.

Es gibt falſche Fridrichs d'Or, mit der Jahrzahl 1751, und dem Buchſtaben B; imgl. mit der Jahrzahl 1752, und dem Buchſtaben A, deren Kennzeichen in No. 29 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 284, angegeben werden.

Frieren (*), L. frigere, Fr. geler. Dieſes Wort wird in doppelter Geſtalt gebraucht. 1. Mit dem Hülfs-Worte haben. 1. Froſt empfinden. *Wir haben die ganze Nacht gefroren.* Noch häufiger und vielleicht am richtigſten, als ein Impersonale. *Mich friert oder* es

(*) Im Niederſ. lautet dieſes Wort freren, und im Ißländ. frira, womit auch das Lat. frigere und rigere, überein kommt. In verſchiedenen gemeinen deutſchen Mund-Arten und verwandten Sprachen findet ſich ſtatt des r ein ſ, wie in dem Steyermärk. frieſen, bey dem Notker friuſen, im Niederſ. freſen, im Dän. fryſe, im Schwed. fryſa, im Angelſ. fryſan, im Engl. freeze, da es nicht allein Kälte empfinden, ſondern auch die Wirkung dieſer Empfindung, Schauer, imgleichen Furcht, Angſt, u. ſ. f. bedeutete, wie aus dem Oberd. Fraiſch, Fraiſam, und andern, erhellet. Das Griech. φρισσω, horreo, gehört gleichfalls zu deſſen Geſchlechte.

es friert mich. Es hat uns heftig gefroren. Es friert mich an den Händen, an den Füßen, d. i. ich empfinde Froſt an den Händen, an den Füßen. 2) Zum Gefrieren bringen, d. i. in Eis verwandeln, von der Witterung, als ein Impersonale. Es hat dieſe Nacht Eis gefroren, das Waſſer iſt vor Kälte in Eis verwandelt worden, Fr. il a gelé à glace la nuit paſſée. Imgleichen abſolute: Es wird dieſe Nacht frieren. In Island friert es ſtark. Siehe **Gefrieren**, welches von Einigen gleichfalls in dieſer Bedeutung gebraucht wird.

2. Mit dem Hülfsworte ſeyn, durch die Kälte ſeine Flüſſigkeit verlieren, in Eis verwandelt werden, Fr. ſe geler. Das Waſſer friert. Die Erde iſt gefroren. Der Wein friert nicht leicht. Indeſſen iſt in dieſer Bedeutung **gefrieren** üblicher.

Fries, der Fries, ein Wort, welches überhaupt einen krauſen Körper bedeutet, aber im Deutſchen nur in einigen Fällen gebraucht wird (*). Es bedeutet,

1. Einen tuchartigen geköperten Zeug, welcher aus zweyſchüriger Wolle mit vier Schämeln gewebet und geköpert wird, nur die halbe Walke bekommt, und gerauhet, aber nicht geſchoren wird (**).

(*) In beyden Bedeutungen iſt das Wort zunächſt aus dem Franz. Friſe entlehnet, welches eine jede krauſe Sache bedeutet, im Grunde aber ein Abkömmling der älteſten europäiſchen Sprache iſt. Das Franz. friſe und unſer kraus, ſind bloß in dem Präfixo unterſchieden, welches dort ein Blaſe-Laut, hier aber ein Hauch-Laut iſt. Beyde ſtammen von unſerm reißen her.

(**) Der Nahme dieſes Zeuges lautet im Schwed. Fris, im Ital. und Span. Friſa, im Engl. Frees, im Böhm. Fris, im Franz. Friſe und Drap de Friſe, im mittlern Lateine Pannus Friſſarus; nicht weil er, wie Ihre behauptet, von Frieſen erfunden und verfertiget worden iſt, ſondern weil er in Frankreich ehedem friſiret oder gekräuſelt wurde, daher er im mittlern Lat. auch Pannus Friſſarus hieß, in welcher Sprache eine jede Franſe Friſum, Freſium, Fres genannt wurde. Siehe Franſe und Friſiren.

Man hat gekreuzte und ungekreuzte Frieſe. Die gekreußten kommen gemeiniglich aus Irland, und haben nach dem pariſer Maße $\frac{3}{4}$ in der Breite, und zu 24 bis 25 Ellen in der länge. Die ungekreußten aber, deren Breite $\frac{7}{8}$, und die länge zu 24 bis 25 Ellen, wie an den irländiſchen iſt, werden aus England gebracht. Es werden auch dergleichen in languedoc gemacht, welche aber um ein halbes Viertel breiter, als die engliſchen ſind, indem ſie eine freye Elle in der Breite haben. Unter allen dieſen Gattungen von Frieſen, werden die engliſchen am höchſten geachtet.

Zwar wird in den franzöſiſchen Tarifs von 1664, 1667, 1687 und 1699, bey Beſtimmung der Einfahrts-Zölle, auch gewiſſer Sorten von ſpaniſchen und flandriſchen Frieſen, wie auch noch anderer weißer Frieſe, ſonſt auch baumwollene Frieſe genannt, Erwähnung gethan, welche nach der Gode verkaufet werden. Da aber beyde in Frankreich nicht mehr bekannt ſind, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß ſie entweder unter andern Nahmen dahin geſchicket werden, oder daß vielmehr ihre Manufactur gar verloren gegangen ſeyn muß.

In Deutſchland wird der Fries am häufigſten in Sachſen, zu Hamburg und lübeck, desgleichen zu lüneburg und Calbe, im Herzogthum Magdeburg, gemacht.

Nach No. 13 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 135, iſt in dem neuen Zucht- und Arbeits-Hauſe zu Torgau eine Fries-Manufactur angelegt worden, und es wird daſelbſt, in Quantität, jedoch nur weiß und ungefärbt, 2 Ellen breiter Fries, à 6 Gr. 9 Pf.; $1\frac{1}{2}$ E. breiter, à 3 Gr. 9 Pf. und $4\frac{1}{2}$ Viertel breiter, à 3 Gr. 3 Pf. verfertiget.

Es iſt der in Deutſchland verfertigte Fries ein gemeiniglich ſtarker, grober, und nicht ſehr dicht gewebter Zeug. Er hat auf ſeiner Oberfläche ſtarke und lange Haare, und wird von der ſchlechteſten Wolle bereitet, wozu ſo gar der ſchlechte Kämmling aus der gekämmten Zeugmacher-Wolle kommt; dieſe wird mit der andern Wolle vermiſcht, in den großen Reiß-Kämmen geriſſen und wohl durchgearbeitet, mit feinen Stri-

chen

chen glatt und eben geſtrichen, und alsdann geſponnen. Er kommt gemeiniglich 60 Ellen lang, und $4\frac{1}{2}$ bis 5 Viertel Elle breit, vom Stuhl. Zur Kette nimmt man 16, zum Einſchlag aber 46 Pfund Wolle; mithin iſt dieſer, gegen die Kette gerechnet, ungleich gröber geſponnen, weil man faſt drey Mahl ſo viel gebraucht. Er wird gewaſchen, und eine Stunde lang mit Seife gut gewalket, hierauf aber gerauhet und im Rahmen getrocknet. Er iſt eine gemeine Ware der Gewand- und Tuch-Schneider, die ihn weiß von den Fries-Machern einkaufen, und hernach ſchwarz, grün, blau, am meiſten aber roth, färben laſſen. Es wird dieſer Zeug zu Bett- und Pferde-Decken, zu Regen-Röcken, zu Unterfutter unter ſchlechte Kleider, zu Unter-Röcken der Frauens-Perſonen ꝛc. häufig gebraucht; wie er denn vor vielen andern ungemein warm hält.

Lic. Hofmanns vierter Nachtrag zu ſeiner öcon. Chymie, im 12 B. der Oecon. Nachr. Leipz. 1760, 8 S. 424, f.
Jacobſon Schaupl. der Zeugmanufacturen in Deutſchland, 2 Band, Berl. 1774, gr. 8. S. 307.
Sprengels Handw. und Künſte, 14 Samml. Berl. 1776, 8. S. 337.

2. In der Baukunſt, verſteht man durch **Fries**, Fr. Friſe, Ital. Fregio, den mittlern Theil eines Haupt-Geſimſes oder Gebälkes (entablement), zwiſchen dem Unterbalken (architrave), und dem Kranz (oder Karnies, corniche). Es ſtellt derſelbe den Raum vor, den die Köpfe der zum oberſten Boden auf den Unterbalken gelegten Balken, und die Oeffnungen zwiſchen denſelben einnehmen. Man nennt ihn im Deutſchen auch den Borten, welches mit ſeinem griechiſchen Nahmen, Ζωνη ein Gürtel, überein kommt. Seine Höhe iſt in verſchiedenen Ordnungen, und auch in derſelben Ordnung in verſchiedenen Gebäuden, bald etwas größer, bald etwas kleiner, ohne ſich merklich von dem dritten Theile der Höhe des ganzen Gebälkes zu entfernen.

Bey ganz einfachen Gebäuden, iſt der Fries ein bloß glatter Streif (face, faſce), über welchen man

zwey

zwey oder drey kleine Glieder ſetzt, die ſich an das Kinn der Rinn-Leiſte anſchließen; bey zierlichen Gebäuden hingegen wird der Fries auf mancherley Art verzieret. In der doriſchen Ordnung, geſchieht dieſe Verzierung mit Dreyſchlitzen (Triglyphen); ſiehe Th. IX, S. 629, fgg. In den andern Ordnungen wird der Fries mit allerley Schnitzwerk, mit Frucht-Schnüren, mit Bildern lebendiger Thiere und Thier-Gefechte, (ſiehe Fig. 797, A. daher vermuthlich der Nahme Zophorus. d. i. Thierträger, von ζῶον ein lebendiges Thier, und φέρω ich trage, kommt, womit Vitruv den Fries benennt,) mit menſchlichen Figuren, mit Waffen oder Geräthſchaften, mit bloßen Aushöhlungen oder Krinnen, (dergleichen an Säulen angebracht werden,) ausgezieret. Es iſt alſo kaum ein zur Säulen-Ordnung gehöriger Theil, bey deſſen Verzierung die Baumeiſter ihrer Einbildungs-Kraft freyern Lauf laſſen. Palladio macht ihn bauchig wie einen Pfühl. Wie mannichfaltig ſchon die Alten dieſen Theil behandelt haben, kann man bey Winkelmann, über die Baukunſt der Alten, S. 59, fgg. ſehen. Sturm, in ſeiner vollſtänd. Anweiſung, alle Arten von regulären Prachtgebäuden nach gewiſſen Regeln zu erfinden, zeigt, wie man alle Ordnungen nach Belieben mit Balken-Köpſen in dem Frieſe verſehen könne, daß doch jede Ordnung ihre Eigenſchaft und einen vollkommenen Unterſchied von den übrigen behalte. *Deſgodez* in ſeinen Edifices antiques de Rome, und *Daviler*, im Cours d'architecture, zeigen ebenfalls viele Muſter, wie die Frieſe der zarten Ordnungen zu verzieren ſind.

Im Franzöſiſchen heißen die verzierten Borten, Friſes ornées; die glatten aber Friſes liſſes.

Ein mit geſchnitztem Laubwerke verzierter Fries, Friſe fleuronnée.

Ein Borten mit einem Aufzuge; ein Fries, worauf gewiſſe Geſchichte, Opfer u. d. g. im Basrelief vorgeſtellt ſind, wie

z. E.

z. E. in Rom der Fries am Triumph-Bogen des Titus und auf dem Platze der Nerva, Friſe hiſtoriée, oder Friſe hiſtorique.

Ein Fries, worauf See-Pferde, See-Ungeheuer, Tritonen und andere Attribute des Meeres vorgeſtellt ſind, wie z. E. der ſchöne, zur toscaniſchen Ordnung gehörige Fries an der großen Galerie des Louvre, auf der Waſſerſeite, Friſe marine. Man nennt auch Friſe marine einen mit künſtlichen Eisſchollen bedeckten, oder einen mit Muſchelwerk belegten Fries, z. E. in Bädern, Grotten und Spring-Brunnen.

Ein Fries, der mit bäueriſchem Werke (Boſſage) bekleidet iſt, Friſe ruſtique.

Ein Fries, der mit Attributen des Heidenthumes, oder des Chriſtenthumes, verziert iſt, Friſe ſymbolique. Von der erſtern Art iſt z. E. der korinthiſche Fries am Tempel hinter dem Capitolio zu Rom, und der doriſche Fries am Hôtel de la Vrillère zu Paris, beyde mit Opfer-Inſtrumenten. Von der letztern Art ſind z. E. die Frieſe an der Kirche des heil. Rochus zu Paris, und am Portal der Invaliden-Kirche des heil. Ludwigs daſelbſt. Man nennt auch Friſe ſymbolique einen Fries, der mit den Attributen einer Nation, einer Würde, eines Ortes, eines Stamm-Wapens u. d. gl. verziert iſt.

Ein Fries, der ſeiner ganzen Länge nach ausgebaucht iſt, Friſe bombée.

Der Fries ſchickt ſich auch ſehr wohl zu Aufſchriften. So ſind an der Rotonda in Rom, und an dem berliniſchen Opern-Hauſe, an dem Frieſe der Halle, die Aufſchriften. Ein ſolcher Fries mit einer Inſchrift, heißt im Fr. Friſe hiſtoriée. Bisweilen werden auch ovalrunde Oeffnungen, die man Ochſen-Augen nennt (ſ. Th. XII, S. 574), darin angebracht, um kleinen, über den Haupt-Zimmern liegenden Kammern, dadurch Licht zu geben. Sie können auch viereckig, wie die Zwiſchentiefen (Metopen) am doriſchen Frieſe, gemacht werden, und ſind um ſo viel ſchicklicher, da ſie den offenen Raum zwiſchen zwey Balken vorſtellen. Dergleichen kleine Fenſter in dem Frieſe geben die natürlichſte Gelegenheit, kleine Zwiſchen-Kammern (Entreſols) über großen Zimmern anzubringen.

Endlich werden auch die geſchnitzten Bildhauer-Zierathen an verſchiedenen Orten des Schiffes, hauptſächlich aber am Gallion, und am Hackbort oder Spiegel; imgleichen die Verſtäbungen an den Böden, Brüchen und Köpfen der Kanonen, **Frieſe** oder **Friſirungen** genannt.

Es gibt auch **Frieſe** von Schloſſerarbeit, mit Schnörkeln, Laubwerk u. d. gl. auf Gattern, Balcons, Treppenbacken ꝛc.

Frieſe. 1. Der aus Friesland, einer von den Provinzen der vereinigten Niederlande, gebürtig iſt, ein **Frieslãnder**, Fr. Friſon.

2. In den alten Hanſee-Städten eine beſondere Secte der Weißgärber, welche nicht allein, wie dieſe, Weißgar-Leder, ſondern auch zugleich Beutler-Arbeit machen, und es weder mit den Rößlern, noch mit den Rheinländern halten; vielleicht, weil ſie aus Friesland herſtammen. So ſehr ſich auch die andern Weißgärber von dieſen abſondern: ſo ſehr pflegen ſie ſich doch hin und wieder zu bemühen, die Beutler-Arbeit an ſich zu ziehen, inmaßen ſie beſtändig mit den Beutlern, wegen der ledernen Hoſen, Strümpfe, Färberey des ſpaniſchen Leders u. ſ. f. ſtreiten. Siehe **Weiß-Gärber.**

Frieſel, der Frieſel (*), L. Purpura. Man bemerkt bey fieberhaften Bewegungen oftmahls einen Ausſchlag in der Haut mit einem ſtarken wiedrigen Geruche, welcher fein und erhaben iſt, wie Hirſe-Körner, dabey ſtark jucket,

(*) Im Schwed. heißt dieſe Krankheit gleichfalls Friſel, im Dän. aber Frislinger; vermuthlich von frieſen, frieren, weil ſie allemahl mit einem Fieber verbunden iſt, oder doch auf daſſelbe folget. Doch kann auch beſonders wenn auf den rothen Frieſel geſehen wird, das alte braſa, brennen, das Stamm-Wort ſeyn. Der rothe Frieſel heißt in Preußen der rothe Hund, und es iſt merkwürdig, daß auch die Malabaren denſelben ſo nennen.

In einigen, beſonders niederſächſiſchen, Gegenden iſt dieſes Wort ungewiſſes Geſchlechtes, das Frieſel.

cket, ſehr ſchnell zurück tritt und wieder zum Vorſchein kommt. Ein ſolcher Ausſchlag wird der **Frieſel** genannt. Eigentlich könnte man ihm den Nahmen Hirſe-Krankheit geben. Man hat zweyerley Arten dieſes Ausſchlages beobachtet: eine Art iſt erhaben und roth, dies wird der **rothe Frieſel** genannt; wird man aber in der Erhabenheit eine durchſichtige Feuchtigkeit gewahr, wovon die Erhabenheiten weiß erſcheinen, ſo heißt es der **weiße Frieſel**.

Aus dem ſchnellen Zurücktreten, und aus dem ſtarken Geruche, welcher oft Nieſen erreget, ſchließt man mit Recht, daß die Frieſel-Schärfe ſehr flüchtig ſeyn müſſe. Daß dieſelbe mehr in den wäſſerigen Theilen des Blutes, als in dem Blute ſelbſt, ihren Sitz haben müſſe, zeigt theils der weiße Frieſel, theils auch deren Flüchtigkeit, an. Die Erfahrung lehret, daß eine ſolche Schärfe die Nerven ſtärker, als eine andere, angreife. Daß die Frieſel-Schärfe nicht in dem Körper ſtecken könne, ohne beſondere Bewegungen zu erregen, und daß ſie auch nicht ohne unruhige Empfindungen zum Vorſchein kommen könne, wird ein Jeder ohne Beweis einſehen. Die allgemeinen Bewegungen, die der Frieſel in den Eingeweiden des Körpers verurſacht, ehe er zum Ausbruch kommt, ſind: abwechſelnder Schauer und Hitze, Schmerzen in den Gliedern, ein ſchwerer Athem, Beängſtigungen, Mattigkeit, ein unruhiger mit Phantaſien vermiſchter Schlaf. Die beſondern Anzeigen, welche einen Frieſel vermuthen laſſen, ſind: ein Stechen in der Haut mit einiger Betäubung der Finger und Gliedmaßen, und ein öfteres Fröſteln, wenn der Kranke einen Theil des Körpers entblößt, ehe der Ausſchlag zum Vorſchein kommt; wozu man auch eine trockne Hitze in der Hand rechnen kann.

Da der Frieſel von einer doppelten Art iſt, nähmlich der weiße und rothe: ſo iſt leicht zu erachten, daß auch ſeine Beſchaffenheit verſchieden ſeyn müſſe. Der

weiße

weiße wird für gefährlicher gehalten, als der rothe; doch läßt ſich dieſes auch nicht allgemein behaupten; es kommt vieles auf die Neben-Umſtände an, ob der Frieſel-Ausſchlag allein, oder mit einer andern Krankheit verbunden iſt. Der rothe Frieſel ſtellt ſich ſehr oft auch ohne Fieber ein, und iſt bey vielen eine langwierige Plage, wobey keine andere Beſchwerden ſind, als ein Stechen und Jucken in der Haut, wenn ſie ſich erhitzen. Einige empfinden Unruhe und Beängſtigung, wenn der Ausſchlag verſchwindet, welches aber aufhört, wenn ſolcher wieder hervor kommt.

Die kurz vorher angeführten Zufälle, ſind nur als allgemeine anzuſehen, wenn der Frieſel allein, ohne eine andere Krankheit erſcheint. Trifft derſelbe ſolche Perſonen, welche milzſüchtig ſind, oder Kindbetterinnen: ſo vergeſellſchaften ſich noch andere Zufälle damit. Der Frieſel-Ausſchlag tritt alsdann, ſo wie die mehreſten Krankheiten, unter der Larve anderer Zufälle auf. Bey hiſteriſchem Frauenzimmer erregt derſelbe vor dem Ausbruche alle Zufälle der Mutter-Beſchwerung; eben ſo auch bey den Hypochondriſten. Gibt man aber auf die weſentlichen und erſt gedachten Anzeigen des Frieſels Acht, ſo kann man den verſteckten Feind doch unter den vermiſchten Auftritten erkennen. Eine große Mattigkeit und Entkräftung, die auch bis zur Ohnmacht ſteigt, pflegt ſich vor dem Ausbruche des Frieſels, insbeſondere bey dem Frauenzimmer, einzuſtellen.

Der Tag, wenn der Frieſel ausbricht, kann nicht genau beſtimmet werden. Insgemein geſchieht es am vierten Tage, zuweilen am ſechsten und ſpäter, manchmahl auch noch früher. Die Haut zieht ſich zuſammen, und ſcheint einer Gänſe-Haut ähnlich zu ſeyn. Der Ausſchlag iſt unzählig, und etwas ſcharf anzufühlen. Zuerſt kommt er am Halſe hervor, hernach auf der Bruſt und Rücken, zuletzt an Armen und Händen. Nachdem der Ausſchlag ausgetreten iſt, laſſen auch die Zufälle,

welche vorher dem Kranken beſchwerlich waren, nach; er wird ruhiger und munterer. Die Haut, welche vorher trocken war, wird feucht; der Puls, welcher im Anfange hart und ſchnell ſchlug, wird weich und langſamer. Vor dem Austritte des Frieſels iſt der Leib bey den meiſten verſchloſſen, daß man auch kaum mit einem Klyſtiere Oeffnung verſchaffen kann. Nach dem Austritte pflegt ſich der Leib ohne Beyhülfe zu öffnen. Auch an dem Urin wird man eine merkliche Veränderung gewahr. Bey dem Anfange der Krankheit erſcheint derſelbe insgemein wäſſerig und klar; nachdem der Frieſel aber in die Höhe getreten iſt, wird er trübe; auch pflegt ſich die Monathszeit wieder einzuſtellen.

Wenn man den Frieſel-Ausſchlag auch nicht an der hirſenförmigen Erhabenheit der Haut erkennen könnte, ſo verräth ſich ſolcher doch durch den ſtrengen und wiedrigen Geruch, welcher ſich alsdann am ſtärkſten äuſſert, wenn der Ausſchlag erſcheint. Insgemein ſteht der Frieſel vier Tage in der Haut, in welchen ſich die Erhabenheiten nach und nach mit einer übelriechenden Feuchtigkeit anfüllen. Nach dem Ablauf dieſer Tage vertrocknet der Ausſchlag allmählich, verwandelt ſich in Geſtalt der Schuppen mit einem unbeſchreiblichen Jucken, welche abfallen, und der Kranke gelangt nach und nach zu ſeiner vorigen Geſundheit.

Bey allen Krankheiten, inſonderheit aber bey der gegenwärtigen, kommt es ſehr viel auf den Zuſtand des Körpers an. Iſt der Kranke ſchon vorher mit einigen Uebeln behaftet geweſen, als: mit einer Verſtopfung der goldenen Ader, mit einer Verhaltung der Monaths-Zeit; oder iſt die Perſon ſchwanger, oder mit hyſteriſchen und hypochondriſchen Zufällen geplagt; iſt ſie durch Gram und andere Leidenſchaften ſchon vorher entkräftet worden: ſo iſt der Ausgang immer etwas zweifelhaft. Eben dieſes findet auch Statt, wenn eine ungeſunde Witterung iſt, anſteckende Krankheiten herr-

ſchen; noch mehr aber iſt der Kranke in Gefahr, wenn der Frieſel zu einer andern Krankheit, als: Pocken, Maſern, bösartigen Fiebern ꝛc. ſchlägt. Ein Glück, wenn alsdann der Kranke mit dem Leben davon kommt!

Es iſt eine verdächtige Vorbedeutuug, wenn der Kranke, nachdem der Ausſchlag häufig ausgetreten iſt, keine Beruhigung empfindet; wenn der Puls klein und hart bleibt, der Athem ſchwer, und in der Herzgrube Beängſtigung verſpüret wird. Eben dieſes gilt auch, wenn das Frieſel-Fieber mit einem ſtarken Schweiße eintritt, wodurch der Kranke abgemattet wird; wenn der Urin wäſſerig und häufig abgeht mit einem beſtändigen Triebe zum Harnen, oder wenn der Urin, der ſchon trübe war, wieder wäſſerig wird, oder ein Durchfall ſich mit Bauchſchmerzen einfindet.

Ein gefährliches Zeichen iſt es, wenn der Ausſchlag wandelbar iſt, bald zum Vorſchein kommt, gleich darauf aber wieder zurück tritt. Tritt er mit einmahl ganz zurück, ſo ſchwebt der Kranke in augenſcheinlicher Gefahr. Die Zufälle, welche auf das Zurücktreten erfolgen, ſind nach den Theilen, auf welche die Frieſel-Schärfe fällt, verſchieden. Insgemein leidet die Bruſt; der Athem wird verkürzet, mit untermiſchten öftern Seufzen. Zuweilen folgt ein trockner Huſten darauf. In den mehreſten Fällen wirft ſich die Frieſel-Schärfe nach dem Halſe, worauf ein Zuſammenſchnüren deſſelben, Entzündungen, Schwämme auf der Zunge und im Munde, zu erfolgen pflegen. Einige bekommen ein Reiſſen im Leibe; Andere klagen über Brennen im Urin; Verſchiedene über Gliederſchmerzen, einſeitiges Kopfweh, auch über Seitenſtiche.

Tödliche Vorbedeutungen ſind, wenn der zurück getretene Frieſel durch keine Mittel wieder nach der Haut getrieben werden kann, wenn er ſich in den Eingeweiden feſt ſeẓt, Entzündung und den Brand daſelbſt erreget. Dieſe betrübte Wirkung entdeckt man an der innern ſtarken

ken Hitze, wobey die äuſſern Glieder kalt ſind; oder umgekehrt, wenn in den äuſſern Theilen eine brennende Hitze, und in den innern eine Kälte verſpüret wird. Insgemein endiget ſich dieſes Trauerſpiel mit Schlucken, Ohnmachten und Zuckungen. Dieſe traurige Folgen entſtehen ins beſondere bey dem weißen Frieſel; bey dem rothen ſind die Zufälle, wenn ſolcher zurück tritt, ſelten mit einer ſo großen Gefahr verknüpft.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Krankheit mehr die Reichen, als Armen, verfolget. Perſonen, die im Ueberfluß leben, viel warmes Getränk, als: Thee und Kaffe, und unreines Waſſer trinken, welche viel mehlige Speiſen, Kuchen und Früchte genießen, ſich oft verkälten, die gewöhnlichen Verminderungen des Blutes verabſäumen, viel Sorge und Kummer haben, viel denken und eine müßige Lebensart führen, bey welchen die Blutflüſſe verſtopft ſind, ins beſondere der weiße Fluß ſich verhält: ſind dem Frieſel am meiſten unterworfen, überhaupt aber das Frauenzimmer mehr, als das männliche Geſchlecht.

Am gewöhnlichſten ſtellt ſich der Frieſel bey Kind-Betterinnen ein, bey welchen er auch zugleich am gefährlichſten iſt. Bey ſolchen pflegt der Frieſel-Ausſchlag ſich am dritten oder vierten, zuweilen auch am ſiebenten oder zehnten Tage nach der Entbindung einzufinden. Welche Menge von Wöchnerinnen hat nicht das Frieſel-Fieber, mitten in der Freude über eine glückliche Geburt und bey dem erſten Anblicke ihrer Leibesfrucht, weggerafft! Die Aerzte bemühen ſich zwar, die Gründe begreiflich zu machen, warum eben ſolche Perſonen die Opfer dieſer Krankheit ſeyn. Sie ſuchen dieſelben in dem Blute während der Schwangerſchaft, und in dem Zuſtande nach der Entbindung. Da wir aber das Frieſel-Gift nicht in ſeiner Natur kennen, ſo wird es immer ſehr ſchwer ſeyn, die wahre Beſchaffenheit zu entwickeln. Es kann auch ſeyn, daß der häufige Genuß des Kaffe

zur Entſtehung deſſelben etwas beytragen kann, welcher den Wöchnerinnen überhaupt mehr ſchädlich als nützlich iſt. Ich glaube aber, daß die gewöhnlichen heißen Stuben, worin man ſolche Perſonen, nach einem verjährten Vorurtheile, zu halten pflegt, das meiſte zur Entſtehung des Frieſels beytragen. Nimmt man noch hierzu den Mangel gehöriger Bewegung in der Zeit der Schwangerſchaft, eine übel geordnete Diät, und die Leidenſchaften: ſo kann man ſich die Entſtehung dieſes Ausſchlages in dem Wochenbette, in einigem Zuſammenhange gedenken.

Das Frieſel-Fieber gehört auch unter die Krankheiten, womit die Arzeneywiſſenſchaft, vor nicht gar langer Zeit, zum Schaden des menſchlichen Geſchlechtes, bereichert worden iſt. Ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchien dieſes Fieber zuerſt in Leipzig, als ein ganz unbekanntes Uebel: inſonderheit waren die Wöchnerinnen dieſer Krankheit ſehr ausgeſetzt, daher ſie auch das leipziger Wochen-Frieſel genannt wurde. Das Traurigſte bey einer ſolchen neuen Erſcheinung iſt, daß die Erſtern, welche davon befallen werden, faſt ohne Rettung verloren ſind. Entweder iſt die Natur zu ſchwach, dem andringenden unerkannten Uebel zu wiederſtehen, oder die Aerzte, welche die Eigenſchaft deſſelben nicht kennen, richten durch eine verkehrte Cur-Methode das Leben zu Grunde. Hierzu kommt noch die wichtige Bemerkung, daß eine neue Krankheit, bey ihrem erſten Ausbruche in einer Weltgegend, weit heftiger wüthet, als wenn ſie ſchon viele Jahre in dieſem Klima geherrſcht hat. Der Fortgang der Zeit, die unzähligen Wanderungen durch die Bewohner einer ſolchen Gegend, entkräften einiger Maßen das flüchtige Gift, und benehmen ihm ſeine ſchnell tödtende Kraft. Welche erſchreckliche Verheerungen haben nicht die Blattern, da ſie von Europa nach Amerika durch die Spanier gebracht wurden, unter den unglücklichen Einwohnern dieſes Landes angerichtet! Selbſt die Peſt hätte keine größere Verwüſtung machen können. Wie fürchterlich war nicht die Luſtſeuche, als die Spanier ſolche mit ihren erbeuteten Schätzen nach Europa überführten! Alle Zufälle waren weit heftiger, als zu unſern Zeiten; und da man keine Heil-Mittel wieder dieſe amerikaniſche Seuche kannte, womit man ihr gleich im Anfange hätte begegnen können, war der Tod, oder ein jämmer-

merkliches Leben, unvermeidlich. Eben ein ſolches Schickſal hat man auch bey dem erſten Auftritte des Frieſels beobachtet. Unbekannt mit der Natur dieſes Ausſchlages, wählte man mehrentheils verkehrte, nähmlich hitzige und ſtark austreibende Mittel, und beſchleunigte dadurch den Tod der Kranken.

Ehe ich auf die ſichere und vernünftige Cur-Methode des Frieſels komme, wollen wir noch einmahl auf das Bild der Krankheit zurück ſehen, weil auch um ſo viel mehr die Urſache des Verfahrens einem Jeden begreiflich ſeyn wird.

Wir wiſſen, daß der Frieſel-Ausſchlag von einer ſehr flüchtigen Eigenſchaft iſt, welcher ſchnell und durch den geringſten Trieb in der Haut erſcheint, aber auch eben ſo ſchnell, ja noch ſchneller bey einer geringen Veranlaßung wieder zurück tritt. Bey allen Ausſchlag-Fiebern muß man darauf bedacht ſeyn, den Ausſchlag zur gehörigen Zeit nach der Haut zu leiten, wenn die Natur den Austrieb nicht ſelbſt bewirket; und wenn er einmahl in der Haut ſteht, ſolchen darin ſo lange zu erhalten ſuchen, bis er völlig abgetrocknet iſt. Dieſe Regel muß auch bey dem Frieſel beobachtet werden. Man kann aber ſeine Gegenwart im Körper durch keine untriegliche Kenn-Zeichen, ehe er ausbricht, errathen, folglich auch mit Gewißheit alsdann keine austreibende Arzeneyen gebrauchen, deſto gewiſſer aber, wenn er zurück tritt.

Durch welche Arzeneyen ſoll man nun den Frieſel-Ausſchlag, wenn er zu früh verſchwunden iſt, wieder austreiben? Können wir wohl hitzige Mittel zu dieſem Zweck gebrauchen? Nein, dieſes verbiethet nicht allein die Arzenеywiſſenſchaft, ſondern auch ſchon die geſunde Vernunft. Hitzige Mittel machen einen flüchtigen Ausſchlag noch flüchtiger und ſchärfer. Je gewaltſamer er ausgetrieben wird, deſto ſchneller tritt er auf die innern Theile zurück, erreget unbeſchreibliche Angſt, Unruhe und Entzündung in den Eingeweiden, entkräftet den Kranken, verſetzt ihn in den Zuſtand der Phan-

 taſien

taſien und Raſerey. Alle hitzige Tropfen und Schweiß-Mittel ſind hier durchaus ſchädlich, und als ein wahres Gift anzuſehen. Ein zurück getretener Frieſel muß bloß mit gelinden Arzeneyen nach der Oberfläche der Haut geleitet werden. Sehr oft kann man ihn durch heißen Thee wieder nach der Haut bringen. Durch den Flieder-Thee erreicht man ſeine Abſicht noch gewiſſer. Der Thee von Kamillenblumen, wenn ſolcher nicht zuwieder iſt, leiſtet eben dieſe Wirkung, und lindert zugleich den Krampf und die Beängſtigung. Sollten die Hinderniſſe, welche den Frieſel-Ausſchlag zurück halten, durch den vorgeſchlagenen Thee nicht gehoben werden können: ſo nehme man ein Campher-Pulver, von 2 Gran Campher mit 4 Gran Salpeter und einem Stücke Zucker gerieben. Es kann auch 1 Gran Campher mit Zucker gerieben allein, alle 2 oder 4 Stunden gebraucht werden, bis der Frieſel wieder zum Vorſchein kommt. Das gelinde Reiben der Bruſt und des Unterleibes mit weichem Flanelle, hat den Ausſchlag oft wieder hergeſtellt. Sind die Füße kalt, ſo müſſen ſie gleichfalls gerieben werden. Das ſicherſte Mittel aber, den Frieſel-Ausſchlag nach der Haut zu ziehen, ſind die ſpaniſchen Fliegen, zwiſchen die Schulterblätter oder auf die Füße gelegt, ſo bey drohenden Gefahren als das einzige Rettungs-Mittel übrig bleibt.

Wenn der Ausſchlag nun ſchon in der Haut ſteht, muß man denſelben, bis zur Austrocknung in dem Gewebe der Haut zu erhalten ſuchen. Hierzu wird aber mehr, als bloße Arzeneyen, erfordert. Die ganze Wartung und Pflege des Kranken muß zu dieſem Zwecke eingerichtet werden.

In keiner Krankheit iſt ein heißes Zimmer ſchädlicher, als in dieſer; und nichts kann den Ausſchlag leichter zurück treiben, als wenn der Kranke mehr als mäßig warm gehalten wird, es möge ſolches durch die Stuben-Wärme, oder durch ſtarke Bedeckungen, geſchehen.

Eben

Eben ſo ſchädlich iſt ein kühles Verhalten. Mit wie vieler Aufmerkſamkeit hat man alſo nicht auf die Mäßigung der den Kranken umgebenden Luft zu ſehen!

Ein kalter Trunk hat manchen Frieſel-Patienten hingerafft. Zorn, Schreck, Gram, und alle heftige Leidenſchaften, haben eine gleiche traurige Wirkung gehabt, worauf ein ſchnelles Zurücktreten des Ausſchlages zu erfolgen pflegt, welcher oft durch keine Mittel wieder nach der Haut geleitet werden kann. Welche wichtige Nothwendigkeit verpflichtet uns alſo nicht, alle dieſe Urſachen von dem Kranken zu entfernen, und alle Behutſamkeit anzuwenden, ſein Gemüth in dem Gleich-Gewichte der Ruhe zu erhalten!

Aber auch kühlende Arzeneyen können bey dem Frieſel ſchädlich ſeyn. Die Aerzte haben ſogar von dem Gebrauche des Salpeters eine üble Wirkung beobachtet. Sie verſtatten den Gebrauch deſſelben zu wenigen Granen, und nur bey gewiſſen Umſtänden. Die kühlenden Tropfen, welche von dem D. Minderer den Nahmen führen, und die in den Apotheken zu haben ſind, können ſicher gebraucht werden, weil ſie nicht allein die Hitze mindern, ſondern auch gelinde austreiben. In deren Ermangelung, kann man dem Kranken, wenn er einen vollen Puls und ſtarke Hitze hat, entweder einen Theil von dem aus gleichen Theilen Salpeter, vitrioliſirten Weinſtein und fein pulveriſirten Krebsſteinen oder Muſchelſchalen beſtehenden Temperir-Pulver, mit 2 Theilen Krebsſtein-Pulver vermiſchen, und alle 4 Stunden eine Meſſerſpitze voll geben, oder ihn auch 4 Gran Salpeter, mit Zucker gerieben, einnehmen laſſen. Iſt aber der Puls klein, und der Kranke matt, ſo finden ſolche Pulver nicht Statt, ſondern in ſolchem Falle ſind ſtärkende Mittel heilſamer.

Von Getränken, ſind Bier und Wein dem Kranken ſchädlich. Der Gerſten-Trank allein, oder mit Hirſch-Horn gekocht, oder auch das Hirſchhorn-Waſſer, wird

von den mehreſten Aerzten empfohlen, wozu ſie noch Scorzoner- oder Saſſaparill-Wurzel nehmen. Man kann etwas Citronſaft zuſetzen. Citronſaft und Waſſer aufgekocht und mit Zucker verſüßt, ſind gleichfalls in der Hitze dienlich, ins beſondere wenn man den Zucker mit aufwallen läßt. Ein leichtes und wohl gegohrnes Tiſch-Bier kann dem Kranken auch erlaubet werden.

Iſt aber der Kranke ſehr abgemattet und ſchwitzt dabey ſehr ſtark, ſo muß man ihn nicht mit häufigem Theetrinken oder mit dem Gerſten-Tranke martern, wodurch unfehlbar der Schweiß und die Entkräftung noch mehr zunehmen würden. Hier ſind ſäuerliche und erquickende Sachen weit dienlicher, wohin der vorgedachte Citronen-Trank gehört, zu welchem man noch etliche Löffel voll Wein gießen und mit kochen kann. Die Hirſchhorn-Gallerte mit Citronen und Wein gemacht, davon theelöffelweiſe, doch nicht kalt, gegeben, erquickt und ſtärkt den Abgematteten. Man kann auch folgenden Julepp verfertigen. Man nimmt eine Hand voll friſcher oder getrockneter Akeleyblumen, oder Klapper-Roſen, oder auch Roſenblätter, gießt eine Theetaſſe voll kochend Waſſer darauf, läßt es über Kohlen gelinde aufwallen, ſeihet das Waſſer durch, und drückt es zugleich aus. In dieſes durchgeſeihte Waſſer wirft man nach und nach, während dem Kochen über Kohlen, ſo viel Zucker hinzu, bis man an den Proben auf einem kalten Teller ſieht, daß es ſchon die Dicke eines Syruppes hat. In dieſen Syrupp tröpfelt man nach und nach einige Tropfen Vitriol-Geiſt, rührt ihn ſorgfältig um, und tröpfelt wieder einige Tropfen ein, bis der Saft angenehm ſäuerlich iſt. Dieſer mit dem bekannten Liquor anodynus des Hoffmanns vermiſchte Julepp, wird den Entkräfteten ebenfalls ſtärken und beruhigen. Man kann ſich auch in ſolchem Zuſtande eines China-Trankes, deſſen Zubereitung im XIII Th. S. 297, zu finden iſt, bedienen. Dieſer Trank treibt nicht

nicht allein den Ausſchlag hervor, ſondern erhält ihn auch in der Haut, und ſtärkt die abgemattete Natur.

Die Behutſamkeit, welche ich im Anfange der Cur empfohlen habe, iſt auch ins beſondere bey der Oeffnung des Leibes zu beobachten. Eine anhaltende Verſtopfung vermehret Angſt, Unruhe und Beklemmung; ein Durchfall hingegen zieht den Ausſchlag zurück, oder verhindert, daß er nicht zum Vorſchein kommen kann. Wie ſoll man ſich alſo in beyden Fällen verhalten? man hebe die Verſtopfung durch ganz gelinde und erweichende Klyſtiere, worin nichts reitzendes enthalten iſt, von Regen-Waſſer und ungeſalzener Butter, oder auch von Habergrütze und Baumöhl, oder auch von Waſſer allein. Deſto ſchwerer iſt es, den Durchfall zu heben, ohne dem Kranken dadurch Schaden zu zufügen. Die Aerzte rathen, man ſolle zu einem Pulver von Krebsſteinen, ſchweißtreibendem Spießglanz, einige Grane Cascarille zuſetzen. Wenn aber dieſe Mittel nicht im Hauſe ſind, wenn auch die in dergleichen Fällen gerühmte Fett-Wurzel (Conſolida major, Symphytum) nicht vorhanden iſt, welches Mittel ſoll man alsdann ergreifen? Ein Säckchen mit trocknen Kräutern, von Krauſemünze, Kamillen, Majoran, Liebſtöckel, und andern, die einen Geruch haben, halten gelinde an. Klyſtiere von gekochten Kälber-Füßen, oder von Habergrütze, worin das Gelbe vom Ey geklopft worden iſt, ſind ſo gar in der Ruhr wirkſam. Entſteht aber der Durchfall von dem Brande in den Gedärmen, welchen man an dem geſpannten Unterleibe, an dem polternden Geräuſche und an dem Unrathe, welcher wie Rotz anzuſehen iſt, erkennet: ſo iſt alle Hülfe vergebens. Vielmahls eräugnet es ſich, daß der Durchfall von dem zurück getretenen Frieſel entſteht. In ſolchem Falle ſind die austreibenden Mittel, inſonderheit die ſpaniſchen Fliegen, die beſten Mittel den Durchfall zu hemmen.

Noch eine wichtige Sache haben wir bey dem Frieſel zu überlegen. Es betrifft ſolche den Aderlaß. Es

iſt unendlich viel daran gelegen, daß wir die Umſtände richtig beurtheilen, in welchen der Aderlaß nützlich oder ſchädlich iſt. Wir können durch einen glücklichen Aderlaß den Kranken mit einmahl von ſeiner Unruhe und Beängſtigung befreyen, und dem Frieſel-Fieber dadurch eine gute Richtung geben; wir können aber auch durch eine zur unrechten Zeit vorgenommene Verminderung des Blutes, den ganzen Lauf der Krankheit in Unordnung bringen, den Patienten ſchwächen, und zur Beförderung des Todes nicht wenig beytragen. Ich will die Umſtände, ſo viel als möglich, genau bezeichnen, damit niemand hierinn ſo leicht einen Fehler begehen könne.

Der Aderlaß findet zuvörderſt in dem Falle Statt, wenn bey einer Kindbetterinn der Abfluß des Blutes ſtehen geblieben, und aus den oben beſchriebenen Anzeigen zu vermuthen iſt, daß ein Frieſel ausbrechen werde, oder wenn er auch ſchon wirklich ausgebrochen iſt. In ſolchen Verhältniſſen kann man noch vor dem Ausbruche des Frieſels die Ader ohne Bedenken öffnen laſſen: nur muß man nicht damit zaudern. Hier vermindert die Oeffnung der Ader alle Beängſtigungen, Schmerzen und Unruhe, und der Frieſel kommt ohne alle Beſchwerden zum Vorſchein, wodurch der Kranke in eine ſanfte Beruhigung geſetzt wird, oder es wird der Ausſchlag dadurch noch mehr befördert. Ferner iſt der Aderlaß auch in dem Falle nützlich, wenn man bey dem Kranken augenſcheinliche Merkmahle der Vollblütigkeit wahrnimmt, und der Frieſel unbeſtändig iſt, daß er bald hervor tritt, bald aber auch wieder verſchwindet, ohne eine äuſſerliche Urſache, und ohne daß die Leidenſchaften Schuld an dieſer Veränderung ſind. Die Oeffnung kann an dem Fuße geſchehen, wenn das Blut ſtark nach dem Kopfe dringt. Nach dem Aderlaſſe läßt man heißen Thee trinken. Schädlich hingegen iſt der Aderlaß, wenn der Patient ſtark ſchwitzet, eine Schwachheit äuſſert, der

Puls

Puls klein und ſchnell ſchlägt, oder ſich gar Ohnmachten einſtellen.

Die flüchtige Eigenſchaft des Frieſels erfordert noch mehrere Regeln, welche bey der Cur zu beobachten ſind. Bey den meiſten Krankheiten dient es zu einer augenſcheinlichen Erleichterung, wenn der Kranke ſich eine Zeitlang auſſer dem Bette aufhält; bey dem Frieſel hingegen verhütet man das lange Sitzen, weil der Patient leicht in Ohnmacht fallen und der Frieſel zurück treten kann. Bey dem Umwechſeln der Wäſche hat man eben die Vorſicht, welche ich bey dem bösartigen Fluß-Fieber, Th. XIV, S. 428, empfohlen habe, zu beobachten.

Aus der bisherigen Beſchreibung der Cur des Frieſels wird ein Jeder einſehen, daß es dabey mehr auf eine genaue Pflege und Diät, als auf die Arzeneyen, ankomme. Auch die beſten Arzeneyen ſind vergebens, wenn jene beyden Stücke nicht gehörig beobachtet werden.

Ich füge noch von dem **langwierigen (chroniſchen) Frieſel** einige Anmerkungen bey. In den meiſten Fällen iſt dieſer ohne Gefahr: und er verurſachet nur einige leichte Beängſtigungen, wenn er verſchwindet. Ich habe verſchiedene Perſonen gekannt, welche mit dieſem Uebel behaftet geweſen ſind. Sie ſind von ihrer Plage dadurch befreyet worden, daß ſie 2 Theile von dem halliſchen Pulver wieder die Schärfe, und 1 Theil von dem antiſpasmodiſchen, gebraucht haben. Ein hartnäckiger langwieriger Frieſel weicht nicht durch ſolche leichte Mittel. Es muß dabey eine genaue Diät beobachtet, zum öftern gelinde Abführungen gebraucht, und ein blutreinigender Trank von China-Wurzel, Saſſaparille, Kletten-Wurzel ꝛc. täglich getrunken werden. Der gewöhnliche Aderlaß muß niemahls verſäumet, auch dabey auf die goldene Ader geſehen werden.

Frieſiren, ſiehe **Friſiren**.

Fri-

Frieſiſch, aus Friesland gebürtig, daſelbſt verfertigt, nach Art der Friesländer, **Friesländiſch. Frieſiſche Pferde**, ſo in Friesland geworfen worden; ſiehe unter **Pferd**.

Frieſiſche Reiter, eine Art von Schlagbaum; ſiehe unter **Reiter**.

Friesländer, der aus Friesland gebürtig iſt. Ein frieſiſches Pferd wird im gem. Leben gleichfalls ein **Friesländer** genannt. Der **grüne Friesländer** iſt in einigen Gegenden der Nahme des grünen Kopf-Salates.

Friesländiſcher Hahn, ſiehe **Huhn**, No. 13.

Frimas, ſiehe **Reif**.

Fringilla, ſiehe **Fink**.

Fringiren, ein aus dem Franz. fringuer entlehntes Wort, welches bey den Färbern an einigen Orten üblich iſt, und ſo viel bedeutet, als: das gefärbte Zeug ſtark auswinden oder ausringen, indem man es zuſammen drehet. Daher das **Fring-Eiſen** oder **Fringir-Eiſen**, der Haſpel, vermittelſt deſſen ſolches geſchieht, und welcher auch der Hengſt heißt; der **Fring-Nagel** u. ſ. f.

Das Franz. fringuer, ſtammet von dem deutſchen ringen, Niederſ. wringen, ab.

Friolet, eine Art Birn; ſiehe Th. V, S. 418.

Friperie, Fripier; ſiehe **Trödel**.

Friponnes, Fripons, bey den Confect-Händlern, kleine runde Schachteln mit Quitten-Brod oder Quitten-Latwerde, inſonderheit aus Orleans.

Friquet, **Eyer-Schaufel**; ſiehe unter **Schaufel**.

Friſch. 1. Eigentlich, kühl, ein wenig kalt; Niederſ. friſk, Engl. freſh, Fr. frais, Schwed. frisk. **Das Waſſer iſt ganz friſch, kühl. Friſche Luft ſchöpfen. Ein friſcher Keller, in welchem es kühl iſt. Ein friſcher Trunk. Es iſt heute ganz friſch, ein wenig kalt.**

2. Figürlich in verſchiedenen Bedeutungen, welche insgeſammt von der kühlen Beſchaffenheit der Luft und des Waſſers, und deren Wirkung auf den menſchlichen Körper in der Hitze, hergenommen zu ſeyn ſcheinen.

1) Noch unverdorben, was noch ſeine völlige Güte hat; lat. Recens. Eine friſche Ruthe, ein friſcher Aſt, im Gegenſatze eines dürren. Friſcher (grüner) Baſt, friſche Rinde. Friſches Waſſer, welches noch nicht trübe iſt. Beſonders von Eß-Waren, im Gegenſatze deſſen was verdorben, riechend, faul iſt. Friſche Waren. Friſche Auſtern, friſche Häringe. Das Fleiſch iſt noch friſch. Die Eyer ſind nicht mehr friſch. Im Hüttenbaue wird friſch von Mineralien gebraucht, welche noch nicht todt gebrannt, ſondern noch flüſſig ſind. Friſche Schlacken, ſo von flüſſigen Erzen kommen. Friſches Bley, zum Unterſchiede von der Glätte; ſiehe Friſch-Bley. Friſch machen, das Kupfer-Erz mit Friſch-Bley reinigen; ſiehe Friſchen. Friſches Geſtein, im Bergbaue, feſtes Geſtein, welches nicht brüchig iſt, und keiner Zimmerung bedarf.

2) Was erſt vor kurzem entſtanden oder geſchehen iſt. (a) Was erſt vor kurzem geſchehen iſt, nur in einigen Fällen. Jemanden auf friſcher That ertappen, während der That, auf der That; welche That ehedem eine handhafte That oder Handlung genannt wurde. So auch als ein Adverbium für jetzt erſt. Friſch gekochte Speiſen, die erſt jetzt gekocht ſind. Friſch abgeſchnittene Zweige. Imgleichen für neu. Von friſchem, von neuem. (b) Was erſt vor kurzem in ſeinen gegenwärtigen Zuſtand verſetzt worden iſt. Friſche Roſen, welche erſt abgebrochen worden ſind. Friſches Obſt. Ein friſches Bett, welches erſt überzogen worden iſt. Friſcher Schnee, welcher erſt gefallen iſt. Ein friſcher Schmerz, welcher erſt verurſacht worden iſt. Eine friſche Wunde. (c) Was erſt vor kurzem verfertiget worden iſt, doch nur noch von ſolchen Dingen, welche zum Eſſen und Trinken dienen. Friſches Brod. Friſcher Käſe. Friſches Oehl, Bier. Friſche Eyer, welche erſt geleget worden ſind. Friſches Fleiſch, welches vor kurzem geſchlachtet worden iſt, zum Unterſchiede des ein-

eingeſalzenen und geräucherten. Friſche Fiſche. Friſche Butter, welche erſt verfertigt worden iſt. Friſche Häringe, welche vor kurzem eingeſalzen worden ſind. Friſche Auſtern, friſche Citronen u. ſ. f. welche erſt angekommen ſind. Die Waren ſind noch ganz friſch, ſind erſt vor kurzem angekommen. In einigen Fällen auch von andern Dingen für neu. Friſche Fahrten einhängen, im Bergbaue, für neue. Daß dieſes Wort ehedem auch für jung überhaupt müſſe ſeyn gebraucht worden, ſcheint aus dem Neutro **friſchen** und aus dem Hauptworte **Friſchling** zu erhellen.

3) Was noch nicht gebraucht iſt, und daher noch ſeine völlige Güte hat; eine Fortſetzung der vorigen Figur. Friſche Kohlen, die noch nicht gebraucht worden ſind, im Bergbaue. Ein friſches Faß anſtecken, ſo noch nicht angezapft worden iſt. Eine friſche Tonne aufmachen. Friſche Hunde anhetzen, die ſich noch nicht müde gejagt haben. Friſche Pferde nehmen, Fr. prendre des chevaux frais, oder des relais; friſche Mannſchaft anrücken laſſen, ſo ihre Kräfte noch nicht erſchöpft haben, Fr. Troupes fraîches. Dahin gehört auch die Redens-Art: die Sache iſt mir noch in friſchem Andenken, Fr. je ſuis encore frais de cela, j'ai la mémoire fraîche de cela, wenn daſſelbe noch nicht geſchwächet worden iſt.

4) Munter, muthig, im gem. Leben und der vertraulichen Sprech-Art. Friſch daran ſeyn. Friſch von Statten gehen. Friſch und geſund ſeyn. Friſch und munter ſeyn. Ein friſcher Muth. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Friſch einſchenken. Sich friſch (hurtig) anziehen. Es geht alles friſch von Statten. Ich will friſch hinter einander wegſchreiben. Auch von Farben, für lebhaft. Eine friſche (muntere) Farbe; ſiehe **Friſche** 1. Friſcher Wind, in der See-Fahrt, ein günſtiger ziemlich ſtarker Wind.

In den meiſten dieſer figürlichen Bedeutungen lautet es im Niederſ. friſch, und mit Verſetzung des r verſch, varsk, im

Dän. friſk, ferſk, im Angelſ. ferſch, im Engl. freſh, im Holländ. friſch, berſch, im Franz. frais, im Ital. freſco, im Schwed. friſk und ferſk, im mittlern Lat. freſchus, friſcus.

Friſch=Bäcker, diejenigen Bäcker, welche alle Tage, wenn die Reihe ſie trifft, friſches Brod backen, oder, wie man im gem. Leben ſagt, das **Friſchbacken** haben.

Friſch=Bley, im Hüttenbaue, friſches Bley, d. i. Bley, welches in ſeiner wahren metalliſchen Geſtalt vorhanden iſt, zum Unterſchiede von der Glätte, welche ein verderbtes, in Kalk verwandeltes Bley iſt. In dieſem Verſtande wird ſowohl das aus dem Erze geſchmelzte, als auch das aus der Glätte wieder hergeſtellte Bley, **Friſch=Bley** genannt. In engerm Verſtande führt nur das letztere dieſen Nahmen. Siehe **Friſch** 2 (1), **Friſchen**, und in den Supplemenetn **Anfriſchen**.

Friſch=Boden, ſiehe Th. X, S. 615.

Friſch=Eiſen, auf den Eiſenhämmern. 1. Eiſen, welches in den hohen Oefen ſich zu ſehr ſammelt und nicht fließen will; weil es durch das allzu ſtarke Gebläſe nur wieder hart und friſch, d. i. kalt geblaſen wird.

2. In einem entgegen geſetzten Verſtande auch nochmahls geſchmelztes und gereinigtes Eiſen; ſiehe **Friſchen** 3; und Th. X, S. 613.

Friſch=Eſſe, auf den Eiſen= und Stab=Hämmern, eine Eſſe, in welcher das aus dem hohen Ofen gekommene Eiſen gefriſchet, d. i. nochmahls geſchmelzet und gereiniget wird; ſiehe **Friſchen** 3 und Th. X, S. 613.

Friſch=Feuer, (**Rheinländiſches**) ſ. Th. X, S. 619.

Friſch=Geſtübe, ſiehe unter **Geſtübe**.

Friſch=Glätte, ſiehe unter **Glätte**.

Friſch=Herd, oder **Friſch=Ofen**, in dem Hüttenbaue, 1. derjenige Ofen, in welchem dem Schwarz=Kupfer Bley zugeſetzet wird, um es dadurch von dem Silber zu ſcheiden; ſiehe **Friſchen** 4.

2. In den Eiſen= oder Stab=Hämmern, der Herd, wo die Eiſen=Gänſe gefriſchet, oder von neuem geſchmelzet werden; ſiehe **Friſchen** 3, und Th. X, S. 613.

Friſch=Knecht, ſiehe unter **Friſcher**.

Friſch=melk, ſiehe unter **Melk**.

Friſch=Ofen, ſiehe **Friſch=Herd**.

Friſch=Pfanne, in den Seiger=Hütten, eiſerne Pfannen, worin das Kupfer gefriſchet, d. i. zu Seigerſtücken gegoſſen wird; ſiehe **Friſchen** 4.

Friſch=Schlacken, in dem Hüttenbaue, friſche Schlacken, d. i. Schlacken, welche von flüſſigen Erzen kommen, und gute Zuſchläge abgeben; ſiehe **Friſch** 2 (1).

Friſch=Stück, in den Seiger=Hütten, diejenigen Erz=Kuchen oder Stücke Schwarz=Kupfer und Bley, welche bey dem Friſchen des Kupfers entſtehen, und auch **Seiger=Stücke** genannt werden; ſiehe **Friſchen** 4.

Friſch=Zacken, im Hüttenbaue, lange dicke eiſerne Platten, womit der Friſch=Herd auf den Eiſen=Hämmern ausgeſetzet wird; ſiehe Th. X, S. 615.

Friſche, die Friſche, das Hauptwort von dem Beyworte friſch, welches aber nur in einigen wenigen Fällen gebraucht wird.

1. Bey den Mahlern bedeutet die Friſche der Farbe, inſonderheit der Fleiſch=Farbe, Fr. Fraîcheur de la couleur, die wahre und ſchönſte Farbe, die man einer Figur, inſonderheit ihren fleiſchigen Theilen, gibt. Die Friſche des Colorits, Fr. Fraîcheur du coloris, eine der Natur glücklich nachgeahmte Lebhaftigkeit der Tinten.

2. Bey den Jägern, ein waſſerreicher Ort, wo das Wild ſich friſchet, oder erfriſchet; ſiehe **Friſchen** 1.

Friſchen, iſt in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum, friſch machen, doch nach der verſchiedenen Bedeutung dieſes Wortes auch in verſchiedenem Verſtande.

1. Kühl machen, wofür doch **erfriſchen** üblicher iſt. Indeſſen kommt **ſich friſchen** in dieſem Verſtande noch bey dem Logau vor. Auch bey den Jägern friſchet ſich der Hund oder ein Thier, wenn es trinkt, wo es auch als ein Neutrum gebraucht wird, der Hund, das Thier friſchet.

2. Was verdorben, unkenntlich iſt, wieder gut und kenntlich machen, in einigen einzelen Fällen. So friſchen die Büchſen-Schmiede ein gezogenes Rohr, wenn ſie es aufs neue reifen, oder ausziehen. Siehe in den Supplementen Auffriſchen. Die Hunde friſchen, oder ausfriſchen, bey den Jägern, ihnen eine Purganz eingeben; ſiehe Friſchung 3.

3. Eine Sache nochmahls bearbeiten, um ihr dadurch einen höhern Grad der Güte zu ertheilen; auch nur als ein Kunſtwort in verſchiedenen einzelen Fällen. So wird das aus dem hohen Ofen gekommene Eiſen gefriſchet, wenn es nochmahls geſchmelzet wird, um es zu reinigen; ſiehe auch Friſch-Eiſen, Friſch-Eſſe, Friſch-Herd, und Th. X, S. 613. Die Gold-Arbeiter friſchen die Fugen, welche ſie zuſammen löthen wollen, wenn ſie ſolche auffeilen, oder von neuem glatt feilen.

4. Wieder herſtellen, auch nur im Hüttenbaue, wo man die Wiederherſtellung des Bleyes aus der Glätte friſchen nennet; ſiehe Friſch 2 (1), Friſch-Bley, Friſch-Herd, Friſch-Pfanne, Friſch-Stück. Auch die Arbeit, da man ſolches Friſch-Bley oder auch nur Glätte zu dem rohen Kupfer ſetzt, um vermittelſt derſelben das Silber aus dem Kupfer zu ziehen, heißt friſchen.

5. Eine Zeche mit Stoll-Oertern friſchen, im Berg-Baue, Stoll-Oerter in derſelben machen.

Daher die Friſchung; ſiehe ſolches weiter unten beſonders.

II. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. Junge werfen, ferkeln, wo dieſes Wort doch nur von den wilden Sauen im Jagdweſen üblich iſt. Die Bache hat gefriſchet. Gefriſchte Jungen; daher Friſchling.

Friſcher, auf den Eiſen-Hämmern, ein Arbeiter, der das Friſchen des Eiſens verrichtet; ſiehe Friſchen 3. Der Knecht oder Gehülfe des Friſchers, wird der Friſch-Knecht genannt; ſiehe Th. X, S. 613.

Friſchling, (welches von Vielen irrig **Fröſchling** geſprochen und geſchrieben wird.) in dem Jagdweſen ein junges wildes Schwein, bis es ein Jahr alt iſt; ſiehe Schwein. (**Wildes**).

Friſchung. 1. Die Handlung des Friſchens, in allen Bedeutungen des Activi.

2. Waſſer, ſo fern es den Hunden zum Getränke dient, bey den Jägern. **Die Hunde nehmen Friſchung, wenn ſie ſaufen. Den Hunden die Friſchung hohlen.**

3. Eine Purganz, auch nur bey den Jägern und von den Hunden gebraucht. **Den Hunden eine Friſchung geben**; ſiehe **Friſchen 2.**

Friſe, ſiehe **Fries**.

Friſette, ſiehe Cotonnée, Th. VIII. S. 406.

Friſiren, ein Wort, welches aus dem Franz. friſer kräuſen, kraus machen, entlehnt iſt, und vornehmlich in folgenden Fällen im gemeinen Leben gebraucht wird.

1. Bey den Tuch-Bereitern, **ein Tuch oder ſonſt einen tuchartigen und wollenen Zeug friſiren**, d. i. die Oberfläche (oder rauhe Seite) des Zeuges aufkratzen, und die Wolle dergeſtalt in die Runde unter einander reiben, daß ſie kraus wird, und ſich in kleine, dicht neben einander ſitzende Knötchen oder Zöpfchen zuſammen drehet. Ueberhaupt werden daher alle wollene Tücher oder Zeuge, welche entweder auf der rechten oder auf der verkehrten Seite etwas gekräuſeltes haben, **friſirte Tücher** oder **Zeuge** genannt. Dieſe Tuch- oder Zeug-Krauſe, die man ſchon vor Alters in den Ratinen (*) gehabt hat, war ſonſt den Tuch-Machern in Deutſchland nicht bekannt, hernach aber haben es die Tuch-Scherer als eine ihrer vornehmſten Arbeiten bekannter gemacht, und nennen

(*) Weil die Ratine vornehmlich auf dieſe Weiſe bearbeitet werden: ſo rührt auch die franzöſiſche Benennung ratiner, welche mit friſer von gleicher Bedeutung iſt, eben daher.

nen es auch couttoniren oder narbicht machen, imgleichen criſpiren.. Auf der verkehrten Seite werden gemeiniglich nur die zur Trauer beſtimmten ſchwarzen Tücher, auf der rechten Seite aber die Ratine, friſirt. An einigen Orten wird dieſe Arbeit unter die Meiſter-Stücke mit gerechnet. In England hat man dieſe Arbeit beſonders ſchön gemacht, und uns allerley criſpirtes oder friſirtes Zeug, unter verſchiedenen Nahmen, z. E. Tüffel ꝛc. geliefert, welche aber nunmehr ebenfalls bey uns verfertiget werden.

Sonſt nennt man auch wohl die Draps d'Or und Draps d'Argent friſirt, wenn ſolche auf der rechten Seite nicht recht glatt, ſondern auf der Oberfläche etwas gekräuſelt und ungleich ſind; und dieſe werden insgemein für die reichſten geachtet.

Nicht ſowohl jetzt, als vor einiger Zeit, machte die Mode die friſirten Tücher beliebt. Heut zu Tage friſirt man wenigſtens noch die Flanelle, und zuweilen auch den von allerley Farben beſtehenden Moll, welcher ſtark zu Ueberröcken gebraucht wird. Durch das Friſiren wird die Wolle auf der rechten Seite eines Tuches oder tuchartigen Zeuges kraus, und es entſteht hierdurch eine Knoſpe (ein Knötchen oder Zöpfchen) neben der andern. Es kann aber ein ſolches Friſiren der Tücher eben nicht vortheilhaft ſeyn; denn, wenn ſich die Knoſpen abgetragen haben, welches leicht geſchieht, ſo iſt das Tuch kahl und ohne Bedeckung.

Grobe Tücher pflegen die Tuch-Macher zuweilen mit einer ſo genannten Handſcheibe zu friſiren. Dieſe hölzerne Scheibe hat an der obern Seite einen Stiel, auf der untern aber eine Bedeckung von Sand und zerſtoßenem Glaſe, welches mit Leim-Waſſer aufgetragen, und wenn es trocken iſt, abgerieben wird. Die Haare oder die Wolle des Tuches bleiben beym Scheren lang ſtehen, und beym Flanell und Moll werden bloß die obern Spitzen abgeſchnitten. In dieſer Beſchaffenheit leget man den Zeug auf einen gepolſterten Tiſch, be-

ſtreicht ihn mit einer Salbe, die aus fettigen und öhligen Beſtandtheilen zuſammen geſetzt wird, und reibet auf der Oberfläche des Tuches mit der vorgedachten Scheibe, ſo daß man dieſe im Kreiſe herum drehet. Allein, dieſe Arbeit iſt mühſam, und gibt dem Zeuge doch keine rechte Friſur. Einige Tuch-Scherer friſiren das Tuch vermittelſt Bimsſteines mit den Händen, welches aber eine ſaure und langweilige Arbeit iſt; und es muß für die Elle 1 bis 2 Groſchen bezahlt werden. Weil nun alle dieſe Kunſtgriffe nicht allzu wohl von Statten gehen, auch ſehr mühſam, und bey einer großen Menge Zeuge oder Tücher, welche friſirt werden ſollen, überhaupt ſehr langſam und nicht wohl anzubringen ſind: ſo hat man zu dieſer Abſicht eine ſehr künſtliche und ſinnreiche Maſchine erfunden, welche eigentlich die **Friſir-Mühle**, Fr. Friſe, oder Friſoir, genannt wird, wodurch dieſe Arbeit um ein Großes erleichtert und befördert wird. Dieſe Maſchine haben die Franzoſen zuerſt erfunden, und von ihnen hat ſie Deutſchland angenommen. Eine ſolche Mühle kann entweder durch Menſchenhände, oder durch ein Pferd, oder auch durch das Waſſer, in Bewegung geſetzt werden, ohne daß es nöthig iſt, die innern und weſentlichen Theile abzuändern. Wenn man ſich von dieſer Maſchine, welche aus ſehr vielen künſtlich zuſammen geſetzten Theilen beſteht, einen deutlichen Begriff machen will, ſo muß man ſich vorſtellen, daß die Bewegung derſelben von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, damit alle und jede Theile eines Stückes Zeuges ganz langſam und beſtändig gleichförmig durch diejenigen Theile der Maſchine, welche die Mühle genannt werden, gehen. Dieſe Maſchine dient nun eigentlich dazu, daß der obere Theil derſelben, welcher mit Leim beſtrichen, und über dieſen mit ganz feinem Sand beſtreuet worden iſt, dergeſtalt, daß beyde Schichten zuſammen genommen, wenigſtens den vierten Theil eines Fingers dick, und ſo gut als möglich geebnet ſind, deſto hurtiger beweget werde.

Fig.

Fig. 798, ſtellt eine ſolche Maſchine vor, welche durch ein Pferd in Bewegung geſetzt wird. Es ſteht dieſelbe in einem geräumigen Gebäude, welches in zwey Böden abgetheilt iſt. a iſt der untere Boden; b, der obere. In dem untern Boden befindet ſich eine verticale Welle c, welche 12 Fuß hoch, und 10 Zoll im Durchſchnitt dick iſt. Dieſe Welle geht bis an den Boden des obern Stockwerkes, wo ſie mit ihrem Zapfen in einer Pfanne d, welche in dem Balken des Bodens angebracht iſt, ſich um ihre Achſe drehet, ſo wie ſich ſolche mit ihrem unterſten Zapfen auf dem untern Boden in e gleichfalls in einer Pfanne umdrehet. Ungefähr 4 Fuß von der Erde, hat dieſe Welle Speichen f, auf welches ein großes Stirn-Rad g liegt. Die Speichen ſind ſo lang, daß das Rad 10 Fuß hoch über der Erde liegt. Das Stirn-Rad greift in einen Drilling h, welcher vertical neben dem Stirn-Rade auf einer Welle i ſteckt. Dieſe Welle läuft mit ihren Zapfen in einer Pfanne des Gerüſtes. Der Drilling iſt ungefähr 15 Zoll hoch, und die Scheiben deſſelben haben 20 Zoll im Durchmeſſer. Er hat 12 Stöcke. Nahe an dem Fußboden auf dieſer Welle i, ſteckt ein horizontales Kamm-Rad k, welches mit ſeinen Zähnen in einen horizontalen Drilling l greift. Dieſer Drilling ſteckt auf einer gleichfalls horizontal liegenden Welle m. Neben dem Drilling l befindet ſich ein Kamm-Rad n, ſo wie auch auf dem andern Ende eben ein ſolches Rad o anzutreffen iſt. Von dieſen beyden Kamm-Rädern, n und o, ſetzt jedes einen kleinen Drilling p, welcher vertical auf einer eben ſo geſtellten eiſernen Welle ſteckt, in Bewegung. Da man aber vor den Säulen des Gerüſtes ſolche nicht gut ſehen kann, ſo werde ich ſie in einer beſondern Zeichnung vorſtellen.

Dieſe Welle mit ihren Drillingen läuft mit ihren untern Zapfen in einer am Boden angebrachten Pfanne, wie Fig. 799. in a zeigt; das obere Ende der Welle aber dreht ſich in einer kupfernen Pfanne b, welche 8 Zoll lang, 2 dick, und 3 breit iſt. Dieſe obere Pfanne iſt mit Schrauben an dem untern Theile der Mühle oder Kratze c feſt geſchraubet. Das Ende dieſer Welle d, welche nicht mit der Achſe in gleicher Linie liegt, ſondern nach der Seite gebogen iſt, endiget ſich in der obern Mutter e, welche an den obern Theil der Mühle f mit Schrauben g feſt geſchraubet iſt. Dieſe Art von gebogenen Haken d, geht in das Loch dieſer Pfanne, Fig. 800, hinein, und beweget ſich in derſelben hin und wieder. Weil nun die äuſſerſte Krümmung deſſelben, während der Bewegung, einen Zirkel beſchreibt, deſſen Mittelpunct

punct in der Achſe liegt, ſo wird dadurch die Pfanne e, Fig. 799, wie auch der obere Theil der Mühle f, woran ſolche befeſtigt iſt, in eben eine ſolche Art der Erderſchütterung und zirkelrunden Bewegung geſetzt, als welche erfordert wird, wenn der Zeug verlangter Maßen die erwähnten Knöpfchen erhalten ſoll.

Die Mühle ſelbſt, oder diejenigen Theile, welche das Friſiren bewerkſtelligen, ſind folgende: Ein doppeltes Gerüſte von ſtarkem Zimmerholze, wovon der Untertheil q, Fig. 798, auf der Welle der Drillinge p ruhet, als worin der Zapfen d, Fig. 799, der Welle durchgehet. Der Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, iſt ein ſchweres Stück, welches ungefähr 6 Zoll breit. Unter dieſem Obertheile iſt ein Bret angebracht, welches mit Lehm beſtrichen, und mit feinem Sande überſtreuet wird, ſo, daß es durch beyde Materien einen Ueberzug ¼ Fingers dick erhält, welcher aber ſehr geebnet iſt. Die Puncte in der 799 Fig. bezeichnen das Bret, bey f des Obertheiles der Mühle. Da daſſelbe ſchwer iſt, ſo muß es durch ein Hebezeug in die Höhe gehoben werden. Zu dieſer Abſicht iſt oben über der Maſchine, am Balken, an einer eiſernen Stange h, Fig. 799 eine andere wagerechte Stange i an einem Bolzen k beweglich angemacht; und an dem Ende l ſind zwey ſtarke Stricke an den Enden des Obertheiles der Mühle f in m mit Ringen befeſtigt, damit, wenn man an dem Ende der Stange i zieht, vermittelſt der Stricke der Obertheil in die Höhe gehoben werde, um den Zeug unterlegen zu können.

Der Untertheil der Mühle q, Fig. 798, iſt mit kurzen Haaren ausgeſtopft, mit einem recht glatten Plüſch überzogen, und an beyden Seiten des Holzes recht ſtramm ausgeſpannt. Auf dieſen Untertheil kommt der zu friſirende Zeug zu liegen, weshalb er eine weiche und gleiche Unterlage haben muß. Wenn nun der Obertheil r, Fig. 798, und f, Fig. 799, mit dem Hebel i k in die Höhe gehoben wird, ſo kann man das zu friſirende Tuch darunter legen. Damit aber auch der friſirte Zeug, welcher nicht allzu lange unter den Gängen bey dem Friſiren liegen bleiben muß, auch allmählig wieder von der Mühle gebracht werde, ſo wird ſolches folgender Geſtalt bewerkſtelliget. Die Welle m, Fig. 798, des Getriebes l, drehet zugleich ein Getriebe oder einen Drilling s mit um, welches die Welle auf ihrem Zapfen horizontal ſtehen hat. Dieſe greift in ein Stirn-Rad t, welches abermahl das an ſeiner Welle befeſtigte Getriebe u mit ſich herum drehet; dieſes Getriebe greift ferner

in

in ein groſſes Stirn=Rad v, welches auf einer horizontal liegenden Welle w ſteckt, welche eigentlich ein, der ganzen Länge der Maſchine nach, mit einer Woll=Kratze (oder einem Leder, worauf ſich mehrere Reihen eiſerner Haken befinden) umgebener Cylinder iſt, und wälzet ſolche mit herum. Dieſer letztere Mechanismus und dieſe Welle dient dazu, das friſirte Tuch von der Mühle herunter zu ziehen; denn die kleinen kratzenmäßigen Haken faſſen in das Tuch, und ziehen daſſelbe ganz langſam herunter.

Unter der Walze und Mühle ſteht ein Schragen x, worin das Tuch zum Friſiren liegt, und worauf daſſelbe zur Mühle geleitet wird.

Damit aber auch das zu friſirende Tuch recht ſtramm und gleich in die Mühle geleitet werde, ſo ſind hinter der Mühle, der Länge nach, 3 Stangen angebracht, durch welche geſchlungen das Tuch in den Gängen q r geleitet wird. Man findet ſolche in Fig. 801 beſonders vorgeſtellt. Dieſe 3 Stangen liegen hinter der Mühle horizontal, und es geht das Tuch unter der Stange a über der Stange b, und endlich unter der Stange c, nach der Mühle.

Damit nun dieſe Maſchine in Bewegung gebracht werden könne, ſind lange Stangen y an die Speichen des groſſen Rades f, Fig. 798, und an deren Ende wieder Schwengel z angebracht, woran ein Pferd angeſpannet werden kann. Damit aber das Pferd in ſeinem Kreislaufe bleibe, und nicht ausweichen könne, ſind an die Welle c Stangen t t angemacht, woran das Pferd mit ſeinen Halftern angebunden werden kann, damit es in gleichem Gange erhalten werde. Damit aber auch die Walze w ihren Endzweck erreiche, das Tuch mit ihren Haken zu faſſen, und ſie ſolches nicht bewerkſtelligen könnte, wenn das Tuch frey hinge: ſo iſt vor dieſer Walze eine Stange a a angemacht, damit das Tuch zwiſchen der Walze und der Stange, dicht neben ihr herunter gehe.

Ich komme nunmehr auf die beſondern Handgriffe, welche zu dem Friſiren gehören. Man ſchlägt zuvörderſt das Tuch oder den wollenen Zeug über einen Tiſch ſchlangenweiſe über einander in Falten, reiniget es aber dabey von den Knoten. Ich habe bereits oben erwähnt, daß man das Tuch, welches man friſiren will, nicht allzu lang ſcheren, ſondern die Haare der Wolle lang laſſen muß, weil es ſonſt nicht möglich wäre, daß man die Zöpfchen zuwege bringen könnte. Wenn nun alſo das Tuch auf ſolche Art gefaltet, und von den Knoten gereiniget worden iſt, legt

man daſſelbe ſo gefaltet in den Schragen unter der Mühle. Das letzte Ende deſſelben wird mit einem andern Stücke Tuch vereiniget, jedoch nicht vermittelſt einer Naht durch einen Faden, ſondern vermittelſt eines Drahtes; ſiehe Fig. 802. Es wird nähmlich der Draht durch das eine Ende des Stückes b durchgeſteckt, und dergeſtalt vereiniget, daß ein Ende über dem andern zu liegen kommt, wie bey c d zu ſehen iſt.

Wenn nun die Mühle zum Friſiren in den Stand geſetzt werden ſoll, wird der obere Theil der Mühle, r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, vermittelſt der Stange oder des Hebels i, Fig. 799, in die Höhe gehoben. Alsdann nimmt man das Stück Tuch, welches mit dem neuen zu friſirenden Tuche vereinigt iſt, und zieht es über und unter die drey Stangen a b c, Fig. 801, durch, ſo weit, daß das Ende des Tuches genau auf den gepolſterten Untertheil q, Fig. 798, oder c, Fig. 799, zu liegen komme. Sodann läßt man den Ober-Theil der Mühle darauf, und ſtellet obenauf Stäbe, b b, Fig. 798, welche auf dem Obertheile der Mühle, und dem Gerüſte c c, geſtützet werden, damit die Mühle nicht wanke. Das Stück Tuch, welches aus der Mühle heraus hängt, wird nach der wie eine Kratze geſtalteten Welle w, zwiſchen den Stab a a geleitet, und um die Welle etwas umgeleget, damit, wenn ſolche herum gehet, ſie gleich anfänglich im Stande ſey, vermittelſt ihrer Haken das Tuch herunter zu ziehen. Denn, wenn die Mühle im Gange iſt, ſo ſteht ein Arbeiter mit einer Krücke, und ſtößt das von der zackigen Welle herunter gezogene Tuch beſtändig von den Haken, damit dieſe beſtändig friſches Tuch ziehen können. Ein anderer Arbeiter gibt Acht, daß das Tuch auf dem Schragen x gerade und gleich nach der Mühle zu gehe, und keine Runzeln oder Falten mache, weil ſonſt dieſer Theil, wo Falten ſind, nicht friſiret würde, ſondern ſo genannte Katzen-Schwänze darſtellete.

Wenn, gedachter Maßen, das Tuch in der Mühle lieget, und dieſe in Bewegung geſetzt werden ſoll, ſo ſpannt man ein Pferd an die Stange y, und mit der Halfter an die Stange t z, läßt daſſelbe im Kreiſe herum gehen, und ſetzt ſolcher Geſtalt die Mühle in Bewegung; denn der Zapfen d der Welle des Drillinges q, indem er ſich in der obern kupfernen Pfanne e, Fig. 799 und 800, im Kreiſe herum bewegt, ſetzt den Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, in eine zitternde Bewegung, und zieht, vermittelſt ihrer mit Lehm und Sand beſtrichenen Fläche,

die

die Haare in geründete Zöpfchen, oder rollet ſie vielmehr im Kreiſe zuſammen. Die Stäbe bb ſind deswegen aufgeſetzt, und unter das Gerüſte cc geſtützt, damit ſie auf dem Tuche, welches friſiret wird, dicht aufliegen, und die dadurch bewerkſtelligte Erſchütterung ihre Abſicht erreiche. Da das Getriebe s dazu beſtimmt iſt, die Getriebe und Räder t, u, v in Bewegung zu ſetzen, ſo geſchieht dieſes darum, damit die kratzige Welle w ganz langſam ſich herum wälze, um den Zeug aus der Mühle zu ziehen.

In der 798 Fig. bey dd ſieht man, wie das Tuch aus dem Schragen x, nach der Mühle q und r, und von da wieder zwiſchen der Stange aa nach der mit Häkchen beſetzten Welle w geht. Wenn das ganze Stück Zeug die Mühle durchgegangen iſt, wird der obere Theil der Mühle in die Höhe gezogen, und man klopfet denſelben mit einer Ruthe aus, damit keine kurze Wolle darauf ſitzen bleibe. Sodann wird das Stück wieder in den unter dem Tiſche befindlichen Schragen geleget. Ueber dieſen wird es ausgebreitet, und von einem Ende bis zum andern mit einer, wie ein kleiner Beſen geſtalteten, Bürſte ausgefeget, um es alsdann zum zweyten Mahl zu friſiren, welches auch wohl bis zum dritten Mahl wiederhohlet wird, je nachdem das Tuch oder der Zeug gut oder ſchlecht friſiret werden ſoll.

Will man die etwa wegen der Falten entſtandenen ſchadhaften oder unfriſirt gebliebenen Stellen, oder die Rattenſchwänze, wieder heraus haben, ſo fährt man mit einer Kardetſche, wieder den Strich der Wolle, darüber her, da alsdann ſolche Stellen, nachdem dadurch die Wolle in die Höhe gebracht worden iſt, ungleich beſſer friſirt werden, als die übrigen.

Die Arbeit bey dem Friſiren der Tücher geſchieht auf einerley Art, auſſer daß ſolche manchmahl weniger oder auf eine etwas andere Art verrichtet wird, nachdem nähmlich die Tücher feiner oder gröber ſind. Es ſind dieſes aber beſondere Handgriffe, welche durch viele Erfahrung und öfters angeſtellte Verſuche erlernet werden.

Man kann auch durch das einzige Rad g, Fig. 798, die Maſchine dermaßen vervielfältigen, daß zugleich vier ſolche Mühlen in Bewegung geſetzt werden können, indem das Rad ſo geſtellet wird, daß von allen vier Seiten dergleichen Getriebe mit ihren Wellen in Bewegung geſetzt werden können.

Hrn Prof. Beckmann Anleitung zur Technologie, Gött. 1777, 8. S. 33.

Die Tuchfriſirerkunſt, von Hrn. Duhamel, ſt. im 6 B. des Schaupl. der Künſte und Handwerke, Leipz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 1 — 16, n 5. K. T.
(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff der menſchlichen Fertigkeiten und Kenntniſſe, 1 Th. Lpz. 1778, 8. S. 296.
Jacobsſon Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutſchland, 2 Band, Berl. 1774, gr. 8. S. 284 — 295.
Sprengels Handwerke und Künſte, 14te Samml. Berl. 1776, 8. S. 340 — 347.

2. **Die Kopf-Haare nach der Kunſt kräuſeln**, welches eigentlich eine Arbeit der Perrückenmacher iſt. Nachdem aber heut zu Tage ſowohl bey dem männlichen als weiblichen Geſchlecht die Haar-Touren von fremden und eigenen Haaren Mode geworden ſind, ſo iſt beynahe eine beſondere Profeſſion der **Friſirer** oder **Friſeurs** entſtanden, welche an vielen Orten noch von den Perrückenmachern unterſchieden ſind.

Unter die Vorbereitungen der Haare, welche zu der Verfertigung der Perrücken erfordert werden, gehört unter andern auch das **Kräuſeln** oder **Krauſen der ſortirten Haare**. In dieſer Abſicht befeſtigt der Perrücken-Macher ein Packet nach dem andern an den zuſammen gebundenen Köpfen neben dem Rande eines Tiſches mit einem hölzernen Schraubenſtocke, oder einem andern hierzu ſchicklichen Inſtrumente, und zwar ſo, daß die Spitzen der Haare gegen ihn zugekehrt ſind. Auf die Spitzen leget er oberhalb den dünnern Mitteltheil eines Kräuſel-Holzes, und unterhalb breitet er auf den ſämmtlichen Haar-Spitzen einen Streif Papier aus, damit dieſe Spitzen beym Kräuſeln nicht ausſpringen, ſiehe Fig. 803. Ein ſolches **Kräuſel-** (**Kraus-** oder **Friſir-**) **Holz**, Fr. Bilboquet, a, iſt ein rundes Stäbchen von Buchsbaum- oder anderm hartem Holze verfertigt, etwa 2 bis 3 Zoll lang, und in der Mitte merklich dünner, als an beyden Enden. Der Perrückenmacher muß mehrere Krauſe-Hölzer von verſchiedener Dicke haben. Zur Stirn-Krauſe (Toupet) ſind die Friſir-Hölzer kleiner, zu den übrigen Krauſen gröber, weil dazu län-

geres

geres und mehreres Haar kommt. Manche pflegen auch vor dem Kräuſeln ein Packet langer Haare zu theilen, und auf zwey Friſir-Hölzer zu wickeln, weil es Kräfte und Mühe erfordert, ein ſtarkes Packet von langen Haaren aufzuwickeln.

Was nun zuvörderſt das **Friſiren oder Accommodiren der Perrücken** betrifft, ſo kämmt der Perrückenmacher, nach dem Annähen der Treſſen die ſämmtlichen Haare der Perrücke mit einem Friſir-Kamme (ſiehe unter **Kamm**) aus einander, damit jedes an ſeinen gehörigen Ort zu liegen komme. Alsdann ſchmiert er die ſämmtlichen Haare mit weicher Pomade, welche aus Schweinſchmalz, Wachs und wohlriechenden Oehlen verfertiget wird, ein, und pudert ſie, wodurch ſie ſich auflockern. Nach dem Pudern ſchneidet er die Schnüre ab, nimmt die Perrücke von dem Montirungs-(Form-)Kopfe, und hängt ſie auf einen Perrücken-Stock. Auf dieſen befeſtigt er ſie an den Schläfen mit zwey Schnüren, ſtreicht alsdann die Vorder-Haare der Tour mit einem Kamme zurück, und bügelt ſie mit einem warmen Bügel-Eiſen, damit ſie ſich hinlänglich niederlegen, und nicht wieder aufſteigen. Hierauf zertheilt er die Seiten-Haare, und bey den Stutz-Perrücken auch die Hinter-Rangen in Locken, toupirt jede Locke mit dem Friſir-Kamme, lockert ſie hierdurch auf, ſchlägt ſie mit dem Kamme um einen Finger, und gibt ihr die gehörige Form und Lage. Die Fronte toupirt er gleichfalls, und gibt ihr nach der Mode mit dem Kamme die gehörige Geſtalt. Hierbey ſtreicht er die Haare mit einer harten Pomade, welche aus Talg, Wachs und wohlriechenden Oehlen zuſammen geſchmolzen wird. Er befeſtigt auch wohl die Locken mit Haar-Nadeln, und gibt ihnen hierdurch die erforderliche Lage und Haltbarkeit. Uebrigens muß der Perrückenmacher ſchon bey Verfertigung der Perrücke die Anlage ſo machen, daß er ſie nach der Mode friſiren kann. Zuletzt wird die Perrücke gepudert.

Bey eigenen Haaren iſt der Perrückenmacher auch Friſeur: und hierdurch wird der Schade wieder erſetzt, welcher daraus entſteht, daß die Perrücken jetzt nicht mehr ſo Mode ſind, als vordem. Unterdeſſen entgeht ihm doch in dieſem Falle dadurch vieles, daß es in großen Städten bloße Friſeurs gibt, welche übrigens nichts mehr von der Perrückenmacher-Kunſt verſtehen, ſondern das Friſiren nur aus dem Zuſehen und aus der Uebung erlernt haben.

Bey dem Friſiren der Haare des Kopfes an Manns-Perſonen, werden dieſelben von dem Friſeur wohl durchgekämmt, das hintere Flecht-Haar von dem Seiten-Haare abgeſondert, und das Hinter-Haar am Kopfe feſt zuſammen gebunden. Er verſchneidet die zerſcheitelten Seiten-Haare mit der Schere dergeſtalt ſchräge hinter dem Kamme, daß die unterſten Haare ſtufenweiſe länger, und die der Scheitel nahe liegenden, immer kürzer gelaſſen werden. Hieraus entſtehen gleichſam Etagen zu den Locken. Auf gleiche Art wird auch das Haar von der Scheitel bis an die Seiten-Haare herab ſtufenweiſe verſchnitten, um hernach dieſe Scheitel-Stockwerke (Fronte), wie die Stirn-Krauſe (das Toupet, Toupee) mit der heißen Friſir-Zange in Locken aufzurollen.

Statt deſſen bringt es die jetzige Mode ſo mit ſich, daß man dieſes Haar der Scheitel an der Haut ganz kurz, und wie geſtachelt, in Geſtalt einer Kehrbürſte verſchneidet, daher man ihm auch die aus dem Franzöſiſchen entlehnte Benennung Vergette gibt. Es iſt dabey kurz, ſtraubig, und wird nicht weiter gekräuſelt. Das Toupet wird mitten über der Stirn etwas länger gelaſſen, als gegen die Schläfe zu, und nach einer geraden Linie verſchnitten. Nach dem Verſchneiden der Haare, lieſet man mit der Ecke des Friſir-Kammes etwas Haar aus einerley Schicht zuſammen, und bieget die Spitze dieſes beſchnittenen Seiten-Haares zu einer Locke um, um welche man ein dreyeckiges Papier herum falzet,

zet, und es nach dem Hinterkopfe zuſammen drehet, damit die Haar-locke nicht wieder zurück laufen möge. Dieſes heißen die locken-Papiere (Papilloten), und das Einſchlagen der Haare in dergleichen Papiere wird das **Papillotiren** genannt. Wenn die Haare um den ganzen Kopf aufgewickelt ſind, werden dieſelben **gebrannt.** Hierzu hat der Friſeur zwo verſchiedene Arten von Eiſen. Das eine, das **Friſir-Eiſen**, das **Quetſch-Eiſen**, oder die **Brenn-Zange** genannt, Fig. 804, iſt wie eine Zange, und an dem Ende mit zwey Backen, welche inwendig glatt ſind, gemacht. Das andere, das **Schnabel-Eiſen, Toupet-Eiſen**, oder die **Toupet-Zange**, Fr. Fer à toupet, genannt, Fig. 805, ſieht einer länglichen Schere gleich, welche ſtatt der beyden Klingen oder Arme, eben ſo viel eiſerne Stäbe hat, deren einer rund, und der andere hohl iſt, daß jener in dieſen hinein paſſet. Es muß dieſes Eiſen gut ſchließen, beſonders an der Spitze, oder es muß der rundliche Arm in der Rinne des andern überall gleich anliegen. Man zieht diejenige vor, deren Vernietung nicht zu ſehen iſt. Das Quetſch-Eiſen muß niemahls über Kohlen, ſondern beſtändig in der Gluth heiß gemacht werden. Wenn es die nöthige Hitze hat, welches man daran erkennt, wenn es ein Papier nicht mehr ſchwarz brennet, ſo wird eine Papillote nach der andern dazwiſchen gefaſſet, und ein wenig, entweder eine kürzere oder längere Zeit gedrückt, nachdem das Eiſen mehr oder weniger heiß iſt; es iſt aber beſſer, daſſelbe ſo heiß, als es das Haar leidet, zu gebrauchen, weil man alsdann jede Papillote in kürzerer Zeit brennen kann. Aus dieſer Urſache pflegt man auch mehrere dergleichen Eiſen zu haben und in das Feuer zu legen, wenn man die Haare auf dem ganzen Kopfe brennen will. Es bleiben ſolcher Geſtalt die Haare etliche Stunden lang, natürlichen locken gleich, aufgerollt, da die Wärme einen Theil von den Materien der Haare heraus getrieben hat, wodurch ſie ſich zu krümmen genöthi-

get

get werden, bis die verkürzten Haar-Faſern und ausgeleerten Mark-Bläschen von neuem ihre Elaſticität von dem Blute, oder von der Näſſe der Luft erreichen, aufſchwellen, und die Kräuſelung (Friſur) völlig vertilgen. Selbſt die Erſchütterung des Windes, und alle Bewegungen, ſpannen die Haare wieder gerade aus, wie ſich ein trockner Schwamm vom Waſſer ausdehnt. Werden indeſſen die Haare zu oft gebrannt, ſo verlieren ſie nach und nach alle ihre Elaſticität, ſie werden kraftlos, ihr Glanz und ihre Ründung verſchwinden, ſie zerbrechen vor der Zeit, und der Kopf wird davon ſo dünnhärig, daß man, ſtatt des eigenen Haares, eine Perrücke aufſetzen muß.

Wenn die Papilloten wieder erkaltet ſind, macht man das Papier los, kämmet die gebrannten Haare zuſammen aus, feuchtet ſie mit ein wenig Pomade, die man in der hohlen Hand verreibet, an, und pudert die Locken ein wenig ein, um ſie deſto beſſer mit dem Kamme aufzulockern, oder damit ſie von der Pomade nicht zu feſt zuſammen kleben mögen. Hierauf ergreift der Friſirer die Reihen der Haare nach einander mit der linken Hand, indeſſen daß er dieſe Etagen der Seiten-Haare mit dem Kamme in der rechten, von unten herauf enge zuſammen filzet, ſo daß die Spitzen der Haare durch den Kamm heraus gehoben werden. Solcher Geſtalt wird das krauſe Seiten-Haar locker zuſammen in eine krauſe Verwirrung gekämmt, oder loſe in einander verfilzet. Aus dieſer Verwirrung von verfilzten Krauſen zieht man ſo viel Haare, als zu einer Locke kommen ſollen, mit dem Kamme hervor; dieſes Packet wird gleichſam von neuem verfilzt, oder zuſammen geſchabet, und man theilt demſelben dadurch die Figur einer dicken und lockern Krauſe, oder einer Buckel, mit, daß man das längſte Haar, über dem Finger, in eine Buckel über die Verfilzung herauf kämmt. Und dieſes wird ſowohl an Perrücken, als am eigenen Haare, das

Accom-

Accommodiren oder das Legen in Locken genannt.

Wenn man ein Toupet tragen will, welches über die Stirn her geht, oder wenn die erſten Haare über der Stirn nicht zu kurz, ſondern glatt gekräuſelt und hinterwärts gebogen ſeyn ſollen, ſo muß dieſes mit dem Toupet-Eiſen geſchehen. Dieſes läßt man mäßig heiß werden, faſſet alsdann die Reihe von Haaren, welche das Toupet geben ſoll, dazwiſchen, hält ſie gerade in die Höhe, drehet alsdann das Eiſen um, in welchem der runde Theil deſſelben nach unten gekehrt iſt, damit die Haare niederwärts gebogen werden, und brennt auf dieſe Art das Toupet.

Unter denen Arten von ringförmig gekräuſeten Locken (Buckeln), in welche man das Seiten-Haar leget, erhebt ſich heut zu Tage diejenige Art, welche man Tauben-Flügel (Ailes de pigeons) nennt, weil dieſe Buckeln, wie Flügel, vom Kopfe nach hinten zu laufen. Zu einem ſolchen Locken-Flügel werden die Haare der Seiten mit ſchmieriger Wachs-Pomade am Kopfe zuſammen geklebet, die Spitzen dieſer Buckeln über dem Finger gelockt, und wie ein Flügel im Schwunge, vom Kopfe nach hinten weggeſtreckt. Man macht zwey oder drey ſolcher abſtehender Flügel Buckeln in einer Reihe, und zwar ſo, daß die Ohren völlig bloß bleiben.

Die zweyte Art von unſern Buckeln iſt, wenn man dieſe lockere Verfilzung (Kreppe) der Seiten-Haare läßt, wie ſie iſt, und nur eine einzige große, klare und lange Locke über die Ohren unterzieht, da alles übrige Seiten-Haar gleichſam durchſichtig hohl mit dem Kamme aufgelockert iſt.

Ferner pflegt man auch das lockere Seiten-Haar mit Haar-Nadeln in Buckeln zuſammen zu heften, und das ſind die Nadel-Buckeln. Man filzet das gebrannte Haar, man ſchlägt daraus über dem Finger eine Locke, und es wird dieſe Verfilzung durch die zweyarmigen Haar-Nadeln

deln feſt gehalten, die man wie eine aufgeſperrte kleine Haar=Gabel durch die Locken ſtecket.

Viertens ſchlägt man die Haare in verworfene Buckeln, da eine Locke nach der andern nachläſſig weg fällt, ohne gerade Schichten von Locken zu machen. Die Hammel=Pfoten ſind ſenkrecht hängende Rollen, da alle vorige Arten von Locken Quer=Buckeln waren. Ketten=Locken, ſind gerade Reihen von unterbrochenen Quer=Buckeln, die man locker in einander kämmt. Sie ſcheinen wie die Ringe der Ketten in einander einzugreifen.

Das Friſiren oder Kräuſeln der Haare iſt zum rechten Arme des Wohlſtandes im Putze geworden. Man ahmt dadurch die von Natur krauſen Locken nach, welche freylich ein friſcheres und gefälligeres Anſehen haben, als ein gerades Haar ohne Ordnung hat. Auch der Soldat ſchmieget ſich unter den Zepter des Friſir=Eiſens, ob er gleich im Felde mit den Perrücken ſchlecht zu rechte kommen würde.

In Frankreich hat man ſeit einiger Zeit für die Soldaten und die Schweitzer=Garde eine beſondere Art der Friſur erdacht, welche in allen Arten der Witterung beſtändig bleiben möchte, die ſich zwar nicht für alle und jede ohne Unterſchied ſchicket, nichts deſto weniger aber einerley Wirkung thut. Das Verfahren der franzöſiſchen Garde beſteht darin, daß ſie ſich eines dünnen und geraden Bleches von Bley, welches ungefähr 3 Zoll lang iſt, (ſiehe Fig. 806, A.) bedienen. Nachdem ſie nähmlich die Papilloten an beyden Seiten weggenommen haben, nehmen ſie die Maſſe zwiſchen die Finger, legen über die Mitte derſelben ein Stückchen gedachten Bleyes, wickeln daſſelbe aufwärts, die Haare aber über dieſe erſte Falte, und machen, daß dieſe Locke auf dieſe Weiſe erhalten wird, indem ſie den Reſt des Bleyes zum zweyten Mahl zuſammen biegen. Das übrige von den Haaren oberhalb dieſer zweyten Falte, iſt herabwärts gekehrt, fällt wieder zurück und bedeckt ſie; wodurch denn zwo neben einander liegende Locken B entſtehen. Die Schweitzer thun weiter nichts, als daß ſie nur die Locke um ein rund gebogenes Kartenblatt wickeln, und ſie an dieſem mit einer Stecknadel feſt ſtecken.

Ich komme auf das Friſiren der Frauenzimmer=Haare. Das Frauenzimmer hat gemeiniglich ein dik-

kes

kes und langes Haar, welches ſich auf mancherley Weiſe accommoditen läßt. Es muß daſſelbe, wie die Männer, ſein Haupt-Haar in gutem Stande erhalten, und ſich ſelbige zu verſchiedenen Zeiten verſchneiden laſſen. Dieſes Verfahren bleibt beſtändig, die Mode möge beſchaffen ſeyn, wie ſie will. Der ganze Umfang des Geſichts bis zu den Ohren iſt ſehr kurz, und wird immer allmählich länger, bis auf 2½ Zoll, in der Entfernung von ungefähr 2 Zoll hinterwärts; alsdann gehen die längern Haare und der Nacken, in Proportion ihrer Länge, nach einander fort.

Was die gewöhnliche Art, die eigenen Haare zu friſiren, betrifft, ſo iſt das Toupet um die Stirn und Wangen bis zu den Ohren bald ſchmähler, bald breiter, wie ſolches aus Fig. 807, 808 und 810, a, a, a, erhellet. Nach dieſer kleinen Krauſe gehen die Locken an, welche über den Finger geformt, neben einander her, und bis hinter die Ohren, liegen; Fig. 808 und 810, b, b. Der ganze hintere Theil des Haupt-Haares von oben bis unten wird nicht gekräuſelt, ſondern von unten auf, bis zu der Scheitel in die Höhe geſchlagen, welches man den Chignon nennet, Fig. 809, c. Diejenigen, welche nur ganz kurze Haare haben, laſſen ſich gemeiniglich den ganzen Kopf kräuſeln, oder wie eine runde Stutz-Perrücke in Buckeln legen; vorn aber wird derſelbe auf eben die vorgedachte Weiſe kurz gekräuſelt; den ganzen übrigen Theil des Kopfes aber leget man in Locken, welche bald ſo, bald anders liegen. Dieſe Art der Friſur nennen die Franzoſen Bichon, und die deutſchen Affen der Franzoſen, welche kein Bedenken tragen, bey ihrem Kopf-Putze die Aehnlichkeit mit den Hunden jenen nachzumachen, einen Budel (im Hochdeutſchen Pudel), Der Fig. 807 vorgeſtellte Kopf iſt nach ungariſcher Art gekräuſelt.

Wenn man ganz kurze Haare kräuſeln will, nimmt man eine beſondere Art gedrehter Papilloten, d d. Die-

ſe zu machen, dreht man zwiſchen den Fingern einen kleinen Streifen Papier zuſammen, welcher alsdann gleichſam die Dienſte eines Friſir-Hölzchens leiſtet. Dieſes Papier legt man quer über die Spitzen eines gerade ausgedehnten Zopfes Haare, und wickelt ſie damit ſo weit auf, als man kann; nachher aber drehet man die beyden Enden des Papieres zuſammen, und ſchlägt eine andere gewöhnliche Papillote darum.

Uebrigens bedient man ſich zum Friſiren der Frauenzimmer-Köpfe, beſonderer **Friſir-Kämme**, welche ich im Art. **Kamm** beſchreiben werde.

Man verfertiget auch für das männliche und weibliche Geſchlecht, wenn ſie ſchlechtes Seiten-Haar haben, falſche Seiten-Krauſen (**Haar-Touren**), oder auch **Halb-Perrücken** mit einem halben Netze, und es werden jederzeit die natürlichen Haare übergekämmt.

Ueberhaupt haben die **Perrücken des Frauenzimmers** mit den Beutel- oder auch Stutz-Perrücken der Mannsperſonen viel Aehnlichkeit; daher ſie auch ebenfalls zuweilen Stutz-Perrücken genannt werden. Was beyde beſonders haben, ſind; die Vordertheile, die Seitentheile, der Nacken ꝛc. Die Frauenzimmer-Perrücken werden niemahls über die Ohren gemacht; die Montur aber iſt darin verſchieden, daß man gar keine Ausſchweifung daran ſieht; und, ſo wie ſie ein merklich freyer Angeſicht haben müſſen, als die Mannsperſonen, ſo wird auch das Montur-Band ungleich eher umgeſchlagen und zurück gebogen, als an den Männer-Perrücken. Das übrige der Montur iſt ſelten ein Netz, ſondern gemeiniglich von Taffet, feiner Leinwand, zuſammen genähten Bändern u. d. gl. Gemeiniglich bindet man dieſelben hinten zu, oder auch mit Haar-Zöpfen oder andern dergleichen Hülfsmitteln. Die Vorder-Touren gehen von oben von den über einander liegenden Locken ſchräge herunter; die Locken aber, ſo wie man dieſen die Lage gibt, und der Nacken, wie bey einer in

Locken

locken gelegten Perrücke. Die vorerwähnten Theile der Perrücke werden beſonders auf dem hölzernen Kopfe entweder auf feine oder gemeine Leinwand, oder auch Taffet, gearbeitet, welcher aber auf dem Kopfe recht wohl ausgedehnet werden muß. Auf den vordern Theil des Kopfes, wo das Toupet gemacht wird, kommen nur kurze und feine Treſſen; der aufgeſchlagene Nacken (Chignon) aber wird aus ſolchen gemacht, welche ein langes Haar haben, und eigentlich dazu gearbeitet ſind; die Seiten-Locken werden auf recht wohl ausgedehntes Floret-Band genähet.

Wenn ein Frauenzimmer nicht ſo ſtarke Haare hat, daß man ihr einen Chignon machen kann, welcher die gehörige Dicke hat: ſo macht man ihr einen Haar-Wulſt, Fr. Toupe, welcher nichts anders iſt, als eine Menge von zuſammen gewickelten kurzen Haaren, ſie ſeyn von welcher Art ſie wollen. Dieſe rollet man in den Händen zuſammen, da ſie denn dermaßen zuſammen laufen, und in einander verwickelt werden, daß ſie gleichſam einen feſten Körper auszumachen ſcheinen, dem man doch aber eine Geſtalt nach Belieben geben kann. Dieſen Haar-Klumpen pflegt man indeſſen länglich rund, in der Mitte aber dicker, als an beyden Enden, zu machen. Man leget ihn oben auf den Kopf unter den Aufſchlag der Haare des Nackens, wenn man ihn in die Höhe hebet, wodurch derſelbe ſchon das Anſehen gewinnt, als ob er von Natur ſehr ſtark wäre.

Zuweilen bedient man ſich auch bey den aufgeſchlagenen Nacken-Haaren, eines beſondern, ziemlich großen und zirkelförmig runden Kammes, e, mit dicken und langen, ungefähr ½ Zoll von einander ſtehenden Zähnen. Den obern Theil dieſes Kammes beſetzt man mit zwo oder mehrern Locken, f. Dieſe Locken werden von Treſſen gemacht, welche man nach Schraubengängen zwiſchen den Zähnen hindurch und auf den Kamm wikkelt; die Locken-Krauſe bieget man daher auf beyden Sei-

 ten

ten aus einander, und ſteckt gedachten Kamm in die bis auf die Scheitel hinauf geſchlagenen Nacken-Haare, es mögen dieſelben eigen ſeyn, oder zu einer Perrücke gehören, wofern alles mit Haaren bekleidet ſeyn ſoll; Fig. 809. Zuweilen beſetzt man dieſen Kamm auch wohl mit Steinen.

Auſſer den jetzt gedachten Arten zu accommodiren, gibt es noch eine andere, welche der Perrückenmacher oder Friſeur zu machen wiſſen muß, und welche bloß zur Zierde dienet. Dieſes ſind die ſo genannten falſchen Locken, welche zu dem Ende verfertigt ſind, damit man ſie ſowohl zwiſchen die eigenen Haare als Perrücken, an verſchiedene Oerter auf dem Kopfe des Frauenzimmers ſtecken könne. Die zwey gewöhnlichſten Arten dieſer Locken ſieht man bey g und h abgebildet. Es befindet ſich an denſelben ein langer Stiel von gedrehetem Eiſendraht, vermöge deſſen man die Locke an jeden beliebigen Ort des Kopfes oder der Perrücke ſtekken kann.

Die Schönheit des Haares erhält durch die Hand des Friſeurs nicht geringen Zuwachs. Daher gibt Ovidius den Frauensperſonen, welche gern geliebt ſeyn wollen, den Rath, immer gut friſirt zu ſeyn, de arte amandi, L. 13, v. 133.

Munditiis capimur: non ſint ſine lege capilli;
Admotae formam dantque negantque manus.

Die Griechen nannten dieſe Friſirer βοστρυχοπλόκους, τριχοβοστρύχους, καλλωπιστάς; die Römer Cinoflones, Cinerarios. Jenes Wort gebraucht Horaz 1 Sat. 2. v. 98; dieſes, Catull Epigr. 62. Juvenalis Sat. 6. v. 476, nennt ſie Cosmetas. Die Römer hatten die löbliche Mode, daß ſie die Frauensperſonen nicht durch Mannsleute, ſondern durch Mädchen bedienen ließen. Das Kammer-Mädchen, welches ſie ankleidete und ihnen den Kopf zurecht machte, hieß Ornatrix. Eine Dame hatte bisweilen eine groſſe Menge, welche durch beſondere Meiſter in der Kunſt des Haar-Friſirens unterrichtet wurden; *Marcian.* in l. 65, §. 3 D de Legat. 3. Ovidius rühmt das Mädchen ſeiner Liebſten, wegen ihrer Geſchicklichkeit im Friſiren, weswegen ſie wohl mehr verdiente, als Magd zu ſeyn; 1 Amor. XI.

Colli-

> Colligere incertos, & in ordine ponere crines
> Docta, neque ancillas interhabenda, Nape.

Eine andere ihrer Mägde Cypaſſis war ſo geſchickt, daß ſie dem Haare ihrer Frau tauſend verſchiedene Geſtalten geben konnte, und daß ſie wohl werth geweſen wäre, nur Göttinnen zu friſiren; 2 Amor. VIII.

> Ponendis in mille modos perfecta capillis,
> Comere ſed ſolas digna, Cypaſſi, Deas.

Bey einem Frauenzimmer, welches eitel genug war, einen wohlgeputzten Kopf für den größten Theil ihrer Herrlichkeit anzuſehen, hatte es Friſir-Mädchen ſehr übel. Wenn es das geringſte verſahe, ſo hatte es ſich ſelten etwas beſſeres, als Schläge und einen blutigen Denkzettel, zu verſprechen. Jene Frau bey dem Juvenal, mit deren Beyſpiele er beweiſet, daß nichts unerträglicher iſt, als eine reiche Frau, ließ die Kaltſinnigkeit des mit ihr unzufriedenen Mannes, welcher ſie die Nacht allein ſchlafen laſſen, ihre Domeſtiken entgelten; ſie ſchlug ſie nach der Reihe. Nun hatte ſie ihren Liebhaber entweder nach einem Garten, oder nach dem Tempel der Jſis, dem gewöhnlichen Sammelplatze der Verliebten, beſtellet. Da ſie ſich nun mehr, wie gewöhnlich, ſchmücken will, muß die unglückſelige Pſecas, der noch die Haare, bey welchen ſie von ihrer Frau war herum gezogen worden, um den Kopf fliegen, und welche das ihr abgeriſſene Halstuch noch nicht wieder umwerfen können, ihr die Haare friſiren. Menſch! warum ſteht dieſe Locke höher, als die andern? Eine lederne Peitſche ſtraft ſogleich das Verbrechen des gebogenen Härchens. Was hat Pſecas verbrochen? Jſt es ihre Schuld, daß ihre Frau ſo häßlich iſt? Sat. VI. v. 491, ſqq.

Der Lalage ihr Mädchen, Plecuſa, hatte es auch nur mit einer Locke verſehen, welche ſie nicht feſt genug geſteckt hatte, und mußte hart dafür büßen. *Martial.* 2 Epigr. 46.

Der Lehrmeiſter in der Kunſt zu lieben, Ovid, fordert von ſeinen Schülerinnen mehr Sanftmuth. Die Haarputzerinn muß nichts zu befürchten haben, ſagt er; ich haſſe diejenigen, welche ihr ſogleich mit den Nägeln in das Geſicht fahren, ihr die Haarnadel aus der Hand reiſſen, und ihr damit die Arme zerſtechen. Das blutrünſtige Mädchen verwünſcht den Kopf ſeiner Frau, und weint bey dem Friſiren der verdammten Haare; de arte amandi l. 3. v. 239. Des Ovid ſeiner Geliebten ihr Mädchen hatte niemahls was zu befürchten. Ihr ſchmeidiges Haar nahm

hundert Formen an. Es wurde ſo wenig durch die Nadel, als durch den Kamm, ausgeriſſen; das Mädchen kam immer mit heiler Haut davon. Sie hat ſich oft in ſeiner Gegenwart friſiren laſſen, und niemahls hat ſie dem Mädchen die Haarnadel aus der Hand geriſſen und ihm damit die Arme verwundet.

Adde, quod et dociles et centum flexibus apti,
 Et tibi nullius cauſa doloris erant.
Non acus abrupit, non vallus pectinis illos:
 Ornatrix tuto corpore ſemper erat.
Ante meos ſaepe eſt oculos ornata, nec vnquam
 Brachia derepta ſaucia fecit acu.

Wie leicht war es nicht, daß die Friſirer was verſahen, da die Damen faſt alle Tage neue Moden, das Haar zu tragen, erfanden! So wenig als man die Eicheln auf dem Baume, die Bienen auf dem Berge Hybla, oder das Wild auf den Alpen zählen kann: ſo wenig iſt es mir, ſagt Ovid de arte am. l. 3. v. 149, möglich, alle Haar-Trachten zu zählen. Jeden Tag kommt eine neue Mode zum Vorſchein.

Der Geſchmack iſt unterſchieden; der einen gefällt dieſe, der andern eine andere Mode; was auch die eine kleidet, das kleidet die andere nicht. Ovid, de arte am. l. 3. will, daß die, welche ein längliches Geſicht hat, nichts auf dem Kopfe haben, und, wie die Laodamia, die Haare auf beyde Seiten friſiren ſoll.

Longa probat facies capitis diſcrimina puri:
 Sic erat ornatis Laodamia comis.

Die eine kleidet es, wenn ſie ihr Haar ungebunden, wie Apollo, wenn er die Leyer ſpielt, fliegen läßt; die andere aber, wenn ſie es, wie die Diana, wenn ſie auf die Jagd geht, durch ein Band zuſammen bindet.

Alterius crines humero iactentur vtroque.
 Talis es aſſumta, Phaebe canore, lyra.
Altera ſuccinctae religetur more Dianae:
 Vt ſolet, attonitas cum petit illa feras.

Als Corinna den Ovid beſuchte, ſo bedeckten die Locken auf beyden Seiten ihren weißen Hals, ſo wie Semiramis an ihrem Brauttage friſirt war, 1 Amor. 5. v. 9.

Ecce Corinna venit, tunica velata recincta,
 Candida dividua colla tegente coma:
Qualiter in thalamos formoſa Semiramis iſſe
 Dicitur — — —

Wenn

Wenn Horaz 3. Od. 14. nach der glücklichen Wiederkunft des Auguſtus ein Feſt anſtellen will, ſo muß ſein Diener die Sängerinn Neära rufen; er ſoll ihr ſagen, daß ſie, um eilig zu kommen, ihr braunes Haar nur in einen Knoten ſchlage.

> Dic & argutae properet Neaerae
> Myrrheum nodo cohibere crinem.

Eben ſo, ohne ſich mit dem Kopfputze lange aufzuhalten, ſoll die Lyde, einen Knoten in die Haare geſchürzt, wie die ſpartaniſchen Weibsleute gehen, mit ihrer elfenbeinernen Laute zu ihm kommen; 2. Od. 11.

Die herrſchende Mode war, die Haare rund um den Kopf in unterſchiedene Reihen Locken zu legen, und alle dieſe Reihen durch eine zirkelförmige Nadel zuſammen zu halten. *Tertullian.* de vel. virg. und *Iſidor* I. 19. Eine Abbildung ſolcher Haar-Nadel liefert *Montfaucon* Antiqu. expliqu. T. III. p. 50. Eine andere Art ſilberner Neſtel-Nadeln, die Zöpfe um dieſelben zu winden, welche man zu Herculanum gefunden hat, beſchreibt Winkelmann, in ſeinem Sendſchreiben von den herculaniſchen Entdeckungen, S. 61. Die größte, 8 Zoll lang, hat, an ſtatt des Knopfes, ein korinthiſches Capitäl, auf welchem die Venus ſteht, die mit beyden Händen ihre Haare gefaßt hat; neben ihr ſteht Amor, und hält ihr einen runden Spiegel vor. Auf einer andern haben ſich Amor und Pſyche umfaſſet. Je höher ſie das Haar in die Höhe aufthürmen konnten, deſto lieber war es ihnen. Weil das eigene Haar nicht dazu hinreichte, ſo fügten ſie viel falſches Haar dazu. Tertullian de cult. ſerm. c. 7. nennt einen ſolchen Haar-Thurm eine Scheide und Futteral des Kopfes: Neſcio quas enormitates ſutilium atque textilium capillamentorum, quaſi vaginam capitis & operculum verticis; und Hieronymus, einen Thurm fremder Haare, alienis capillis turritum verticem ſtruere. Juvenalis Sat. 6. v. 501, ſagt von der ſchon oben angeführten Frau: ſie bauet ſich einen ſo hohen Thurm von vielen Reihen Haarlocken auf dem Kopf, daß ſie vorn ſo lang als die Andromacha ſcheinet; von hinten iſt ſie weit kleiner: man ſollte ſie für eine Andere halten. Als ſie ſich friſiren ließ, mußten alle ihre Mädchen, jung und alt, zugegen ſeyn, und alle wurden bey einer jeden Locke zu Rathe gezogen, nicht anders als wenn ein Anſehen im Anputze den Verluſt der Ehre oder des Lebens nach ſich zöge.

Es ſey mir erlaubt, dem Frauenzimmer und einigen Kunſtverſtändigen zu Gefallen, welche die wichtige Kunſt zu friſiren oder in Haaren aufzuſetzen, gehörig zu ſchätzen wiſſen, hier eine kurze Nachricht von einem franzöſiſchen Werke mitzutheilen, welches in ſeiner Art das einzige iſt, und mit zu den ſeltenen Erſcheinungen unſers aufgeklärten Jahrhunderts gehört.

Herr Legros hat nicht nur in einem eigenen Buche von 61 Seiten, ein vollſtändiges Syſtem vom Haarputze der franzöſiſchen Damen vorgetragen, ſondern ſeine Regeln auch noch durch 33 hierzu gehörige Kupfertafeln ſinnlicher und deutlicher zu machen geſucht (*). Ja, was noch mehr iſt, er hat zu Paris eine eigene Akademie geſtiftet, von welcher er Director iſt, und wo man in verſchiedenen Claſſen dieſer ſeiner zur höchſten Vollkommenheit gebrachten Kunſt ſich unterrichten laſſen kann. Er verſichert, auf 42 erley Manier die Damen aufgeſetzt, und 300 verſchiedene Haar-Touren, welche man für natürliche Haare angeſehen hat, für ſie gemacht zu haben. In der Meſſe 1763 ſtellte er 30 große Puppen auf, welche alle friſirt waren, und die Bewunderung der Damen erhielten; und im J. 1765, ſtellte er 100 Stück dergleichen friſirte Puppen auf, welche nicht nur den Beyfall der franzöſiſchen Damen erhielten, ſondern auch zum Theil an die vornehmſten franzöſiſchen Höfe verſchickt wurden. Ihnen zu Gefallen errichtete er drey Claſſen, worin Kammerdiener, Kammerfrauen, und Friſeurs, gezogen werden.

Einige Feinde des Hrn. Legros ſagten, daß man die Moden in ſeinen Kupferſtichen mit natürlichen Haaren nicht nachmachen könne. Um das Publicum vom Gegentheil zu überzeugen, ließ er 33 junge Mädchen nach ſeinen 33 Kupferplatten friſiren, und alle Tage in den Monathen May und Jun. 1766 auf dem Walle ſpatzieren gehen. Dergleichen Mädchen

(*) Livre d'eſtampes de l'art de la coëffure des Dames françoiſes, ſur les deſſeins originaux, d'après les accommodages, avec le traité abregé d'entretenir & conſerver les cheveux naturels, par le Sr. *le Gros*. à Paris, 1765, 4.

Eb. Deſſ. l'art de la coëffure des Dames françoiſes, avec le traité en abregé ſur la façon d'entretenir & de conſerver les cheveux naturels, & les plans des largeurs des cheveux des faces, qu'il faut obſerver pour faire toutes ces coëffures, & la façon de ſe coëffer avec des cheveux faux, à Paris. 1767.

Mädchen nennt man in Paris Prêteuſes de tête, Kopf-Leiherinnen. Sie ſind 10 bis 12 Jahre alt, und verleihen ihre Köpfe, bey Friſeurs, die ihre Lehrlinge, vom Morgen bis in den Abend, ſich in ihren Haaren üben laſſen, indem ſie alle Stunden friſirt und wieder ausgekämmt werden. Sie bekommen dafür des Monaths ungefähr anderthalb Thaler, und haben noch überdieß das Vergnügen, manchmahl in einem Tage dreyßig Mahl anders aufgeſetzt zu werden.

Die Kupferſtiche ſind ſowohl für die gewöhnliche Toilette, als auch zum Gebrauch auf Bällen, und auf dem Theater, eingerichtet. Die erſten Exemplare des Buches hat der Verf. an die Kaiſerinn Königinn, an die Kaiſerinn von Rußland, und an die Königinn von England, Spanien, Preußen, Schweden, Dänemark und Portugall zu überſenden die Ehre gehabt. Das Werk koſtet in Paris, gebunden und illuminirt, 48 Livres (ungefähr 16 Rthlr.), geheftet und nicht illuminirt 24 Livres.

Pro Memoria in Sachen der Damencoeffeurs in Paris, gegen die Perrückenmacher daſelbſt, ſt. im 54 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770.

The art of dreſſing the hair. A Poëm; humbly inſcribed to the membres of the T. N. Club, by E. P. Philocosm. and late Hair-Dreſſer to the ſaid Society. Lond. 1770. 4.

A treatiſe on the hair, ſhewing its generation — — — alſo a deſcription of the moſt faſhionable methods of dreſſing Ladies and Gentlemens Hair, both natural and artificial; with an eſſay on Dreſs in general. Addreſſed to the Ladies of Great Britain. By DAV. RITCHIE. Lond 1770. 8.

3. Bey dem andern Geſchlechte; Kleidungsſtücke, Vorhänge u. ſ. f. mit Band, Spitzen, Blonden, Agrements, Franſen und Streifen von Zeuge, zierlich beſezzen und einfaſſen. Daher die Friſur, dieſe krauſe Beſetzung ſelbſt.

Ein Frauenzimmer-Kleid erhält gemeiniglich am Halſe, und vorn herunter, eine Friſur. Die Mode hat aber mannichfaltige Arten der Friſur erfunden, wovon ich nur einige der gewöhnlichſten anzeigen werde. Die Pfeifenſtiel-Friſur beſteht aus ſchmahlen und runden Falten oder Tollen, nach der Breite des Friſur-Streifes. Die Spitzkäſe- oder Schiff-Friſur, hat ihren Nahmen von ihrer Geſtalt erhalten; denn die Falten werden in Geſtalt eines Spitz-Käſes, oder eines kleinen Kahnes, geleget.

Die Carreaux-Friſur erhält rautenförmige Falten: ſind dieſe Rauten verſchoben, ſo nennt man es Waffen-Friſur. Fallen dieſe Falten etwas ins runde, ſo entſteht die gepuffte Friſur, und dieſe iſt beynahe $\frac{1}{4}$ Elle breit. Die vier letzten Friſuren werden mit Schaf- oder Baum-Wolle ausgeſtopft, damit ſich die Friſur deſto beſſer erhebe. Alle dieſe Friſuren müſſen vorläufig in Falten geleget werden, und alsdann werden ſie erſt auf das Kleid genähet. Eben ſolche Friſur erhält auch der zur Roberonde gehörige Rock an ſeinem untern Umfange, und man nennt dieſe Friſur Falbel, Fr. Falbala, ſ. Th. XII, S. 125, f. Doch muß die Friſur des Rockes und der Roberonde jederzeit mit einander übereinſtimmen.

Man ſagt auch: eine Serviette friſiren, Fr. friſer une ſerviette, d. h. eine Serviette brechen, oder in zierliche Falten legen; ſiehe **Serviette**.

Friſir-Bohrer, Fr. Fraiſe, ſiehe in den künftigen Supplementen, unter Bohrer der Schlöſſer.

Friſir-Eiſen, ſiehe oben, S. 141.

Friſir-Holz, ſiehe oben, S. 138.

Friſir-Kamm, ſiehe oben, S. 139, und 146.

Friſir-Mühle, ſiehe oben, S. 132.

Friſon, Fr. Friſon, ein ſchlechter Fries, oder gekräuſelter wollener Zeug, welcher warm und weich iſt, in England verfertigt wird, und woraus füglich Weiber-Unter-Röcke oder auch Jupen, gemacht werden können. Man nennt ihn auch **engliſchen Schwanen-Boy**; ſ. Th. VI, S. 301.

Ferner iſt **Friſon** auch eine Gattung friſirter oder gekräuſelter Cantillen, welche mit zur Stickerey, oder auch wohl zur Verfertigung der goldenen und ſilbernen Zeuge gebraucht wird.

In der Normandie iſt Friſon ein Maß zu flüſſigen Sachen. Er hält 2 Pots, welche ungefähr 4 pariſer Pinten betragen.

Friſ-

Friſquette, das Rähmchen der Buchdrucker; ſiehe Rahmen 3.

Friſſon. ſiehe Schauer.

Friſt, die Friſt, ein noch in den Gerichten ſowohl, als im gem. Leben übliches altes Wort.

1. Eine beſtimmte Zeit, innerhalb welcher etwas geſchehen ſoll, ein Termin, oder eine Rechts-Friſt, L. Terminus legalis; imgleichen die Verlängerung dieſer Friſt, Aufſchub der beſtimmten Friſt, d. i. eine Erſtreckung oder Verlängerung der Zeit, eine Nachſicht, oder ein Aufſchub deſſen, z. E. was man entweder bezahlen ſoll, oder ſonſt auszurichten hat; in den Rechten auch Dilation, oder Friſt-Verſtattung, d. i. ein Anſtand oder Verzug, welcher den Parteyen zu Beybringung ihrer Nothdurft, oder zu Leiſtung desjenigen, was ihnen zu thun auferlegt worden iſt, entweder ſchon in den Rechten verſehen iſt, oder von dem Richter verſtattet wird. Es ſind dieſelben nach den Sachen und Orten unterſchieden; insgemein aber ſind es 4 Wochen; beym Kammergerichte in der Mark Brandenburg, 6 Wochen; und nach Sachſen-Recht, 6 Wochen 3 Tage, oder 45 Tage, welches eine ſächſiſche Friſt heißt, (ſo wie eine doppelte ſächſiſche Friſt, eine Zeit von 4 Monathen,) wiewohl jene, nach Beſchaffenheit der Umſtände und Sachen, bald vermindert, bald aber auch erhöhet werden kann. So iſt z. E. zur Beſcheinigung im Handels-Gerichte 3 Wochen; in Berg-Sachen, 4 Wochen; zum Beweis der Brau-Gerechtigkeit, 2 Monathe, geordnet. Zum Verfahren der Parteyen in Concurs, werden ebenfalls nach Beſchaffenheit der Sache und des Richters Ermeſſen, 3, 6, 9 und höchſtens 12 Wochen verſtattet; worüber aber dergeſtalt zu halten iſt, daß weder von dem Richter noch von den Parteyen oder deren Advocaten, einige Dilation oder Compromiß zu zulaſſen iſt; und gleichwie ſonſt das Septiduum oder eine ſiebentägige Friſt auch bey dem mündlichen Verfahren über den Beweis Statt findet,

findet, alſo iſt hingegen zu dem ſchriftlichen Verfahren darüber zu jedem Satze eine Friſt von 3 Wochen geſetzt. Zur Hülfs-Friſt wird bey der Auflage ohne Unterſchied eine Friſt von 14 Tagen geſetzt; ehe man aber zur Subhaſtation ſchreitet, eine vier- und zum Subhaſtations-Termin wenigſtens eine achtwöchentliche erfordert. Zur Wieder-Einlöſung eines ſubhaſtirten Gutes, wird nur eine ſechsmonathliche Friſt geſtattet. Bey der dem Schuldner verſtatteten längern Friſt, wird ſein Bürge nicht los, er hätte ſich denn ausdrücklich bedungen, daß er nach Ablauf der erſten Friſt nicht haften wolle. Wenn in einem Documente die Bezahlung nach und nach, oder nach guter Gelegenheit verſprochen worden iſt, ſo hat der Richter die Zahlungs-Friſten nach Billigkeit, und Beſchaffenheit des Gläubigers und Schuldners, von Amts wegen zu beſtimmen. Sonſt aber werden die erbetenen Friſt-Verſtattungen nur um erheblicher Urſachen und Hinderniſſe willen, und auch nicht mehr, als zum dritten Mahl, zugegeben.

Siehe auch **Galgen-Friſt.**

2. Eine gegenwärtige, beſonders aber künftige Zeit überhaupt, doch nur noch ſelten, und auch hier nur noch im gemeinen Leben. Ich habe ihn in Jahres Friſt, in Monaths Friſt nicht geſehen.

3. Auf Bergwerken, bedeutet **Friſt**, oder **Friſtung**, eine zu Berg-Recht angemeſſene und übliche Zeit, worin etwas geſchehen muß, wenn es beſtändig ſeyn ſoll. Sie wird ſowohl zum Entblößen und Beſtätigen, als auch zu Belegung einer Zeche, und ſo oft etwas nicht zur ſonſt geſetzten Zeit geſchehen mag, geſuchet und gegeben, jedoch nicht ohne beſondere und hinreichende Urſachen, als da ſind: Wettermangel, Waſſersnoth, Streit, Gebrauch der Arbeiter, Abſenkung der Lichtlöcher, Winterszeit, Ungewitter u. d. gl. m. Jedoch wird auch hier eine ſolche Friſt nicht leicht über zwey, oder höchſtens drey Mahl gegeben, zumahl in verſtolltem Felde,

de, und zwar auf Silber-Bergwerken nicht über 1 Quartal; auf Zwitter-Kies- und Eiſenſtein-Zechen aber nicht über 2 Quartale, oder längſtens eine Jahrs-Friſt, nach der chursächſiſchen Berg-Ordnung. Wer auch in ſolchem Quartale oder Jahrs-Friſt um neue Verſchreibung und Nachlaſſung zu bitten unterläßt, deſſen Fundgruben und Maſſen ſind alsdann ins Freye gefallen.

Friſten aufſagen, nennt man auf Bergwerken, wenn Andere ſich angeben, die Grube zu bauen; da denn von dem Berg-Meiſter anbefohlen wird, daß ſie ihre Gebäude mit völligen Schichten wirklich verſehen möchten, wiedrigenfalls die Zeche dem Angemeldeten verliehen werden würde.

Friſt-Buch, im Bergbaue, ein Buch, in welches die Friſten, Nachlaſſungen, Steuern, vierte Pfennig, und andere Angelegenheiten, verzeichnet werden.

Friſt-Geld, ein Geld, welches die Gewerken alle Vierteljahr erlegen, wodurch das beſtätige Lehen gefriſtet, d. i. beym Alter, oder in Kraft erhalten wird; die Friſtung. Siehe auch **Quatember-Geld**.

Friſt-Verſtattung, ſiehe oben, S. 155.

Friſt-Zeche, ſiehe unter Zeche.

Friſten, Friſt geben, ſetzen. 1. In der erſten Bedeutung des Hauptwortes, einen Termin ſetzen.

2. Aufſchub geben, aufſchieben, in welcher veralteten Bedeutung es nur noch zuweilen in den Rechten vorkommt. Eine Sache friſten, d. i. verſchieben. Den Eid friſten, aufſchieben. Am häufigſten braucht man es noch in der R. A. einem das Leben friſten, die Zeit ſeines Todes weiter hinaus ſetzen, beſonders wenn ſolches von Gott gebraucht wird. Im Oberdeutſchen braucht man es in einer mehr thätigen Bedeutung für retten. Sein Hausrath wurde gefriſtet, d. i. aus der Feuersbrunſt gerettet.

Friſtung, ſiehe Friſt 3, und Friſt-Geld.

Friſur, Fr. Friſure. 1. Die Krauſe der Haare, oder auch

auch das Gekräuſelte von andern Sachen, z. E. an Frauenzimmer-Kleidern, Vorhängen ꝛc; ſ. Friſiren 3.
2. Die Art und Weiſe die Haare zu friſiren; ſiehe Friſiren 2.

Fritillaire, l. Fritillaria; ſiehe **Kron-Blume.**

Fritt, das Fritt, Frettwieſel; ſiehe **Wieſel.**

Fritt, der Fritt, ein nur in den gemeinen Mund-Arten, beſonders Nieder-Sachſens, übliches Wort, einen kleinen Hand-Bohrer zu bezeichnen, der auch wohl **Fritt-Bohrer** genannt wird, von dem veralteten fritten, reiben.

Fritte, l. Fritta, Fr. Fritte, in den Glas-Hütten, die erſte Vermiſchung der zu dem Glaſe nöthigen Materialien, als: der Kieſel-Erde, oder des Sandes, und eines alkaliſchen Salzes, (z. E. Pottaſche, Holzaſche ꝛc.) welche man in den, neben dem Glas-Ofen befindlichen Aſchen-Ofen einige Zeit einem gewiſſen Grade des Feuers ausſetzt, damit ſowohl die noch etwa dabey befindlichen verbrennlichen Subſtanzen, fette und öhlichte Theile ꝛc. geſchieden, als auch die Materien zur nähern Vereinigung geſchickt gemacht, und dieſelben hernach in dem Glas-Ofen deſto geſchwinder geſchmolzen werden. Die Proportion dieſer Subſtanzen iſt verſchieden. Gemeiniglich macht man die gewöhnliche Fritte aus 3 Theilen feinen Sand oder calcinirten und fein geriebenen Kieſelſteinen, oder guter Holzaſche. Dieſe Fritte, welche zu dem Glaſe gebraucht wird, wird **Glas-Fritte**, auch auf den Glas-Hütten das **Gemenge** oder **Glas-Gemenge** genannt, zum Unterſchiede von derjenigen, welche zu Glas-Flüſſen, falſchen Edelſteinen und andern Bedürfniſſen angewandt wird, und in einem Gemenge aus calcinirten Kieſelſteinen, oder Sand, Pottaſche und Mennig beſteht. Ein Mehreres hiervon wird im Art. **Glas** vorkommen.

Der Nahme ſtammet, ſo wie die ganze Glasmacher-Kunſt, aus Italien her, wo dieſe Maſſe Fritta genannt wird, von frittare, frieren, wie man glaubt, weil das Glas, welches daraus bereitet wird, dem gefrornen Waſſer nicht unähnlich iſt. Andere leiten es von fritto, gebacken, her.

Froc, ein gekreuzter und ziemlich grober wollener Zeug, der in einigen franzöſiſchen Städten, vornehmlich zu Liſieux, Bernay, Bolbec, Tardouet, Ferraques und an einigen andern Orten, im Lande Caux und in der Normandie, fabricirt wird, und, wenn er aus der Walke kommt, ½ Elle in der Breite, und 24 bis 25 Ellen, pariſer Maß, in der Länge haben muß.

Fröhne, ſiehe **Frohne**.

Fröhnen(*), ſo in doppelter Gattung üblich iſt. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Frohnen oder Frohn-Dienſte leiſten, Fr. ſervir à corvée. Zu Hofe fröhnen. Einem fröhnen, auch in weiterer Bedeutung, ihm umſonſt dienen, im verächtlichen Verſtande.

In Bayern iſt ſtatt dieſes Zeitwortes ſcharwerken, in Oeſtreich robathen, in Nieder-Sachſen aber dienen, zu Hofe dienen, üblich.

2. Als ein Activum, in welcher Geſtalt es doch nur im Oberdeutſchen vorkommt, Arreſt auf etwas legen, Execution auf etwas verlangen und thun. Ein Zins-Gut fröhnen, um die Execution anhalten; imgleichen die Execution in demſelben thun. Daher heißt im Elſaß die Execution noch jetzt die **Frönde**, und der Concurs (Concurſus creditorum) die **öffentliche Fröhnung**.

Fröhner. 1. Von dem Neutro fröhnen, ein Unterthan, der zu Frohn-Dienſten verbunden iſt, oder ſolche wirklich leiſtet; ehedem Dageward, in Oeſtreich Robather, in Bayern Scharwerker. Daher ein **Fröhnerhäuschen**, ein Häuschen, welches von Tagelöhnern bewohnt wird, welche dafür dem Eigenthümer fröhnen müſſen. Siehe **Ritter-Mann**.

2. Von dem Activo fröhnen. 1) Ein Gläubiger, welcher die Execution in des Schuldners Güter erhalten hat; doch nur in einigen oberdeutſchen Gegenden. Der

Vor-

(*) Zuweilen lautet dieſes Wort frohnen, am häufigſten aber doch fröhnen, woraus zugleich erhellet, daß es von dem Hauptworte Frohne, nicht aber dieſes von dem Zeitworte abſtammet. Ehedem bedeutete frohnen auch befördern, erheben.

Vorfröhner, der erſte und vornehmſte Gläubiger. Nachfröhner, der auf ihm folget. 2) In den tyroliſchen Bergwerken iſt Fröhner ſo viel als Zehendner.

Fröhnerey, an einigen Orten, z. B. in Braunſchweig, das Gefängniß, die Bütteley; ſiehe Frohn-Feſte.

Fröſchel-Ring, im Bergbaue, ein eiſerner Ring, welcher an einen Anſteck-Keil geleget wird.

Fröſchlein, im Bergbaue, ſiehe 2 Froſch 2.

Fröſchlein unter der Zunge, ſiehe 2 Froſch 1. a).

Fröſchling, ſiehe Friſchling.

Fröttel, Frettwieſel; ſiehe unter Wieſel.

Frohn, frohner, frohnſte, ein altes oberdeutſches Adjectivum, welches zwar jetzt im Hochdeutſchen in dieſer Geſtalt veraltet iſt, aber um der folgenden Zuſammenſetzungen willen nicht übergangen werden kann. Es wird überhaupt demjenigen, was gemein, niedrig oder auch privat iſt, entgegen geſetzet, und bedeutet 1) Heilig; ſiehe Frohn-Altar, Frohn-Leichnam. 2) Berühmt. 3) Herrlich, prächtig, ſchön. 4) Obrigkeitlich, herrſchaftlich, dem Herrn gehörig; daher bedeutete Frohn-Gewalt ehedem die obrigkeitliche Gewalt. 5) Oeffentlich, im Gegenſatze des Privaten. Frohn-Ambacht, war ehedem ein öffentliches Amt; Frohn-Kreutz, ein öffentliches Kreutz, als das Zeichen des Land-Friedens; die Frohn-Faſten, eine öffentliche, allgemeine Faſten, u. ſ. f. Siehe auch viele der folgenden Zuſammenſetzungen.

Frohn, der Frohn, ein Wort, welches jetzt nur noch an einigen Orten einen Amts- oder Gerichts-Diener bedeutet, welcher die Partheyen vor das Gericht ladet, und an andern Orten der Frohn-Bothe oder Gerichts-Frohn genannt wird. Ehedem bedeutete dieſes Wort auch einen Richter, in welcher Bedeutung Frane bey den Frieſen noch üblich iſt. Siehe Erb-Frohn.

Frohn-Acker, Fr. Terre ſujette à corvée, ein Acker, von wel-

welchem man dem Grundherren Frohn-Dienſte zu leiſten ſchuldig iſt.

Frohn-Altar, ein noch im Oberdeutſchen übliches Wort, den hohen Altar zu bezeichnen, von frohn, heilig.

Frohn-Amt. 1. Im Oberdeutſchen, das hohe Amt in dem Gottesdienſte der römiſchen Kirche, von frohn, heilig.

2. Ehedem ein jedes öffentliches Amt; von frohn, öffentlich.

3. ein ehemahliges Erb-Amt des Erz-Biſtumes Bremen, deſſen Beſitzer im Nahmen des Erz-Biſchofes Recht ſprach; von Frohn, ein Richter.

Frohn-Arbeit, eine Arbeit, welche zur Frohne, oder als eine Frohne geſchieht. Daher **Frohn-Arbeiter**, ein Arbeiter, welcher zur Frohne arbeitet.

Frohnbar, Fr. ſujet à corvée, zu Frohn-Dienſten verbunden. Frohnbare Unterthanen. Frohnbare Aecker, von welchen Frohn-Dienſte geleiſtet werden müſſen, Frohn-Acker. Daher die **Frohnbarkeit.** Siehe **Frohnpflichtig.**

Frohn-Bauer. Fr. manant ſujet à corvée, ein Bauer, welcher zu Frohn-Dienſten verpflichtet iſt; zum Unterſchiede von einem Frey-Bauer.

Frohn-Bothe, an einigen Orten, der Gerichts-Diener, welcher die obrigkeitlichen Befehle überbringt, die Parteyen vor Gericht ladet, u. ſ. f. Siehe **der Frohn.** Von frohn, öffentlich, ein öffentlicher Bothe oder Diener. Im Schwabenſpiegel wird auch der Henker **Frohn-Both** genannt.

Frohn-Brod, dasjenige Brod, welches an einigen Orten den Bauern bey den Frohn-Dienſten von der Frohn-Herrſchaft gereichet wird.

Frohn-Bürger, eigentlich ein Bürger, welcher der Stadt oder einer Anſtalt in derſelben umſonſt, oder zur Frohne arbeiten muß. Dieſes Wort iſt beſonders bey den Schlöſſern üblich, wo **Frohn-Bürger**, oder nach

 der

er Mund-Art der gemeinen thüringiſchen Sprache, Frohnberger, einen Schlöſſer, der ſchlechte Arbeit macht, und Frohbürgers Arbeit ſchlechte Arbeit bedeutet. Ja an einigen Orten pflegen ſie auch alle Groß-Uhrmacher, Büchſenmacher und Windenmacher, ob ſie es gleich mit ihnen halten, **Frohn-Bürger** zu nennen.

Da man durch Frohn-Bürger eigentlich und überhaupt einen Stadt-Einwohner verſteht, welcher wieder die ſonſt gewöhnlichen Bürger-Rechte, gewiſſen Perſonen, Gütern oder Anſtalten, fröhnen, d. h. denſelben Arbeit, und zwar umſonſt, oder für ein Geringes, thun muß; Knechts- und Fröhner-Arbeit aber auf dieſe Weiſe geſchieht: ſo pflegt ſie auch ſchlecht zu ſeyn, mithin, verachtet zu werden, da ſie nicht mit Fleiß und Luſt, ſondern aus Zwang und Unfleiß gemacht zu werden pflegt. Denn ein Jeder ſieht hierbey gemeiniglich mehr auf ſeinen, als eines Andern Nutzen. Frohnbürgers-Arbeit heißt alſo eine ſchlechte und geringe Arbeit. Daher haben die Schlöſſer inſonderheit im Gebrauch, wenn einer auch keine recht künſtliche Schlöſſer-Arbeit machen kann, dennoch, da man auch geringe Arbeit braucht, wenigſtens ein ſchlechtes Schloß, und deſſen Verfertigung von einem, der in ihre Zunft aufgenommen werden will, zu fordern. Und dieſes wird Frohnbürgers-Arbeit, nähmlich ein gemeines, jedoch gutes Schloß genannt; ein ſolcher gemeiner Arbeiter aber heißt ein Frohn-Bürger, wenn er kein eigentlicher Schlöſſer iſt. Wenn daher jemand ſich inſonderheit auf große Uhren gelegt hat, und ſonſt andere künſtliche ſchöne Schlöſſer-Arbeit nicht verſteht, es aber doch mit den Schlöſſern halten und bey ihnen Meiſter werden will: ſo kann er freylich keine Uhr zum Meiſterſtück machen, denn das verſtehen die andern Schlöſſer, welche keine Uhrmacher ſind, an ſich nicht; gleichwohl kann er auch keine rechte künſtliche Schlöſſer-Arbeit verfertigen. Da er aber doch bey den Schlöſſern Meiſter werden, ihnen ſich ergeben, und es mit ihnen halten will: ſo muß er wenigſtens ein gemeines Thür-Schloß machen. Dieſes nennen ſie alsdann Frohnbürgers-Arbeit. Ja eben diejenigen, die es mit ihnen halten, bey ihnen Meiſter werden, und doch keine eigentliche Schlöſſer ſind, nähmlich die Groß-Uhrmacher, Büchſen- und Winden-Macher, heißen aus eben dieſem Grunde Frohn-Bürger.

Frohn-Dienſt, Fr. Corvée, Faiſance, Dienſte, welche Unterthanen der Obrigkeit umſonſt, oder doch gegen einen

einen geringen Lohn, zu leiſten verbunden ſind; **Zwang-Dienſte, Herren-Dienſte, Hof-Dienſte**, in der Oberpfalz **Tage-Dienſte**, im Oeſtr. **Robathen**, in Bayern **Scharwerke**. Siehe Th. IX, S. 254. fgg.

Frohn-Faſten, Fr. Jeûne de quatre tems, im Ober-Deutſchen, die allgemeine vierteljährige Faſten, wozu in der römiſchen Kirche jedermann verbunden iſt, und welche unter dem Nahmen der Quatember am bekannteſten iſt. Siehe Th. XII, S. 289.

Frohn-Feſte, an einigen Orten das öffentliche Gefängniß, die Büttelen, Fröhnerey; von Feſte, ein feſter Ort, und frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Fuhre, Fr. Corvée en journée de chevaux, eine Fuhre, welche zur Frohne geſchieht; **Dienſt-Fuhre**; ſiehe Th. IX, S. 256, fgg.

Frohn-Geld, Geld, welches ſtatt der ſchuldigen Frohnen bezahlt wird; der **Frohn-Pfennig**, in Nieder-Sachſen **Dienſt-Geld**; Siehe Th. IX, S. 298, fgg.

Ein altes Gloſſarium bey dem Eckard de reb. Franc. Th. 2, verſteht unter Frohngeld den öffentlichen Schatz, Fiscum.

Frohn-Gewicht, ſiehe unter **Gewicht**.

Frohn-Gut, ein Gut, auf welchem Frohn-Dienſte haften. Siehe **Bauer-Gut. Dienſt.**

Frohn-Herr, ein Herr, welcher Frohnen von ſeinen Unterthanen zu fordern berechtigt iſt; die **Frohn-Herrſchaft**, in eben dieſer Bedeutung.

Frohn-Hof. 1. Ein Hof, auf welchem Frohn-Dienſte haften.

2. Ein Hof, aus welchem eine Kirche, Kloſter u. ſ. f. geſtiftet iſt, **Seel-Hof, Widums-Hof, Heiligen-Hof**; doch nur an einigen oberdeutſchen Orten; von frohn, heilig.

3. Ehedem wurden auch die Königshöfe, Pfalzhöfe, ingleichen Rathhäuſer und Gerichtshöfe **Frohn-Höfe** genannt; von frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Hufe, eine Hufe, auf welcher Frohn-Dienſte haften.

Frohn-Käſe, Käſe, welcher den Fröhnern an einigen Orten bey der Frohn-Arbeit von dem Frohn-Herrn gereichet wird.

Frohn-Korn, Korn, welches an einigen Orten die Fröhner für die Frohn-Dienſte von der Herrſchaft erhalten.

Frohn Leichnam, der heil. Leichnam Chriſti; ein Ausdruck, welcher noch in der römiſchen Kirche von dem Leibe Chriſti im Abendmahle gebraucht wird; in den gemeinen Mund-Arten Thüringens Barlichen. Daher das **Frohnleichnams-Feſt**, L. Feſtum corporis Chriſti, Fr. la fête-Dieu, welches, zur Ehre des Leibes Chriſti, von dem Papſte Urban IV. im J. 1252 angeordnet worden iſt. Es wird noch alle Jahre in der katholiſchen Kirche den Donnerstag nach Trinitatis angefangen, und acht Tage hinter einander feyerlich begangen, wobey man den Leib Chriſti mit großer Pracht und vielen Ceremonien herum trägt.

Frohn-Loch, eine Benennung gewiſſer Löcher an dem Grängel des Pfluges; ſiehe unter **Pflug**.

Frohn-Pfennig, ſiehe **Frohn-Geld**.

Frohn-pflichtig, zu Frohn-Dienſten verpflichtet, frohnbar. Daher die **Frohn-Pflichtigkeit**.

Frohn-Regiſter, das Regiſter über die von den Unterthanen ſchuldigen Frohn-Dienſte.

Frohn-Sohle, bey dem Salzwerke zu Halle; ſiehe **Sohle**.

Frohn-Tag, Fr. Journée, Jour de corvée, ein Tag, an welchem von den Fröhnern die ihnen obliegenden Frohn-Dienſte geleiſtet werden müſſen.

Frohn-Vogt, ein Vogt oder Aufſeher, welcher über die Fröhner geſetzt iſt. 2 Moſ. 1, 11.

Frohn-Zins, an einigen Orten, z. B. in der quedlinburgiſchen Vogtey, eine Benennung der Rutſcher-Zinſen; ſiehe unter Zins.

Frohne, die Frohne, in einigen Gegenden auch die Fröhne. 1. So viel als Frohn-Dienſt; Dienſte, welche Un-

terthanen ihrer Herrſchaft umſonſt, oder doch gegen einen geringen Lohn, zu leiſten verbunden ſind. Etwas zur Frohne thun, d. i. als eine Frohne. Daher Acker-Frohnen, Bau-Frohnen, Forſt-Frohnen, Jagd-Frohnen, u. ſ. f. Dienſte, welche auf dem Felde, bey einem Baue, in den Forſten, auf der Jagd u. ſ. f. geleiſtet werden. Siehe auch Hand-Frohne.

2. In einigen oberdeutſchen Gegenden auch in weiterm Verſtande, andere Arten der Verbindlichkeit. So wird in den tyroliſchen Bergwerken der Zehent, auch die Frohne genannt.

Froid, Froideur, Froidure; ſiehe Froſt-Kälte.

Fromage, ſiehe Käſe.

Froment, ſiehe Weitzen.

Froment d'Inde, ſiehe Weitzen. (Türkiſcher)

Froment locar oder *locular*, ſiehe Spelt.

Fromental, Wieſen-Haber, Avena elatior; ſiehe Gras. (Haber-)

Fromental oder *Fromenteau*, eine Trauben-Sorte; ſiehe unter Weinſtock.

Fromentin, Vineuſe de Fromentin, eine Pfirſich-Sorte; ſiehe unter Pfirſiche.

Fronde, ſiehe Schleuder.

Frons, Fr. Front; ſiehe Stirn.

Frontail, ſiehe Stirn-Riemen.

Fronte, aus dem Franz. Front, der Vordertheil verſchiedener Körper. Die Fronte eines Gebäudes, der Vordertheil oder die Vorderſeite deſſelben. Das Haus ſteht (oder ſieht) mit der Fronte nach dem Markte, Fr. la maiſon fait front ſur la place. Die Fronte einer Armee, eines Regimentes, die vorderſte Linie, zum Unterſchiede von den Rücken und den Flügeln.

Bey den Perrückenmachern iſt die Fronte der Theil einer Perrücke oder Haarkrauſe, welcher die Stirn umgibt.

Fronteau, ſiehe Stirn-Riemen.

Fronteval, eine Tulpen-Sorte; ſiehe unter **Tulpe**.

Frontière, ſiehe **Gränze**.

Frontignac, Frontignan-Wein, iſt der Nahme vortrefflicher weißer und rother Muskat-Weine, welche bey Frontignan, einer Stadt in Languedoc, auf einem hartfelſigen Grunde, oder in Haufen von Kieſel-Steinen wachſen. Siehe unter **Wein**.

Frontiſpicium, *Fronton*, } ſiehe **Giebel**.

1. **Froſch** (*), L. Rana Fr. Grenouille. Unter dieſem Nahmen verſteht der Ritter von Linné, dem auch viele andere Naturforſcher hierin folgen, ein kriechendes Amphibien-Geſchlecht, welches nicht nur die eigentlichen Fröſche, ſondern auch die Kröten in ſich begreift. Er ſetzt die allgemeinen Kennzeichen dieſes Geſchlechtes, in einem nackten, vierfüßigen Körper, ohne Schale oder andere Bedeckung, und ohne Schwanz. Die Fröſche unterſcheiden ſich von den Kröten hauptſächlich in folgenden Stücken. Sie haben einen längern und geſtrecktern Kopf

(*) Dieſes Thier heißt ſchon bey dem Notker Frosq, in der monſeeiſchen Gloſſe Frosk, im Schwed. Fro, im Ißländ. Freia, im Angelſ. Frogga, Frocca, Frox, im Holländ. Vorſch, im Norweg. Fröer, im Dän. Froe, Froek, im Engl. Frog, im Wallach. Broaska, und im mittlern Lat. Bruſcus. Dieſes letztere iſt, dem Friſch zu Folge, zugleich das Stammwort des Deutſchen, und Bruſcus leitet es von Ruscus, Mauſedorn her, weil ſich die Fröſche gern unter dieſem Strauche aufhalten ſollen, ſo wie ſie aus einer ähnlichen Urſache Rubetae, von Rubus, Brombeerſtaude, genannt werden. Ihre leitet Froſch von dem Schwed. Frö, der Same, her, weil dieſe Thiere ſehr vielen Leich oder Samen legen, der im Franz. Frie, und im Engl. Fray genannt wird. Wenn dieſer Umſtand dieſe Ableitung nicht überwiegend wahrſcheinlich machte, ſo würde frieſen, frieren, friſch, vielleicht Anſpruch auf die Verwandtſchaft machen können, weil dieſes Thier ſehr kalt anzufühlen iſt. Im Niederſ. heißt es Pogge, Padde, und im Scherze Aderjaan, bey dem Pictorius Hopzer, im Angelſ. Gaersthop, Grashüpfer, und in Schonen Korngrodor.

Von einem auf eine lächerliche Art hochmüthigen Menſchen, ſagt man im Sprichwort; **Er brüſtet ſich, wie ein Froſch im Mondſchein.**

Kopf als die Kröten, einen dünnen und ſchlanken Unterleib gegen die Bruſt, und dünne Hinter-Füße; der Körper der Kröten hingegen iſt gleich dick, und die Füße ungeſchickt. Die Fröſche ſind auch überdies viel lebhafter als die Kröten, und können auf dem Hintertheile ihres Leibes eben ſo ſitzen, wie die Hunde; die Kröten hingegen liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde.

In den europäiſchen Gegenden ſind vorzüglich dreyerley Arten von Fröſchen anzutreffen: Land-Fröſche, Waſſer-Fröſche, und Laub-Fröſche.

1. **Der gemeine braune oder graue Froſch.** Einige nennen ihn den **braunen Land-Froſch**, oder ſchlechtweg **Land-Froſch, Garten-Froſch, Gras-Froſch**; Andere, den **braunen Waſſer-Froſch.** Beyde Benennungen können gelten; denn er bringt den Sommer größtentheils auf dem Lande, auf der Erde und im Graſe zu; wenn ſich aber der Winter heran nahet, geht er in das Waſſer, um ſich gegen den Froſt in Sicherheit zu ſetzen, wo er ſich nicht nur den ganzen Winter, ſondern auch den größten Theil des Frühlinges, aufzuhalten pflegt. Er heißt beym Ritter Linné, Rana temporaria, dorſo planiuſcule ſubangulato; Rana palmis tetradactylis fiſſis, plantis pentadactylis palmatis, pollice longiore *Faun. Suec.* Rana aquatica innoxia GESN. Rana aquatica RAJ. Fr. Grenouille commune, oder Grenouille aquatique vaſte. Dieſer Froſch hat einen braunen oder grauen Rücken, welcher ziemlich flach und einiger Maßen eckig iſt. Der Unterleib iſt bey dem Männchen gräulich weiß, bey dem Weibchen aber gelblich, und röthlich braun gefleckt. Die Vorder-Füße haben 4 abgeſonderte, die Hinter-Füße aber 5, mit einer Schwimm-Haut verbundene, Zehen. Dieſe Fröſche, deren Nahrung in Mücken und andern Inſecten beſteht, haben ein überaus zähes Leben; denn ſie ſchwimmen noch einige Stunden im Waſſer herum, nachdem man

ihnen das Herz aus dem Leibe geriſſen hat. Bey der Begattung ſpringt das Männchen auf das Weibchen, und hält daſſelbe mit ſeinen Vorder-Füßen feſt umfaßt. In dieſer Stellung läßt das Weibchen nach und nach ihre nackten Eyer, welche unter dem Nahmen Froſch-Leich (*), l. Sperma ranarum, Fr. Frai oder Sperme de grenouilles, oder Sperniole, bekannt ſind, von ſich, wobey das Männchen mit den Hinter-Füßen an den After des Weibchens drückt, und mit den Zehen dieſe Eyerchen, welche an einander hängen, und eine lange Schnur oder dicken Klumpen bilden, heraus ziehen hilft; zu gleicher Zeit macht es auch dieſelben mit ſeinem Samen fruchtbar. Ungefähr in drey Tagen werden dieſe Eyerchen länglich, und ſondern ſich von einander ab. Nach 14 Tagen haben ſie die Geſtalt kleiner, dickleibiger, ſchwärzlicher Fiſchchen, welche nur aus Kopf und Schwanz zu beſtehen ſcheinen; und in dieſem Zuſtande nennt man ſie Froſchwürmer, Kaulärſche, oder Kaulpadden, Niederſ. Kühlpoggen, l. Gyrinus, Moluris, Engl. Todpole, Holl. Donderpatje, Fr. Têtards, wegen ihres dicken Kopfes, oder Queues de poële, wegen ihres langen Schwanzes. Nach drey Monathen aber bekommen ſie Hinter-Füße, bald darauf auch Vorder-Füße; und alsdann verlieren ſie ihren Schwanz. Nach dieſer Verwandlung ſuchen die jungen Fröſche aus dem Waſſer auf das trockene Land zu kommen. Dasjenige, was jetzt von der Begattung und Verwandlung des gemeinen Froſches geſagt worden iſt, gilt auch von allen übrigen Arten der Fröſche.

JO. GE HENR. KRAMERI obſ. de excluſione ovulorum ranarum, ſt im *Commerc. litter. Nor.* A 1735, hebd. 7, n. 4.

Some obſervations made on the Spawn of Frogs, and of the production of Todpoles therein, by RICH. WALLER, ſt. n. Figg. iſt No. 193. der *Philoſ. Tranſact. for March-June* 1691, S. 523. f.

2. Der

(*) In Franken das Froſchgerück, im Dän. Froeleg, im Niederſ. Poggenſchott, Poggenkuller, Poggenraff.

2. **Der grüne oder eßbare Waſſer-Froſch**, Rana viridis aquatica ROES. Rana eſculenta, corpore angulato, dorſo transverſe gibbo, abdomine marginato LINN. Fr. Grenouille verte aquatique. Man nennt dieſen Froſch auch ſchlechtweg den **Waſſer-Froſch**, weil er ſich noch mehr, als die vorige Art, im Waſſer aufhält. Er iſt auch größer, als die vorige Art, und hat einen grünen Rücken mit drey gelben Strichen, wovon der mittlere am längſten iſt, und einen weißen Unterleib. Die Hinter-Füße ſind mit einer Schwimm-Haut verſehen. Die Ohren des Männchens ſind kugelrund aufgeblaſen. Dieſer Froſch wird fleißig von den Köchen geſucht, welche, wie ich weiter unten zeigen werde, ſeine Schenkel und Lenden auf mancherley Art zur Speiſe zubereiten.

3. **Der Laub-Froſch**, eine kleine grüne Art Land-Fröſche, welche auf die Bäume klettert, und ſich unter dem Laube derſelben aufzuhalten pflegt, L. Rubeta; Rana arborea corpore laevi, ſubtus punctis contiguis tuberculato, pedibus fiſſis, unguibus tuberculato-dilatatis LINN. Ranunculus viridis GESN. Rana arborea ſ. Ranunculus viridis RAJ. Rana braſilienſis gracilis SEBÆ. Seine gebräuchlichſten Benennungen in Frankreich ſind Verdier oder Graiſſet, wofür Einige auch Greſſet und Croiſſet ſchreiben; ſonſt heißt er aber auch Grenouillette, Grenouille de St. Martin, Grenouille de buiſſon, Martinolle, Raine verte; in Savoyen, Ragnole; in Italien, Ranella; Engl. ſmall tree-frog, green frog. Er iſt kleiner, als der gemeine braune Land- und Waſſer-Froſch, und als der grüne eßbare Waſſer-Froſch. Sein Körper iſt glatt, vorn breit und hinten ſchmahl; die Augen ſind glänzend-ſchwarz; der Rücken iſt grasgrün; der Unterleib weiß, und mit erhöhten dicht an einander ſtehenden Puncten beſetzt. Zwiſchen der grünen und weißen Farbe geht zur Seite ein hellgelber Strich. Die Ballen an den Füßen ſind ſehr kleberig. Seine liebſte Nahrung ſind die Fliegen,

die er behend zu erſchnappen, auch aus einiger Ferne durch ſtarken Athemzug in den Mund zu ziehen weiß. Man kann dieſen Froſch ſtatt eines Wetterglaſes gebrauchen, weil er gemeiniglich einige Stunden, ehe es regnet, ſeine Stimme hören läßt, und mit ſeinem groben Tone cra cra cra ſchreyt. Wenn man ihn in ein Glas mit feuchtem Graſe ſetzt, und ihn bisweilen mit Fliegen verſorget, kann man ihn lange Zet lebendig erhalten.

Oder, man thut ihn in ein großes hohes Gefäß, z. E. ein Glas, mit Waſſer, und gibt ihm einen Raſen, worauf man ein kleines Stühlchen ſetzen kann. Man deckt das Gefäß in ſo weit zu, daß er nicht heraus hüpfen kann, und doch noch Luft genug hat. So lange der Froſch auf dem Stühlchen ſitzen bleibt, iſt anhaltendes gutes Wetter; geht er aber herunter auf den Raſen, ſo kann man auf eine Wetter-Veränderung ſchließen. Steigt er in das Waſſer herunter, ſo iſt man eines anhaltenden regenhaften und ſtürmiſchen Wetters verſichert.

(Hrn. Prof. Sprenger) Allgem. Landwirthſchaftskalender, a. d. J. 1772, S. 13.

Den Winter über verbergen ſich dieſe Fröſche nicht nur im tiefen Schlamme, ſondern auch in den verdeckten hölzernen und ſteinernen Canälen, wo ſie bloß von der Feuchtigkeit leben. Mit dem Anfange des Frühlinges kommen ſie wieder hervor, begatten ſich, und legen, wie die andern Fröſche, ihre Eyer in das Waſſer, worauf ſie an den friſch ausgeſchlagenen Bäumen hinauf klettern.

Hr. Rathsmeiſter Reichart hat angemerkt, daß die Fröſche, wenn das Obſt, Pflaumen, Zwetſchgen rc. zur völligen und rechten Reife gelangt uud weich geworden ſind, und von den Bäumen herunter fallen, die Schale und das Fleiſch zum Theil hinweg ſchaben; welches ſie auch an den Gurken, als einer ihrer annehmlichſten Speiſen, thun. Wenn ſie ſich daran ſatt gefreſſen haben, welches mehrentheils des Nachts, oder auch bald früh geſchieht, ſo begeben ſie ſich hernach zum Theil in das Waſſer, theils aber verkriechen ſie ſich unter die Kohlſtauden, und ſchlupfen unter denſelben herum,

um, ihre Nahrung ferner zu ſuchen. Sie ſtellen auch den Regenwürmern nach, wenn dieſelben nach vorhergegangenem Regen aus ihren Löchern hervor kriechen. Nach des Hrn. Prof. Gleditſch Bemerkung überwältigen und verſchlingen ſie auch die großen gehörnten Holz- Waſſer- und Erd-Käfer, nebſt andern ſtarken hartſchaligen Inſecten.

Die Bienen haben einen argen Feind an den Fröſchen. Denn, wenn ſie ſchwer beladen vor die Bienenſtöcke und Körbe kommen, und vor ſolchen aus Müdigkeit, wie es oft geſchieht, in das Gras fallen, ſo werden ſie von den darin verborgen liegenden Fröſchen weggeſchnappt und verſchlungen; welches ihnen auch wiederfährt, wenn ſie an das Waſſer zu trinken und den Fröſchen zu nahe kommen.

Da die Fröſche den Fiſchen, inſonderheit den Karpfen, Braſſen, Karauſchen, ja ſo gar den Hechten und Giebeln, in den Seen, Teichen und Gewäſſern, großen Schaden zufügen, indem ſie nicht allein den Leich der Fiſche verſchlingen, ſondern auch die zur Sommers-Zeit in der Brut ſich befindenden matten Fiſche anfreſſen, und in der Menge anfallen: ſo macht ein erfahrner Landwirth als das beſte Mittel dagegen bekannt, wenn man Krebſe in ſolche Waſſer ſetzt, indem dieſe, als abgeſagte Feinde der Fröſche, ſolche beſtändig verfolgen, und endlich gar vertilgen. Sonſt kann man ſie auch dadurch vertilgen, wenn man Hohlwurz in das Waſſer wirft.

8 St. der nützl. Beytr. zu den Strelitz. Anzeig. v. J. 1766, Col. 63.
Berlin. Samml. 6 B. 5 St. S. 503.

Der Fröſche Feinde hingegen ſind wiederum die Hechte und alle Raub-Fiſche, die Nacht-Vögel, als; Schuhu, Eulen und Käutzlein, wie auch die Schlangen, vor allen aber die Raben und Störche (*), wie auch Wölfe und

(*) Daher das Sprichwort: Wo Fröſche ſind, da gibts auch Störche.

und Füchſe, welche ſie allenthalben verfolgen, und, wo ſie ſolche antreffen, wegfangen und auffreſſen.

In manchen Jahren finden ſich auf den Erbſen-Aeckern Fröſche, welche die Schoten öffnen, und noch unter den Bünden liegen und freſſen, wenn ſie ſchon gemäht ſind.

59 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773. Col. 943, f.

Das Schreyen der Fröſche drückt man durch quaken aus, L. coaxare, Fr. coaſſer, Engl. quack, wofür im Niederdeutſchen auch quarren, und in einigen oberdeutſchen Gegenden auch rochzen üblich iſt. Das Schreyen ſelbſt hat Brocks durch Wreckekeks auszudrücken geſucht. Das beſchwerliche Schreyen der Fröſche kann man durch ein am Ufer geſtecktes Licht, oder angezündetes Feuer ſtillen.

Ein Mehreres von der Naturgeſchichte der Fröſche, findet man in folgenden Schriften.

Deſcriptio anatomica ranae: ex Actis Erud. Lipſ. A. 1687, M. Maj. p. 284, ſt. n. 4 Figg. in *M. B. Valentini amphith. zootom.* Frf. M. 1720, f P. I. S. 209—212.

THO. BARTHOLINI de ranarum generatione obſſ. ſt. in deſſen *Act. med. & philoſ. Hafn.* Vol. II. A. 1673, S. 108—110.

C. A. à BERGEN obſervationes ex ranarum anatome petitae, ſt. im *Commerc. litt. Nor.* A. 1738, hebd. 17, n. 4. S. 131, f.

GE. MATTH. BOSE ranae anatome in vacuo mortuae. Lipſ. 1734, 4.

Anatomia Ranae in vacuo extinctae, et vivae; ſ. Deſſen *Otia Wittembergenſia critico-phyſica*, Wittemb. 1739, 4. Cap. VI.

Ranae occultatae dormiantne, an ſint mortuae, ſ. JO. RUD. CAMERARII *Memorabil. Medicinae Cent. IX.* Aug. Trebocc. 1628, 12. Art. XL.

Ranae in Seripho Inſula mutae, alio translatae, canant, cur? ſ. eb. daſ. Art. XLI.

Nouvelles obſervations concernant deux cas particuliers de grenouilles, qui ont été troublées dans l'état d'engourdiſſement où elles ont coûtume de paſſer l'hyver; lûes dans les aſſemblées du 18 Nov. & du 2 Dec. 1762, par Mr. GLEDITSCH, ſt. im XVIII Th. der *Hiſt. & Memoir. de l'Acad. R. d. ſc. & b. l. p. l'a.* 1762, à Berl. 1769, 4. S. 3—26.

Jo. Gottl. Gleditſch neue Beobachtungen über zwey beſondere Vorfälle von Fröſchen, die in ihrer gewöhnlichen Winter-Erſtarrung geſtöret worden ſind, ſt. in Deſſen phyſ. bot. öconomiſcher Abhandl. 2 Th. Halle, 1766, gr. 8. S. 256—282.

OLIG. JACOBAEI tr. de ranis, Pariſ. 1676, 8. Hafn. 1686, 8.

ANT.

ANT. de LEEUWENHOEK Obſervationes de ranis, ſt. in Deſſen *Continuatione arcanor. naturae*, L. B. 1719. 4. S. 107, fgg. und S. 146, fgg.
De ranis, ſ. CAR. LINNAEI *Amphibia Gyllenborgiana*, Cap. 3.
An extract of a latin letter, written by Sgr. MALPIGHI, concerning ſome anatomical obſſ. about the ſtructure of the Lungs of Froggs &c ſt. im VI B. der *Phil. Transact.* a. d. J. 1671, No. 71, S. 2149, f.
MENZ de generatione ranarum paradoxa, Lpſ. 1724, 4.
Chriſt. Reichards Abhandlung von Fröſchen, ſt. in Deſſen gemiſchten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 448 — 478.
AUG. QUIR. RIVINI Obſſ. anatomicae circa congreſſum, conceptionem, geſtationem, partumque ranarum, ſt. u. K. in den *Act. Erud. Lipſ.* A. 1687, M. Maj. S. 284 — 288.

Aug. Joh. Röſels von Roſenhof Hiſtoria naturalis ranarum noſtratium, in qua omnes earum proprietates, praeſertim, quae ad generationis negotium pertinent, fuſius enarrantur. Die natürliche Hiſtorie der Fröſche hieſigen Landes, worin alle Eigenſchaften derſelben, ſonderlich aber ihre Fortpflanzung, umſtändlich beſchrieben werden. Norimb. 1758, gr. Fol. 30 B. u. 24. nach dem Leben illuminirten Kupfertabellen, und eben ſo vielen unilluminirten.
GODOFR. SCHULZII Obſ. de ranunculo viridi arboreo, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II, A. VI. Obſ. 157.
Oſſervazioni intorno le rane, da ANT. VALLISNIERI. ſt. in Deſſen *Iſtoria del Camaleonte Affricano, e di vari animali d'Italia*, in Venez. 1715, 4. S. 113 — 123, und 132 — 147.

J. C. Wilke Beſchreibung eines kleinen Waſſerinſects, das auf jungen Fröſchen gefunden worden, ſt. n. Abbild. im 23 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1761, S. 287, fgg.

Ich komme auf den **mannichfaltigen Nutzen der Fröſche.** Zuvörderſt verſchaffen die Fröſche unſern Gärten den wichtigen Nutzen, daß ſie die Schnecken, welche in denſelben an allen Arten von jungen Pflanzen, ja ſelbſt an den Bäumen, deren Blättern und zarteſten Knoſpen, unendlich vielen Schaden thun, zu ihrer Nahrung ſuchen und vertilgen. Ihr Magen verdauet die Schale völlig, und das darin befindliche häufige Salz macht ſie recht fett.

57 St. der Leipz. Samml. 1748. 8. S. 749 — 754.
Nouvelle Bigarrure, To. VII. à la Haye 1753. 8. S. 155 — 158.
50 St. der Berl. wöchentl. Relat. &c. v. J. 1754, S. 396 — 398.
No. 10 des 2 Th. der Greifsw. Beytr. 1754, 4. S. 47, f.
81 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1756, Col. 1285.
Neues gemeinnütz. Magaz. 1 B. a. d. J. 1760. Hamb. 8. S. 136 — 139.

Gazette

Gazette ſalut. v. J. 1762, No. 25.
Stuttg. Realz. it. v. J. 1765, S. 29, fgg.
Allg. Magaz. der Nat. Kunſt und Wiſſenſch. 12 Th. Lpz. 1767, gr. 8. S. 313 — 317.
23 St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. J. 1772. Col. 187, 188.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. 1 B. 1 Th. a. d. J. 1772, S. 197 — 199.

Man pflegt die Forellen in den Teichen mit Fröſchen zu füttern.

Vom Gebrauche des Froſches zu einem Köder bey der Angelfiſcherey, ſiehe Th. XIII, S. 571, f. und im Art. Hecht.

Einen Laub-Froſch pflegt man ſtarken Wein- und Branntwein-Säufern zuweilen in ihre Lieblings-Getränke zu werfen, um ihnen dadurch wieder mehreres Trinken einen Ekel zu erwecken.

Zum Verſpeiſen, wählt man nur die oben, S. 169. No. 2 beſchriebenen grünen oder weißen Fröſche, nicht aber die braunen, grauen oder ſchwarz-geſprenkelten aus Teichen und Sümpfen, und noch weniger die Laub-Fröſche. Doch hütet man ſich, dieſelben im Monathe May, als in der Leich-Zeit der Fröſche, zur Speiſe zu nehmen, weil ſie ſich alsdann auch mit den Kröten zu begatten pflegen. Sie werden, in dieſer Abſicht, entweder mit hölzernen Bolzen von kleinen Armbrüſten oder Froſch-Schneppern geſchoſſen, oder mit einer Klitſch-Angel gefangen.

Das Inſtrument, womit die Fröſche geſchoſſen werden, wird ein Froſch-Bogen oder Froſch-Schnepper genannt. Es beſteht daſſelbe in einer langen mit einem ſtählernen Bogen verſehenen hölzernen Armbruſt oder Schnepper, auf welcher ein langer von ſtarkem Eiſen-Draht verfertigter, und an der Spitze mit einem ſcharfen Wiederhaken bewaffneter Pfeil lieget, welcher mit einer Schnur, die zugleich den Bogen ſpannet, angebunden iſt. Wenn ein Froſch damit getroffen worden iſt, bleibt derſelbe am Pfeile, der Pfeil aber an der Schnur

zangen, womit man den Froſch heraus ziehen, abneh-
men und den Bogen wieder ſpannen kann.

Am luſtigſten aber iſt es, die Fröſche mit einer Klitſch-Angel zu fangen. Man macht nähmlich einer guten Querhand oder etwas höher über dem Angel-Haken ein Läppchen rothes Tuch; ſobald nun die Angel mit dem rothen Tuche in das Waſſer geworfen wird, und es ein Froſch zu ſehen bekommt, ſo kommt er auch ſogleich zu dem Tuche hin. Unterdeſſen rückt man ihm den Angel-Haken in die Haut, und zieht ihn alſo heraus.

Bey der **Zubereitung der Fröſche zum Verſpeiſen**, ſchneidet man den Vordertheil ganz ab, zieht die Haut über den Hintertheilen ab, hacket von letztern das Vordere weg, und leget ſie eine Nacht über in kaltes Waſſer, um ſie auszuwäſſern; alsdann werden dieſe Hinter-Viertel mit dem Rücken fricaſſirt, mit Mehl oder Gries beſtreuet, und aus Schmalz gebacken, oder wie junge Hühner zugerichtet.

Um die Fröſche zu fricaſſiren, werden ſie auf vorerwähnte Art zubereitet; alsdann thut man Butter in einen Tiegel oder Caſſerolle, ſetzt ſolche auf Kohlfeuer und leget zugleich eine mit Nelken beſteckte ganze Zwiebel hinein; hernach wirft man die Fröſche in die Butter, als ob es junge Hühner wären, paſſiret oder dämpfet ſie eine Weile, ſchüttet Jngber, Muskatenblüthe und Citronſchale hinzu, gießt auch einige Löffel voll Rindfleiſch-Brühe und ein wenig ſcharfen Eſſig hinein, thut noch etwas Pfeffer daran, und läßt es alſo kochen. Solches Froſch-Fleiſch muß ſchärfer, als anderes Fleiſch oder Fiſchwerk, tractirt werden, weil es an ſich ſelbſt ſehr weichlich und ſüß iſt. Wenn ſie kochen, muß man ſie nicht allzu weich werden laſſen. Zum Abziehen nimmt man 4 Eyerdotter, querlt ſie mit ein wenig Eſſig ganz klar, läßt die Brühe von Fröſchen, wenn ſolche im Sud iſt, darunter laufen, ſchüttet es wieder in den Tiegel, oder in das Geſchirr, worin die Fröſche ſind, und läßt ſie ein wenig anlaufen. Endlich richtet man dieſelben an, ſprengt zerlaſſene Butter, und gehackte grüne Peterſilie darüber: ſo werden Viele, die es nicht wiſſen, es für junge Hühner eſſen.

Oder, man zerbricht, wenn man dem Froſche, nachdem man ihm die Haut abgezogen, die beyden Hinter-Schenkel gelaßen hat, den Knochen in dem einen, und ſchlägt ihn über

den

den andern; tunkt ſie hernach in Nonnen-Teig, und prägelt ſie nach gemeiner Art. Dieſes nennen die franzöſiſchen Köche des grenouilles en ceriſes, weil von dem Ende des Knochens nichts mehr bleibt, als ein Knopf, welcher einer Kirſche gleicht, wobey der Knochen hervor ſteht, als wenn es der Stängel wäre.

Um eine Froſch-Potage zu zurichten, pflegt man eine Anzahl Fröſche zu nehmen, wohl auszuwaſchen, die Knochen in den Keulen heraus zu machen, die größten zum Backen heraus zu ſuchen, in dieſer Abſicht mit Salz, Pfeffer, unreifen Traubenſaft und feinen Kräutern zu mariniren, ſie alsdann heraus zu nehmen, in klarem Teige oder Mehl umzukehren, in heißer geſchmolzener Butter zu backen, damit ſie ſich wohl färben mögen, und hernach den Rand der Potage damit zu beſetzen. Von den übrigen Froſch-Keulen wird ein Ragout mit Fiſch-Milch, Champignons und andern feinen Sachen, und zwar ſo, daß es weiß bleibe, verfertigt; auch kann hierzu ein weißes Faſtags-Coulis, worunter, an ſtatt der Fiſche, Fröſche geſtoßen werden müſſen, genommen, und ſolches Coulis, nachdem es vorher mit einer ſchmackhaften klaren Erbs-Brühe gelinde gekocht hat, über die Potage geſchüttet werden. Wenn nun die Potage aufgekocht hat, wird ſie mit Ragout, oder mit dem Coulis von Fröſchen unkenntlich gemacht, der Rand der Schüſſel aber mit den gebackenen Fröſchen beleget, und warm angerichtet.

Das Fleiſch iſt ſchwer-verdaulich, fett und weichlich, ſonſt aber ſehr nahrhaft, und nicht bösſaftig, wenn man ſolche Fröſche ſpeiſet, die in klarem und reinem Waſſer leben. Gegen die Dürr- und Schwindſucht, und gegen den anhaltenden trockenen Huſten, rühmet man die aus ihren Schenkeln gekochten Brühen. Man kocht nähmlich 6 bis 8 Par dergleichen Schenkel mit Kalbfleiſch und erweichenden Kräutern in 1 Quart Waſſer, bis ein Drittel davon übrig bleibt. Ueberhaupt iſt der Genuß der Fröſche mehr bey den Italiänern und Franzoſen als bey uns Deutſchen, gebräuchlich. Die erſtern eſſen ſie faſt das ganze Jahr, am meiſten aber in der Faſten-Zeit.

De ranarum edulium electione, praeparatione, coctione; ſ. JO. RUD. CAMERARII *memorabilia medicinae*, Cent. IX. Aug. Trebocc, 1628. 12. Art. 47.

In der Arzeney, werden von den grünen Fröſchen faſt alle Theile gebraucht; auch ſind die Laub-Fro-

ſche

ſche wieder vielerley Zufälle nützlich zu gebrauchen. Von Heilung des Wurmes am Finger, vermittelſt Schmierens und Einreibens der Hand mit lebendig von einander geriſſenen Fröſchen, ſ. in den künftigen Supplem. unter Finger Zufälle. Von der gedörreten und zu Pulver gemachten Galle ein Quent eingenommen, ſoll das viertägige Fieber vertreiben. Von dem Fette wird behauptet, wenn man daſſelbe auf eine gewiſſe Art zubereite, und hernach das Zahnfleiſch damit beſchmiere, ſo könne man ſchadhafte Zähne ohne Mühe und Schmerzen mit den Fingern ausziehen; welches Mittel einige Marktſchreyer und Zahnärzte bey ihrer Kunſt ausüben ſollen. Der Froſch Leich kühlet und lindert äuſſerlich allerley Glieder-Schmerzen, und ſtillet, mit Roſen-Eſſig auf einen Schwamm gegoſſen, und aufgelegt, das unmäßige Bluten, zieht die allzu ſtarke Röthe aus dem Geſichte, und macht die Hände glatt und ſauber.

Analyſe du frai de grenouilles, ſt. in No XIX der *Gaz. ſalut.* v. J. 1762.

OLAI BORICHII examen chemicum ſpermatis ranarum, ſt. in *Tho Bartholini Act. med. & philoſ. Hafn.* Vol, II. A. 1673. S. 191, f.

Es wird auch davon das bekannte Froſchleich-Pflaſter (Emplaſtrum de ſpermate ranarum; Empl. de ranis cum & ſine mercurio), oder die Froſchleich-Salbe (Niederſ. Boltenſalbe, weil es in Bolzen oder runden Stangen verkauft wird,) bereitet, welches zu allerley Wunden und Schäden dient. Von dem Gebrauche des Froſch-Leiches, wieder den Wurm der Pferde, eine anſteckende Art Ausſatz, ſiehe den Art. Wurm der Pferde. Eben dieſer Froſch-Leich wird im Frühjahre, oder zur Leich-Zeit, in Menge geſammelt, in einen leinenen Sack gethan, und an einem kühlen Orte aufgehängt, daß der Saft oder ſchleimige Liquor in ein ein Gefäß herab triefe; dieſen ſetzt man in Bouteillen an die Sonne, um ihn zu deſtilliren; alsdann, wenn er ſich lange halten ſoll, zieht man ihn ab. Dieſes, auch in den Apotheken zu

habenden Froſchleich-Waſſers, bedient ſich ſonderlich das Frauenzimmer, um eine zarte Haut zu bekommen. Endlich hat man auch in den Apotheken das Froſch-Oehl, als ein beſonderes Hülfs-Mittel wieder den Krebs. Es wird daſſelbe gemachet, wenn man etwan 12 lebendige Fröſche nimmt, ſelbige in anderthalb Pfund Baum-Oehl eine gute Stunde lang kochet, und hernach das Oehl ausdrückt.

Remede topique contre le Cancer non ouvert ou occulte, puiſé dans les ouvrages de *Theophr. Paracelſe*, par Mr. PHIL. PRAUN, ſt. im *Mercure de France*, Oct. 1759, 1 Vol. S. 200—202.

De officinalibus nat. ex rana, (quae ſunt: ipſa rana; Cor; Epar; Fel; Pinguedo, & Sperma ranarum) nec non praeparatis eorumque viribus, ſ. JO. JAC. MANGETI *Bibl. pharm. med.* To. II. Genev. 1703, f. S. 704, f.

In Abſicht der Fröſche eräugnet ſich zuweilen ein gewiſſes Phänomen, an deſſen hiſtoriſcher Wahrheit man wegen vorgegebener unläugbarer Erfahrungen und glaubwürdiger Augenzeugen nicht zweifeln darf; ein Phänomen, welches der gemeine Mann anſtaunt, ohne weiter darüber nachzudenken, und welches der Gelehrte und Naturkundige bald auf dieſe, bald auf jene Art zu erklären geſucht hat. Ich meine den **Froſch-Regen**.

Ich verſtehe aber hier nicht diejenige Begebenheit, wenn im Sommer, bey warmen Regen, die Fröſche häufig auf den Wegen, in den Gärten und Wieſen hervor kommen, insonderheit die jährigen und noch nicht ausgewachſenen jungen Fröſche, und die man ſogleich, weil man es nicht beſſer weiß, eben ſo leicht für einen Froſch-Regen ausgibt, als man behauptet, daß es Blatt-Läuſe und andere kleine Inſecten geregnet habe, wenn ſich dieſe, bey einem ſanften kitzelnden Sonnen-Regen, von den Blättern und aus dem Graſe in die Luft erheben, und von dem nächſten Striche der Luft auf die erſten und beſten Bäume, Sträuche oder Hecken geführet werden; ſondern ich meine das Phänomen, da zuweilen im Sommer, allezeit aber bey heftigen Gewittern und Sturmwinden, in ſtarken Regengüſſen hoch aus der Luft Fröſche herunter fallen, und ſolches von glaubwürdigen Perſonen, ſogar von den höchſten Thürmen und Kirchen-Dächern, bemerket worden iſt.

Dieſes

Dieſes iſt die Sache, deren hiſtoriſche Richtigkeit ich hier voraus ſetze, und welche die Naturforſcher bisher nicht völlig haben erklären können. Die alte Sage: daß dieſe Fröſche in der Luft aus einer Fäulung erzeuget, oder aus dem mit Staub vermiſchten Regenwaſſer durch eine beſondere Fermentation hervor gebracht würden, bedarf in unſern Tagen keiner Wiederlegung. Eben ſo wenig kann die Meinung ſtatt finden, daß die im Regen ſichtbaren und niederſchießenden Sonnenſtrahlen, wenn man gegen über ſteht, den Froſch-Leich aufziehen, und in der Luft ausbrüten ſollten. Denn dazu iſt dieſe Maſſe viel zu ſchwer, und kann ſich in der Luft nicht halten. Wer die Erzeugung der Fröſche, wie ſie oben, S. 167, f. beſchrieben worden iſt, kennt, wird ſich ſchwerlich davon überzeugen laſſen. Denn der Froſchwurm muß, ſo wie er aus dem Ey fällt, im Waſſer leben; alsdann ſieht er wie ein geſchwänztes Fiſchchen aus, und bringt über ein Vierteljahr zu, ehe er den Schwanz verliert, und ſeine vier ordentliche Füße bekommt. Man nehme den Froſch-Leich aus dem Waſſer, lege ihn einige Stunden an die Sonne, und thue ihn alsdann wieder in, mit Waſſer gefüllte Gläſer, ſo wird nichts auskommen, geſchweige daß er in der Luft ſollte ausgebrütet werden. Und geſetzt, es wäre dieſes möglich, ſo müßten zu allen Zeiten, und nicht bloß in Gewitter-Regen, Fröſche herunter fallen, wovon man doch gar keine Beyſpiele vorzeigen kann. Hierdurch wiederlegt ſich auch das Vorgeben von ſelbſt, als würden die großen Fröſche durch die Sonne aufgezogen. Sind dieſe aber nicht ungleich ſchwerer als die Luft? Folglich können ſie darin eben ſo wenig, als Eiſen im Waſſer, ſchwimmen.

Es bleibt alſo die Frage übrig: Wie kommen die größten Fröſche ſo hoch in die Luft? und warum fallen nicht zu allen Zeiten, ſondern vorzüglich bey ſtarken Gewittern und Regengüſſen, Fröſche herunter, und zwar von den höchſten Gebäuden, Kirchthürmen und Dächern? Vorausgeſetzt, daß die Sache in facto richtig iſt: daß zur Zeit eines ſtarken Gewittes und Regens wirklich Fröſche von Thürmen und Kirch-Dächern herab gefallen ſind, daß ſolches von ſichern und glaubwürdigen Augenzeugen beobachtet worden: ſo liegt, meines Erachtens, in dem Umſtande, daß es in Gewittern geſchehe, der Schlüſſel zur Erklärung dieſes Geheimniſſes. Denn, da es, vorerwähnter Maßen, phyſiſch unmöglich iſt, daß der Froſch-Leich in die Luft gezogen und darin ausgebrütet werden könne: ſo muß es eine andere gewaltſam wirkende Urſache ſeyn, wodurch die Fröſche, ihrer

 Schwere

Schwere ungeachtet, in die Luft gezogen werden, und hernach an ungewöhnlichen Orten, wo ſie weder erzeugt werden, noch ſich aufhalten können, herunter fallen. Hierbey iſt zugleich der Neben-Umſtand noch zu bemerken, daß es immer nur wenige ſind, die herunter fallen und geſehen werden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, kann dieſe Urſache in nichts andern, als in den heftigen Wirbelwinden und Waſſer-Hoſen, die zur Zeit eines Gewitters zu entſtehen pflegen, und ganz erſtaunliche Wirkungen hervor bringen können, zu ſuchen ſeyn.

Was dieſe Natur-Begebenheiten auf dem Meere ausrichten können, findet man in des Hrn. Grafen von Büffon allgem. Naturgeſchichte, und in Bergmanns phyſ. Beſchreibung der Erdkugel, S. 303, fgg. ausführlich beſchrieben. Sie ſtehen da, wie dicke Dampf-Säulen, und das Waſſer ſteigt in Millionen Strahlen, welche die Säule formiren, gerade in die Höhe, und breitet ſich oben wie eine Wolke aus; denn eine ſolche Waſſer-Hoſe reicht bis an die Wolken. Nichts kann ihrer Gewalt wiederſtehen. Geräth ein Schiff hinein, ſo wird es hoch in die Luft gezogen. Bergmann ſagt, daß oft auſſer dem Waſſer, Stroh, Büſche, Vögel, Fiſche ꝛc. in eine ſolche Röhre hinein gehoben, und in Schneckengängen aufwärts geführet würden. Hierbey erinnere man ſich des Phänomens, wenn man zur Zeit eines Gewitters auch in unſern Gegenden, auf einem hohen Berge ſteht, und das Gewitter vor ſich hat. Es erſcheinen alsdann über den Seen und Flüſſen lauter ſolche Dampf-Säulen. Sind ſie zwar nicht von ſolcher Gewalt, als auf dem Meere: ſo werden ſie doch vielleicht geringere Wirkungen hervor bringen, und Fröſche und andere Dinge mit aufziehen können. Es iſt bekannt, was die Wirbelwinde zu Gewitterszeiten vermögen, und wie ſie oft den auf dem Felde befindlichen Leuten Hüte, Kleidungsſtücke und andere Sachen wegreiſſen, und hoch in den Lüften mit ſich fort führen. Sollte dieſes nicht auf eben die Art mit den Fröſchen geſchehen können? Sind dieſe durch eine Waſſer-Hoſe erſt in die Luft gezogen, ſo führt ſie der Wirbel-Wind über die höchſten Thürme und Gebäude fort. Sobald ſeine Wirkung nachläßt, müſſen ſie vermöge ihrer Schwere auch wieder herunter fallen. Und hierinn ſcheint die wahrſcheinlichſte Urſache des vermeinten Froſch-Regens zu liegen.

Vom Froſchregen, von Hrn. Paſt. Goeze, ſ. den 4ten Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1777, gr. 8. S. 430. fgg.

In

In Amerika wachſen die Fröſche ungemein groß. Es gibt z. E. auf Martinique Fröſche, welche oft 14 Zoll in der Länge, und beynahe eben ſo viel in der Dikke haben, deren Fleiſch ungemein ſchmackhaft, und ein wahrer Leckerbiſſen ſeyn ſoll. Dieſe Fröſche haben bey ihrer Größe auch dies Beſondere, daß ſie nicht, wie die hieſigen quaken, ſondern, inſonderheit des Nachts, faſt wie die Hunde zu bellen pflegen.

Zu den amerikaniſchen Fröſchen, gehört: 1. Der Nacht-Schreyer, Rana typhonia *Linn.* ein Froſch, welcher, nach Rolanders Bericht, die ganze Nacht hindurch wie eine Krähe ſchreyt, und ſich durch eyförmige Lappen (auricularibus lobis ovatis) von andern Fröſchen unterſcheidet, auf dem Rükken 4 nach der Länge herab gehende Runzeln, erhabene Wärzchen und ſchwarze Flecken hat.

2. Das Ohr-Auge, mit runden augenartigen Flecken an den Ohren, und ſtumpfen Füßen, Rana ocellata, auribus ocellatis, pedibus muticis *Linn.*

3. Der See-Froſch, oder buckelige Froſch, mit buckeligen Schulterblättern, und 4 großen runden Knoten am After. Rana marina ſcapulis gibboſis, clunibus nodoſis *Linn.* Dieſen Froſch hält man mit derjenigen Art Fröſche, die bey jedem Sprunge, den ſie thun, ihren Urin fahren laſſen, Fr. Grenouille piſſeuſe, für einerley.

4. Der Ochſen-Froſch, der Windbeutel, Schwed. Mantesfoe, Rana boans *Linn.* Rana maxima Americana aquatica *Catesb.* Engl. Bull-Frog, Fr. Grenouille mugiſſante, Sauteur. Es iſt dieſes unter allen in Amerika befindlichen Arten die größte. Die Stellen, wo ſie vornehmlich ihren Aufenthalt haben, ſind große Teiche, oder kleine Sümpfe von ſtillſtehendem Waſſer. Es entſteht ein erſtaunliches Geräuſch, wenn viele beyſammen ſind, und alle mit vollem Halſe auf ein Mahl anſtimmen. Ihr Laut hat eine völlige Aehnlichkeit mit dem Blöken eines Ochſen oder Stiers, der etwas heiſer geworden, ſo daß die Stimme nicht ſo rein iſt. Des Abends, wenn es ſtill iſt, hört man ſie, wie Kalm verſichert, bisweilen faſt in der Entfernung einer ſchwediſchen Viertel Meile. Sie ſind ſehr geſchickt zu hüpfen. Sie legen zuweilen ein Par Klaftern, und noch darüber, bey jedem Sprunge zurück.

Nachricht von dem brüllenden Froſch, aus Kalms Reiſe, 3 Th. S. 140, ſt. im 7 B. der Berlin. Samml. S. 195 — 200.

Aus Surinam erhält man bisweilen Fröſche, die einen langen Fiſch-Schwanz haben, und übrigens von der Größe der europäiſchen Fröſche ſind. Man glaubte ehemahls, daß dieſe Fröſche ſich in Fiſche verwandelten, daher man ihnen den Nahmen Rana-Piscis beylegte: Andere hielten ſie für Eidechſen. Wahrſcheinlicher aber ſind ſie unausgebildete Puppen von der großen americaniſchen Kröte. Dieſer geſchwänzte Froſch, Fr. Grenouille à queue, heißt beym Linné Rana paradoxa.

An account of the Frog fiſh of Surinam, by Mr. GE. EDWARDS, ſt. n. 12 Figg. auf 2 K. T. im 2 Th. des LI B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d. J. 1760, Art. LX. S. 653 — 657.

Unter der Benennung **Meer-Froſch**, oder **See-Froſch**, verſteht man 1. eine Art großer Fröſche, welche über ½ Elle lang ſind, und in den americaniſchen Meeren angetroffen werden, dergleichen die kurz vorher unter den americaniſchen Fröſchen angeführte Rana ocellara *Linn.* und Rana marina *Linn.* ſind.

2. Eine Art mit Lungen verſehener Fiſche, welche nur ein Luftloch auf jeder Seite hinter den mit Bruſt-Finnen beſetzten Armen haben; der **See-Fiſcher, See-Teufel, Froſch-Fiſch, Kröten-Fiſch, Fiſcher-Froſch**, Batrachus *Klein.* Rana piscatrix *Salvian.* Lophius piscatorius *Linn.* Fr. Baudroie, Diable de mer, Pêcheuſe, wovon man im 6 B. der Berl. Samml. S. 83 — 91, und im 3 B. des Neuen Schauplatzes der Natur, Lpz. 1776, gr. 8. im Art. **Froſch-Fiſch**, S. 205 — 209, umſtändliche Nachrichten findet.

2. **Froſch**, eine Benennung, welche verſchiedenen Arten von Erhöhungen oder ihnen ähnlichen Theilen beygeleget wird.

1) Eine Krankheit bey Menſchen und Thieren.

a. Bey Menſchen, verſteht man unter **Froſch, Fröſchchen**, Oberd. **Fröſchlein, Zungen-Fröſchlein**, Gr. und L. Batrachium, Batrachus, Hypogloſſis, Rana, Ranula, Fr. Grenouille, Grenouillette, eine Art Geſchwulſt, welche unter der Zunge entſteht, wenn

ſich

ſich eine allzu große Menge Speichel in den Speichel-Gängen angeſammelt hat. Einige ſind rund, liegen unter der Zunge, und ſcheinen bloß von der Erweiterung des ausführenden Ganges der Drüſe unter der Zunge zu entſtehen; andere ſind mehr lang als rund, liegen zur Seite der Zunge, und entſtehen von Erweiterung des ausführenden Ganges der Unter-Kinnbacken-Drüſe. Wenn dergleichen Geſchwulſten nicht alt und eingewurzelt ſind, ſo gleichet die aus denſelben hervor kommende Feuchtigkeit, ihrer Farbe und Conſiſtenz nach, vollkommen dem Eyweiß. Hingegen iſt die Materie dicker, wenn ſie längere Zeit daſelbſt verweilt hat; ſie wird bisweilen gypsartig, und kann ſo gar eine ſteinichte Härte erlangen. Im Anfange dieſes Zufalles kann man innerlich purgierende, und äuſſerlich zuſammenziehende Arzeneyen, z. E. ein Pulver von gleichen Theilen Granat-Rinde, Iſopp Kraut und See-Salz, auf die Geſchwulſt legen, oder ein Decoct von gleichen Theilen wilder Granat-Blüthen, Alaun und Gall-Aepfeln, mit Waſſer, zum Waſchen der Geſchwulſt, gebrauchen. Will dieſes nichts helfen, ſo muß die Geſchwulſt von geſchickter Hand geöffnet werden. Bisweilen iſt auch der Froſch nur der Zufall einer fleiſchichten Geſchwulſt, die man nothwendiger Weiſe ausrotten muß.

Inſonderheit iſt das Fröſchchen ein gewöhnlicher Zufall bey neu gebornen Kindern, da nähmlich an demjenigen Orte, wo ſonſt der Zungen-Band zu ſeyn pflegt, ein mehr oder weniger langes und dickes Stück Fleiſch ſich befindet, welches die Bewegung der Zunge hindert. Die damit behafteten Kinder ſterben gemeiniglich, weil ſie ſchlechterdings weder ſaugen, noch ſchlingen können. Es kann nähmlich die Zunge ſich nicht hinter ziehen, wie ſolches bey dem Schlingen nothwendig geſchehen muß, mithin kann der Kehl-Deckel ſich nicht auf die Oeffnung der Luftröhre legen und dieſelbe verſchließen, daher denn die Milch, die einem ſolchen

Kinde, auch nur tropfenweiſe, eingeflößet wird, an ſtatt in den Magen zu gehen, in die Luftröhre läuft, und das Kind im Augenblicke erſtickt. Daß dieſes ſich in der That ſo verhalte, beweiſet die Oeffnung ſolcher unglücklichen Kinder, in deren Magen man nichts, als eine ſchleimichte Feuchtigkeit, die an den Wänden klebte, fand, da hingegen die Aeſte der Luftröhre mit der Milch, welche man ihnen eingeflößt hatte, angefüllt waren.

Es iſt hier nichts natürlicher, als der Gedanke, daß, da der Tod des Kindes einmahl unvermeidlich iſt, wann nicht dieſe fleiſchichte Geſchwulſt, als die Urſache deſſelben, je eher je lieber hinweg genommen wird, es allezeit beſſer ſey, dieſes Mittel, als gar keines, zu verſuchen. Da aber ſowohl die unglücklichen Folgen ſolcher Verſuche, als auch ſelbſt die genaue Unterſuchung dieſer Theile, zur Genüge beweiſen, daß ein glücklicher Erfolg unmöglich iſt, weil von den großen Blutgefäßen der Zunge der Stamm ſelbſt in dieſem Fleiſch-Gewächſe liegt: ſo kann in dieſem Falle der Ausſpruch des Celſus, daß man lieber ein ungewiſſes Mittel verſuchen, als gar nichts thun ſolle, nicht gelten. Ich halte demnach jedes Kind, welches mit dem Froſche unter der Zunge auf die Welt kommt, für verloren.

b. Bey Thieren, belegt man mit der Benennung **Froſch**, Fr. Fève, oder Lampas, eine Krankheit an dem Kopfe der Pferde, wobey der Gaumen um die Vorder-Zähne ſchwillt, ſo daß er über die Zähne hervor tritt.

Bey jungen Pferden iſt dieſer Zufall gemein, weil ihr Gaumen nicht ſo hart und trocken, als der alten ihrer, iſt. Ob ſich aber gleich, gedachter Maßen, das Fleiſch bis über die Zähne in die Höhe begibt, daß das Pferd faſt keinen Haber freſſen kann: ſo glaube ich doch, daß es nicht ſo oft über die Maßen in die Höhe tritt, als die gemeinen Roß-Aerzte, Schmiede, und dergleichen

Leute uns bereden wollen. In Frankreich ſucht man dieſe Geſchwulſt dadurch zu curiren, daß man ſie mit einer warmen gebratenen Zwiebel, die in ein leinenes Tuch gewickelt iſt, reibet.

Jungen Pferden dieſe Geſchwulſt auszuſchneiden, iſt ſelten nöthig, weil ſie mit der Zeit von ſelbſt vergeht. Außerdem gibt ſie auch den Pferden das Anſehen eines größern Alters, als ſie wirklich haben, weil eines alten Pferdes Maul von Natur hart, und dünn von Fleiſche am Gaumen iſt.

Laſoſſe Anmerk. und Entdeckungen an Pferden, in Schrebers Samml. ꝛc. 3 Th. Halle, 1758, gr. 8. S. 337.

Hrn. Prof. Zeiher Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde, Berl. 1771, 8. S. 207, f.

Bey ältern Pferden, iſt der **Froſch**, oder ein geſchwollener Gaumen, ebenfalls nichts ungewöhnliches. Das Pferd leidet dabey Schmerzen, wenn es das Futter mit den Vorder-Zähnen faſſen will, weil der geſchwollene Theil des Gaumens dabey gedruckt wird, und mithin wird ihm das Freſſen ſehr beſchwerlich.

Bey der Heilung dieſes Zufalles hat man nicht viel Umſtände zu machen nöthig. Man öffnet mit einem Meſſer, oder mit einem Laß-Eiſen, die Beule: ſo wird das geſtockte Geblüt, welches die Geſchwulſt verurſachte, heraus laufen, und die ganze Krankheit gehoben ſeyn. Den Froſch wegzubrennen, wie Einige rathen, iſt unſicherer.

Erxleben prakt. Unterricht in der Vieharzneykunſt, Gött. und Gotha, 1771, 8. S. 44.

Auch kleine fehlerhafte Höcker unter der Zunge der Pferde und des Rindviehes, welche zu ſchwarzen Beulen werden; imgleichen die von dem Drucke ſcharfer Mundſtücke entſtandene Verhärtung der innern Lefzen eines Pferdes, führen den Nahmen des **Froſches.**

2) Ein Anſatz von Holz an der Malz-Darre.

Bey den Böttchern, was an den Dauben über dem Boden heraus geht, und ſonſt auch **die Kimme** genannt wird.

An einem Violin-Bogen, ein hervor ſtehendes Stückchen Holz, welches unten eine Schraube hat, die Haare vermittelſt deſſelben zu ſpannen.

An den Tücher-Preſſen, eine eichene Bohle mit einer ſtählernen Platte, in deren Pfanne die Spitze der Spindel=Bogen ſpielet.

Im Bergbaue, nennt man **Fröſchlein** kleine Stücke gezimmertes Holz, welche in das Geſtein eingemeiſſelt werden, die Fahrten daran zu befeſtigen; welche bey andern Handwerkern Döbel heißen.

Es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß alle dieſe verſchiedene Bedeutungen, bloße Figuren von dem Froſche aus dem Thier=Reiche ſeyn ſollten; ein Vorgeben, welches der Sprach=Aehnlichkeit zuwieder iſt. Es iſt vielmehr glaublicher, daß Froſch ehedem auch jede Erhöhung bedeutet habe, und alsdann würde es zu dem Oberd. Broſſe, Knoſpe, Bries, eine Drüſe, zu dem Schwed. Brusk, ein Knorpel, dem Ital. Brozze, Broggie, Finnen, vielleicht auch zu Bruſt gehören. Im Niederſ. iſt Brauſch und Brüſch eine Beule, im Ital. Brusciolo, und im mittlern Lat. Brusciolus, ein Schwären, Fraſchiſſa oder Fraſchiſſum aber vermuthlich eine Handhabe. F und b gehen in allen Sprachen ſehr leicht in einander über.

3. **Froſch**, in der Land=Wirthſchaft einiger Gegenden, z. B. im Anhältiſchen, ein Arm voll abgeſchnittener Halme, deren etliche eine Garbe ausmachen. In Zeitz, wo man deren vier auf eine Garbe rechnet, heißt ein ſolcher **Froſch**, eine Gans.

Auch dieſes ſcheint ein eigenes und von dem vorigen ganz verſchiedenes Wort zu ſeyn, ſo eigentlich ein Büſchel bedeutet. Im Ital. und mittlern Lat. iſt Fraſcha, Fraſca, ein Bündel Baumzweige, imgleichen ein Strauch, Froſſa und Froza, ein Bündel, Büſchel, und Bruſcus, Fr. Bruſc, ein Dornſtrauch, Mäuſe=Dorn, bey den Römern Ruſcus.

Froſch=Ader, eine Ader unter der Zunge, entweder weil ſie aufſchwillt, wenn man den Hals ein wenig feſt bindet, oder auch, weil man ſie in der Zungen=Krankheit, welche unter dem Nahmen des Froſches bekannt iſt, (ſ. oben, S. 182 f.) zu öffnen pflegte.

Froſch-Biß, Hydrocharis *Linn.* bey den ältern Kräuterkundigen Morſus Ranae, wonach auch der deutſche Nahme gebildet worden iſt. Dieſe Pflanze wächſt in ganz Europa in ſtillſtehenden Waſſern und lehmigen Sümpfen, und wird in einigen Gegenden auch die Nixblume genannt. Von ihrem Nutzen iſt mir nichts bekannt.

Froſch-Bogen, ſiehe oben, S. 174.

Froſch-Diſtel, Mariendiſtel; ſiehe Th. IX, S. 339.

Froſch-Fett, ſiehe oben, S. 177.

Froſch-Fiſch, ſiehe oben, S. 182.

Froſch-Galle, ſiehe oben, S. 177.

Froſch-Geyer, ſiehe unter Geyer.

Froſch-Leich, ſiehe oben, S. 168, und 177.

Froch-Oehl, ſiehe oben, S. 178.

Froſch-Pfeffer, Ranunculus ſceleratus *Linn*; ſiehe unter Hahnen-Fuß.

Froſch-Sattel, ſiehe unter Sattel.

Froſch-Schnepper, ſiehe oben, S. 174.

Froſch-Wels, Silurus Batrachus *Linn.* ſiehe unter Wels.

Froſch-Wurm, ſiehe oben, S. 168.

Froſt (*), L. Frigus, Gelu, Fr. Froid, Froideur, Froidure, Gelée. 1. Eine ſtrenge Kälte, bey welcher die flüſſigen Körper ihrer Flüſſigkeit beraubt werden; im Gegenſatze der Hitze. Der Froſt ſchadet dem Getreide. Die Gewächſe haben bey dem heftigen Froſte viel gelitten. Ein mehrmahliger Eintritt dieſer Kälte leidet auch den Plural. Die ſpäten Fröſte haben auch vielen Schaden angerichtet. Die Mayfröſte ſind allemahl ſchädlich.

2. Die

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Ottfried und Notker Froſt, Froſte und Froſti, im Niederſ. Froſt, im Holländ. Vroſt und Vorſt, im Dän. Schwed. und Engl. Froſt, im Angelſ. Froſt und Forſt, bey den krainеriſchen Wenden Mres. Es ſtammet von dem noch in einigen Gegenden üblichen Zeitworte frieſen, freſen, frieren her, und war ehedem auch als ein Beywort üblich. Vuanta froſt was, denn es kalt war, im Tatian. Siehe Frieren.

2. Die Empfindung der Kälte. Froſt leiden für frieren, im Oberdeutſchen. Sich vor den Froſt verwahren. Froſt und Hitze wechſeln im Fieber mit einander ab. Der Fieber-Froſt. Ich kann mich vor Froſt nicht laſſen.

3. Gefrorne oder erfrorne Körper, in einigen Fällen. In den Froſt bohren, in die gefrorne Erde; ſiehe **Froſt-Bohrer**. Eine Salbe für den Froſt in den Füßen, für die erfrornen Theile derſelben.

Ich werde die Wirkungen des Froſtes auf lebloſe Körper, auf Gewächſe, auf Menſchen und Thiere, in möglichſter Kürze beſchreiben, und zugleich die Mittel dagegen anzeigen.

I. Wirkungen des Froſtes auf lebloſe Körper.

Durch den Froſt ziehen ſich die Metalle zuſammen, oder werden kürzer. Auzout hat durch einen Verſuch gefunden, daß eine eiſerne, 12 Schuh lange, Röhre, nachdem ſie in einer kalten Nacht an der Luft gelegen, zwo Linien von ihrer Länge verloren hatte. Flüſſige Körper hingegen, ziehen ſich von dem Froſte nicht zuſammen, ſondern er treibt dieſelben vielmehr um ein Zehntel ihrer Maſſe aus einander. Boyle zeigt durch verſchiedene Verſuche, daß ſehr dicke und ſtarke metallene Gefäße, die man mit Waſſer angefüllet, feſt verſtopft und in die Kälte gelegt hat, zerſprungen ſeyn, nachdem das Waſſer durch das Gefrieren ausgedehnt worden war, und weder Raum noch Luft gefunden hatte. Wenn die mit Waſſer angefüllten Gefäße nicht zugeſtopft ſind, und ihre Oeffnung etwas weit iſt, ſo entſteht das Eis zuerſt auf der Oberfläche, welche von der äuſſern Luft berührt wird; alsdann befindet ſich das unter dieſer erſten Lage ſtehende Waſſer von allen Seiten eingeſchloſſen; und wenn es endlich auch in Eis verwandelt wird, ſo kann es ſich fernerhin nicht anders ausbreiten, als indem es die Wände aus einander dehnet oder gar zerſprenget,

wo-

wofern ſie nicht aus einer Materie, die ſich ausdehnen läßt, beſtehen Solchemnach werden die gläſernen, porzellanenen, und ſo gar die aus gegoſſenem Eiſen verfertigten Gefäße, ſelten dergleichen Probe ausſtehen, und man muß ſie daher bey ſtarkem Froſte leer ſtehen laſſen.

Die Gewalt des gefrierenden Waſſers iſt erſtaunlich. Aus einem von Huygens angeſtellten, und nachher von verſchiedenen Perſonen wiederholten Experimente, ſieht man, daß daſſelbe vermögend ſey, einen Flinten-Lauf zu zerſprengen. Nachdem Boyle in einem kupfernen cylindriſchen Gefäße, von ungefähr 3 Zoll im Durchmeſſer, hatte Waſſer gefrieren laſſen, ſo befand er, daß dieſe kleine Portion, indem ſie zu Eis ward, ein Gewicht von 74 Pfund empor heben konnte. Es hatten aber ſchon vorher die Mitglieder der florentiniſchen Akademie, durch ſinnreichere Arten zu verfahren, ins beſondere erwieſen, wie dick eigentlich ein cylindriſches kupfernes Gefäß seyn müſſe, wenn es der ausdehnenden Kraft des Eiſes wiederſtehen ſoll; und wenn Muſſchenbroeck, der ihre Experimente gründlich und ausführlich erläutert hat, den Inhalt dieſer Kraft aus dem Wiederſtande des Metalles beurtheilt, ſo hält er dafür, daß ſie einem Gewichte von 27720 Pfund gleich komme, welches faſt unglaublich iſt.

Man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn man ſieht, daß der Froſt die Pflaſter-Steine in den Straßen empor hebet, die Steine und Bäume zerſpaltet, und die Brunnen-Röhren zerſprenget, wenn man nicht die Vorſicht gebraucht, uud dieſe letztern alsdann leer läßt. Denn allenthalben, wo nur Waſſer iſt, ſucht daſſelbe, ſo bald es zu gefrieren anfängt, ſich auszudehnen, und die ſtärkſten Hinderniſſe ſind nicht vermögend, es davon abzuhalten. Es iſt aber hierbey zu bemerken, daß die meiſten dieſer Wirkungen keineswegen von einem Froſte erfolgen, welcher nach trockner Witterung ſich eingefunden hat, ſondern vielmehr nach einem halben Thauwetter, oder auch wohl nach langwieriger oder ſehr häufiger Feuchtigkeit; denn nur unter dieſen letztern Umſtänden geſchieht es, daß die Körper, welche am meiſten

löcherig ſind, von Waſſer durchdrungen werden. Man kann auch ferner wahrnehmen, daß der Marmor, die Kieſel-Steine, das Glas, und überhaupt alles, was nicht inwendig feucht wird, niemahls vom Froſte zerſpringt, wie die weichen Steine, worein ſich die Waſſer-Theilchen leicht ziehen, und hernach, wenn ſie gefrieren, gleichſam zu ſo vielen kleinen Ballonen werden, welche ſich auf blaſen, und die Platten oder Schichten, womit ſie bedeckt ſind, empor heben. Ein Mehreres von dem Gefrieren des Waſſers, der Flüſſe ꝛc. findet man im Art. **Eis**.

Der Froſt bringt nicht allein das gemeine Waſſer, ſondern auch alle andere flüſſige Dinge, die mit demſelben von gleicher Beſchaffenheit ſind, und überhaupt alle Materien, wo dergleichen flüſſige Dinge in hinlänglicher Quantität zuſammen kommen, zum Gefrieren; inzwiſchen pflegen ſich doch nach der verſchiedenen Quantität oder Eigenſchaft der mit dem Waſſer vermiſchten Subſtanzen, mancherley Umſtände bey der Gefrierung deſſelben zu eräugnen. Reines Waſſer gefriert viel geſchwinder und vollſtändiger, als ein jedes andere. Das mit Salz vermiſchte Waſſer gefriert viel ſchwerer. Der gefrorne Wein erhebt ſich in lauter Blätter, die den Zwiebel-Schalen gleich ſehen; die erſten von dieſen Lagen ſind unſchmackhafter und härter, als die darunter befindlichen; in dem Mittelpuncte aber befindet ſich ein Liquor, welcher ſehr ſpirituös iſt.

Der gefrorne Schaum und die Liqueurs, welche man bey Tiſche mit aufzuſetzen pflegt, ſind allezeit entweder mit Zucker vermiſcht, oder auch wohl etwas ſpirituös; und dieſes iſt eine von den Urſachen, warum man ſie eigentlich nur bey einem Grade der Kälte, welcher ſtärker iſt, als derjenige, wobey das gemeine Waſſer gefrieren könnte, verfertigen kann. Eben daher geſchieht es auch, daß, wenn man ſie nicht mehr erkälten läßt, als nur ſo viel zu einer bloßen Gerinnung erfordert wird, alsdann einige derſelben merklich kälter ſind, als die andern, ungeachtet eine jede nur denjenigen Grad der Erkältung erlangt hat, welcher erfordert wird, daß ſie völlig wie Eis geſtehet.

Die Früchte gefrieren bekannter Maßen in etwas rauhen Wintern, und werden hart; wenn ſie aber aufthauen haben ſie ihren Geſchmack verloren; und öfters ſieht man, daß ſie faul werden.

Gefrorne Eyer und gefrornes Fleiſch, leget man in kaltes Waſſer, welches den Froſt heraus zieht, ohne ihnen einen faulen Geſchmack zu geben, wie ſonſt geſchieht, wenn man dieſe Körper, um ſie aufzuthauen, an Feuer bringt.

II. Wirkungen des Froſtes auf Gewächſe.

1. Bäume, ſowohl in den Wäldern, als Gärten.

Wenn man die Wirkungen des Froſtes auf die Gewächſe nur ganz obenhin betrachtet, ſo ſieht man, daß der an denſelben durch den Winter-Froſt verurſachte Schade von demjenigen ſehr unterſchieden ſey, welcher vom Frühlings-Froſte entſteht. Im Winter haben die mehreſten Bäume keine Blätter, Blumen und Früchte, und gemeiniglich genugſam gezeitigte, oder zu Ausſtehung des Froſtes hinlänglich hart gemachte Triebe. Ich ſage: gemeiniglich; denn nach einem kühlen und feuchten Sommer können die jungen Zweige, an denen das Holz nicht recht reif geworden iſt, nicht einmahl mittelmäßigen Froſt ausſtehen. Iſt aber der Froſt auſſerordentlich ſtark, und mit andern wiedrigen Umſtänden, wovon ich weiter unten ſprechen werde, begleitet: ſo verderben die Bäume gänzlich, oder bekommen wenigſtens Fehler, welche niemahls wieder zu verbeſſern ſind. Dieſe Fehler ſind: Riſſe, die den Holz-Faſern gleich gehen, und von den Forſtleuten Eis-Klüfte oder Wetter-Klüfte genannt werden. Zuweilen findet man auch abgeſtandenes und todtes Holz, welches in gutes Holz eingeſchloſſen iſt, ſo einige Forſtleute verborgene Eis-Klüfte nennen. Endlich verurſacht der Froſt auch einen doppelten Splint, welcher in einem ganzen oder nicht ganz völligen Ringe von unvollkommenem Holze beſteht, der mit gutem

Hol-

Holze umgeben und wieder überdeckt iſt. Ich werde dieſe Fehler näher aus einander ſetzen; zeigen, woher ſie entſtehen, und bey dem doppelten Splinte den Anfang machen.

Der gewöhnliche Splint, Fr. Aubier iſt ein mehr oder weniger dicker Ring von weißen und unvollkommenen Holze, welcher faſt an allen Bäumen von dem vollkommenen Holze, ſo man den Kern, das Mark oder das Herz nennt, gar leicht durch die verſchiedene Farbe und Härte zu unterſcheiden iſt. Der Splint findet ſich unmittelbar unter der Rinde, und umgibt das vollkommene oder völlig gebildete Holz, welches bey geſunden Bäumen von auſſen bis in die Mitte faſt einerley Farbe hat. Bey denjenigen Bäumen hingegen, wo ein doppelter Splint, Fr. double aubier, gefunden wird, iſt das vollkommene Holz durch einen zweyten Ring von weißem und weichen Holze von einander abgeſondert, ſo, daß man an dem Quer-Durchſchnitte eines ſolchen Stammes wechſelsweiſe einen Kranz von unvollkommener Holz-Schicht, hernach eine Schicht vollkommenes Holz, ſodann einen zweyten Ring von Splint, und endlich einen Cylinder von gutem Holze antrifft. Dieſen Fehler findet man öfter an den in magern und leichten Erdreich ſtehenden Bäumen, als an denen in ſtarkem Erdreich; wie auch öfter an den einzeln und auf leeren Plätzen oder Blößen ſtehenden, als an denjenigen, welche in dichten Förſten gewachſen ſind.

Das Holz dieſer Ringe von falſchem Splint an alten Bäumen, zeigt ſich bey genauer Unterſuchung viel leichter, weicher und ſchwächer, als der wahre Splint. Man hat an vielen ſolchen Bäumen die Holz-lagen oder Schichten von dem guten Holze, welches zwiſchen dem wahren und falſchen Splinte befindlich war, gezäh t; und es läßt ſich beweiſen daß dieſer Zufall eine Wirkung des ſtarken Winters von 1709 ſey.

Sur les arbres morts par la gelée de 1709. ſ. in der *Hiſt. de l'Acad. R. d. Sc. à Paris*, a. d. J. 1710, S. 59—61.

Die-

Dieſe Bäume haben ſeit dieſer Zeit wieder neue Holzlagen über den falſchen Splint angeſetzt. Wenn aber der Splint und die Rinde dieſer Bäume damahls völlig wären verderbet worden, ſo würden auch ohne Zweifel die Bäume gänzlich abgeſtorben ſeyn, wie 1710 vielen wiederfahren iſt, deren Rinde ſich abgelöſet hatte, und die indeſſen doch, durch den wenigen noch in dem Holze befindlichen Saft einige Triebe gemacht hatten, aber abſtehen mußten, weil ſie nicht genug Nahrung an ſich ziehen konnten. Solchergeſtalt befanden ſich dieſe Bäume, an denen Rinde und Splint verdorben war, in eben dem Zuſtande, darin ſich andere Bäume befinden, welche man mit Fleiß ihrer Rinde völlig beraubet.

Man hat dergleichen falſche Splinte angetroffen, welche auf einer Seite dicker als auf der andern waren, welches man auch bey dem wahren Splinte gemeiniglich antrifft. Einige davon waren ſehr dünn, welches vermuthlich daher kommt, daß nur einige Schichten dieſes Splintes Schaden gelitten hatten. Es ſind auch dieſe falſche Splinte nicht von einerley Beſchaffenheit, und einige nicht ſo gar ſchlecht, als die andern. Bey angeſtellter Unterſuchung, ob an denen Bäumen, welche einen ſehr dicken und ſchlecht beſchaffenen Splint hatten, eben derſelbe Fehler vorhanden wäre, hat man dieſelben allemahl geſund und in gutem Zuſtande angetroffen. Es iſt demnach wahrſcheinlich, daß dieſer doppelte Splint durch den Froſt verurſacht worden iſt, vor welchen die Wurzeln durch die auf denſelben liegende Erde verwahrt waren. Dieſes iſt demnach eine ſchlimme Folge von ſehr ſtarkem Winterfroſte, wovon die Wirkung, ob ſie gleich in dem Innern der Bäume ſteckt, nichts deſto weniger der Beſchaffenheit des Holzes nachtheilig iſt, weil ſie die Bäume, welche davon angegriffen werden, faſt ganz und gar zu allen tüchtigen Werken untüchtig macht.

Ein anderer Fehler, ſind die verborgenen **Eisklüfte** Fr. Gelivure entrelardée. Man findet bisweilen in

in den alten Stämmen, welche man horizontal durchſäget, etwas von abgeſtorbenen Splint, und zugleich etwas von verdorreter Rinde, welche völlig mit geſundem Holze überwachſen ſind. Dieſer todte Splint nimmt manchmahl an dem Orte des Stammes, wo er gefunden wird, den vierten Theil von dem Umfange des Baumes ein. Es iſt derſelbe bisweilen weißlich, ein ander Mahl bräuner als das gute Holz. Aus der Tiefe, in welcher dieſer Splint in dem Baume gefunden wird, erhellet, daß d.eſer Schade an ſehr vielen Bäumen im Winter von 1709 geſchehen ſey; und aller Wahrſcheinlichkeit nach rührt auch in den andern Bäumen dieſer Zufall von ſtarkem Winterfroſte her, wodurch ein Theil des Splintes und der Rinde gänzlich verdirbt, dieſe verdorbene Theile aber von geſundem Holze überwachſen, und, wie jeder andere fremde Körper, in dem Innern des Baumes verſchloſſen worden. Dergleichen todten Splint findet man gemeiniglich in den von Morgen gegen Mittag, und auf Hängen in dieſen Lagen ſtehenden Bäumen, wovon die Urſache ganz natürlich iſt. Denn, wenn die Sonne auf der Seite des Baumes, welche ſie beſcheint, das Eis ſchmelzt, ſo dringt die Feuchtigkeit in die Rinde, und wird, ſo bald die Sonne nicht mehr hinſcheint, wieder zu Eis. Hier entſteht alſo das Glatt-Eis, welches, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, den Bäumen ſehr nachtheilig iſt. Dieſer Fehler nimmt nicht die ganze Länge des Stammes eines Baumes ein; denn man findet beſchlagenes Holz, welches dem Anſehen nach ſehr geſund iſt, und woran man dieſen Fehler nicht eher ſieht, als bis das Holz in Stücke oder zu Bretern geſchnitten wird. Wenn man dieſe Bäume in ihrer völligen Länge gebraucht hätte, ſo würde man ſie für völlig unmangelhaft gehalten haben; allein, durch das innere Gebrechen, womit ſie behaftet ſind, würde ihr Verderben beſchleunigt, oder wenigſtens ihre Stärke ſehr vermindert worden ſeyn.

Sehr

Sehr ſtarker Winter-Froſt ſpaltet auch die Bäume, nach der Richtung ihrer Fibern, und dieſes wohl mit einem Getöſe oder Knalle. An dergleichen Bäumen zeigt ſich gemeiniglich eine hervor ſtehende Kante, ein Abſatz, oder eine Art einer Knochen-Geſchwulſt (Exoſtoſis), welche bey der Zuheilung der Wunde entſteht, die zwar in dem Baume verſchloſſen iſt, ſich aber niemahls wieder vereinigt. Denn aus der Erfahrung iſt bekannt, daß das Holz, wenn es einmahl hart geworden iſt, ſich niemahls wieder vereinigt, inſonderheit wenn die Faſern von einander getrennt oder zerriſſen ſind. Die Handwerksleute nennen zwar alle inwendige Spalten und Riſſe, Eisklüfte; allein, es iſt gewiß, daß ſie nicht alle von dem Froſte verurſacht worden ſeyn, ſondern daß dieſer Zufall öfters auch von einem allzu großen Ueberfluſſe des Saftes entſtehe.

Man findet Bäume mit Eisklüften in verſchiedenem Boden und in verſchiedenen Lagen; öfter aber, als anderswo, in feuchten Gegenden, und in öſtſtlichen und nördlichen Lagen. Ohne Zweifel kommt dieſes daher, weil die Kälte gegen Norden empfindlicher und ſtärker, und die Lage gegen Morgen dem Glatt-Eiſe mehr unterworfen iſt. Die in einem feuchtem Erdſtriche ſtehenden Bäume aber haben ein ſchwächeres und dünneres Gewebe ihrer Holz-Faſern, welches weniger im Stande iſt, der Gewalt des gefrierenden Saftes zu wiederſtehen; und dieſes um ſo weniger, als in dergleichen Boden der Saft häufiger und wäſſeriger iſt, als anderswo.

Der ſtärkſte Winter-Froſt verurſachet unſtreitig an den Bäumen noch andere Schäden, als diejenigen, von denen ſie völlig verderben. Denn bisweilen beſchädigt derſelbe nur die Zweige, und der Stamm bleibt noch ziemlich gut. Ein ander Mahl iſt der Stamm hin, und die Wurzeln bleiben gut, treiben auch wieder hervor. Im Winter 1709 ſind viele Nuß-Bäume völlig erfroren; andere hatten nur ihre Zweige verloren; aber faſt alle

Oehl-Bäume mußten an der Wurzel abgehauen werden, die hernach wieder getrieben haben.

Der allzu heftige Winter-Froſt bringt den Bäumen, wie bereits erwähnt worden iſt, auch verſchiedenen Schaden nach der unterſchiedenen Beſchaffenheit der Lagen, in denen ſie ſtehen. Ueber dieſen für den Landbau ſehr wichtigen Umſtand haben die Schriftſteller einander ſehr wiederſprechende Meinungen geäuſſert. Einige behaupten, der größte Schade vom Froſte geſchehe auf der Nord-Seite; Andere verſichern dieſes von der Mittags- oder Abend-Seite. Man ſieht wohl, woher dieſe verſchiedene Meinungen haben entſtehen können. Ehe ich aber die von Hrn. Dühamel über dieſe Materie angeſtellten Erfahrungen erzähle, wollen wir vorher die Frage ſelbſt genauer betrachten.

Es iſt unzweifelhaft, daß auf der Nord-Seite, wo die Gewächſe keine Sonne bekommen, und dem kälteſten Winde ausgeſetzt ſind, die Kälte ihre Gewalt ſtärker ausübe, als in andern Lagen. Das Thermometer zeigt uns dieſes zuverläſſig. Aus dieſer Urſache bleibt der Schnee auf der Nord-Seite der ſehr hohen Berge faſt den ganzen Sommer, in Ländern, die ſonſt gemäßigte Luft haben, liegen. Hieraus allein kann man ſicher ſchließen, daß der Froſt auf der Nord-Seite ſtärker ſey und mehr Schaden anrichten könne, als auf der Mittags-Seite. Dieſe Meinung wird auch durch die Beobachtungen von der einfachen Eiskluft beſtätiget, als welche häufiger an den Bäumen, die gegen Norden ſtehen, gefunden wird, als an andern. Es iſt demnach unſtreitig, daß alle Zufälle, welche von der großen Gewalt der Kälte herkommen, ſich häufiger in der nördlichen Lage, als in allen andern Lagen, finden werden. Allein, beſchädigt denn nur allezeit die ſtrenge Kälte allein die Bäume; und gibt es nicht andere beſondere Umſtände, welche verurſachen, daß eine mittelmäßige Kälte denſelben mehr Schaden thut, als heftigere Kälte gethan haben würde, welche

bey

bey andern weniger ſchlimmen Umſtänden eingefallen wäre? Man hat hiervon bereits an der oben erwähnten verborgenen Eiskluft ein Beyſpiel geſehen, welche häufiger in der Lage gegen Mittag, als in der gegen Norden angetroffen wird; und man ſchrieb den Schaden von 1709 einem ſchnell ununterbrochenen Thauwetter, auf welches unmittelbar eine noch ſtärkere Kälte, als die vorhergehende, folgte, zu. Man hat Bäume geſehen, die aus dieſer Urſache ſtarke Fröſte anf der Nord-Seite gut überſtanden haben, da hingegen andere Bäume von derſelben Art in der Lage gegen Oſten und Süden verdorben ſind. Der doppelte Splint iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Zufall, der von dergleichen ſchnell unterbrochenem Thauwetter herkommt.

Alle an der Sonne ſtehende Bäume ſind den vom Glatt-Eiſe entſpringenden Zufällen, mehr, als andere, ausgeſetzt. Ob man nun gleich mit Wahrheit ſagen kann, daß die Bäume in dieſer Lage der ſtarken Kälte nicht ſo ausgeſetzt ſind, als die gegen Norden: ſo läßt ſich doch aus den von Hrn. Dühamel über die **Frühlings-Fröſte** angeſtellten Beobachtungen erweiſen, daß die Gewächſe nicht in denen Lagen, wo es am ſtärkſten friert, den meiſten Schaden leiden.

Wenn in einem Schlag-Holze, welches man abhauet, hier und da Stückchen ſtehen bleiben, ſo bemerkt man, bey Unterſuchung der Triebe von dem abgehauenen Holze um die ſtehend gebliebenen Stückchen: 1) daß die vor den Nord-Wind geſicherten, und gegen Mittag ſtehenden Theile viel ſtärker treiben, als in einer andern Lage. 2) Wenn bey heiterm Himmel, und einige Tage anhaltender Trockne, ein etwas ſtarker Froſt mit einem Nordwinde kommt, wie ſolches gegen das Ende des Aprils öfters geſchieht: ſo wird man alle Triebe auf der Mittags-Seite verdorben finden, ob ſie gleich vor den Nordwind geſichert geweſen ſind; hingegen werden die dem Nordwinde ausgeſetzt geweſenen weniger Schaden gelitten haben.

Dieſe Beobachtung iſt vom Hrn. v Büffon; und man kann ſie umſtändlicher in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. v. J. 1737 nachleſen. Dieſer Vorfall wiederſtreitet ziemlich dem gemeinen Vorurtheile; er iſt aber nichts deſto weniger wahr, und läßt ſich auch leicht erklären. Man darf nur bedenken, daß die Feuchtigkeit die Haupt-Urſache der ſchlimmen Zufälle des Froſtes ſey, ſo, daß alles, was ſolche Feuchtigkeiten veranlaſſen kann, den Eindruck des Froſtes für die Vegetabilien gefährlich macht; und daß alles, was die Zerſtreuung dieſer Feuchtigkeit veranlaſſen kann, ſo kalt es auch ſeyn mag, die ſchlimme Wirkung der ſtarken Fröſte verhindere. Dieſes iſt durch viele Beobachtungen beſtätigt worden.

Der Froſt äuſſert ſich an denen Orten, wo ſich die Nebel lange aufhalten, heftiger und öfter, als anderswo. Man beobachtet in allen Weinbergen, daß die Weinſtöcke öfter in den Tiefen erfrieren, als auf den Höhen, wo der Wind die Nebel zerſtreuet. Man bemerkt auch in den Wäldern, daß die jungen Schößlinge öfter durch die Frühlings-Fröſte in den Thälern, als auf den Höhen, beſchädigt werden. Zarte Pflanzen erfrieren in den niedrigen, nahe an Flüſſen liegenden Küchen-Gärten, da eben dieſe Pflanzen in den erhabenen Ebenen nicht Schaden leiden. Aus eben dieſer Urſache erfrieren die Weinſtöcke und die jungen Triebe öfter in der Nähe von großen Wäldern, oder wo der freye Zug des Windes durch große Bäume aufgehalten wird.

Man bemerkt, daß eine Reihe von Weinſtöcken, die an ein Stück Klee oder Erbſen ſtößt, erfriert, der übrige Theil des Weinberges aber nicht beſchädigt wird, welches man nichts anderm, als der Ausdunſtung dieſer Pflanzen, wovon die Feuchtigkeit ſich gegen die Weinſtöcke zieht, zuſchreiben kann.

Wenn zu der Zeit, da noch Froſt zu befürchten iſt, ein Weinberg umgraben wird, ſo wird ſolcher eher Schaden leiden, als ein anderer, der nicht bearbeitet worden iſt; und zwar unſtreitig deswegen, weil die Bearbeitung und das Behacken, das Ausdunſten der Erde befördert. Der Weinſtock und das Holz erfriert eher im leichten und ſandigen, auch friſch gedüngten Boden, als in ſtarkem und ungedüngtem; nicht nur, weil ſie früher treiben, ſondern auch weil aus leichter und gedüngter Erde mehr Ausdunſtung

geht,

geht, als aus andern. In den Weinbergen und Waldungen bemerkt man, daß die nahe an der Erde ſtehenden Triebe, mehr beſchädiget werden, als die, welche höher ſtehen, inſonderheit, wenn dieſe von dem Winde beweget werden können; und es muß ein ſehr ſtarker Froſt einfallen, um die Schößlinge und Triebe, welche von der Erde höher als 4 Fuß entfernt ſind, zu beſchädigen.

Alle dieſe Beobachtungen beweiſen, daß es öfters nicht die ſtarke Kälte iſt, ſondern die mit Feuchtigkeit begleitete Kälte, welche die Gewächſe beſchädiget. Alles was trocknet, auch ſelbſt der Nordwind, vermindert die Gefahr des Erfrierens. Es wiederſtehen auch die Gewächſe ſehr heftiger Kälte, wenn es nicht regnet, und der Wind geht, der, wie bekannt iſt, ſtark trocknet. Aus allem dieſen ſieht man, warum die Frühlings-Fröſte zuweilen an der Mittags-Seite mehr Schaden thun, als an der Nord-Seite, obgleich die Kälte auf derſelben ſtärker iſt. Aus eben dieſer Urſache veranlaßt der Froſt mehr Schaden an der Abend-Seite, als ſonſt an einer andern, wenn nach einem Regen mit Weſtwind, ſich der Wind gegen Abend nach Norden drehet, wie ſolches öfters geſchieht. Bisweilen, welches aber etwas ſeltenes iſt, ſteigt vor der Sonne Aufgang ein kalter Nebel mit Oſt-Wind auf, da denn die in dieſer lage ſtehenden Gewächſe mehr Schaden leiden, als in jeder andern.

Vielerley Umſtände verändern die hier gegebenen Sätze oder Regeln. Wenn z. E. ſtarke Kälte mit einem Nord-Winde kommt, da es vorher einige Tage trocken geweſen iſt, ſo leiden die gegen Norden und Oſten ſtehenden Pflanzen mehr, als die auf der Mittags-Seite; die gegen Norden, weil ſie mehr Kälte ausſtehen; und die gegen Oſten, weil ſie des Morgens mehr von der Sonne getroffen werden.

Eben ſo gewiß iſt es, daß der Froſt niemahls ſo viel Schaden angerichtet, als wenn ein plötzliches Thauwetter auf denſelben folgt. Ein ziemlich ſtarker Froſt ſchadet den Pflanzen nicht, wenn das Eis ſchmilzt und zu Waſſer wird, ehe die Sonne darauf ſcheint. Wenn es in der Nacht auch ziemlich ſtark friert, und des Morgens trübes Wetter iſt, oder ein kleiner Regen fällt; kurz, wenn durch irgend eine Urſache, und ohne der Sonne Wirkung, das Eis langſam

ſem ſchmilzt, ſo bringt dieſer Froſt gewöhnlicher Weiſe keinen Schaden. Scheint aber die Sonne auf ſolche gefrorne Pflanzen, ſo werden die neuen Triebe ſogleich ſchwarz, und in weniger als zwo Stunden ſind ſie gänzlich verwelkt.

Hrn. Dühamel Naturgeſchichte der Bäume, 2 Th Nürnb. 1765, 4. S. 270, fgg.

Anmerkungen über verſchiedene Wirkungen, welche die großen Fröſte im Winter, und die kleinen Fröſte im Frühlinge, bey den Pflanzen und Gewächſen hervorbringen, durch die Herren Dühamel und v. Büffon, aus den Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. de Paris, v. J. 1737 überſ. ſt. im 1 B der Oecon. Nachr. S. 614—645, und S. 844—875; ſ. auch den 7 B. derſ. S. 415, f.

Oecon. Phyſical. Abhandlungen, 15 Th Lpz. 1759, 8 S. 580—599.

Allgem. oecon Forſtmagazin, 9 B Frf. und Leipz. 1767, gr. 8. S. 189—205.

Man hat es als die Gründe von dem Erfrieren der Bäume anzuſehen, daß das Waſſer, wenn es gefroren iſt, mehr Raum einnimmt, als wenn es nicht gefroren iſt; daß das Fett und Oehl in den Vegetabilien weniger Raum einnimmt; daß alle Bäume, inſonderheit diejenigen, welche im Herbſte ihre Blätter verlieren, im Sommer einen beträchtlichen Theil von Feuchtigkeiten in ſich ziehen und auch wieder ausdunſten; endlich, daß die kleinen Schößlinge größere Gefäße haben, als der Stamm, und folglich einen größern Theil von Feuchtigkeiten in ſich enthalten.

Hales hat bewieſen, daß ein Baum, der ſeine Blätter hat, 15, 20 ja wohl 30 Mahl mehr Waſſer in ſich ziehe, als ein anderer, der keine Blätter hat. Mithin ſind die Blätter Urſache, daß ein Baum ſo viele Feuchtigkeit in ſich nimmt.

Grew hat angemerkt, daß der Saft in einem Baume ſeine wäſſerige Natur um ſo viel mehr in eine kleberige oder leimartige Feuchtigkeit verwandle, je länger er in demſelben ſeinen Kreislauf macht. Hales beſtätigt dieſe Erfahrung. Letzterer hat auch beobachtet, daß die Bäume, welche im Winter grün ſind, wie im Sommer, wenig Waſſer in ſich nehmen; ihr Saft hat eine ſehr langſame Bewegung, und wird dadurch leimartig und fett; er wird im Winter nicht feſt oder ſtehend, und ſeine Bewegung erhält, ob ſie gleich langſam iſt, dem Baume ſeine Blätter.

Da die Bäume, welche ihre Blätter noch haben, nothwendig mit wäſſerigen Säften angefüllt ſind, ſo folgt, daß, wenn ein harter Winter dieſelben überfällt, ehe ihre Säfte ſich vermindert haben, oder zu einer leimartigen Natur geworden ſind, welche nicht ſo leicht gefriert, und auch nicht ſo leicht durch Ausdunſtungen verfliegt, die Gefäße des Baumes nothwendig berſten müſſen. Folglich muß ihr Saft austreten, und dadurch, wie bey den Thieren, gleichſam durch eine Art von Hämorrhagie, welche durch nichts zu ſtillen iſt, den Tod des Baumes verurſachen.

Die Wahrheit dieſes Satzes, wird durch die Erfahrung beſtätigt. Die Bäume, welche man aus einer warmen Himmelsgegend in eine kalte verſetzt, und die man in einer guten Jahrszeit pflanzt, halten einen ſehr harten Winter aus. Hingegen erſterben ſie, wenn man ſie allzu früh im Herbſte, da ihr Saft noch in allzu großem Ueberfluſſe und allzu wäſſerig iſt, oder allzu ſpät im Frühjahre pflanzt, nachdem der Saft bereits in den Baum zu treten angefangen hat.

Die Bäume, welche aus den warmen und ſüdlichen Ländern kommen, haben eine größere Menge von wäſſerigen Säften in ſich, als diejenigen, welche in Norden wachſen, wie Hales durch Verſuche befunden hat. Daraus folgt, daß die erſtern der Gefahr, zu erfrieren, mehr unterworfen ſind; und dieſes beſtätigt die Erfahrung alle Tage. Das beſte Mittel, dem Erſterben dieſer Bäume vorzubeugen, ſcheint zu ſeyn, daß man die Natur nachahme, d. i. daß man die Blätter vor der Zeit, da ſie von ſelbſt abfallen würden, abpflücke, um dadurch den Saft des Baumes minder wäſſerig, und mehr leimartig zu machen, weil die wäſſerige Feuchtigkeit, welche in einem harten Winter gefriert, durch ihre Ausdehnung die Gefäße des Baumes zerſprengen würde.

Die Verſuche, welche Hr. Stromer in Schweden, nach dieſem Grundſatze, mit den kleinen Zweigen an den Spitzen der Bäume, die gemeiniglich erfrieren, angeſtellt hat, ſind ſehr wohl gelungen. Die Nachricht des Hrn. Laurence von demjenigen, was in den Jahren 1708 und 1709 in England vorgefallen iſt, gibt einen neuen Beweis davon. Er ſagt, daß alle Arten von Bäumen bey dieſen ſtarken Fröſten erſtarben, nur die Maulbeerbäume ausgenommen, von denen man vor dem Winter die Blätter für die Seidenwürmer abgepflückt hatte. Nach des Hrn. Stromer Bemerkung, muß man nicht alle Blätter auf ein Mahl abreiſſen, wie die Natur ſie nicht an einem einzigen Tage abfallen läßt, ſondern man muß nach und nach einige abpflücken, ſo, daß der Baum beym Eintritt des Winters faſt ohne Laub iſt. Auch muß man ſich dabey in Acht nehmen, nicht zugleich die Knoſpen abzureiſſen. Die wahre Zeit für einen jeden Baum muß durch wiederhohlte Verſuche beſtimmet werden, weil die ſehr wäſſerigen Bäume eher, als andere, die weniger wäſſerig ſind, entblättert ſeyn wollen. Vielleicht muß man auch den ausländiſchen und den neu gepflanzten Bäumen das Laub eher nehmen, als denen, die lange in dem Lande geweſen oder nicht neu gepflanzt ſind.

Man kann zu dieſen letztern Erinnerungen des Hrn. Stromer noch als eine Erklärung hinzu fügen, daß die wäſſerigſten Bäume diejenigen ſind, welche im Frühjahre zuerſt Blätter bekommen, und welche die Natur, die allezeit in ihren Wirkungen regelmäßig verfährt, auch im Herbſte zuerſt von Blättern entblößet. Uebrigens thut man auch wohl, wenn man zugleich um den Stamm etwas Stroh bindet, und ihn ungefähr 1 Schuh hoch mit Erde überſchüttet, damit die Wurzel ſtärker gedeckt werde. Auf dieſe Weiſe wird ein Baum, wenn ihm zu gehöriger Zeit die Blätter genommen worden ſind, gewiß auch in dem ſtrengſten Winter erhalten werden.

Hrn. Mart. Stromers Gedanken über die Urſache, warum die Bäume bey ſtarkem Winter erfrieren, wobey die Möglichkeit, ſolchem vorzubeugen, erwieſen wird, ſt. im 1 B. der überſ. Abhandl. der Kön. Schwed. Akad. der Wiſſ. Hamb. und Leipz. 1749.

1749, gr. 8. S. 116—121; desgl. im im 21 St. der Mindenſchen Beytr. z. N. und Vergn. a. d. J. 1770; in der Wiener Realzeit. v. J. 1770, S. 129—134; in Heppens encyclopäd. Jahrbuch, a. d. J. 1776, S. 7—13; und im 86 St. des neuen Hamb. Magaz. Lpz. 1775, 8. S. 120—132. S. auch *Journ. oecon.* v. Jan. 1751; das 11 St. des 4 B. des Oberlauſitz Beytr. ꝛc. Leipz und Görl. 1743, 4.; das 13 St. der Leipz. Samml. 1744, 8. S. 7—10; den 2 Th. der geſellſchaftl. Erzähl. Hamb. 1753, 8. S. 8—12; den 7 Th. des allgem. Magaz. ꝛc. Lpz. 1756, gr. 8. S. 26—29; Hrn. D. Unzers Samml. kleiner phyſical. Schr. Rinteln und Lpz. 1766, 8. S. 140—150; die neue Stuttg. Realzeit. v. J. 1766, S. 785—791, und 801—807; den 16 B. der Leipz. Samml. 1767, 8. S. 17, f.; No. 119 des Berlin. Intell. Zett. v. J. 1760, S. 1421—1423; No. 30—32 der wöchentl. Königsb. Frag- und Anz. Nachr. v. J. 1770, und den 3 B. der Berl. Samml. 1771, 8. S. 376.

Lettre de Mr. *** ſur le probleme phyſique, pourquoi les boutons des arbres, qui réſiſtent à la plus forte gelée pendant l'hiver, ne peuvent pas reſiſter a un froid aſſez médiocre au printems, ſt. in den *Nouvelles de la rep. des lettr. p. Jacq. Bernard* Mai 1705, à Amſt. 1705 12 Art. 3. S. 517—520; ſ. unten *Hartſoeker*.

Von Verwahrung der Bäume vor den Froſt, und dem Nutzen des Abblatteas, ſ. das 48 St. der Stuttg. phyſ. ökon. Realzeit. oder gemeinnützl. Wochenſchr. v. J. 1756.

Von großen Bäumen, die in harten Wintern gefroren ſind, und Mittel dagegen, ſt. im 1 St. des 2 B. der Nordiſchen Beyträge ꝛc. Alt. 1758, 8. S. 55—60.

Von dem Erfrieren der Bäume, ſ. das 33 St. des 2 Th. des Beytr. zur Unterhalt. munterer und ernſthaft. Geſellſchaften, Hamb. 1768, gr. 8. S. 49—51.

PETR. ADR. GADD tankar om ſkadeliga froſtnaetter och froſtnaeltens vpodling. Stockh. 1758, 111 S.

Auszug aus Hrn Gadds Abhandlung von den Urſachen und der Schädlichkeit der Frühlings- und Herbſtfröſte, ſo in beſondern Gegenden faſt alle Jahre ſich ereignen, ſt. im 2 St. des 2 B. der phyſ. ökon. Auszüge, Stuttg. 1759, 8. S. 201—207.

Lettre de Mr. NIC. HARTSOEKER ſur le problême de phyſique, pourquoi les boutons des arbres, qui réſiſtent à la plus forte gelée durant l'hiver, ne peuvent pas reſiſter à un froid aſſez médiocre au printems. ſt. in den *Nouvell. de la rep. des lettr.* Janv. 1705, Art. 3, S. 26—30; ſ. auch Mai 1705, Art. 3. S. 517—520, und Juill. S. 29—32.

Analyſe d'une lettre de Mr. *Hartſoeker*, ſur les boutons & les bourgeons des arbres pendant la gelée, par Mr. *Parent*, ſt. in deſſen Eſſais &c. Vol. 3. S. 142—152.

Die Bäume mit Matten zu bedecken, beſchützt ſie zwar in der That vor den gegenwärtigen Froſt; allein, die Schößlinge werden dadurch dermaßen ſchwach, daß ſie gewiß bey dem folgenden Froſte verderben.

Ein

Ein ſehr leichtes und einfaches Mittel zur Verwahrung der Fruchtbäume wieder das Erfrieren, deſſen man ſich inſonderheit in Gegenden, wo der Nußbaum wegen des Froſtes ſchwer zu erhalten iſt, mit gutem Erfolge bedient, iſt folgendes. Man leget in die Krone des Baumes, nach Beſchaffenheit, wie ſich die Aeſte in Zwieſel vertheilen, einen oder mehrere Kieſel-Steine; und der gemeine Mann behauptet, daß dieſes das beſte Verwahrungs-Mittel wieder das Erfrieren ſey, womit auch die Erfahrung übereinſtimmt. Die natürliche Urſache davon liegt aber nicht ſo wohl im Kieſelſteine, als vielmehr darin, daß dadurch die Näſſe in der Rinde des Baumes, die ſich ſonſt in den Zwieſeln ſammelt, hernach zu Eis gefriert, und den Ort zwiſchen den Zwieſeln angreift, verhindert wird. Es wird alſo ein jeder anderer Stein, oder Bedeckung mit einem Bretchen, eben dieſe Wirkung haben; denn überhaupt läßt ein guter Wirth nicht gern zwiſchen den Aeſten viel Näſſe ſich ſammeln, wofern er es irgends abwenden kann. Inſonderheit iſt dieſes bey ſolchen Obſt- und Nuß-Bäumen ſehr nöthig, welche wegen Mangel der freyen luft nicht ſo leicht vom Schnee- und Regen-Waſſer wieder abtrocknen können. Hauptſächlich würden die Bäume auf den Höfen und zwiſchen Gebäuden oft noch einmahl ſo alt werden, wenn ſie wieder die eindringende Näſſe am Schafte, und das daher entſtehende Erfrieren, auf ſolche Art verwahret würden.

29 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1776, S. 229, f.

Wie inſonderheit der Maulbeerbaum und die Pfirſichblüthe wieder Nachtfröſte zu verwahren ſeyn, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

2. **Gartengewächſe und Blumen.** Der Gartenfreund klagt oft über den im Winter an ſeinen Gewächſen, beſonders an den Winterkohl- und Salat-Pflanzen erlittenen Verluſt, und der Blumiſt klagt in manchem April und May über den Verluſt verſchiede-

ner Blumen, inſonderheit der Nelken. Der Schade, welchen beyde im Winter in ihren Gärten leiden, iſt oft nicht gering; und der Verluſt, welchen beſonders der Blumiſt über den Verluſt mancher ſchönen Blume empfindet, ſchwächt oder erſtickt gar zu Zeiten ſelbſt ſeine vorige heftige Neigung zu denſelben, wenigſtens zu ſolchen Arten derſelben, die dem Verderben im Winter am meiſten ausgeſetzt ſind. Beyden Arten der Gartenfreunde will ich hier Gedanken über die **Mittel, durch welche man die Gewächſe und Blumen gegen den in vielen Wintern erfolgenden Verluſt ſichern, und demſelben einiger Maßen vorbeugen kann,** nach der auf Erfahrung und allgemeine phyſikaliſche Grundſätze ſich gründenden Anweiſung des berühmten Hrn. Superint. Lüder, vorlegen.

Dieſe Abhandlung des Hrn. Lüder iſt zuerſt im 18, 19 und 20 St. des Hannov. Magaz. v J. 1774, hernach aber etwas verbeſſert, in Deſſen Briefen über die Beſtellung eines Küchengartens, Th. 2, S. 405 fgg. imgleichen in Deſſen Briefen über die Anlegung und Wartung eines Blumengartens, Hannov. 1777, 8. S. 387, fgg. auch unter dem Titel: Der erfahrne Gärtner, oder gründliche Anweiſung, wie man die verſchiedenen Gartengewächſe und Blumen, welche den Winter über in freyen Gärten ſtehen bleiben, vor dem Froſt und Erfrieren ſicher ſtellen kann, ſowohl theoretiſch als practiſch beſchrieben, Frf. a. M. 1774, auf 3¼ Octavbogen beſonders abgedruckt, erſchienen. Einen Auszug daraus findet man im 3 Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1776, gr. 8. S. 385, fgg.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß hier weder von dem Erfrieren oder Verderben ſolcher perennirenden Gewächſe und Stauden, welche in unſerm Klima nur im Hauſe, und nicht in freyem Lande durchwintert werden können, noch auch von jährigen Pflanzen die Rede iſt, welche man überall nie durchwintern kann, oder wenigſtens nicht nöthig hat, zu durchwintern, weil man ſie in jedem Frühjahre aus dem Samen neu erziehen kann, wohin z. E. die Sommer-Levkojen, der Sommer-Majoran

ran u. a. m. gehören. Die von jener erſtern Gattung, z. E. der Lorbeerbaum, der Rosmarin, würden, wenn man ſie den Winter über, ohne irgend eine Bedeckung im freyen Lande ſtehen laſſen wollte, gewiß erfrieren; und die von der letztern Gattung, als: Gurken, Vits-Bohnen, Baſilien, Portulak, Balſaminen ꝛc. werden ſo gar durch den erſten im October einfallenden Nacht-Froſt getödtet. Sondern es iſt hier nur von ſolchen Pflanzen und Blumen, welche bey uns im Winter im freyen Lande ausdauern können, z. E. allen Arten des Kohls, Salaten, Spinaten, Nelken, goldnen Lack ꝛc. die Rede. In manchen Wintern erfrieren oder verderben dieſe, und gehen aus; in einigen aber nicht. Sobald man nun die Urſachen entdeckt hat, warum man in einem Winter an ihnen einen Verluſt leidet, und hingegen in andern Wintern ſie unverletzt behält, ſo bald entdecken ſich auch natürlicher Weiſe die Mittel, deren wir uns bedienen können, uns gegen ihren Verluſt, wo nicht gänzlich, doch einiger Maßen in Sicherheit zu ſetzen.

1. **Selbſt bey dem ſtärkſten und anhaltendſten Winter-Froſte erfrieren die Gewächſe und Blumen, die mit Schnee bedeckt ſind, nicht.** Der Schnee dient den Pflanzen zu einer Bedeckung, aber nicht ſo ſehr, wie man gemeiniglich glaubt, gegen den Froſt, als vielmehr gegen die Sonne, welche die verdickten Säfte ihrer vom Froſte erſtarreten Blätter und Zweige zu ſchnell verdünnen oder aufthauen, und dadurch ihr Verderben verurſachen würde. Daß eigentlich nicht der Froſt, die Urſache des Verderbens der Pflanzen ſey, ſondern die Sonne, welche die vom Froſte verdickten Säfte der erſtarreten Theile derſelben zu ſchnell verdünnet und aufthauet, iſt leicht erweislich zu machen. Denn, 1) ſtehen nicht nach dem zu rechter Zeit eingetretenen Winter-Froſte die Pflanzen noch unverſehrt? Wenn gleich ihre Blätter herunter hängen, iſt nicht doch ihr Herz noch gut?

gut? Erſterben ſie nicht erſt nachher? Jährige Pflanzen, Portulak, Baſilien, Balſaminen u. d. gl. tödtet freylich der erſte Nacht-Froſt, und zwar ſo, daß ſie ſofort gänzlich erſtorben ſind, weil ihre Säfte dadurch dergeſtalt verdickt werden, daß ſie ſofort gänzlich ſtille ſtehen, und alle Circulation derſelben ſchnell aufhört. Die perennirenden Pflanzen hingegen, welche, weil der Froſt ihre Säfte zwar verdicken, jedoch nicht gänzlich zum Stilleſtehen bringen kann, den Winter im freyen Lande aushalten können, ſtehen nach geendigtem Winter-Froſte noch unverſehrt, und leiden den Schaden, welchen man das Erfrieren nennt, erſt nachher, wenn die Sonne unmittelbar nach dem Froſte auf ſie ſcheint. Der Buchsbaum ſteht nach dem Winter-Froſte unverletzt; wenn aber zu einer Zeit, da die Sonne ſchon ſehr warm ſcheint, und beſonders im May, noch Fröſte erfolgen, ſo wird allezeit die gegen die Sonne gekehrte Seite deſſelben weiß, und leidet Schaden; die von der Sonne abgekehrte Seite erfriert nie, und eben ſo wenig leidet er da vom Froſte Schaden, wo ihn die Sonne gar nicht treffen kann, wenn auch der Froſt noch ſo ſtark iſt, und er auch gleich dagegen nicht die mindeſte Bedeckung vom Schnee gehabt hat. 2) Was thut alſo den Pflanzen eigentlich Schaden, ſtarker Froſt mitten im Winter, oder ungleich gemäßigtere Nacht-Fröſte im April und May? Unſtreitig die letztern. Selbſt die Obſtbäume, wenn auch gleich ihre Zweige nicht mit Schnee bedeckt ſind, leiden von den Fröſten mitten im Winter nichts; im Frühjahre aber verurſachen einige wenige Nacht-Fröſte, wenn ſie beſonders zu einer Zeit einfallen, da die Witterung bey Tage ſchon ziemlich warm iſt, daß die Spitzen ihrer Zweige, inſonderheit der Nußbäume, abſterben, oder, wie man es gewöhnlich nennet, erfrieren. Wären alſo Froſt und Kälte an und vor ſich ſelbſt die Urſache des Erſterbens der Pflanzen, ſo müßten bey ſehr heftigem

Winter-

Winter-Froſte die Spitzen aller Bäume allemahl erfrieren. Der Schnee iſt folglich den Gewächſen in den Winter-Monathen eigentlich keine Bedeckung gegen das Erfrieren ſelbſt. 3) Wenn der Schnee den Pflanzen allezeit bloß zum Schutze gegen das Erfrieren dienete, ſo müßte der größte Theil der Pflanzen in ſolchen Wintern, da es, ohne vorher geſchneyet zu haben, ſtark friert, allemahl erfrieren. Und doch, wie ich weiter unten zeigen werde, erfrieren ſelbſt bey dem ſtärkſten Froſte diejenigen Pflanzen nicht, welche durch ein Gebäude gegen den Sonnenſchein geſchützet werden. Was dieſen das zwiſchen ihnen und der Sonne ſtehende Gebäude iſt, nähmlich eine Beſchützung, daß die Strahlen der Sonne ihre gefrorne Theile bey Tage nicht aufthauen, und dadurch ihr Verderben verurſachen, eben das iſt der Schnee den gefrornen Pflanzen. Er ſchützt ſie gegen das ihnen ſo nachtheilige Aufthauen bey Tage, welches, wenn es mit dem die Nacht darauf erfolgenden abermahligen Gefrieren abwechſelte, ihren Untergang verurſachen würde.

Eine von Hrn. Rammelt, in ſeinen Anmerkungen über den Winter des Jahrs 1763, (welche man in Deſſen vermiſchten öcon. Abhandlungen, Halle, 1768, 8. S. 171 – 178, wie auch in Schrebers neuer Cameralſchr. 6 Th. S. 662 – 668, findet) angeführte Beobachtung beſtätigt dieſes noch mehr. Er meldet, er habe in 47 Jahren nie den Verluſt ſo vieler Gewächſe erlebt, als in dem Winter des Jahrs 1763, und es wären in demſelben viele Gewächſe erfroren, die ſich doch in den bekannten heftigen Wintern von 1709 und 1740 erhalten hätten, weil in demſelben kein Schnee gelegen, und des Nachts ſtark gefroren, am Tage aber die Sonne geſchienen, welches faſt vier Wochen alſo fortgedauert. Er zieht daraus den Schluß, daß nicht ſo wohl der Mangel des Schnees die Urſache des Verderbens ſo vieler Pflanzen ſey, als vielmehr der warme Sonnenſchein bey Tage, wovon die Gewächſe aufthaueten, deren Säfte in der folgenden Nacht wieder frören und die Saft-Gefäße zerriſſen, wodurch der Tod vieler ſonſt dauerhafter Gewächſe verurſachet würde. Derham hat eben dieſes lange vorher behauptet, und (wie Miller in ſeinem

nem Gärtnerlexicon, unter dem Art. Froſt, erzählt) den Schaden, welchen die Bäume und Pflanzen im Winter des Jahrs 1709 erlitten, mehr der Sonne, als dem Froſte, zugeſchrieben. So oft man Beſchreibungen von den Zerſtörungen lieſet, welche kalte Winter in den Gärten angerichtet haben, findet man allezeit zugleich erzählt, daß die Sonne bey Tage ſtark geſchienen habe.

Ich kehre nun zu der vorangeführten Erfahrung zurück. So weit die Pflanzen mit Schnee bedeckt ſind, bleiben ſie unverſehrt, theils weil ſie, wenn der Schnee ſie vorher bedeckt hat, ehe ſie von Kälte erſtarren, nicht in einem hohen Grade erſtarren, theils, weil der Schnee, wenn er auf ſie fällt, nachdem ſie bereits ſehr erſtarrt ſind, verhindert, daß die Sonnenſtrahlen ſie zu ihrem Nachtheile nicht aufthauen. Sind aber die Pflanzen höher, als der Schnee liegt, ſo werden ihre über demſelben hervor ragende Theile, deren Säfte der Froſt verdickt hat, von den ſie treffenden Sonnenſtrahlen bey Tage aufgethauet und ihr Saft wieder verdünnet: in der folgenden Nacht frieren ſie abermahl; manchen Tag ſcheint die Sonne mehr als gewöhnlich heiß; dieſe Wärme derſelben breitet die Säfte ſehr aus einander; die Nacht darauf friert es ſehr ſtark; dadurch wird der bey Tage aus einander getriebene Saft ſo plötzlich verdickt, daß die Saft-Gefäße denſelben nicht in ſich behalten können, ſondern zerſpringen müſſen; und der über dem Schnee hervor ragende Theil erfriert, wie man es nennt, oder eigentlicher, er ſtirbt ab. Man nimmt dieſes im Küchen-Garten beſonders an dem braunen Kohle, und im Blumen-Garten am goldnen Lack und an den gelben Violen wahr, deren über dem Schnee hervor ſtehende Zweige und Blätter erſterben. **Den braunen Kohl alſo gegen das Erfrieren zu ſchützen**, iſt es gut, daß man denſelben, wenn man ihn etwa in einem Garten bey dem Hauſe auf einem Haufen eingeſchlagen hat, während des anhaltenden Froſtes mit etwas Erbſen- oder Wicken-Stroh bedeckt, damit ihn die Sonne nicht

aufthaue, und daß man zugleich auſſer der hohen Art deſſelben auch einen Theil von der niedrigen Gattung deſſelben pflanzt, die doch in den mehreſten Wintern durch den Schnee gegen das Verderben bedeckt wird. Den goldnen Lack aber und die gelben Violen dagegen zu ſchützen, iſt es rathſamer, das Säen derſelben zur Anziehung junger Pflanzen nicht, wie gemeiniglich geſchieht, im März, ſondern erſt im Anfange des Junius, zu verrichten, damit die Pflanzen in demſelben Jahre nicht zu hoch werden, ſondern niedrig bleiben, daß ſie der Schnee im folgenden Winter beſſer bedecken könne; auch den Samen nur dünn auszuſtreuen, damit die Pflanzen durch das Dichtſtehen nicht zu ſehr in die Höhe getrieben werden, ſondern mehr niedrig bleiben und Seiten-Zweige treiben. Denn ein ſolcher Lack, der, ohne Neben-Zweige zu treiben, gerade in die Höhe gehen, und ein einziges, aber deſto längeres Bouquet geben ſoll, kann ohnehin nicht im freyen Garten, ſondern muß im Hauſe durchwintert werden.

2. Auch bey dem ſtärkſten und anhaltendſten Froſte, obgleich kein Schnee liegt, erfrieren diejenigen Gewächſe und Blumen nicht, welche, wegen eines davor liegenden Gebäudes, oder wegen davor ſtehender Wände von Bretern (Planken), von der Sonne gar nicht beſchienen werden können, wenn gleich alle übrige Pflanzen derſelben Art in eben dem Winter zu Grunde gehen. Diejenigen Gewächſe, die den Winter bey uns im freyen Lande aushalten können, werden nur alsdann durch den Froſt getödtet, wenn die in ihren Saft-Röhren befindlichen Feuchtigkeiten zu oft und zu ſchnell bald gefrieren, bald wieder aufthauen, d. i. wenn ſie zu oft und zu ſchnell bald durch die Wärme verdünnet, bald durch die Kälte verdicket, und dadurch die Saft-Röhren zerriſſen werden. Stehen ſie nun ſo, daß die Sonne ſie nicht beſcheinen kann, ſo erſtarren ſie zwar von der Kälte, weil dieſe ih-

re Säfte verdicket; ſie erſtarren auch in einem größern Grade, als der iſt, in welchem ſie erſtarren würden, wenn ſie mit Schnee bedeckt wären, (wie denn ſelbſt die Erde, wenn ſie nicht ſchon vor dem Fallen des Schnees gefroren iſt, nicht mehr hart friert, nachdem ſie von Schnee bedeckt iſt;) der Froſt verdickt ihre Fruchtigkeiten, und treibt ſie aus einander, ſo, daß ſie einen größern Raum einnehmen, und die Saft-Röhren ausgedehnt werden; der Saft circulirt langſamer, aber eben dieſer verdickte Saft wird nun auch, weil die Pflanze hinter einem Gebäude von der Sonne nicht beſchienen wird, vorerſt nicht wieder aufgethauet, noch verdünnet; er bleibt in dieſem langſamen Kreislaufe ſo lang unverändert, bis endlich allmählich eine gelinde Witterung erfolgt; alsdann kommt er erſt nach und nach wieder in geſchwindere Bewegung, und die Saft-Gefäße bekommen ihre gehörige Ausdehnung erſt allgemach wieder. Und ſo thut den Pflanzen das Gefrieren, von welchem ſie vorher erſtarrt waren, eben ſo wenig Schaden, als wenig die Wangen oder Hände eines Menſchen, wenn bey heftiger Kälte die Haut derſelben beynahe unempfindlich geworden iſt, von dieſer Erſtarrung Schaden leiden, wofern nur das Zimmer, in welches man, alſo erſtarrt, eintritt, nicht zu heiß iſt, oder man ſich dem heißen Ofen nicht zu bald nähert, wovon ich weiter unten, bey Betrachtung der Wirkungen des Froſtes auf Menſchen, mit mehrerm zu ſprechen Gelegenheit haben werde.

Hr. Rammelt meldet an dem bereits angeführten Orte, daß, ob ihm gleich in dem Winter des Jahres 1763 alle ſeine Samen-Nelken erfroren, doch alle diejenigen, die er hinter ein Gebäude gepflanzt gehabt, wohin keine Sonne ſcheinen können, gut geblieben: der Kohl, der im Schatten geſtanden, wäre gut geblieben, da hingegen der der Sonne ausgeſetzt geweſene damahls ſämmtlich erfroren wäre; er habe, da in ſolchem Winter Peterſilie, Feld-Salat, und andere den ſtärkſten Froſt ſonſt aushaltende Gewächſe erfroren wären,

in einem gewiſſen Garten zu ſeiner größten Verwunderung ein ganzes Beet der ſchönſten grünen Peterſilie angetroffen, weil daſſelbe wegen vorſtehender hoher Gebäude im Winter von der Sonne nicht hätte beſchienen werden können, folglich die Peterſilie immer gefroren geblieben, und nie aufgethauet wäre, und alſo keine Veränderung erlitten hätte.

Man weiß auch von Andern, daß, wenn ſie in einem Winter die im freyen Garten ſtehenden Nelken, goldnen Lack, Salat, Kohl ꝛc. verloren, ſie doch andere Gewächſe von eben dieſen Gattungen behalten haben, wenn ſie an einer Stelle geſtanden, wo ſie gar keine Sonne hatten.

Da es nun aber nicht in der Gewalt des Gärtners ſteht, ſeine Pflanzen vom Schnee bedecken zu laſſen, und dieſelben dadurch gegen das Verderben zu ſichern; der Mangel des Sonnenſcheines aber, den ein davor ſtehendes Gebäude verurſacht, zur Erhaltung der Pflanzen gegen das ſo genannte Erfrieren, eben dieſelbe vortheilhafte Wirkung hat, als der Schnee: ſo iſt es natürlich, daß, wenn man einen Ort im Garten hat, wohin gar keine Sonne ſcheint, man dahin einen Theil deſſelben ſäen und pflanzen müſſe, was man gegen den Untergang im Winter beſchützen will. Winter-Kohl und Salat-Pflanzen, Nelken-Ableger, einige Goldlack-Stauden u. d. gl. werden in einem ſolchen Theile des Gartens ein bequemes, und ſie gegen den Untergang ſicherndes Winter-Quartier finden, aus welchem man ſie im folgenden Frühjahre auf eine ſonnenreiche Stelle verſetzen kann. Beſonders iſt es gut, den Winter-Spinat auf ein ſolches ganz ſchattiges Beet zu ſäen. Bis in den Februar, oder ſo lange der erſte eigentliche Winter-Froſt dauert, bleibt derſelbe, inſonderheit wenn er von Schnee bedeckt geweſen iſt, auf einer jeden ſonnenreichen Stelle grün und zur Speiſe brauchbar. Kaum aber wird die Witterung im März und April gelinder, und es erfolgen Nacht-Fröſte, und darauf warmer Sonnenſchein: ſo werden ſeine Blätter entweder ganz, oder doch an der obern Hälfte, gelb; und er kann nun nicht eher wieder

zur

zur Speiſe gebraucht werden, als bis er im May neue Blätter getrieben hat, und man muß ſeiner, beſonders im April, da er in Ermangelung hinreichender grüner Gemüſe am angenehmſten wäre, entbehren. Kann man ihm aber ein ganz ſchattiges Beet geben, ſo werden ſeine vom Froſte erſtarreten Blätter von der Sonne nicht aufgethauet, und bleiben folglich grün und eßbar; dagegen, je ſonnenreicher ſeine Lage iſt, deſto weniger iſt er im April zur Speiſe brauchbar. Aus eben dieſer Urſache kann man einen Theil ſolches ganz im Schatten liegenden Landes auf eine ſehr nützliche Art mit Peterſilie und Kerbel beſäen, die man, um ſie im Herbſte und bis ins Frühjahr jung und zart zu haben, noch im Auguſt ſäet. Auch wird derjenige, der ſeinen Braun-Kohl zu Ende des Novembers in einen bey dem Hauſe gelegenen Garten einzuſchlagen gewohnt iſt, denſelben viel beſſer erhalten, wenn er ihm ein ſolches im Schatten liegendes Beet geben kann. Der Schweitzer-Mangold, wenn man ihn zum Samentragen durchwintern will, iſt auch auf ſolchen Beeten, inſonderheit wenn ohnedieß hoher Schnee liegt, am beſten durch den Winter zu bringen.

3. Auch diejenigen Pflanzen erfrieren nicht leicht, obgleich kein Schnee liegt, die eine ſolche Stelle haben, wo ſie gegen die Sonne auch nur bis Mittag geſichert ſind. Ein Theil der Gärten, der an der Morgen-Seite ein Gebäude hat, bekommt im Frühjahre ungefähr von 9 Uhr an, erſt etwas Sonne, und gegen Mittag die volle Sonne. Von denen Pflanzen, die in demſelben die Sonne am erſten bekommen, gehen immer mehrere aus, als von denen, welche ſie erſt gegen Mittage bekommen. Je ſpäter ſie die Sonne bekommen, deſto ſicherer ſind ſie vor dem Verderben, weil Froſt und Sonnenwärme alsdann nur langſam bey ihnen abwechſeln. Die aufgehende Sonne erwärmt die Luft nach und nach; der Froſt, der die Pflanzen in der

vorigen Nacht in Erſtarren geſetzt hat, wird von der allmählich wärmer werdenden Luft nach und nach aufgelöſet. Gegen den Mittag, wenn ſie nun von der vollen Sonne beſchienen werden, ſind ſie bereits aufgethauet, und alsdann kann ihnen die Sonne keinen großen Schaden mehr zufügen. Was folgt hieraus natürlicher, als dieſes: Man kann den Nelken, den Winterkohl- und Salat-Pflanzen kein beſſeres Winter-Quartier geben, als an einer Mauer oder breternen Wand, oder an einem Gebäude, welches die Morgen-Sonne von ihnen abhält!

4. Auch diejenigen Gewächſe verderben, ſelbſt in den ſtrengeſten Wintern, nicht leicht, die durch ein Obdach vor der Näſſe geſichert ſind. In einigen Wintern leidet man an denen Pflanzen, die nicht im Schatten ſtehen, beſonders in tiefen und naſſen Beeten, einen großen Verluſt, ob es gleich in denſelben kaum ein Mahl recht ſtark gefroren hat. Dieſe aber ſind den Pflanzen am nachtheiligſten. Einen Tag regnet es: dann friert es; dann folgt eine heitere Witterung; dann wieder plötzlich abwechſelnd Froſt, Regen und Schnee-Geſtöber; alsdann gehen in feuchten Beeten die meiſten Pflanzen in Fäulniß, und der Winter-Salat geht gänzlich zu Grunde. Wenn es friert, ſo erſtarren die Pflanzen, und ihr Saft wird verdickt; wenn ſie in dieſem Zuſtande von der Sonne getroffen werden, wird ihr Saft wieder verdünnet. Schon dieſe Abwechſelung des Froſtes und der Wärme, wenn ſie verſchiedene Tage nach einander, und oft ſchnell, erfolgt, kann die Pflanzen tödten, weil alsdann die Saft-Röhren zerriſſen werden. Fällt nun überdieß, bey dieſer an ſich ſelbſt ſchon tödlichen Abwechſelung, oft Regenwetter ein, und es friert ſogleich nach dem Regen, ſo entſteht gleichſam ein Glatt-Eis auf den Pflanzen; und eben dieſes iſt unter ſolchen Umſtänden die Haupt-Urſache ihres Unterganges, weil dadurch ihre Ausdunſtung gänzlich gehemmet wird.

wird. Wenn man in ſolchem Winter einen großen Theil an der freyen Sonne ſtehender Nelken im freyen Lande verliert, wenn alsdann ſelbſt viele an der Sonne ſtehende Aurikeln ausgehen, ſo bleiben nur diejenigen gut, welche in Töpfen entweder im Hauſe, oder im Garten in einem Portale, oder im Schatten, oder unter einem über einem Blumen-Felde an einem Zaune befeſtigten Verdecke ſtehen. Wer alſo die Nelken-Ableger nicht im Hauſe durchwintern kann, ſondern ſie, welches überdieß viel bequemer und ſicherer iſt, im freyen Garten durchbringen will, wird ſeinen Endzweck am beſten erreichen, wenn er ſie, in Ermangelung eines gegen die Morgen-Sonne geſchützten Beetes, auf eine ſchmahle, ſchräg angelegte, auch allenfalls vorn mit einem niedrigen, und hinten mit einem höhern Beete eingefaßte Rabatte an einem Breter-Zaune pflanzt, und an demſelben eine die Länge und Breite der Rabatte habende, jedoch über das Beet etwas in den Steig hervor ragende breterne Klappe befeſtigt, welche bey guter Witterung aufgeklappt, bey eintretender ſchlackiger und naſſer Witterung, oder bey erfolgenden Nacht-Fröſten aber heruntergelaſſen wird, und damit die Pflanzen Luft genug haben, etwa bis auf 1 Fuß hoch über dem Beete erhaben bleiben, und auf einigen vor dem Beete her eingeſchlagenen Pfählen, die etwa ½ Fuß höher ſind, als das Beet, ruhen muß. Wer dergleichen Klappen etwa über den Aurikel-Beeten hat, um dieſe damit zur Zeit ihres Flores gegen Sonne und Regen zu ſchützen, kann einem Theile der Nelken-Ableger zwiſchen ihnen ein ganz bequemes Winter-Quartier geben, und ſie dadurch bey erfolgenden ſchlackigen Wintern gegen die Fäulniß oder bey abwechſelndem Regen und Froſt gegen die Kälte ſchützen, welche ſie zu einer Zeit, da ſie von Regen feucht ſind, leicht ſo ſtark angreift, daß ſie getödtet werden. Oder, wer etwa wegen feuchter Lage des Gartens die Nelken im freyen Lande nicht durchwintern,

gleichwohl auch kein Zimmer im Hauſe für dieſelben entbehren kann, kann ſie gegen einen ſolchen Winter in Sicherheit ſetzen, wenn er ſie in Töpfen läßt, (oder, damit die Menge der Töpfe nicht zu viel Raum einnehme, 5 bis 6, und mehr Ableger in jeden Topf pflanzt,) und dieſe in ein Portal auf die Bänke, und damit mehr Töpfe Raum haben, auf neben einander über die Bänke gelegte Breter ſetzt, und alsdann, um ſie vor Näſſe zu bewahren, bey regenhaften Tagen die Oeffnung des Portales, wenn daſſelbe keine Thüren hat, mit einer Matte zuhängt, die jedoch, wenn es nicht regnet, wieder weggenommen werden muß, damit ſie der kalten Luft nicht entwöhnet und nicht weichlich werden. Auf ſolche Weiſe kann man ſelbſt in einem kleinen Portale 50 und mehr Nelken-Töpfe beherbergen. Nur darf es daſelbſt nicht durchregnen, weil ſich ſonſt an den Pflanzen, welche einen wiederhohlten Tropfenfall leiden müßten, eine Fäulniß erzeugen würde. Der zuvor gedachten ſchmahlen und mit Klappen zu bedeckenden Rabatten kann man ſich auch ganz bequem zur Durchwinterung der Salat-Pflanzen bedienen. Winterkohl-Pflanzen bedürfen ſolcher Vorſorge nicht, weil ſie der Fäulniß nicht ſo ſehr ausgeſetzt ſind, als Salate, Nelken und Aurikeln, indem ihr Herz nicht ſo, wie bey dieſen, mit der naſſen, eine Fäulniß verurſachenden Erde, gleich ſteht, ſondern 1 oder mehrere Zoll über der Erde erhaben iſt.

5. **Die Bedeckung der Pflanzen mit Miſt und Stroh gegen den Froſt, iſt vielen Arten derſelben ſchädlich, und befördert ihr Verderben.** Diejenigen Pflanzen, die alle Jahre neue Blätter treiben, und ſich im Winter gleichſam verlieren, können eine Bedeckung ertragen, ob ſie ihnen gleich nicht allezeit nöthig iſt; unter denen aber, die ihre Blätter behalten, kann keine dergleichen Bedeckung ertragen.

Krauſe ſchreibt zwar, in ſeinem Unterricht in der Gärtnerey, Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. S. 333, die Blumiſten

miſten in Holland bedienten ſich zur Bedeckung der Stau-den-Gewächſe vor hartem Froſt, der Hülſen von Buch-weitzen, und beſchütteten ihre raren Pflanzen damit; dieſes halte die viele Winter-Feuchtigkeit ab, und bewahre die Pflanzen vor Fäulung; damit jedoch der Wind die Hülſen nicht wegwehen könne, ſetzen ſie einen Blumen-Topf darü-ber, welchen ſie bey einfallender gelinder Witterung ab-nehmen, damit die Pflanze darunter vor der Zeit nicht austreibe. Wer aber mit den Holländern im Auf- und Zudecken nicht gleiche Sorgfalt beweiſet, wird durch dieſes Bedecken mehr Pflanzen verlieren, als erhalten.

Der Spargel muß mit kurzem fetten Kuhmiſte ½ Fuß hoch bedecket werden, nicht gegen den Froſt, ſon-dern damit ihn, den Winter über, die ſich davon ein-ſenkende Fettigkeit ſtärke; ſiehe Th. II, S. 537 und 549. Den Hyacinthen und Tulpen, obgleich ihre Zwiebeln in der Erde von dem Froſte ſelbſt keinen Schaden leiden, iſt es, um ſie gegen die zu häufige Näſſe zu ſchützen, ſehr erſprießlich, wenn ſie bis auf die Zeit, da ſie hervor ſtechen, und alſo bis gegen den März, aber nicht län-ger hin, 2 bis 3 Zoll hoch, mit gemahlner Gärber-Lohe bedecket werden, damie das Regen-Waſſer durch dieſe gleichſam nach und nach durchgeſeihet werde. Die Ar-tiſchocken müſſen, nachdem alle ihre Blätter einer Hand hoch über der Erde abgeſchnitten ſind, und die Erde an ſie angehäuft iſt, mit langem Miſte bedecket werden, der den Froſt von ihnen abhält, und zugleich das Erdreich fetter macht; ſiehe Th. VIII, S. 485. Die perrenni-rende Sonnen-Blume, ſowohl die einfache als gefüllte, wenn ſie an der vollen Sonne ſteht, ſchützt es ſehr ge-gen den Untergang, wenn ſie, damit ihre im Frühjahre hervor kommende Keime nach erlittenen Nacht-Fröſten von der Sonne nicht aufgethauet und verderbt werden, im März und April mit etwas Erbſen-Stroh bedeckt wird, vornehmlich, wenn man die Blumen-Stangen des vori-gen Jahres etwas hoch über der Erde abgeſchnitten hat, damit die an den Wurzeln ſich unter der Erde jedes Mahl wieder anſetzenden neuen Keime etwas Luft unter der

Bedeckung behalten. Wer aber Nelken, Aurikeln, Salate, Kohl-Pflanzen u. d. gl. mit Stroh oder gar mit Miſt bedecken wollte, würde alles in Fäulniß bringen und tödten: es ſey denn, daß man ihnen, wenn ſie an der freyen Morgen-Sonne ſtehen, bey heftigem Froſte eine ſolche aber nur ganz leichte Bedeckung, und beſonders von Erbſen- oder Wicken-Stroh, auf einige Tage gäbe, um damit, ſo lange ſolcher Froſt dauert, die Strahlen der aufthauenden Sonne von ihnen abzuhalten. Doch wird man ſie eher zu Grunde richten, als erhalten, wofern man dabey nicht äuſſerſt ſorgfältig verfährt. Im eigentlichen Winter iſt eine ſolche Bedeckung gegen den Froſt, mit Stroh, ohnedieß nöthig. Und wenn man die an der Sonne ſtehenden Pflanzen gegen ſtarke und ſpäte Nacht-Fröſte ſchützen will, iſt es allemahl ſicherer, über ein mit Nelken oder Salat beſetztes Beet, gegen Abend, wenn man merkt, es werde ein Nacht-Froſt kommen, eine Matte auszuſpreiten, die aber, damit ſie die Pflanzen nicht drücke, an den vier Enden wenigſtens ½ Fuß hoch über denſelben an 4 Pfähle angebunden ſeyn, und den folgenden Morgen wieder abgenommen werden muß. Dieſe Art der Bedeckung gegen die Nacht-Fröſte iſt noch immer die bequemſte, wenn das Winter-Quartier gegen die Sonne keinen Schutz hat, wiewohl ſie äußerſt mühſam iſt

6. **Spät im Herbſte verſetzte, oder auch ſpät im Herbſte beſchnittene Pflanzen ſind in großer Gefahr, im Winter zu verderben.** Wenn eine Pflanze theils ein gutes Wachsthum haben, theils gegen das Verderben ſtark genug ſeyn ſoll, muß ſie ſich zuvor hinlänglich eingewurzelt haben. Die Einwurzelung aber wird durch die Sonnenwärme befördert. Die Ableger einer im Topfe ſtehenden Nelke, wenn ſie gehörig befeuchtet wird, ſchlagen allemahl eher Wurzeln, als die im Lande abgelegten, weil der Grad der Wärme des Erdreiches im Topfe ſtärker iſt, als derſelbe zu eben der Zeit im freyen

Lande iſt. Ein Beweis, daß die Wärme das Wachsthum der Wurzeln der Pflanzen befördere. Im November und ſpäter hin, hat die Sonne die Kraft nicht mehr, das Erdreich gehörig zu erwärmen. Wer alſo noch um dieſe Zeit Nelken, Kohl, Salat ꝛc. verſetzt, ſetzt ſich in Gefahr, den größten Theil davon zu verlieren, vornehmlich, wenn in dem folgenden Winter wenig Schnee fällt, oder derſelbe ſehr früh eintritt, und im Frühjahre nachher viele Nacht-Fröſte erfolgen. Die Fröſte treiben die Erde, wegen der in derſelben befindlichen Feuchtigkeit, die ſie gefrieren machen, in die Höhe. Die ſpät geſetzten, und nicht hinreichende Wurzeln habenden Pflanzen werden alsdann mit in die Höhe gehoben, und zuletzt findet man ſie zum Theil nur noch halb in der Erde ſtehen, zum Theil gar über der Erde liegen, zum Theil ſo gar vom Winde weggewehet. Ohne dringende Noth muß man alſo das Verſetzen der zu durchwinternden Pflanzen nicht über die Hälfte des Octobers verſchieben; wie denn überdem Nelken-Ableger, wenn ſie zu rechter Zeit gemacht ſind, längſt vor Michaelis Wurzel geſchlagen haben, und alſo zeitig genug verſetzt werden können. Hat man aber das Verſetzen bis gegen das Ende des Octobers und ſpäter verſäumt, ſo unterlaſſe man es nun vollends, und nehme die Ableger erſt im folgenden Frühjahre ab. Der Thymian kann, zu welcher Zeit man will, aus einander geriſſen und verſetzt werden; wenn man nur die Vorſicht beobachtet, ihn nicht ſpäter als um Bartholomäi zu beſchneiden, ſo erfriert er nie. Man zerreiſſe und verſetze ihn aber noch nach Michaelis, ſo wird er im Winter mehrentheils ausgehen. Eben die Beſchaffenheit hat es mit Salbey, Lavendel, Iſopp, Citronenkraut, Winter-Majoran, und dergleichen Gewürz-Kräutern. Wenn man ihnen vor Ablauf des Auguſtes alle in dieſem Jahre ausgetriebene Zweige, bis beynahe an das alte Holz, doch nicht tiefer, abſchneidet, und ſie alſo ſtehen läßt, ſo bewachſen

wachſen ſie noch vor dem Herbſte aufs neue ganz rund, und bleiben im folgenden Winter zuverläſſig gut. Zertheilt man ſie um eben dieſe Zeit, ohne ſie jedoch zu beſchneiden, und ſetzt ſie ſo tief, daß nur der junge Schuß von dieſem Jahre über der Erde bleibt, ſo bleiben ſie ebenfalls gut. Zertheilt, beſchneidet und verſetzt man ſie aber noch im October und ſpäter, ſo werden ſie mehrentheils zu Grunde gehen, weil ſie alsdann nicht mehr Zeit haben, ſich theils oben hinlänglich zu beſtauden, theils unten hinreichende Wurzeln zu treiben. Was iſt dauerhafter, als der Buchsbaum! Man lege ihn aber im ſpäten Herbſte um, ſo wird er im folgenden May größtentheils trocken ſeyn. Das einzige Mittel, denſelben, wenn es die Umſtände nothwendig machen, ihn ſo ſpät umzulegen, zu erhalten, iſt, theils ihn bey dem Umlegen oben nicht zu ſtark, ued lieber gar nicht zu beſchneiden, theils, ſo oft im Februar und nachher die Erde aufgethauet iſt, ihn anzutreten, damit die Ritze oder Oeffnung, welche der Froſt zwiſchen ihm und dem Steige gemacht hat, verſtopfet werde. Verſäumt man dieſes Antreten im Frühjahre, ſo verdorren die noch nicht eingewurzelten Wurzeln deſſelben bey der erſten erfolgenden warmen Witterung. Die Stauden-Gewächſe im Blumen-Garten, Nacht-Viole, Pech-Nelken, calcedoniſche Lychnis, u. d. gl. erſterben im Winter oft, wenn ſie im ſpäten Herbſte zertheilt und umgeleget werden, aus eben dieſer Urſache, ungeachtet ſie ſonſt nie erfrieren. Das einzige Mittel, ſie dagegen, der folgende Winter ſey auch noch ſo verderblich, mit Zuverläſſigkeit zu ſichern, iſt dieſes, daß man ſie noch vor Ablauf des Auguſtes umleget. Die Nacht-Violen erhalten ſich nicht ſicherer, als wenn ſie jährlich ſchon zu Anfange des Auguſtes zertheilt und umgeleget werden. Alsdann gedeihen ſie ſelbſt in ſolchen Gärten, wo ſie ſonſt, wegen einer zu ſonnenreichen Lage und wegen Trockenheit des Bodens, nie wachſen. Die nicht in allen Gärten gut fortkommende gefüllte

füllte rothe calcedoniſche Lychnis kommt alsdann gut fort, und hält alle Winter aus, wenn man ſie im Herbſte gar nicht, ſondern nur alle drey Jahr, im Frühjahre oder Auguſt, zertheilt und umleget, und ſie überdem nicht völlig ausblühen läßt, ſondern jeden Blumen-Stängel im Auguſt, ehe derſelbe verblühet, einige Finger breit über der Erde abſchneidet, damit ſich der alte Stock vor dem Winter aufs neue gehörig beſtauden kann.

7. **Viele Pflanzen gehen im Winter dadurch zu Grunde, daß ſie der Froſt aus der Erde hebet.** Im Frühjahre findet man oft Nelken, Aurikeln, Salat u. d. gl. auch den Spinat, entweder über der Erde liegen, oder doch ſo weit hervor getrieben, daß kaum noch etwas von der Wurzel in der Erde ſteckt. Auſſerdem daß dieſes alsdann oft geſchieht, wenn man die Pflanzen zu ſpät verſetzt hat, geſchieht es auch oft, wenn man in friſch gegrabenes und mithin lockeres Erdreich geſäet oder gepflanzt hat, obgleich ſolches zeitig genug geſchehen iſt. Wenn das Beet nach dem Umgraben vor dem Verpflanzen nicht Fuß vor Fuß feſt getreten iſt, und alſo loſe und hohl, und einer Hand breit höher iſt, als es ſeyn würde, wenn man es feſt zuſammen getreten hätte: ſo ſenkt ſich die Erde nach und nach von der Näſſe des Winters nieder, und das Beet iſt im folgenden Frühjahre gewiß eine Hand breit niedriger, als es ſogleich nach dem Umgraben war. Der Froſt treibt die Erde bald darauf wieder in die Höhe. Bey erfolgendem Regen ſenkt ſie ſich abermahl; nachher treibt ſie der Froſt wieder in die Höhe. Und daher kommt es, daß die Pflanzen immer mehr in die Höhe, und zuletzt über die Erde zu liegen kommen. Wofern ſie alsdann nicht bey der erſten guten Witterung, ſo bald nur die Erde nicht mehr ſchmierig iſt, aufs neue angedrückt werden, ſo ſind ſie verloren. Eben dieſes Erheben der Erde durch den Froſt, und beſonders durch die Frühlings-Fröſte, iſt die Urſache, warum der Rocken in einigen Frühjahren mit ſeinen von der Erde entblößten

Wurzeln oft zum Theil auf der Oberfläche der Erde liegt, und von folgenden dürren und kalten Oſtwinden von dem Lande gleichſam weggewehet wird. Noch ſchlimmer iſt der daher entſtandene Schade, wenn zur Zeit einer Thau-Witterung, ehe der vorherige Winter-Froſt völlig aus der Erde heraus iſt, Nacht-Fröſte einfallen. Die untern Wurzeln der Pflanze ſtehen, wenn die Erde nur erſt einige Zolle tief aufgethauet iſt, noch in gefrornem Lande; in der folgenden Nacht friert die obere aufgethauete Erde aufs neue und wird in die Höhe getrieben; die obern Faſern der Wurzel frieren mit ein, und werden zugleich mit in die Höhe gehoben. Da aber der untere Theil der Wurzel noch ganz in gefrorner Erde ſteht, ſo müſſen nothwendig die obern feinern Wurzeln zerreiſſen. Binnen einigen Tagen thauet es allmählich tiefer auf, und wenn alsdann, ehe alles in der Tiefe aufthauet, abermahl ein ſtarker Nacht-Froſt einfällt, welcher einige Zolle tief eindringt, ſo werden auch tiefer hinunter die Wurzeln zerriſſen. Wird alsdann die Pflanze nicht ſofort wieder feſt gedrückt, und bleibt in dieſem Zuſtande dem Sonnenſcheine ausgeſetzt, ſo iſt ſie verloren. Iſt nun das Beet vor der Beſtellung zuſammen getreten, ſo kann dieſer Schade nicht leicht erfolgen. Man laſſe daher die Winter-Quartiere ſeiner Pflanzen zuvor feſt zuſammen treten, hernach höchſtens $\frac{1}{2}$ Zoll tief wieder aufharken, und ſodann die Pflanzen in ein mit einem Stocke gemachtes, der Größe und Länge der Wurzel gemäßes Loch einſetzen, ſo wird der durch das Erheben der Erde entſtehende Verluſt abgewendet.

8. **Auf einem niedrigen und feuchten Beete ſind die Pflanzen dem Winter-Verluſte ſehr ausgeſetzt.** Auf dieſen ſammelt ſich das Waſſer; dieſes verurſacht eine Stockung in den Wurzeln, und eine Fäulniß an den Pflanzen, die ſich beſonders alsdann erhebt, wenn ſich auf demſelben Schneewaſſer geſammelt hat, und darauf warmer Sonnenſchein, oder Froſt, erfolgt. Wenn

es alſo an trocknen Beeten fehlet, laſſe man ſchmahle Winterpflanzen-Felder mit Bretern einfaſſen, die an einer Seite ½ Fuß, und an der andern ¾ Fuß hoch ſind, damit das Waſſer auf ſolchen theils erhöheten, theils etwas ſchräge liegenden Beeten abziehen könne. Eine ſolche Einrichtung des Winter-Quartieres iſt auſſerdem allemahl vortheilhaft.

9. Sehr rund erhabene Rabatten ſind kleinen Pflanzen im Winter leicht nachtheilig. Das Waſſer zieht ſich von ihnen zwar gut ab; iſt aber der Mittel-Rücken zu erhaben, ſo fällt in das Herz der am niedrigſten ſtehenden Pflanzen leicht etwas Erde, wodurch die Ausdunſtung der zarten Herz-Blätter gehemmet wird, und ihre Säfte in Stockung gerathen. Bey Salaten und Nelken gehen die Herzen leicht in Fäulniß; und werden gleich die Nelken dadurch nicht allemahl getödtet, ſo blühen ſie doch in demſelben Jahre nicht. Soll alſo eine rund gemachte Rabatte ein Winter-Quartier abgeben, ſo muß ſie nur mäßig geründet ſeyn.

10. Oſt- und Nord-Winde verurſachen das Verderben vieler Pflanzen. Die aus dieſen Himmels-Gegenden kommenden Winde ſind gemeiniglich ſehr kalt. Sind ihnen die Pflanzen bloß geſtellt, ſo wird dadurch Erſtlich der Umlauf des Saftes in ihnen langſamer gemacht, und ihre Ausdunſtung unterbrochen. Beydes, wenn es oft kommt, und mit warmen Sonnenſchein oft abwechſelt, iſt den Pflanzen leicht ſchädlich, und macht viele von ihnen krank, weil es eine Stockung der Säfte verurſachet. Zweytens ſind jene kalte Winde den Pflanzen auch deswegen ſchädlich, weil ſie die gefrornen Pflanzen hin und her treiben, wodurch dieſelben Riſſe bekommen, und ihre Faſern ſich trennen, und folglich ihr Verderben veranlaßt wird. Man richte alſo, ſo viel möglich, das Winter-Quartier für die Pflanzen da an, wo es gegen jene kalte und ſchneidendd Winde einigen Schutz hat. Und um zu verhüten, daß wenigſtens nicht

die Wurzeln der auf erhabenen, mit Bretern eingefaßten Beeten durchzuwinternden Pflanzen von ihnen zu ſehr und zu oft erkältet werden, umlege man die Breter, womit das Beet eingefaßt iſt, mit Miſt, welcher die Kälte des Windes abhält. Solchergeſtalt iſt die Pflanze ungleich weniger in Gefahr, zu verderben.

Was dieſe Beſchützung der Wurzeln gegen die Kälte für eine Kraft habe, die Pflanzen zu ſtärken, mag man mit daraus erkennen, daß einſt ſo gar ein gefrorner Lorbeerbaum, welcher bereits etliche Jahre ohne Blätter geſtanden hatte, als zufälliger Weiſe eine Kohlpfanne auf die Erde, in welcher er ſtand, geſetzt, und dadurch die Erde mit dem untern Stamme mäßig warm geworden war, nach wenig Tagen ausgeſchlagen, und auf das beſte fortgewachſen iſt. Der ſel. Kanzler Wolf erzählt dieſes in der Note zu §. 32 ſeiner Einleitung zu der Ueberſetzung von Hales Statik der Gewächſe, und erklärt zugleich die ſonſt unwahrſcheinliche Möglichkeit dieſes Vorfalles aus der Natur der Rinde des Lorbeer-Baumes.

11. Tropfen-Fall iſt durchzuwinternden Pflanzen ſchädlich. Sie gehen zu Grunde, wenn das Beet, auf welchem ſie durchwintert werden, entweder ſo nahe an einem Gebäude liegt, daß die von dem Dache deſſelben fallenden Tropfen, theils durch den Wind auf ſie gewehet werden, theils ſie bey dem Falle der Tropfen auf die Erde immer beſpritzt werden, oder wenn das Beet unter Bäumen liegt, von denen der Regen auf ſie tröpfelt. Die von einem Dache oder von Bäumen fallenden Tropfen fallen auf ſie mit einem größern Gewichte, und in größerer Maße, und ſtets auf eine und eben dieſelbe Stelle; ſie hemmen folglich ihre Ausdunſtung mehr, als ein gemeiner und meiſtens nur in kleinen Tropfen fallender Regen; und weil dadurch ihr Saft zu oft verdickt, und ihre Ausdunſtung zu oft gehemmet wird, ſo muß dieſes nothwendig eine Stockung der Säfte nach ſich ziehen. Mann lege alſo das Winter-Behältniß der Pflanzen nicht unter Bäumen an; aber man entferne daſſelbe auch von dem Tropfen-Falle ſo weit, daß die Pflan-

Pflanzen theils von den Tropfen im geringſten nicht beſpritzet werden können, theils auch, wenn ſich an den Ziegeln des Daches Eis-Zacken anſetzen, die, wenn Froſt und Thauwetter oft abwechſeln, gemeiniglich ſehr dick werden, und über den gewöhnlichen Tropfen-Fall ſo weit weg ſtehen, daß die von ihnen abfallenden Tropfen auf ½ Fuß weit, und weiter, wegfallen, nicht gar dieſen ſo viel kältern Tropfen-Fall bekommen. Denn ſonſt würden ſie, ſo lange eine ſolche Witterung fortdauert, allemahl nach Untergang der Sonne mit einem Glatt-Eiſe beleget werden, und ihr Verderben unvermeidlich ſeyn, weil nichts den Pflanzen nachtheiliger iſt, als wenn ſie zu einer Zeit, da ſie naß ſind, gefrieren.

12. Kranke und ſchwache Pflanzen ſind dem Verderben im Winter ſehr unterworfen. Kranke Nelken-Ableger ſind ſolche die bereits am alten Stocke vom Roſte und Brande angegriffen ſind, (und das iſt oft ein ganzer in Töpfen ſtehender Flor, wenn derſelbe im vorhergehenden Sommer entweder zu viel, oder zu wenig begoſſen iſt; die im freyen Lande ſtehenden ſind dieſen Krankheiten weniger unterworfen, weil ſich theils die überflüſſige Näſſe in die Erde hinein zieht, theils ſie bey anhaltender Dürre noch eher aus der Tiefe Nahrung ſchöpfen können,) oder in deren Herzen ſich bereits eine Fäulniß angeſetzt hat. Dieſe letztern werfe man nur ſofort weg, weil ſelten eine davon durchkommt, es wäre denn, daß es eine vorzügliche Sorte ſey. Denn bisweilen, wiewohl äuſſerſt ſelten, hört die Fäulniß auf, wenn man die angefaulten Blätter behutſam ausputzt, und ein günſtiger Winter erfolgt; und obgleich eine ſolche Pflanze im folgenden Sommer nicht blüht, ſo treibt ſie doch einige Ableger, und kommt im zweyten Jahre wieder zur Blüthe. Die vom Roſte und Brande ſtark angegriffenen kommen gleichfalls ſelten, ſo wenig im Hauſe, als im Lande, durch; man kann indeſſen ihre Blätter, ſo weit ſie angegriffen ſind, wegſchneiden, und ſie ſodann ihrem Schickſale überlaſſen; zuweilen kommen

einige durch. Schwache Pflanzen ſind z. E. ſpät gemachte Nelken-Ableger, die nun erſt ſpät im October einige ſchwache Wurzeln haben. Nimmt man dieſe alsdann noch ab, und verſetzt ſie, ſo können ſie ſich, wofern der Winter nicht auſſerordentlich günſtig iſt, unmöglich erhalten, weil die Zeit ihre Wurzeln zu vergrößern, vor dem Winter zu kurz iſt, und die Sonne nun nicht mehr Kraft genug hat, ihre Einwurzelung zu befördern. Man laſſe ſie alſo auf dieſen Fall lieber am Stamme. Auch ſolche Winterkohl- und Salat-Pflanzen ſind ſchwach, welche zu dicht geſtanden haben, oder mit Unkraute überzogen geweſen, und dadurch an ihren untern Theilen etwas gelb gebrannt ſind, und, weil ſie nicht von allen Seiten die volle Luft und Sonne haben genießen können, an ihrem untern Theile ihre völlig grüne Farbe nicht haben; oder auch, die zu ſpät geſäet, und alſo noch zu weichlich und wäſſerig ſind. Wenn dieſe verpflanzet werden, und es erfolgen bald darauf Nacht-Fröſte, ſo ſind ſie der Kälte nicht gewohnt, und verderben zum Theil noch im Herbſte. Dieſes zu verhüten, ſäe man ſie nicht zu dicht, und nicht zu ſpät, und halte ſie von Unkraute rein.

13. Alte Stöcke gehen im Wenter leicht aus. Ein Nelken-Stock, der einige Jahre alt iſt, geht allezeit aus, wenn er im Herbſte aus der Erde genommen, von Erde entblößt, und verſetzt wird, obgleich von denen, die erſt ein Mahl geblüht haben, nach dem der Winter beſchaffen iſt, verſchiedene gut bleiben. Das ſicherſte Mittel, ſie zu erhalten, iſt dieſes, daß man, (und zwar ſo bald, als möglich, nach geendigtem Flor) auf die Stelle, wohin man eine alte Topf-Nelke ſetzen will, ein der Größe des Topfes gemäßes Loch macht, alsdann mit einem langen Meſſer rings am Rande des Topfes herum die Erde los ſchneidet, darauf den Topf, nachdem man die Hand auf demſelben ausgebreitet, und den Nelken-Stock zwiſchen die mittelſten Finger gefaßt hat, umkehrt, den Topf in

die

die Höhe zieht, und dann die Pflanze mit aller Erde, ohne daß die Wurzel gerührt und von der Erde entblößt wird, in das gemachte Loch ſetzt. Thymian, Salbey u. d. gl. die einige Jahre alt ſind, gehen, weil ihre Wurzeln alsdann ſchon zu holzicht ſind, im folgenden Winter leicht aus, wenn ſie ſpäter, als im Auguſt, zertheilet und verſetzet werden. Die aber in dieſem Jahre erſt aus Samen gezogenen, laſſen ſich ohne Nachtheil noch zu Ende des Septembers, aber nicht ſpäter, verpflanzen.

14. Nicht alle diejenigen Pflanzen, die im Früh-Jahre das Anſehen haben, als habe ſie der Winter verderbt, ſind wirklich verloren. Ueber den Schnee hervor geſtandener und erfrorner hoher Braun-Kohl, wenn er an der vollen Sonne ſteht, erſtirbt bey erfolgenden Nacht-Fröſten immer weiter hinunter, bis zuletzt der ganze Stamm todt iſt. Sobald alſo im März die Sproſſen deſſelben aufzuſchwellen und zu wachſen anfangen, laſſe man ihn, wenn man von ihm Sproſſen oder Samen verlangt, aufnehmen, und den erfrornen Theil bis in das Geſunde abſchneiden, und einen Strunk neben den andern, ja, ganze Hände voll zuſammen nehmen, und an einen Zaun pflanzen, wo er die Sonne erſt um Mittag bekommt. Er wird dann in kurzer Zeit vortreffliche Sproſſen liefern, oder, wenn man will, eine gute Menge Samen bringen. Ein an der freyen Sonne liegendes Feld Winter-Spinat ſcheint oft durch abwechſelnde Nacht-Fröſte und warmen Sonnenſchein gänzlich getödtet zu ſeyn, und hat kaum noch einige grüne Herzblätterchen. Da man aber bemerkt hat, daß ſolcher Spinat nach einem ſo genannten warmen May-Regen um ſein Herz herum gar bald wieder neue Blätter treibt, ſo darf man ihm nur, wenn es die Zeit verſtattet, damit er Luft bekomme, und nicht unter den dürren Blättern erſticke, die größten gelben Blätter abnehmen, oder, wenn alle Blätter des ganzen Beetes gleichſam in eines geſchlämmt zu ſeyn ſcheinen, mit einer hölzernen Heu-Harke ſanft

überziehen, den Unrath abharken, und das Erdreich zwiſchen den Pflanzen, ohne dieſe jedoch loszureiſſen, etwas auflockern laſſen, ſo wird man gegen die Mitte des Mayes, noch ehe der im März geſäete Spinat brauchbar wird, den ſchönſten Spinat zur Speiſe haben. Der Winter-Salat hat, wenn er an die freye Sonne gepflanzt iſt, im April oft das Anſehen, als ſey er gänzlich verſchwunden. Beym Nachſpüren wird man jedoch zuweilen unter ſeinen in Fäulniß gegangenen Blättern noch einige ſehr zarte und kleine grüne Herzblätter finden. Diejenigen Pflanzen, die man alſo ſtehen läßt, gehen vollends verloren: diejenigen aber, die man aufnimmt, von aller Fäulniß reinigt, ihnen alle Spitzen ihrer Wurzeln beſchneidet, und ſie auf eine warme und fette Rabatte pflanzt, werden ſich, obgleich alsdann ihre zarte grüne Herzblätter kaum zu ſehen ſind, ſehr ſchnell erhohlen, und zwar etwas ſpät, dennoch früher als der im Frühjahre geſäete Salat gute Köpfe geben. Mit den Winterkohl-Pflanzen hat es dieſelbe Bewandtniß. Wenn nur das Herz noch gut iſt, ſo pflanze man ſie bis an daſſelbe in die Erde, nachdem man zuvor alle faule oder trockne Blätter ſorgfältig abgenommen, und ihre Wurzeln beſchnitten hat. Sie werden alsdann zwar nicht ſo zeitig, doch aber um Jacobi, und früher als der Sommer-Kohl, Köpfe bringen. Die Nelken, wenn ſie auch gleich zu Anfange des Aprils noch ganz gut ſtehen, werden im May oft ſo weiß, daß man glauben ſollte, es würde nicht eine einzige gut bleiben. Man übereile ſich aber nicht, ſie wegzuwerfen. Die warmen Tage im April verurſachen, daß ihre durch die vorhergehende Winter-Kälte etwas gehemmte Ausdunſtung wieder ſtärker wird; die alsdann zugleich erfolgenden Nacht-Fröſte hemmen dieſelbe in jeder Nacht aufs neue; daher entſteht ihre ſtroherne Farbe, und dieſe nimmt immer mehr zu, je mehr nun warme Tage und Nacht-Fröſte abwechſeln. Kaum aber erfolgt ein warmer Regen, ſo

öffnen

öffnen ſich die Pori der Blätter aufs neue, die Ausdunſtung wird völlig wieder hergeſtellt, und die grüne Farbe ſtellt ſich ſofort wieder ein. So lange ſie indeſſen weiß ſind, iſt es nicht rathſam, ſie zu verſetzen, weil ſie alsdann krank ſind. Findet man einige unter ihnen, die ſich gar nicht wieder erhohlen, ſondern weiß bleiben, und deren Herz ſogar erſtorben zu ſeyn ſcheint, ſo verabſchiede man ſie zwar nicht ſogleich, wenn es eine der Erhaltung würdige Sorte iſt; man laſſe ſie aber auch nicht ſtehen. Man nehme ſie auf, ſchneide alle ihre Blätter mit einem ſcharfen Federmeſſer an dem Stamme behutſam weg, verkürze ſelbſt die Herzblätter, ſo weit es, ohne das Innere des Herzens zu beſchädigen, möglich iſt; und wenn man dann in dem Innerſten des Herzens auch nur die geringſte Spur einer grünen Farbe findet, ſo pflanze man ſie in ein weder zu ſonnenreich, noch zu trocken, noch feucht gelegenes Beet, nachdem man zuvor auch alle ihre Wurzeln ſtark verſtutzt hat; man bedecke ſie darauf mit einem Blumentopfe gegen die heiße Sonne ſowohl, als gegen die Nacht-Fröſte, und gebe ihnen die Sonne nur einige Stunden des Morgens und des Abends, und decke ſie auch bey erfolgendem warmen Regen auf. Die meiſten werden ſich alsdann, und wenn ſie auch vorerſt kein Wachsthum ſpüren lieſſen, mit der Zeit erhohlen; und ob ſie gleich in demſelben Sommer nicht zur Blüthe kommen, ſo hat man doch das Vergnügen, ſie gerettet zu haben; und wenn man ſie bis in das folgende Frühjahr daſelbſt ſtehen läßt, hat man Hoffnung, die Sorte nicht zu verlieren. Die gefüllte calcedoniſche Lychnis ſcheint auch oft im Winter ausgegangen zu ſeyn. Wenn man dieſelbe im vorhergehenden Sommer zu lange hat blühen laſſen, hat ſich der Stock vor dem Winter nicht erſt gehörig beſtaudet. Im folgenden Frühjahre ſieht man denn an manchem Stocke nichts grünes mehr, ſondern allein die über der Erde hervor ſtehenden abgeſchnit-

tenen dürren Zweige vom vorigen Jahre. Man gebe ſie aber nicht verloren, ſondern nehme ſie auf; man wird denn oft unten an den dürren Stangen noch einen weißen Keim gewahr werden. Man ſchneide alles Dürre weg; und wenn an dem unterſten Ende deſſelben auch keine einzige Wurzel mehr ſeyn ſollte, ſetze man dennoch dieſen Keim in gehöriger Tiefe in die Erde, und bedecke die Stelle, wohin der Keim gelegt iſt, gegen den Froſt mit einem Topfe. Er wird dann in kurzer Zeit hervor wachſen, und in demſelben Sommer noch Blumen-Stängel treiben. Eben dieſelbe Beſchaffenheit hat es mit der perennirenden Sonnen-Blume. Weil alle ihre Augen, die ſie im Frühjahre hervor treibt, in die Höhe gehen und Blumen-Stängel werden, folglich wenn dieſe gegen den Winter abgeſchnitten werden, weder Augen noch Zweige vorhanden ſind, und ſich die an den Stürzen der abgeſchnittenen Blumen-Stangen noch ſitzenden Blätter im Winter verlieren: ſo reißt ſie derjenige, der ſie noch nicht recht kennt, nach dem Winter oft aus, weil er ſie für verloren anſieht. Man warte aber nur bis gegen den April, ſo werden ſich ſo viel neue Augen oder Herzen zeigen, als ſie in demſelben Jahre Blumen-Stängel treiben wird. Doch auch alsdann, wenn ſie nun im April recht artig bewachſen iſt, leidet ſie oft noch dergeſtalt von den Nacht-Fröſten, daß ſie völlig verloren zu ſeyn ſcheint, und wirklich ausgeht, wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt.

Es würde nicht viel Mühe verurſachen, aus demjenigen, was jetzt von Abwendung oder Verminderung des Winter-Verluſtes an Pflanzen und Blumen geſagt worden iſt, beſondere Regeln zu formiren, und die aus den Urſachen des Winter-Verderbens der Pflanzen dagegen hergeleiteten Mittel gleichſam mit Einem Blicke überſehen zu laſſen. Allgemein aber würden dennoch dieſe Regeln nie ſeyn, weil eine jede andere Lage des Gartens, der mehrere oder geringere Schutz deſſelben gegen

gegen Sonne und kalte Winde, die beſondere Witterung des einen oder andern Winters und Frühjahres u. d. gl. jedes Mahl ein anderes Verfahren erfordert, als man unter andern Umſtänden zu beobachten haben würde. Wer von dem hier Angeführten, auf die beſondern Umſtände ſeines Gartens die Anwendung macht, dem wird es leicht ſeyn, zur Wieder-Erhaltung ſeiner Pflanzen ſich auf ſeinen Garten paſſende Regeln zu entwerfen.

Eines der Hauswirthſchaft Erfahrnen, unter dem verdeckten Nahmen Jacob Chuſi, von der Materie des Froſtes, Eiſes, Hagels, Reifes, und anderer Geburten der Sonnen — — und von den ſicherſten und leichteſten Mitteln, Maulbeer- Citronen- Wein- und andere Bäume und Gewächſe, nicht allein ihrer Natur gemäß wohl zu bauen, ſondern auch gegen den Fröſten und der Ohnwiſſenheit Beſchädigungen wohl zu ſchützen, bey Gelegenheit eines Anno 1719 entſtandenen höchſtwunderbaren Nachtfroſtes herausgegebene Schrift, ſt. in J. C. Dithmars Oecon. *Fama*, 3 St. Frf. und L. 1743, 8. S. 3—34. Sinceri Cordati Anmerkungen über vorhergehende Schrift, eb. daſ. S. 34—45. Sind auch beſonders gedruckt, u. d. T. Anonymi Gedanken von der Natur des Froſtes, und wie das Gartengewächſe dagegen zu bewahren, nebſt Sinceri Cordati Anmerkungen. Frf. a. d. O. 1743, 8.

An abſtract of a letter from *John Evelyn*, concerning the dammage done to his gardens by the preceding winter, ſt. im 14 B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d. J. 1684, No. 158, S. 559-563.

A diſcourſe concerning the effects of the great froſt on trees and other plants Anno 1683, by *Rob. Plot*, ſt. eb. daſ. No. 165, S. 766—789.

3. Vom Schaden des Froſtes, und inſonderheit der Frühlings-Fröſte, in **Weinbergen und Weingärten**, ſiehe unter **Weinſtock**.

4. **Feld-Früchte.** Man hat angemerkt, daß der Same, wenn bald nach deſſen Einbringung, ein Froſt zu einer Zeit, da der Erdboden noch bloß und nicht mit Schnee bedeckt iſt, (ein ſo genannter Bar- oder Blach-Froſt) einfällt, gern in der Milch erfriere, und daß alsdann das aufgequollene Samenkörnchen vom Froſte zerplatze. In naſſen und kalten Feldern gehen gemeiniglich die meiſten Körner durch den Blach-Froſt zu Grunde, wenn gleich nach der Einſaat einige Tage viel Regen fällt, und der Froſt bald darauf ſich äuſſert, auch des Nachts

in ziemlichem Grade anhält. Man thut wohl, wenn man mit der Winter-Saat in ſchweren und naſſen Feldern eilet und ſich, ſo viel möglich, an die Früh- und Mittel-Saat hält; denn da kann der Same bequem aus der Milch kommen, und 3 auch wohl 4 Blätter treiben, ehe ein ſchädlicher Froſt ſich äuſſert, weil ihm die Herbſt-Wärme forthilft. Kommen nun auch gleich im October, oder zu Anfange des Novembers, Blach-Fröſte, ſo werden ſie doch keinen Schaden thun, weil ein drey- und vierblätteriger Stock ſchon etwas ausſtehen kann. Hingegen läßt ſich in leichten Sand-Feldern bey der Spät-Saat noch eher etwas wagen, wenn zumahl der Same untergepflüget wird. Denn dieſe liegen meiſtentheils abhängig, daher das Waſſer ſeiner Schwere wegen abwärts ſinket; und es können die Erd-Theilchen durch den Froſt nicht ſo geſchwinde gebunden werden, als in ſolchen Aeckern geſchieht, wo das Waſſer ſtehen bleibt. So kann auch in Sand-Feldern die überflüſſige Feuchtigkeit den Wurzeln des Winter-Getreides nicht leicht ſchädlich werden, weil ſie ſich darin nicht lange aufzuhalten pflegt.

Wie tief der Froſt in die Erde dringe, hat Kraft im 13 B. der Commentar. Acad. Scient. Imper. Petropolit. unterſucht. Im Journal des Scavans, v. J. 1667, findet man die Nachrichten, welche Hevel davon eingezogen hat. Der Prof. Scheffer zu Upſal hat ihm berichtet, daß in Schweden die Erde 2 Ellen tief gefriere. In eben dem Journ. d. Scav. v. J. 1675, ſteht die Nachricht des Paul Biorne, welcher in Island gereiſet iſt, daß das Erdreich daſelbſt 4 Fuß tief gefriere. Den 14 März 1740, bey Endigung des damahligen ſehr ſtrengen Winters, ließ Kraft in Petersburg, in einem Garten am Hauſe, der faſt überall mit Gebäuden von Holz und Stein umgeben war, nach weggeräumten Schnee in die Erde graben. Der Schnee war 2 engliſche Fuß hoch, die Erde aber war nur 1¼ Fuß tief gefroren; doch ſo hart, daß ſich nichts davon mit dem Finger abkratzen ließ. Unter dieſer Eis-Schale, deren Gränzen genau bezeichnet waren, befand ſich das hier gewöhnliche ſandige Erdreich, welches ſich, wie ordentlich, mit dem Finger zerreiben ließ. Im J. 1741, d. 11 Febr. ward in dem botaniſchen Garten der Akademie, welcher weit, und der freyen

Luft meiſt ausgeſetzt, doch aber in der Stadt befindlich iſt, von Hrn. Ammann die Höhe des Schnees über der Erde $16\frac{3}{4}$ Zoll, und die Dicke des gefrornen Erdreiches $7\frac{1}{2}$ Z. gemeſſen. Am 23 Febr. fand Hr. Kraft in einem Felde, welches in der Stadt liegt, und mit ſteinernen Häuſern, aber nur zum Theil, und auf 5 bis 600 Schritt weit umgeben iſt, die Höhe des Schnees 14 Zoll, des gefrornen Erdreiches 8 Zoll; d. 4 März auf einem freyen Felde, etwa $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt, und von einem niedrigen Gebüſche auf einer Seite in der Weite $\frac{1}{7}$ Meile beſchützt, den Schnee 16 Zoll hoch, darunter gefrornes Waſſer $1\frac{1}{4}$ Zoll hoch, welches vermuthlich von der ſumpfigen Beſchaffenheit der Wieſe herrührte, und dann das Erdreich nur 5 Zoll tief gefroren; und endlich d. 17 März auf einem ganz freyen Felde, eben ſo weit von der Stadt, den Schnee 16 Zoll hoch, gefrornes Waſſer, $\frac{1}{2}$ Z. dick, gefrornes Erdreich 12 Zoll tief.

Welchergeſtalt viele Feld-Früchte durch den Froſt aus der Erde gehoben werden, und dadurch verderben, iſt oben, S. 219, erwähnt worden.

Wenn ein Getreide von zarter Art von einem zeitigen gelinden Wetter geſchwinde ausgeſchoſſen iſt, ſo vernichtet ein darauf folgender kalter Morgen die zarten Blätter; ſie fallen ab, und öfters auch die jungen Schößlinge mit ihnen. Dieſes iſt ein Stillſtand in dem Wachthume, welcher ſehr aufhält, und ſchwer zu heben iſt. Man ſieht die Urſache des Schadens, und die Folgen; aber ein Mittel dagegen ausfindig zu machen, iſt ſehr ſchwer. Wenn ein Landmann die Gewohnheit der Gärtner, welche ihre Bäume und Blumen mit Matten zu bedecken pflegen, auf irgend eine Art nachahmen könnte, würde es dadurch geſchehen, daß er Stroh oder Heu über einige zarte junge Pflanzen ſtreuete; allein daraus würde, ohne die äuſſerſte Sorgfalt, mehr Schade als Nutzen entſtehen. Wofern er ja dieſer Gewohnheit folgen wollte, ſo gibt es nur Einen Weg, es ſicher zu thun; und dieſer iſt mit vieler Beſchwerlichkeit verbunden. Er muß dieſe Bedeckung des Abends dünn über ſeine Pflanzen ſtreuen, des Morgens wieder abnehmen, und ſie auf einen Hau-

ſen zuſammen legen, damit ſie des Abends wieder auf das Getreide geſtreuet werden könne. Lieſſe man es den ganzen Tag darauf liegen, ſo würden die Pflanzen ſo ſchwach werden, daß ſie gewiß wie die Schößlinge der Bäume in den Gärten, durch den kleinſten Froſt zerſtöret würden.

In Schweden hat Hr. Högſtröm Verſuche angeſtellt, Getreide und Gewächſe vor den Froſt durch den Rauch zu beſchützen, welche im 19 B. der überſ. Schwediſchen Abhandl. a. d. J. 1757. S. 67. fgg. erzählt werden. Es hatte derſelbe im Herbſte in einem Beete verſchiedene Gewächſe, welche die Kälte nicht wohl vertrugen. Sie waren, des kühlen Sommers wegen, nicht zur Reife gekommen, und er ließ daher im September, ſo oft eine Froſt-Nacht zu befürchten war, ſolche brennbare Sachen dabey anzünden, die eben nicht viel Wärme, ſondern nur Rauch von ſich gaben, welcher ſich zwiſchen die Gewächſe ausbreitete, und ſie ſo ſpät im Herbſte vor der Kälte beſchützt hat, daß ſchon Eis auf dem benachbarten Waſſer ſtand. Die Nacht gegen den letzten Sept. war dermaßen kalt, daß der Reif an einigen Stellen den ganzen folgenden heitern Tag liegen blieb. Eine Art Erbſen war meiſtens unbeſchädigt, obwohl an einigen Schoten etwas Eis ſaß; der Mays aber erfror gänzlich, wiewohl es ungewiß war, ob der Rauch deſſelben Staude erreicht und bedeckt hatte. Maulbeerbäume und einige andere Gewächſe wurden im geringſten nicht angegriffen. Ein Par Mahl hatte er, wenn ſtarke Froſt-Nächte einfielen, ſolche Feuer auf freyem Felde anzünden laſſen, und den Morgen darauf gefunden, daß um die Stelle, wo der Rauch nieder gefallen war, der Froſt nicht ſo viel Wirkung auf dem Erdreiche ausgeübt hatte, als anderswo.

Er glaubt, die Sammlung vom Rauche, welche oft beym Untergange der Sonne im Sommer eine Abendröthe macht, ſey die Urſache der alten Regel, daß man, wenn eine ſolche Röthe ſich zeigt, keinen Nacht-Froſt zu befürchten habe. Als 1752 im Auguſt in Rußland ſich langwierige Wald-Brände häuften, und in den Zeitungen gemeldet ward, daß große Striche Landes zu 200 Werſten verbrannt wären, hatte man in Weſt-Bothnien einen häufigen und um dieſe Jahrszeit ungewöhnlichen Land-Rauch, der von Oſten her über die

See kam, und eine ſolche Röthe am Himmel, inſonderheit des Abends und Morgens verurſachte. Hr. Högſtröm bemerkte, daß, ſo heiter auch der Himmel ſonſt dieſe Zeit war, und ſo ſehr die Luft zum Froſte geneigt zu ſeyn ſchien, dennoch alle Nächte dieſe ganze Zeit über ohne Froſt geweſen. Er zieht hieraus folgende ſehr gegründete Vermuthung: „Können nicht an ſtark bewohnten Oertern, vornehmlich, „wo man Torf oder Stein-Kohlen brennt, die vielen be„ſtändig rauchenden Schorſteine, unter andern Urſachen „das meiſte dazu beytragen, daß die Gewächſe nicht ſo oft „und häufig von der Kälte beſchädiget werden, als in wald„igen Ländern, wo die Häuſer gemeiniglich ſelten ſind, und „die Zimmer mit weniger Rauche geheitzet werden? Läßt „ſich nicht eben das zur Urſache angeben, warum die Aecker, „welche nahe an Städten und Dörfern liegen, bey der „Kälte am wenigſten Schaden leiden?“

Unterſuchung, wie es gemeiniglich zugehe, wenn das Samkörnchen in der Milch erfrieret, ſt. im 5 Th. der öcon. phyſical. Abhandlungen, Lpz. 1753, 8. S. 242—254.

Von der Dauer des aufgegangenen Samens im Froſt, ſ. das 5 St. der fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 454—456; und 30 St. S. 532—534.

Unterricht von ſchädlichen Froſtnächten für die Saat in Oſtbothnien, von Iproclis, ſt. im 4 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1742, Hamb. 1750. gr. 8. S. 292—300.

Des Hrn. Amtm. Leopolds Gedanken von den ſchädlichen Folgen, welche jählinge Nachtfröſte, bey noch nicht völlig aufgethaueten Saaten haben, ſt. im 4 B. der Oecon. Nachr. Lpz. 1752, 8. S. 285—296.

III. Wirkungen des Froſtes auf Menſchen.

Obſchon der menſchliche Körper, vermöge der phyſiſchen Geſetze, denen er, gleich andern Thieren unterworfen iſt, bey einer ſtarken Hitze oder Kälte zu Grunde gehen muß, ſo kann er doch beyden länger, als man glauben ſollte, wiederſtehen. Boerhaave glaubte, der äusserſte Grad natürlicher Kälte, erſtrecke ſich nicht über den Punct 0 des Fahrenheitiſchen Thermometers, oder den $14\frac{2}{9}$ Grad unter dem Gefrierpuncte des Reaumüriſchen, indem nach ſeiner Bemerkung ſowohl Menſchen als auch Thiere und Gewächſe, einem ſolchen Froſte augenblicklich unterliegen müſſen. Die Erfahrung zeigt aber,

aber, daß in verſchiedenen Theilen unſerer Erdkugel eine weit heftigere Kälte Statt findet. Ich darf mich nur auf die Beobachtungen der Akademiſten von Paris berufen. Schon zu Petersburg erreichte die Kälte zuweilen in ſtrengen Wintern den 27 Grad unter dem Gefrierpuncte, und ein Mahl gar den 30ſten. Noch ſtärker iſt eine zu Quebec verſpürte Kälte, welche das Thermometer auf den 33ſten Grad unter dem Gefrierpuncte fallen machte. Dieſe übertrifft noch die von Maupertuis zu Tornea beobachtete, wobey das Thermometer ſich auf den 37ſten Grad herab ließ. So heftig aber auch dieſe Fröſte in Vergleichung mit den unſrigen zu ſeyn ſcheinen, ſo kommen ſie doch dem ſibiriſchen Froſte nicht bey, der ſich zuweilen zu Tomsk, zu Kirenga und zu Yeneſeik verſpüren ließ, und das Thermometer auf $53\frac{1}{2}$, $66\frac{1}{2}$, und ſogar auf 70 Grad herunter ſetzte.

Es iſt nicht zu läugnen, daß eine ſo ſtrenge Kälte uns nicht ſchädlich und tödlich ſeyn könne. Die petersburger Kälte von 27 Grad konnte man mit bloßem Geſichte nicht eine halbe Minute aushalten. Bey dem Froſte von 37 Grad zu Tornea fühlte man in der freyen Luft die Bruſt gleichſam zerreiſſen. Es iſt auch nichts ſeltenes, unter den Einwohnern dieſes rauhen Himmels-Striches zerſtümmelte Perſonen, denen die Kälte einen Arm oder Fuß geraubt hat, anzutreffen. Gleiche und noch ſchädlichere Wirkungen erzählen uns die Geſchicht-Bücher von der ſibiriſchen Kälte. Und doch finden wir in eben dieſen Schriften Nachrichten von einem noch ſtrengern Froſte in andern Gegenden unſerer Erdkugel. Hierher gehört derjenige, welchen Middleton in der Hudſonsbay erfahren, und der königlicheu Societät zu London beſchrieben hat. In den Häuſern dieſer nördlichen Gegend gefrieren alle Flüſſigkeiten, den Branntwein nicht ausgenommen; auf den Wänden der Zimmer und den Betten entſteht drey Zoll dickes Eis, ungeachtet die Mauern der Häuſer, worin die Einwohner ſich volle

fünf

fünf Monathe lang vergraben, von Stein und zwey Fuß dick, ihre Fenſter ſehr klein, mit dichten Bretern wohl verwahrt, und die meiſte Zeit des Tages verſchloſſen ſind, und in den Zimmern beſtändig ein ſtarkes Feuer unterhalten wird. Eine gleiche Kälte ſtanden die Holländer auf Nova Zembla aus, wo die Witterung ſo äuſſerſt ſtrenge war, daß ſie in der Hütte, wo ſie ſich verſchloſſen hatten, ungeachtet in der freyen Luft alle Zugänge ſorgfältig verſtopft waren, und ein beſtändiges Feuer brannte, doch mit genauer Noth die Füße erwärmen konnten. Ihre Kleider ſtarreten ſtets von Eis, und der Wein war in eine ſo harte Maſſe zuſammen gefroren, daß man ihn ſtückweiſe austheilen mußte.

Hiſtoire de l'Acad R. d Sc. à Paris, v. J. 1749.

Die Wirkungen ſo auſſerordentlicher Fröſte zeigen deutlich genug an, daß ſie den menſchlichen Körpern höchſt nachtheilig ſeyn müßten, wenn man ſich nicht dagegen verwahren könnte. Indeſſen läßt ſich hieraus keinesweges ſchließen, daß dieſer ſchädliche Einfluß ſolcher ſtarken Fröſte allgemein, nicht aber bloß relativiſch ſey, und von den Umſtänden abhänge, in welchen ſich diejenigen befanden, die ſich darwieder beſchützen mußten. Um nur bey der Kälte ſtehen zu bleiben, welche Middleton in der Hudſonsbay, und die Holländer auf Nova Zembla, auszuſtehen hatten: ſo kann man leicht denken, daß dieſe letztere ſie heftig empfinden mußten, weil ſie, in ihre Hütte eingeſchloſſen, ein ſitzendes ruhiges Leben ohne gehörige Bewegung führten, wodurch ſie ſich gerade der Kälte am meiſten Preis gaben, wenn ſie keine andere Verwahrungs-Mittel gebraucht hätten. Sie hätten gewiß auf freyem Felde, ohne Lebens-Gefahr, vorausgeſetzt, daß ſie warm genug angekleidet geweſen, dieſer ſo heftigen Kälte wiederſtehen können, ohne weitere Verwahrungs-Mittel, auſſer Bewegung und Leibes-Uebungen, nöthig zu haben. In unſern gemäßigten Ländern erreicht der Froſt in manchen Winter-Nächten ſchon

mehrere Grade unter dem Gefrierpuncte; und wer ſich, ohne Bewegung zu machen, demſelben ausſetzen wollte, müßte ohne Zweifel unterliegen; vermittelſt der Bewegung aber können wir ihn aushalten, und würden auch einem noch ſtrengern wiederſtehen können. So konnten die pariſer Akademiſten, die doch beynahe eines eben ſo gemäßigten Klima, wie das unſrige iſt, gewohnt waren, mitten in den Wäldern und auf den Bergen in der Nähe von Tornea ihre aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen, ſo lange der Schnee noch nicht allzu tief lag, ungeachtet der dortigen grimmigen Kälte, die zwar damahls nicht gleich, wie hernach, den 37ſten Grad erreichte, doch ſchon ſo heftig war, daß auſſer dem Branntweine alle flüſſige Dinge zuſammen froren, und an den Trink-Gläſern bey dem Abſetzen das helle Blut hängen blieb, indem während dem Trinken das Glas an die Lippen angefroren war.

Die Wilden gehen auch in den nördlichſten Gegenden, in dem ſtrengſten Winter, auf die Jagd, und beſchützen ſich durch die bloße Bewegung wieder die heftigſte Kälte. Dieſes erhellet daraus, weil ſie, wenn ſie etwa unglücklicher Weiſe verirren und keinen Ausweg zu finden wiſſen, unausbleiblich ſterben müſſen, ſo bald ſie ſtille ſtehen, oder liegen bleiben. Am überzeugendſten aber beweiſet das Beyſpiel jener Holländer, die auf Spitzbergen, dem kälteſten bekannten Lande, 78 Grad der Breite, überwinterten, wie ſehr man, vermittelſt der Bewegung, der Kälte wiederſtehen könne. Diejenigen von gedachten Holländern, welche mit dem Anfange der ſtrengen Jahrszeit ſich in eine beſonders dazu erbauete hölzerne Hütte einſchloſſen, mußten einer nach dem andern ſterben. Denn die Kälte war ſo grimmig, daß ſie, ſo heftig ſie auch einfeuerten, doch nie warm wurden. Die andern hingegen, die ſich in der freyen Luft mit Jagen, Holz-Fuhren und andern Leibes-Uebungen Bewegung machten, blieben friſch und geſund.

Der Branntwein, welcher äuſſerlich ſo gute Dienſte thut, iſt, wie bekannt, auch innerlich eines der beſten Mittel, dem Froſte zu wiederſtehen; nur muß man ihn mäßig gebrauchen. Ein jeder Grad des Rauſches

ſchwächt

ſchwächt die Empfindungen; der erſte, indem er die Vorſtellungen der Einbildungskraft lebhafter und feuriger macht, wodurch die Empfindungen gleichſam überſtimmet werden; und die folgenden, indem ſie den Schlaf befördern. Nun aber iſt ein Menſch in deſto größerer Gefahr, entweder ſchlechterdings, oder doch ſeine Gliedmaßen zu erfrieren, je ſchwächer in großer Kälte ſeine Empfindungen ſind. Folglich kannn man die übeln Wirkungen der Kälte keinesweges dadurch verhüten, wenn man hitzige Getränke ſo häufig genießt, daß man davon berauſchet wird. Dieſe Sache iſt ganz unſtreitig, ob ſie gleich ein allgemeines Vorurtheil wieder ſich hat. Wenn ein Glied erfriert, ſo wird es vorher taub und unempfindlich; daher man es auch nicht eher zu bemerken pflegt, daß es erfroren ſey, als bis es in der Wärme aufthauet und die Empfindung wieder bekommt. Wenn ein Menſch erfriert, ſo verfällt er vorher in einen ſanften Schlaf, welcher ſo angenehm iſt, daß man ihn nicht überwinden kann. In dieſem Schlafe ſchleicht ſich die Seele davon; und es iſt alſo der gewöhnliche Weg, auf welchem der Froſt ſeine Gewalt ausübet, daß er unſere Empfindungen betäubet. Da es nun unläugbar iſt, daß der Rauſch ſie ebenfalls betäube: ſo bleibt es allezeit gefährlich, ſich in großer Kälte zu betrinken. Siehe auch Th. VI, S. 499.

Eine große Kälte reitzt, kurz vorher erwähnter Maßen, eben ſo wie eine große Hitze, zum Schlafe; ſo bald ſie aber bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen iſt, erreget ſie einen ſolchen Schlaf, aus dem man nicht wieder zu erwachen Gefahr läuft. Dieſes iſt eine äuſſerſt wichtige Nachricht für diejenigen, die im harten Winter zu reiſen haben. Sie empfinden zwar einen angenehmen Schlummer, dem ſie ſich aber mit Gewalt entreiſſen müſſen. Sie müſſen ſich daher bald aufrichten, abſteigen, laufen, und andere Arten der Bewegung, welche ihr Blut fließend erhält, vornehmen. Dieſes iſt

das einzige Mittel gegen einen angenehmen und unausbleiblichen Tod.

Eine heftig kalte Luft verdicket nicht nur, vermöge einer ſtärkern Zuſammenziehung der Fibern und Gefäße, das Blut und die Feuchtigkeiten, ſondern treibt auch dieſe deſto ſtärker von dem äuſſern Körper zu den innern Theilen, dem Kopfe, der Bruſt und den Gliedern, und gibt dadurch in dieſen ſowohl, als andern ſchwächern Theilen, zu Stockungen Gelegenheit. Vornehmlich aber ſchadet die Kälte den äuſſern nervigen und ſpannaderigen Theilen des Körpers, dem Unterleibe, dem Kopfe und den Häuten, ſehr. Hieraus folgt, daß 1) beſondere Krankheiten, welche auf eine Strictur oder Spannung der nervigen Theile ſich gründen, wie die hypochondriſchen Mutter-Beſchwerungen, reiſſende Gicht und deren Arten, convulſiviſche Engbrüſtigkeit, Steinſchmerzen, Kopfweh und halbſeitiger Kopfſchmerz, und die übrigen ſchmerzhaften, ſpasmodiſchen, convulſiviſchen Krankheiten, wie auch die Blutflüſſe, wegen der durch den Krampf verurſachten ungleichen Austheilung des Blutes, bey heftiger kalter Luft verſchlimmert; 2) die paralytiſchen Zufälle, welche keine Kälte ertragen können, dadurch vermehret werden; 3) die Krankheiten, welche von der Dicke der Säfte und Verſtopfung der Eingeweide entſtehen, inſonderheit bey vollblütigen, cachectiſchen und cacochymiſchen Perſonen, von der Kälte ſehr zunehmen, und 4) dieſes auch auf gleiche Art von den von verhinderter Ausdunſtung herrührenden Krankheiten gelten müſſe. Daher auch alle diejenigen, welche im Winter an ſolchen Krankheiten darnieder liegen, ſelten, oder ſchwerlich, davon befreyet werden.

Ein auſſerordentlicher Grad der Kälte verurſacht eben ſo, wie eine ſehr große Hitze, Melancholie und Unſinn. Thuanus erzählt von Heinrich III., daß deſſen Zufall allezeit bey Annäherung der Kälte heftiger geworden ſey.

Gemei-

Gemeiniglich entſteht, durch eine plötzliche Abwechſelung großer Hitze und großer Kälte, nicht nur ein Aufſpalten oder Aufſpringen der Haut, Fr. Gerçure, Gerſure, ſondern auch an den äuſſern Theilen des Körpers, eine Art der Geſchwulſt, welche Hitze, Schmerz und Jucken verurſacht, und Froſt=Beule, Winter=Beule, das Erfrieren der Glieder, oder der Froſt in Händen und Füßen, L. Pernio, Fr. Engelure, genannt wird. Ich werde hier alle mir bekannt gewordene Mittel, den Beſchwerlichkeiten des Froſtes abzuhelfen, und dem Schaden, den er uns zuzieht, zeitig vorzubeugen, anzeigen. Alles, was ich in dieſer Abſicht vortragen werde, läßt ſich unter drey Haupt=Begriffe bringen. Der erſte iſt: wie man überhaupt verhüten könne, daß die Glieder nicht erfrieren; der zweyte, wie man die ſchon ehemahls erfrornen Glieder im voraus vor neue Anfälle der Kälte zu beſchützen habe; und der dritte: wie man die vom Froſte verdorbenen Glieder wieder herſtellen könne.

Wer nicht ſo viel Verſtand hat, daß er ſich im Winter Hände und Füße warm bedecken, und die übrigen Vertheidigungs=Mittel vor der Kälte gebrauchen ſollte, dem muß der Arzt oder ein vernünftiger Lehrer ſtatt des Verſtandes dienen. Dieſer Fall hat, auſſer einigen Erwachſenen, vornehmlich bey Kindern Statt. Wenn dieſe, auf Befehl ihrer Aeltern, ihre geſunde Gliedmaßen ſchonen ſollen, ſo müſſen die Aeltern ſo vorſichtig ſeyn, ſie zu verhindern, daß ſie nicht oft und lange im Schnee und auf dem Eiſe herum laufen; daß ſie nicht ohne warme Bedeckung der Füße, und ohne Handſchuhe ausgehen; daß ſie nicht zu lange in der Kälte ſtille ſtehen oder ſitzen, nicht im kalten Waſſer mit den Händen herum rühren; daß ſie die Kunſt, derbe Schnee=Bälle zu machen und genau zu werfen, nicht ohne andere Belohnung erlernen, als die der Knabe empfing, der den Aeſop ſo meiſterlich treffen konnte (*Phaedr*. Fab.

III. 5.); daß ſie nicht des Morgens, ohne vorher etwas gegeſſen zu haben, ausgehen dürfen, weil das Blut unter der Verdauung in eine lebhaftere Bewegung geſetzt wird, daß ſich die Glieder eher erwärmen; und endlich, daß ſie nicht zu enge Schuhe anziehen, weil dieſe das Blut zurück treiben, und alſo das Erfrieren der Füße gar ſehr befördern. Dieſes ſind Kinder-Mittel, und daher können ſich alte und junge Kinder dieſelben zu Nutze machen.

Ganz andere Vertheidigungs-Mittel haben diejenigen von nöthen, die gezwungen ſind, ihre Geſchäfte in einer ſtrengen Kälte zu verrichten, und die alſo ihre Glieder Amts- und Berufs wegen erfrieren. Soldaten, Prediger, Zuhörer, Reiſende, und eine Menge Handwerksleute können die Kälte nicht immer verhüten; und ſie mögen ſich noch ſo warm ankleiden, ſo iſt es nicht allemahl möglich, die Glieder davor geſund zu erhalten. Dieſen hat Livius (B. 21, Cap. 54 und 55) ein Geheimniß aufbehalten, welches unter andern beweiſet, daß ein General nicht allein tapfer, ſondern auch klug ſeyn müſſe. Hannibal wollte bey großer Winter-Kälte den Römern eine Schlacht liefern. Ehe dieſes geſchah, ließ er ſeinen Soldaten nicht nur Speiſe, ſondern auch Oehl reichen, womit ſie ſich die Glieder und Gelenke reiben mußten. Nach dieſer Vorbereitung lockte er die muntern Römer heraus, die bis an den Leib durch einen Fluß waten mußten. Dieſes machte ſie zum Schlagen dermaßen ungeſchickt, daß es den Völkern des klügern Feldherrn, welche ſchmeidige und warme Glieder hatten, ſehr leicht war, einer großen, bereits halb erfrornen, Menge Römer die noch übrige Lebenswärme mit dem kalten Eiſen völlig aus dem Leibe zu jagen, und den Sieg über ſie davon zu tragen. Dergleichen Oehle, welche die Wirkungen der Kälte zurück halten, ſind: das Stein-Oehl, Pinien-Oehl, Terpenthin-Oehl, Rüb-Oehl, Wachs-Oehl, Palm-Oehl, Hirſch-Talg, Rinds-Talg,

Talg, Bocks-Talg, Licht-Talg, Gänſe-Fett u. d. gl. Mit dergleichen Mitteln reibet man die Glieder, ehe man in die Kälte geht.

Den Nutzen des Beſtreichens, inſonderheit der Naſe und des Mundes, mit Licht-Talg, rühmt Hr. Adlerhielm, im 3 B. der überſ. Abhandl. der kön. Schwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1741, S. 319, aus eigener Erfahrung.

Stuttg. *Selecta phyſ. oecon.* 14 St. S. 95—97.

Jo. Con. Loebe, Ehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, 3 B. Nürnb 1768, gr. 8. S. 285, f. Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 86.

Man kann verſchiedene dieſer Oehle mit einander vermiſchen, z. E. das Stein-Oehl mit weiß Lilien-Oehl mäßigen, oder den Talg, beſonders wenn man das Geſicht, die Lippen und die Hände damit einbalſamiren will, vorher flüſſig machen, ihn in Bier tröpfeln, ſich hiernächſt mit dieſem Biere Geſicht und Hände waſchen, und inſonderheit an den Händen den Talg beym Feuer gehörig einziehen laſſen. Eben ſo laſſen ſich Rüb-Oehl, Stein-Oehl und Terpenthin-Oehl ꝛc. vermiſchen und gebrauchen. Dieſe Oehle können auch mit Blaſen oder Papier übergeleget werden; und helfen auch alsdann, wenn der Ort bereits ſchwillt, ja, ſo gar ſchon Ritzen oder Löcher bekommt.

Jo. Wolfg. Frid. Bönnecken practiſche Bemerkung von dem Nutzen des Palmöhls, beſonders in den Froſtbeulen und Gichtknoten, ſt im 10 St. der Fränk. Sammlungen, Nürnb. 1757, 8. S. 229—241.

Auſſer den Oehlen ſind auch durchdringende Spiritus, innerlich und äuſſerlich gebraucht, ſehr wirkſame Vertheidigungs-Mittel gegen den Froſt. Ein Par Löffel (nicht Flaſchen!) voll Branntwein erwärmen, nach vorher genoſſener Speiſe, vortrefflich, und ſind das beliebte Mittel der Soldaten, womit ſie ſich froſtfeſt machen. Aeuſſerlich dienen zum Waſchen Weingeiſt, mit oder ohne Campher, Myrrhen-Eſſenz, Bernſtein-Eſſenz, u. d. gl. Weil aber die ſpirituöſen Sachen leicht verfliegen, ſo kann man ſich eines Kunſtgriffes bedienen, der dieſer Wirkung vorbeuget. Man feuchtet nähmlich

ein Stück löſchpapier oder leinwand mit dem Spiritus ein, oder gießt ihn auf die Socken und Strümpfe. Darüber her legt man einige trockne Blätter Papier über einander, und zieht die Schuhe oder Stiefeln über dieſelben. Das Papier allein, hat ſchon die Wirkung, daß es die Glieder vortrefflich wieder die Kälte beſchützet, und Paracelſus hat es ſchon allen Pelzen und Zeugen vorgezogen. Es muß alſo deſto beſſere Wirkung leiſten, wenn die Füße mit ſpirituöſen Sachen angefeuchtet ſind, und noch überdem dieſe Bedeckung haben, welche das ſchnelle Ausdünſten des Spiritus verhindert.

Wer zur härteſten Winterszeit über Feld reiten muß, der nehme nur ein Par einfache dünne Strümpfe, überziehe aber vorher den bloßen trocken Vorfuß bis an die Waden mit Schreibpapier, und ziehe alsdann ſeine Strümpfe ordentlich an, wie auch die Stiefel, ſo wird ihn nicht an die Füße frieren, wenn er gleich den ganzen Tag reitet, da er ſonſt ohne dieſes Papier die Kälte nicht eine halbe Stunde aushalten könnte; welches deſto unfehlbarer geſchieht, wenn er das Papier doppelt anleget, ungeachtet die Dicke von dem Papiere zweyfach genommen, noch ſehr geringe iſt.

Statt des obgedachten Spiritus, kann auch bloß Branntwein zum Waſchen der Füße, Hände und des Geſichtes, oder Lauge von Tauben- oder Fuchs-Koth, hinreichen. Wer aber von edlem Geblüte herſtammet, und ſich mit guten gemeinen Sachen nicht abgeben will, der läßt ſich von ſeinem Leib-Arzte nervenſtärkende Kräuter verſchreiben, die er in rothem Weine kocht, und ſich die Füße damit badet. Dieſes Mittel hilft vielleicht nicht ſo viel, als die vorhergehenden; allein, da es vornehmer iſt, ſo wird man die Billigkeit haben, eines ins andere zu rechnen. Rodericus von Fonſeca erzählt, daß die Barfüßer Mönche bey dem Anfange des Winters die Füße mit dem abgekochten rothen Weine mit Brenn-Neſſeln, Rosmarin, Thymian, Raute, Poley, und Calaminthen oder Acker-Münze, baden, und dadurch ſich vor dem Froſte verwahren. Libavius ſchreibt,

wenn

wenn den Kindern, vor dem vierten Monathe des Alters, die hohlen Hände und Fußſohlen mit dem ausgepreßten Safte von Wermuth gerieben würden, ſo hätten ſie ihr Lebenlang keine Gefahr vom Froſte zu befürchten.

Am beſten ſtärkt man die Haut an den Händen, ſo wie am ganzen Körper, durch das Waſchen mit kaltem Waſſer. Kinder, die nach dieſer Vorſchrift erzogen werden, bekommen ſelten Froſt-Beulen. Von dem Anfange des Herbſtes an, laſſe man ſie Morgens und Abends, vor dem Eſſen, einige Augenblicke die Hände in kaltes Waſſer eintauchen. In dieſer Jahrszeit gewöhnen ſich die Kinder leicht daran, und werden alsdann den ganzen Winter hindurch damit fortfahren, auch wenn das Waſſer eiskalt iſt. Sie können auch wöchentlich zwey oder drey Mahl die Füße in kaltes Waſſer ſetzen. Dieſes Verfahren, welches für Erwachſene, die daran nicht gewöhnt ſind, ſchädlich ſeyn würde, iſt bey Kindern, die man ſehr jung daran gewöhnt, von unbeſchreiblichem Nutzen.

Ueberhaupt muß man, inſonderheit im Winter, bey großem Froſte, die Hände und Füße zum öftern rein abwaſchen, und von dem ſich in die Schweißlöcher und Falten ſetzenden Unflathe, Staube, Kothe und Schweiße reinigen; denn dieſer friert am erſten von dem äuſſerlichen Froſte, und die warme Ausdunſtung kann darin demſelben gar nicht wiederſtehen; der gefrorne Unflath aber verhindert ſolche an der Haut, zieht ſie zuſammen, und macht, daß ſonderlich die Hände davon aufſpringen. Dieſe Regel haben ſich inſonderheit Dienſtbothen, welche dem Anhängen des Unflathes mehr, als andere Menſchen, unterworfen ſind, wohl zu merken.

Man muß ſich aber auch in Acht nehmen, daß man die gute Wirkung dieſes kalten Bades durch allzu große Wärme in der Zwiſchenzeit nicht ſtöre; folglich muß man auch zugleich die Abwechſelung von Wärme und Kälte vermeiden. In dieſer Abſicht muß man 1) die Kinder ſo erziehen, daß ſie nie die Hände zum Feuer, und

und noch weniger an den Ofen, halten. In denen Ländern, wo die Oefen nicht ſo ſehr im Gebrauche ſind, und unter denen, die ſich derſelben weniger bedienen, ſind die Froſt-Beulen ſeltener. Der Gebrauch des Ortes zwiſchen der Wand und dem Ofen, den man hier zu Lande die Hölle zu nennen pflegt, und wo ſich gemeiniglich eine Schlaf-Bank befindet, iſt den Kindern und Erwachſenen auf mehr als Eine Art ſchädlich. 2) Man muß ihnen niemahls Muffen geben. 3) Es iſt auch dienlich, wenn man ſie gar keine Handſchuhe tragen läßt, es ſey denn, daß einige beſondere Umſtände es erfordern. Dieſer Rath iſt beſonders den jungen Knaben heilſam. Wenn man ihnen ja aber welche gibt, ſo müſſen ſie allemahl von dünnen und glatten Leder ſeyn.

Zur Verhütung der Froſt-Beulen, gibt Andry, in ſeiner **Orthopädie**, deutſch. Ueberſ. Berl. 1744, 8. S. 246, als das ſicherſte Mittel an, daß man ſich, im October und November, des Morgens und Abends, die Hände mit blankem Weine, worin man klein geſchnittene und friſch gepflückte weiße Senf-Blätter, zwey Tage lang, hat weichen laſſen, waſche.

Man hat auch bewährt gefunden, die Theile, welche dem Erfrieren vor andern unterworfen ſind, in ganz warmes Ochſen-Blut zu tauchen.

No. 71 der *Gaz. ſalut.* v. J. 1767.
Berl. Samml. 4 B. 4 St. S. 395.

Um das Erfrieren der Glieder auf der Jagd abzuwenden, beſchmieren ſich die Jakuten des Winters öfters mit einer Salbe von Thon und friſchen Kuhmiſt; und dieſes haben ihnen auch die Ruſſen um Jakuzt, da der Nutzen davon ſo ſichtbar iſt, abgelernt.

Gmelin Reiſe durch Siberien, 2 B. S. 453, fgg.

Wer die Glieder ſchon ehedem erfroren hat, empfindet darin zur Herbſtzeit, wenn der erſte Froſt eintritt, ein beſchwerliches Jucken, wobey die Glieder ſchwellen, roth und blau werden, ja ſo gar aufbrechen, wenn man nicht zuvor kommt. Es iſt etwas Beſonderes, daß dieſes

ſes alle Herbſte geſchieht, wenn auch gleich eine ſolche Perſon zu der Zeit nicht aus ihrem Zimmer oder Bette kommt, und ſich der äuſſern Luft im geringſten nicht ausſetzt. Man ſieht hieraus, daß der menſchliche Körper ein lebendiges Wetterglas iſt. So bald man das Jucken, die Geſchwulſt, und die unterlaufenen Flecken an den erfrornen Theilen ſpüret, muß man ſie fleißig mit den obgedachten Oehlen oder ſpirituöſen Sachen reiben, ſo läuft man keine Gefahr, daß ſie aufbrechen werden. Inſonderheit verdient hier der Gebrauch des Stein-Oehles, mit weiß Lilienöhl vermiſcht, angeprieſen zu werden.

Ein vorzüglich wirkſames Mittel, iſt das Waſſer, welches ſehr kalt iſt, oder gefrieren will. In ſelbiges taucht man täglich verſchiedene Mahl, einige Minuten lang, die Hände. Dieſes Mittel iſt, bey dem Froſte in den Händen, nie zu unterlaſſen, wenn man Muth genug hat, es auszuhalten, und wenn keine Umſtände, wegen welcher es ſchädlich werden könnte, vorhanden ſind. Selbſt der große Arzt in der Schweitz, Hr. Tiſſot, verſichert, ſich einzig und allein damit geholfen zu haben, als er von Froſt-Beulen angegriffen ward, weil er ſich eine allzu warme Muffe angeſchaffet hatte. Die erſten Augenblicke, da die Hand im Waſſer iſt, fühlt man einen leichten Schmerz, welcher ſich nach und nach vermindert. Bey dem Herausziehen ſind die Finger von Kälte erſtarrt; ſie werden aber bald wieder warm, und nach einer Viertelſtunde befindet man ſich ganz wohl. Wenn man die Hand aus dem Waſſer zieht, ſo trocknet man ſie ab, und ſteckt ſie in einen ledernen Hand-Schuh. Nach 3 oder 4 ſolchen Hand-Bädern verliert ſich die Geſchwulſt, und die Haut wird runzelig; bey fernerer Fortſetzung der Bäder aber zieht ſie ſich wieder zuſammen. Nach 3 oder 4 Tagen iſt man geheilt, und das Uebel kommt ſelten in demſelben Winter wieder. Das empfindlichſte Jucken der Hände, wird durch das

Eintauchen derſelben in kaltes Waſſer gewiß geſtillet. Hierher gehören auch die Schnee und Eis-Bäder, deren Wirkung gemeiniglich noch ſchneller iſt. Man reibt ſich nähmlich die Hände oft und lange mit Schnee oder geſchabtem Eiſe, oder hält ſie eine Zeitlang darin. Sie werden einige Augenblicke hierdurch ſehr heiß und roth, man befindet ſich aber bald darauf wohl. Einige wenige Perſonen, die eine überaus zarte und empfindliche Haut haben, können dieſes Mittel nicht leiden.

Wahrnehmung von einem durch die Kälte beynahe verurſachten, durch Schnee und Eisbäder aber abgewendeten kalten Brand, durch Hrn. le Nicolais du Saulſay, ſt. in der aus dem Franz. überſ. Sammlung auserleſ. Wahrnehm. aus der Arzneywiſſ ꝛc. 8 B. 6 St Straßb. 1764. 8. S. 377 — 387.

Wenn dieſe letztere Urſache, oder ein anderer Umſtand, z. E. die Verzagtheit und das beſtändige Wehklagen eines Kindes, die Zeit der monathlichen Reinigung bey einer Frauensperſon, zur Gewohnheit gewordene Koliken, oder andere Krankheiten, welche, wie man bemerkt hat, nach Erkältung der äußern Gliedmaßen von neuem anfallen, den Gebrauch dieſes Mittels nicht verſtatten, ſo muß man andere an deſſen Stelle ſetzen. Eines von den beſten iſt, Tag und Nacht Handſchuhe von zartem Leder, z. E. von Hunds-leder, zu tragen. Sind die Füße angegriffen, ſo muß man Socken von eben ſolchem Leder anziehen, und einige Tage zu Bette liegen.

Wenn das Uebel zu dringend iſt, wenn man kein kaltes Waſſer gebrauchen kann, und die Hülfe der Hand-Schuhe zu langſam ſcheint, ſo muß man täglich zu verſchiedenen Mahlen die leidenden Theile in ein Decoct eintauchen, welches mehr als laulich iſt, und zu gleicher Zeit einezertheilende und erweichende Kraft beſitzt.

Von dieſer Art iſt das Decoct von Rüben-Schalen, oder von geweikten Rüben, deſſen Kraft man vermehret, wenn man ein Sechzehntheil Eſſig hinzu füget.

Ein anderes ſehr bewährt befundenes Decoct, wovon die Hände aber auf einige Tage gelb werden, iſt folgendes:

Sau-

Sau-Brod, Kamillen-Spitzen, von jedem 1 Handvoll; gemeine Seife, Salmiak, von jedem 1 Quent. Alles dieſes thut man in einen irdenen Topf, gießt 1 Quart kochendes Waſſer darauf, und läßt es eine Weile an einem warmen Orte ſtehen.

Man kann verſchiedene dergleichen Decocte aus allen Arten von Wund-Kräutern machen, welche beynahe einerley Kräfte haben.

Der Urin, welchen Einige rühmen, und die Vermiſchung von Urin und Kalk-Waſſer, ſind von gleicher Wirkung, wie dieſe Decocte. Wenn man die Hände aus dieſen Decocten heraus zieht, muß man ſie nothwendig durch Handſchuhe gegen die äuſſere Luft verwahren.

Oefters iſt der Dampf noch wirkſamer, als die Decocte ſelbſt. Man kann daher zuweilen mit gutem Erfolge, an ſtatt die Hände in das Decoct einzutauchen, ſolche über den Dampf halten. Der Dampf von warmen Eſſig iſt eines der kräftigſten Mittel, und der Dampf von Juden-Harz oder Terpenthin thut ebenfalls gute Wirkung. Auch nach dem Dampfe muß man die Hände vor der äuſſern Luft verwahren. Wenn das Uebel durch den Gebrauch der Decocte oder des Dampfes vertrieben iſt, muß man die Hände oder Füße alle Tage mit ein wenig Campher-Spiritus, der mit einer gleichen Quantität Waſſer vermengt iſt, waſchen, wodurch die Haut wieder geſtärkt wird.

Zum Ausziehen des Froſtes, wird von Andern empfohlen, das erfrorne Glied eine Stunde lang in warm gemachte Salz-Lake von Rindfleiſch zu halten, und dieſes zum öftern zu wiederhohlen. Dieſes Mittel heilt, wenn auch ſchon der Schade aufgebrochen iſt.

Nach No. 49 der Gazette ſalut. v. J. 1771; der Gaz. litter. de Berl. v. J. 1772, S. 40, und dem 4 St. des 4 B. der Berl. Samml., hat man die Benzoe-Tinctur wieder die noch nicht aufgebrochenen Froſt-Beulen, durch vielfältige Erfahrungen bewährt gefunden, wenn man davon 3 oder 4 Tropfen auf die be-

ſchädigte Stelle gießt, und ſie daſelbſt einreibet. Nach ſieben- bis achttägiger Wiederhohlung dieſes Mittels verſchwinden die Beulen.

Nach des Ritter Linné Vorſchrift, ſoll man die erfrornen Theile zum öftern mit Salz-Geiſte benetzen.

Journ. oecon. Janv. 1758, S. 28, und Juill. 1767, S. 325.
Nouvelliſte oecon. & litter. To. XXIX. p. I. m. de Avr. M. & Juin 1759, S. 176.
No. 42 der *Gaz. ſalut.* v. J. 1761; und No 10 derſ. v. J. 1768.
Samml. auserleſ. Wahrnehm. ꝛc. 7 B. 2 St. Straßb. 1763, 8. S. 167.
14 St. der Hamb. gemeinnütz. Nachr. ꝛc. v. J. 1768, S. 64.

Um den Froſt auszuziehen, leget man auch faule Aepfel auf; oder Sauerteig; oder Wein- oder Bier-Hefen; oder die abgezogene Haut von einem geräucherten Häringe oder Bücklinge; oder bloßen Thran, oder auch von Thran gemachte Wagen-Schmier; oder das kleine Hauslaub (Sedum vermiculare minus) geſtoßen; friſche Rüben mit Ey oder etwas Myrrhen gequetſcht, und mit ungeſalzener Butter vermiſcht; oder eine Salbe von gelbem Wachſe, weiß Lilien-Oehl, und Gänſe- oder Hunde-Fett. Man kann auch aus 4 Loth Bocks-Talg, 2 Loth gelbem Wachſe, ½ Loth gelben Harze, 1 Loth Terpenthin und ½ Loth Baum-Oehl, eine Salbe bey gelindem Feuer zuſammen ſchmelzen, ſie warm auf leinene Tücher gießen, und ſogleich auf die erfrornen Theile legen.

8 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755, Col. 127, f.

Oder, eine Salbe aus Terpenthin, Honig, Ey-Dotter und Althäenſalbe, zu gleichen Theilen unter einander gemiſcht, welche man nicht allein am warmen Ofen auf den leidenden Theil reiben, ſondern auch, auf Leinwand geſtrichen, auf den beſchädigten Theil legen kann.

Nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anz. v. 13 Dec. 1769, Col. 87.

Oder, man nimmt verfaulte, oder ſonſt verdorbene, verwelkte und löcherige, Steck-Rüben, und läßt ſie in friſchem Urin ſo lange kochen, bis die Maſſe ſich in einen

Brey

Brey verwandelt hat. Hernach thut man 2 Eydotter, und ½ Loth Balſ. ſulphuris terebinthin. hinzu, rührt alles wohl unter einander, damit eine Salbe daraus werde, welche man warm auf die leidende Stelle leget, bis der Froſt und die Geſchwulſt ausgezogen iſt.

No. 38 der *Gaz. ſalut.* v. J. 1773.
Berl. Samml. 4B. S. 395. f. und 6B. S. 378.

Folgende ſo genannte Eis-Salbe kann man nicht anders, als im Winter, wenn es ſchon ziemlich friert, machen; ſie läßt ſich aber, ohne zu verderben, von einem Winter zum andern aufheben. Man nimmt guten Speck, bratet denſelben, ſondert hernach die Grieben davon ab, und ſetzt ihn wieder an das Feuer, damit das Fett ſo lange, als nöthig iſt, warm erhalten werde. Alsdann nimmt man ein dickes Stück Eis, macht in die Mitte deſſelben, mit einem Meſſer, eine kleine Vertiefung, gießt in dieſelbe etwas von dem ausgebratenen warmen Fette, rührt es mit einem Meſſer ſcharf um, ſo daß ſich theils durch die Wärme des Fettes, theils durch das Schaben des Meſſers, etwas von dem Eiſe ablöſet, und mit demſelben zu einer Salbe vermiſchet. Hernach gießt man wieder etwas Fett hinzu, und continuirt damit ſo lange, als man noch warmes Fett, oder ſo viele Salbe hat, als man nöthig zu haben meinet. Wenn man dieſe Salbe gebrauchen will, ſtreicht man davon auf ein Stück alte Leinwand, und leget es auf die vom Froſte angegriffenen Glieder.

52 St. der Götting. gemeinnütz. Abhandl. v. J. 1773, S. 415, f.

Oder, man nimmt weißes Wachs und recht reines Baumöhl, von jedem gleich viel, ſetzt beydes in einem zinnernen Teller auf Kohlen, läßt es ſchmelzen, und rührt es wohl durch einander: es muß aber nicht ſo heiß werden, daß es kreiſcht. Unterdeſſen hält man ein Stück ausgehöhltes Eis bereit, und gießt die heiße zerlaſſene Salbe mit einem Mahl darein. Dieſe wird zum Gebrauch aufgehoben, und auf Läppchen geſtrichen, womit die erfrornen Stellen beleget werden. Es hilft nicht nur, wenn der Schade erſt friſch,

ſondern

ſondern auch viele Jahre vorher ſchon geſchehen iſt, und ſich bey annahendem Winter wieder meldet.

Mannigfaltigkeiten, 3 Jahrg. Berl. 1772, gr. 8. S. 574.
Berl. Samml. 5 B. S. 504; und 7 B. S. 81.
Kayſerl. Königliche Realzeitung der Wiſſenſch. ꝛc. Wien, 1774, 8. S. 734, f.
No. 9 der *Gazette ſalut.* v. J. 1774.

Ein ſehr bewährt befundenes Mittel iſt ferner der ſo genannte märkiſche Balſam, deſſen Compoſition folgende iſt. Man nimmt Silber-Glätte und armeniſchen Bolus, von jedem 3 Loth; calcinirten ungariſchen Vitriol, 1 Loth, oder, in deſſen Ermangelung, bis zur Röthe calcinirten Eiſen-Vitriol, oder auch wohl Vitriol-Miner; alt Baum-Oehl, ½ Quart. Die erſten 2 Stücke werden klein geſtoßen, in ſtarke Leinwand gebunden, in einem glaſurten oder andern ſteinernen Topfe in das Oehl gehängt, und ein Deckel darauf geklebt, worauf man die ganze Maſſe bey ſehr langſamen Feuer um den dritten Theil einſieden läßt, und ſie alsdann in einem Zukkerglaſe verwahret. Sie erhält ſich viele Jahre, und wird je älter je beſſer. Man muß ſich hierbey vorſehen, daß die Leinwand den Topf weder an der Seite, noch auf dem Boden, berühre, weil ſie ſonſt anbrennt.

Was den Gebrauch und die Wirkung dieſes Balſams betrifft, ſo nimmt man, wenn man verhüten will, daß die Hände auf einige Tage nicht roth werden, nur das Obere des Balſams, ſtreicht die Hände ziemlich ſtark damit an, und zieht einen Handſchuh von inwendig geglättetem Leder darüber. Bey dem Froſte in den Füßen, beſtreicht man dieſelben ebenfalls damit, und verbindet ſie mit Leinwand, damit keine Luft daran komme, und der Balſam ſich nicht ſo leicht abwiſchen möge. Noch wirkſamer aber iſt der Balſam, wenn der Bodenſatz vorher mit einem hölzernen Spatel wohl umgerühret worden iſt.

Einige Tage hindurch muß man den Balſam, ohne den Verband zu öffnen, liegen laſſen, und, wenn auch die ſchadhafte Stelle wirklich aufbricht, nichts anders dabey gebrauchen, ſondern mit dieſem Balſam, welcher zugleich heilet, beſtändig fortfahren.

Eben dieſes Mittel rühmt man auch in Brand-Schäden, Geſchwulſten, und ſo gar bey der Bräune, wenn man, im letz-

letztern Falle, eine Leinwand damit beſtreicht, und ſie ſo warm, als es zu leiden iſt, umbindet, auch öfters warme Tücher umſchlägt.

27 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, Col 425, fgg.
Berl. Samml. 4 B. S. 393. fgg.

Auſſer den ſogleich nach bemerktem Uebel gebrauchten kalten Fuß-Bädern, wird auch in den churbayeriſchen Intelligenzblättern ein von einem erfahrnen Bauer verſuchtes und bewährt gefundenes Haus-Mittel angerathen, welches darin beſteht, daß man aus einem Eis-Zapfen, welchen man in Rocken-Mehl abreibet, einen Teig machet, ihn auf Leinwand ſtreicht, und hernach über den ſchadhaften Theil leget.

Gieſſ. wöchentl. Anz. v. J. 1769, S. 147.
Berl. Samml. 4 B. S. 393.

In No. 55 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1776, S. 498, wird folgendes Mittel bekannt gemacht. Man nimmt ein Stück Seife, zerſchneidet es in kleine Stückchen, thut friſche ungeſalzene Butter, in Größe eines Hühner-Eyes, dazu, und ſo viel Salz, als man zwiſchen 5 Fingern halten kann, gießt alsdann friſche Milch hinzu, und läßt dieſe Miſchung auf gelinden Kohlen zu einer Salbe kochen. Von derſelben leget man beſtrichne und eingetauchte Umſchläge, ſo warm als man es leiden kann, auf die erfrornen Glieder, wiederhohlt die Umſchlagung, ſo bald ſolche nur einiger Maßen kühl zu werden anfängt, und fährt ununterbrochen einen ganzen Tag damit fort. Wenn alsdann nur bey dem Abnehmen der Umſchläge, oder bald nach demſelben, eine neue Erkältung verhütet wird, ſo kann man darauf rechnen, daß das Uebel gründlich gehoben iſt.

Es iſt dieſes Mittel von glaubwürdigen Perſonen in ſehr vielen Fällen ſtets bewährt befunden worden; und noch neulich hat man es mit dem beſten Erfolge bey einem jungen Herrn angewendet, der von Kindheit an ſo ſchmerzhaft an dieſem Uebel gelitten hat, daß bey Eintritt der Kälte jedes Mahl die Füße aufbrachen, und weder die Auflegung von Eis und Schnee, noch eine Menge anderer angerathener Mittel, etwas geholfen hatte. Obgedachte Salbe iſt ihm

nur

nur ein einziges Mahl von früh 8 Uhr, bis Abends 8 Uhr, aufgelegt worden.

Die Jäger haben unter andern eigenen Mitteln auch dieſes, daß ſie das Krähen- und Raben-Fett wieder den Froſt in den Gliedern gebrauchen. Oder, ſie legen das warme Gehirn dieſer friſch geſchoſſenen Thiere auf die Ferſe, worin der Froſt befindlich iſt, da es denn anfänglich ſehr kälten, den andern Tag aber die Wärme ſich wieder einfinden, und der Froſt nicht mehr zu fühlen ſeyn ſoll.

Man will auch erfahren haben, daß die Elektricität die Froſt-Beulen vertreibe.

Experiences ſur l'electricité, par Mr. JALLABERT, à Paris 1749. ſ. Hamb. Magaz. 6 Band, S. 89.

GE CHRIST. FUCHSELII obſ. de vi fulminis electrici in membra frigore uſta & alio modo adfecta, ſt. im 2 Th. der *Act. Acad. Elect. Mogunt.* Erf. 1761, 8. S. 465—476.

Ein Fuß-Bad von abgekochten Odermennig, Iſopp und Majoran, wie auch von Epheu, oder Bähungen von warmer Aſche, haben zuweilen gute Dienſte gethan.

Oder, man nimmt Pferde-Aepfel, ſo friſch als ſie zu haben ſind, kochet oder weichet ſolche in warmen Waſſer ein, gießt alsdann die ganze Maſſe in ein Gefäß, und ſetzt ſich zwo Stunden mit den Füßen hinein. Dieſes zieht den Froſt aus, und heilt den Schaden gründlich.

Berl. Samml. 9 Band, S. 146.

Wenn eine Froſt-Beule die Naſe angreift, ſind der Dampf von Weineſſig, und ein Ueberzug über dieſelbe von Hunds-Leder, den man einige Tage überzieht, die beſten Mittel. Eben dieſe Behandlung iſt für die Ohren und das Kinn dienlich. Das Waſchen mit kaltem Waſſer verwahrt dieſe Theile vor dieſem Zufalle.

Unter den bisher angeführten Mitteln, welche den Froſt ausziehen, und ſowohl gleich nach Erfrierung der Glieder, als auch jährlich bey neuem Eintritte des Froſtes, gebraucht werden können, ſind viele, die man mit eben dem Nutzen auch bey verbrannten Gliedern gebrauchen kann; ſ. Th. VI, S. 361, fgg. Dieſes erinnert mich an eine Beobachtung des

Hrn.

Hrn. Ellis, welche in der Arzeneykunſt nützlich werden, und zur Erfindung neuer Mittel, ſowohl wieder den Froſt, als Brand, Anlaß geben kann. Er hat nähmlich bemerkt, daß eine recht große Kälte in unſerm Körper eben die Wirkungen hervor bringe, als eine ſehr große Hitze, und daß eben dieſelben Mittel ein erfrornes Glied heilen, welche es heilen würden, wenn es verbrannt worden wäre. Er fand dieſes, als er einſtens in Hudſonsbay überwinterte, wo es ſich mit dem Froſte ſchöne Verſuche anſtellen läßt.

S. der göttingiſchen Sammlung neuer Reiſen 1 Th. S. 182.

So bald man ein Glied erfroren hat, iſt es nöthig, gewiſſe Vorſicht zu gebrauchen, ehe man noch zu einem der oben erwähnten Mittel ſchreitet. Vornehmlich muß man ſich hüten, daß man nicht ſogleich wieder in die Wärme gehe. Eben ſo, wie man ein verbranntes Glied nahe an das Feuer halten muß, um den Brand heraus zu ziehen (ſ. Th. VI, S. 362): ſo muß man ein erfrornes Glied, gedachter Maßen, mit Schnee, Eis, oder kaltem Waſſer, reiben, bis es warm wird, und erſt hernach ſpirituöſe Sachen zur Hand nehmen. Ohne dieſe Vorſicht würden die Reiſenden in ſehr kalten Ländern Gefahr laufen, Ohren und Naſe zu verlieren. Wenn die Glieder ſich auf dieſe Weiſe von ihrer Erſtarrung und Fühlloſigkeit wieder erhohlt haben, kann man ſie mit Bürſten oder rauhen Tüchern reiben, und hernach die obigen Mittel gebrauchen.

Iſt es endlich ſchon ſo weit gekommen, **daß die Froſt-Beulen aufbrechen**, ſo muß man ſie, wie andere Geſchwüre, wieder zuheilen laſſen. Hierzu dienen Salben, aus klein geſtoßenen gefrornen Rüben mit Schmelz-Butter oder Oehl über dem Feuer zuſammen geſchmolzen. Zur Reinigung der Geſchwüre iſt ungemein dienlich, ſie mit dem überbliebenen waſſer vom vitrioliſirten Weinſtein fleißig zu waſchen, oder aus Birkenholz-Aſche und Waſſer, ohne Feuer, eine zubereitete Lauge mit Mehl in einen Teig zu bringen, denſelben viele Tage überzuſchlagen, und die Geſchwüre, wenn ſie genug gereinigt ſind, mit einem Brey-Umſchlage von ge-

gekäueten Erbſen zu heilen. Oder, es wird eine Salbe von Eydotter, peruvianiſchen Balſam, und Pomade, gemacht, und mit Charpie in die Wunde gelegt, welche hernach mit einem Pflaſter (z. E. dem Diapalmen-Pflaſter, oder dem Empl. de lapide calaminari) bedeckt wird. Scheffer erzählt in ſeinem Berichte von Lappland, daß die Lappländer ein glühendes Eiſen in einen Käſe ſtecken, es heraus ziehen, und das alsdann heraus tröpfelnde öhlichte Weſen auf die Glieder ſchmieren, wovon ſie unglaublich geſchwinde heilen ſollen. Eben dieſes ſollen auch die heiß gemachten und aufgelegten Scheiben von Käſe verrichten.

Wenn die Hände von der Kälte aufſpringen, ſo iſt ein ſehr ſchönes Mittel, ungefähr einen Kaffelöffel voll von dem wäſſerigen Myrrhen-Extracte in einer Kaffetaſſe voll heißen Waſſer durch beſtändiges Umrühren aufzulöſen, und die Hände fleißig mit dieſem Waſſer zu waſchen. Die zugeheilten Wunden von Froſt-Beulen werden vor den neuen Aufbruch mit eben den ſpirituöſen Sachen, welche oben angeführt ſind, nähmlich durch fleißiges Waſchen mit Weingeiſt, Campher-Spiritus mit oder ohne Saffran, Branntwein, Bernſtein- oder Myrrhen-Eſſenz ꝛc. vertheidigt.

In ſehr kalten Ländern verwandelt ſich die von dem Froſte herrührende Entzündung in den Brand. In unſern gemäßigten Gegenden geſchieht dieſes ſeltener. In ſolchem Falle muß man ſich nothwendig der Hülfe eines Wundarztes bedienen.

Kurze und gründliche Beſchreibung der Froſtbeulen und erfrornen Glieder des menſchlichen Leibes. Leipz. 1740.
Geſellſchaftl. Erzählungen, 1 Th. S. 395, f.
Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1755, Col. 127, f.
Leipziger Sammlungen, 11 Band, 1755, 8. S. 597, f.
47 St. der Stuttg. phyſ. ökon. Realzeit v. J. 1756.
Journ. oeconom. Avr. 1764, S. 190 – 192.
No 30 der *Gazette ſalut.* v. J. 1764.
Hamb. Journal, v. Mon. Nov 1764, S. 945 – 950.
Obſervatio de teſticulo a gelu brumali feliciter extirpato, ſt. in *Obſſ. clinicar. ad ductum medicationum in noſocomio generali Varſavienſi,* Faſc. I. Varſav. & Dresd. 1767, 8. S. 54.

Coburg. Magaz. v. J. 1775, S. 46—55.
Berlin Samml. 3 B. 4 St. S. 393, f. und 7 B. 3 St. S. 494—497.
Preuß. Sammler, 1 B. S. 33.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. v. J. 1773, S. 344.
Lettre de Mr. ALSIUS, contenant des préſervatifs contre les effets du froid, ſt. in der *Gaz. litter. de Berl.* v. 5 Nov. 1764, S. 250, f.
Reflexions ſur la lettre précedente, ſt. eb. daſ. v. 19 Nov. S. 267, f.
Anmerkungen über den Brief des Hrn Alſius, worin Mittel wider die Wirkungen der Kälte enthalten ſind, ſt. im 50 St. der wöchentl. gel. Nachr. z. Hamb. und Correſp. v. J. 1764.

GREG. THEOD. BARTHOLDI Obſ. de gangraena & ſphacelo ex frigore, ſt. in Deſſen *Opp. med. tripart.* Frf. M. 1717, 4. P. 3. S. 113—115.
A. H. CUMMII Obſ. de paralyſi pedum ex longiore in frigido mora, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* A. 1670, Obſ. 84.
GUIL. FABRICII *Hildani* Obſ. de gangraena ex frigore ac congelatione, ſt. in Deſſen *Obſſ. & curat. chirurg.* Cent. II. Obſ. 87; und in Deſſen *Opp. omn.* Frf. M. 1646. f. S. 165; wie auch in *Mangeti Bibl. med. pract.* To. II, S. 592, und *Bibl. chirurg.* To. II, S. 270.
Eb. Deſſ. Obſ. de abſceſſu ingenti in tibia ex frigore, ſt. in Deſſen *Obſſ.* Cent IV, Obſ. 84, und *Opp. omn.* S. 360.
PETR. FORESTI Obſ. de pernionibus; ſt. in Deſſen *Obſſ. & curat. medic. ac chirurg. Opp. omn.* T. IV, Rothom. 1653, f. Lib. V. Obſ. 15, S. 142.

Jo. Ad. Göritz Obſſ. vom Schaden und Krankſeyn von der Kälte, ſt. im 35 Verſ. der Breol. Samml. Mart. 1726, CL. 4. Art. 12. S. 353, f.
JO. LUD. HANNEMANNI Obſ. de pernionibus, ſt. in *Tho. Bartholini Act. med. & philoſ. Hafn.* Vol. III. A. 1674 & 1675. S. 17; und in *Mangeti Bibl. med. pract.* To. IV, S. 13.

Wie erfrornen Gliedern zu helfen ſey, ſ. M. C. Hanows Seltenheit. der Nat. und Oek. 1 B. Leipz. 1753, 8. S. 117—120.
Andr. Hütters Obſ. von einer Erfrierung der Finger und Zehen an Händen und Füßen, nebſt derſelben Abnehmung und Cur; ſt. in Deſſen 50 chirurg. *Obſervationibus*, Roſtock 1718, 8. Obſ. 45, S. 272—276.
JO. JUNCKER diſſ. de pernionibus. Hal. 1745, 4. 3 B.
C. MAIER diſſ. de pernionibus. Altd. 1680.
Ge. Matthiä Abhandlung über den Froſt in Händen und Füßen, ſt. im 3 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755.
De pernione, ſ. HIER. MERCURIALIS *de morb. pueror.* L. I. c. 13, in Deſſen *Opusc. aureis & ſelectior.* Vener. 1644, f. S. 300, f.
JO. MUYS Obſ. de naſo laeſo ob frigus hibernum, ſt. in Deſſen *praxi chirurg. ration.* und in *Mangeti Bibl. chirurg.* To. III. Genev. 1721, f. S. 200.
De pernionibus, ſ. FRANC. PECCETTII *Opp. chirurg.* To. I. Frf. 1619, 8. Lib. I, Cap. 5. S. 159—163.
AD. FR. PEZOLD Obſ. de cura pernionum exulceratorum facili ac certa, ſt. in den *Eph. Nat. Cur.* Cent. VII, Obſ. 80.

AUG. QUIR. RIVINI diſſ. de frigoris damno, ſt. in Deſſen *Diſſertat. med.* Lpſ. 1710. 4 No. 48, S. 905—930.

LAUR. ROBERG diſſ. de pernionibus. Vpſ. 1722.

Gottw. Schuſters mediciniſches Bedenken und Gutachten über einen Schäferknecht, welcher im Gefängniß die Füße erfroren und geſtorben, worüber der Herr eines Homicidii culpoſi angeklagt worden, ſt. in Deſſen medicin. Journal, 4 Th. Chemn. 1768, 8. S. 130—139.

M. AURELII SEVERINI de pernionibus tractatulus, ſt. in Deſſen *libro de recond. abſceſſ. natura.*

De carbunculo & pernionibus, ſ. PAUL. de SORBAIT *univ. Med.* Norib. 1672, f. S. 604—606.

Hrn. Prof. Sprengers Landwirthſchaftskalender, a. d. J. 1777, S. 6.

Von erfrornen Gliedern, und Froſtbeulen, ſ. Hrn. Tiſſot Anleit. für den gem. Mann in Abſicht auf ſeine Geſundheit. Mannh. 1775, 8. S. 468—484.

Hrn. D. Unzers Gedanken von den erfrornen Gliedern, ſt. im 1 Th. des phyſikal. und oekon. Patrioten, Hamb. 1756, 4 S. 375—360; und im 2 Th. des Arztes, S. 240, ſqq.

JO. JAC. WALDSCHMIDT diſſ. de pernionibus, ſt. in Deſſen *Opp. med. pract.* Frf. M. 1695, 4. S. 65—72.

Von den Froſtbeulen, und wie denſelben abzuhelfen, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 1 St. v. J. 1771.

De pernionibus, ſ. THEOD. ZWINGERI *theatr. praxeos med.* *Baſil.* 1710, 4. P. 2, S. 372.

Wenn der ganze Körper dem Froſte zu ſehr ausgeſetzt iſt, ſo erfolgt der Tod. Es iſt indeſſen einem **erfrornen oder von Froſt erſtarrten Menſchen** öfters noch eben ſo gut, wie einem erfrornen Gliede, zu helfen. Es wäre nur zu wünſchen, daß man mit erfrornen Perſonen öftere Verſuche anſtellen möchte, als bisher geſchehen iſt, um ſie in das Leben wieder zurück zu rufen. Da man Leute, welche einige Tage unter dem Waſſer gelegen haben, wieder zu ſich ſelbſt gebracht hat, obgleich das Ertrinken eine Art der Erſtickung, und mithin eine viel gewaltſamere Todes-Art iſt, als das Erfrieren: ſo werden die Geſchichten von erfrornen Perſonen, welche nach einigen Tagen wieder auferweckt ſeyn ſollen, dadurch ſehr wahrſcheinlich. Krüger erzählt eine ſolche Geſchichte von einem erfrornen Kinde, welches erſt am vierten Tage gefunden, und durch Bähungen wieder zurecht gebracht worden iſt. Wenn dieſes möglich iſt, ſo kann man behaupten, daß die meiſten erfrornen Perſonen,

welche

welche nach wenigen Stunden wieder gefunden werden, wieder hergeſtellet werden würden, wenn man ſie mit ſeiner Hülfe nicht ſo zeitig verlieſſe, und ſie dem Todten-Gräber überantwortete. Die Verſuche mit Erfrornen ſind leicht anzuſtellen; und ſie ſind allezeit eben ſo zweydeutige Todte, als die Ertrunkenen oder Erſtickten.

Ich habe oben gezeigt, daß, wenn man ſich lange in großer Kälte aufgehalten hat, und merket, daß die Gliedmaßen betäubt, ſtarr und ohne Empfindung ſind, man noch dadurch den übeln Wirkungen des Froſtes vorbeugen könne, wenn man ſie nicht zu ſchnell aufthauen läßt, ſondern, daß man die Glieder zuerſt mit Schnee reiben, und ſie eine Zeit lang in einem ungeheitzten oder wenigſtens ganz temperirten Zimmer aufhalten, und den Leib durch Reiben und Bewegung allmählich erwärmen müſſe, ehe man ſich in ein warmes Zimmer begibt. Eben dieſe Vorſicht iſt auch bey der Behandlung erfrorner Menſchen zu beobachten. Wollte man einen Erfrornen ſogleich in warme Zimmer tragen, ſo würde die fliehende Seele nie wieder in das Leben zurück gerufen werden. Wenn man es aber mit ihnen ſo anfängt, wie es die Wilden in Canada machen, wenn einer von ihnen auf der Jagd erfriert: ſo kann man ſie im rechten Ernſte wieder auferwecken. Man begräbt nähmlich den Erfrornen in den Schnee, worin man ihn die Nacht über liegen läßt, und eine Hütte über ihn bauet, um ihn vor den Anfällen der Kälte zu bewahren. Am folgenden Morgen ſteht er auf, und iſt im Stande, ſich wieder auf den Weg zu begeben.

Das Erſte alſo, was man mit dem lebloſen Körper vorzunehmen hat, iſt, daß man ihn in eine kalte Stube, in die Scheune oder an einen andern kalten Ort bringe, ihm ein Lager von Schnee, ein Par Hand hoch, mache, den entkleideten Körper darauf lege, ihn wieder eben ſo hoch mit Schnee bedecke, und dieſen ein wenig feſt andrücke, bis ſich Beweglichkeit der Glieder und Wärme

wieder einfinden. Man kann den Körper auch mit Schnee reiben, welches aber nicht ſo gleichförmig allenthalben geſchehen kann, als die Bedeckung mit Schnee, die ſelbſt, wie es ſich verſteht, auch über Kopf und Hals gehen muß, wenn man nicht etwa dieſe lieber mit Schnee reiben will. Bloß die Oeffnung des Mundes und die Naſenlöcher bleiben frey. Iſt kein Schnee zur Hand, ſo ſtelle man den erfrornen Körper, bis an den Hals, in ein hinlänglich tiefes Faß, und bedecke das Haupt mit naſſen, aus kaltem Waſſer gezogenen Tüchern, oder ſetze ihn, wenn er etwa im Froſte eine verbogene Geſtalt angenommen hätte, in das Gefäß hinein, und ſchütte alsdann in das Gefäß ſo viel kaltes Waſſer, mit vielen Stücken Eis vermiſcht, daß es ihm bis an den Mund gehe. Man muß aber alsdann wohl auf ihn Acht geben, damit, ſo bald die Glieder zu einiger Biegſamkeit gelangen, wenn die Kräfte dabey den Körper aufgerichtet zu erhalten, noch zu ſchwach wären, das Gefäß verändert, oder doch eine gefährliche Lage des Körpers im Waſſer von den gegenwärtigen Perſonen verhindert werde. Dieſes wird verurſachen, daß ſein ganzer Leib nicht anders, als ein gefrorner Apfel, den man in kaltes Waſſer wirft, mit einer Eis-Rinde überzogen wird, und daß er denjenigen Grad der Wärme wieder erhält, der die geronnenen Säfte wieder allmählich auflöſet, ohne die Gefäße, worin ſie enthalten ſind, zu zerſprengen. Man muß das Bedecken mit Schnee, wenn etwa derſelbe ſchmilzt, oder das Waſſer von ſeiner Kälte verliert, fortſetzen, und immer wieder erneuern, bis ſich in der wiederkehrenden Wärme Zeichen des Lebens äuſſern. Würde ein erfrorner Menſch an einem abgelegenen Orte angetroffen, wo man keine Anſtalt machen könnte, ihn auf eine ſichere Weiſe bald in ein Haus zu bringen: ſo wäre am rathſamſten, ihm da, wo man ihn gefunden hat, die erſte Hülfe durch Bedecken mit Schnee, oder durch kaltes Baden in Eis-Waſſer, ſo gut es thunlich iſt, zu leiſten, und

wenn

wenn ein Beyſtand mehrerer Perſonen von nöthen iſt, ſolche baldmöglichſt herbey zu rufen, hernach, ſo bald ſich wieder ein Leben in ſeinem Körper äuſſert, ihm in dem nächſten Hauſe beſſere Bequemlichkeit zu verſchaffen, wo er denn bis zur völligen Erhohlung, vermittelſt trockner warmer Bedeckungen, und anderer Mittel, welche ich ſogleich anzeigen werde, ſich auf halten müßte.

Die Kraft des Schnees, erfrorne Menſchen wieder zur Empfindung und zum Leben zu bringen, beweiſet nachſtehende wahrhafte Begebenheit, welche von Braunſchweig aus berichtet, und in dem harten Winter 1755 durch die auſſerordentliche Kälte an einem Orte des Harzgebirges veranlaßt worden iſt. Einen gewiſſen Herrn nöthigten ſeine Angelegenheiten, eine kleine Reiſe zu thun, die er in Begleitung eines Lakayen und eines Kutſchers vornehmen mußte. Die Reiſe, ſo klein ſie war, konnte bey der grimmigen Kälte nicht anders, als höchſt beſchwerlich ſeyn. Der Lackey, welcher anfangs hinten auf dem Wagen ſtand, ſetzte ſich nieder, gerieth in einen Schlaf, und fiel, da ihm bey ſolchem Zuſtande die Kälte deſto heftiger zugeſetzt hatte, herunter, ohne daß er davon erwachte. Eine Weile hernach wurde der Herr, nebſt dem Kutſcher, gewahr, daß der Bediente fehlte. Er ſtieg, indem ihm nichts Gutes ahndete, ſogleich aus dem Wagen, ihn zu ſuchen; und er ging nicht weit zurück, ſo fand er ſeinen Lackey, welcher, als ein vollkommen todter Menſch, mitten in dem Wege lag. Bey dieſem Anblicke rief er eiligſt ſeinen Kutſcher herbey. Sie fingen ihn zu rütteln und zu ſchütteln an, aber es war kein Zeichen des Lebens vorhanden. Man hätte ihn gern zu erwärmen geſucht, allein, es fand ſich in der Nähe weder Stadt noch Dorf. Nach langem Ueberlegen faßte endlich der Herr, weil er keine Luſt hatte, einen todten Menſchen mit ſich zu führen, die Entſchließung, denſelben, mit Hülfe des Kutſchers, in den Schnee zu verſcharren, bis man zurück käme, da man ihn mitnehmen und begraben laſſen wollte. Es mangelte hier nicht an Schnee, welcher dieſen Winter insonderheit ſehr hoch gefallen war; und man brachte von demſelben, über den todten Körper, ein wenig abwärts von dem Wege, einen ziemlich großen Haufen zuſammen, worauf man weiter reiſete. Bey der Rückreiſe, als den dritten Tag darnach, ließ der Herr an dieſem Orte, in vorgedachter Abſicht, wirklich ſtille halten; allein, der Schnee-Haufen hatte ein Loch, und der todte Körper war nicht mehr darunter. Man bildete

ſich ein, daß, wofern ihn nicht etwa die Wölfe daſelbſt ausgeſpürt und heraus gehohlt hätten, er vielleicht von Menſchen, welche aus Neubegierde etwa zu dem Haufen gekommen wären, gefunden und weggeſchaft ſeyn könnte. Doch, wie ſehr erſtaunten nicht der Herr und der Kutſcher, als ſie in dem Dorfe anlangten, und daſelbſt den Lackeyen geſund und friſch wieder antrafen, welcher ſodann erzählte, wie er unter dem Schnee-Haufen erſtlich, als von einem Schlafe erwacht ſey, hiernächſt ſich, obgleich noch etwas erfroren, heraus gearbeitet, und darauf den Weg nach dem Dorfe gefunden habe.

Einen gleichen Erfolg kann man davon erwarten, wenn man die Erfrornen in Miſt vergräbt, wovon ſie nach und nach warm werden, und aufthauen.

Man findet im erſten Theile der Schriften der Akademie der Naturforſcher, eine von Valentini umſtändlich beſchriebene Wundergeſchichte von einer erfrornen, mit Füßen getretenen, von den Kindern hin und her geſtoßenen, und endlich in Miſt verſcharrten und mit vielem Stroh bedeckten Katze, welche wenige Tage nachher wieder aufgelebt war, und mit einer Art von Tollheit umher rannte, grimmig ausſah, vor den Menſchen floh, und ſich mit keinen Schmeicheleyen anlocken laſſen wollte.

Dieſes langſame Aufthauen iſt zur Wiederherſtellung erfrorner Menſchen ſo nothwendig, daß man ſie wirklich ohne Errettung tödten würde, wenn man ſie plötzlich in die Wärme brächte. So ſtarb der Marquis von Briquemau, deſſen Munnicks gedenkt, welcher, weil man ihn zu der Zeit, da er gar ſehr erfroren war, zu ſchnell an ein großes Feuer legte, ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Eben ſo ſterben auch die im Winter unter dem Eiſe ſchlafenden Schwalben, und die gefrornen Fiſche, wenn man ſie vor der Zeit, ehe die allmähliche Frühlings-Wärme dieſelben wieder aufthauet, aus ihrer Schlafſucht am Feuer erwecket.

Da die allmähliche Erwärmung des Körpers die Haupt-Sache iſt, worauf es bey der Wiederherſtellung erfrorner Perſonen ankommt: ſo lehret uns die geſunde Vernunft ſelbſt, wie wir dieſes Kunſtſtück zu Ende bringen müſſen. Wenn, nach dem eine gute Zeitlang fortgeſetzten

geſetzten Reiben mit Schnee, oder Waſchen mit kaltem Waſſer, Wärme zu verſpüren iſt, wird der Kranke mit etwas gewärmten Tüchern abgetrocknet, und in ein leicht gewärmtes Bett, aber noch nicht ſogleich in ein gewärmtes Zimmer, gebracht. Alsdann muß man diejenigen Mittel anwenden, deren man ſich bey Ertrunkenen bedienet, um ſie wieder in das Leben zurück zu rufen. In dieſer Abſicht wäre es gut, dem Erfrornen mit einem Blaſebalge Luft in die Lunge zu blaſen; nicht aber, wie dort der Prophet, den Mund auf des Erfrornen Mund zu legen, weil weder die warme, noch die durch das Verweilen in der Lunge des Lebendigen ihrer Elaſticität beraubte Luft, dem Candidaten der Auferweckung dienlich iſt. Hierbey muß der Körper viel gerüttelt, und fleißig kalt gerieben werden. Man könnte ihn, nachdem er im Waſſer gelegen, oder mit Schnee, hernach aber eine Zeitlang trocken gerieben worden, zuletzt in kaltem Branntwein baden; und vielleicht wäre es auch nicht undienlich, ihm, ſtatt der gewöhnlichen Klyſtiere, eines von Branntwein oder Wein beyzubringen. Man reicht ihn auch einen Thee von Hohlunder-Blumen, oder Meliſſen-Kraut, oder Raute und Krauſemünze. Gemeiniglich iſt es auch nöthig, weil ſich ein ſtarkes Fieber einzuſtellen pflegt, daß ihm eine Ader am Arme geöffnet werde. Findet ſich aber, bey wiederkehrendem Leben, noch Sinnloſigkeit, iſt das Haupt aufgetrieben, und ſind die Folgen eines Schlagfluſſes zu befürchten: ſo muß ihm die Droſſel-Ader geöffnet werden.

Iſt man ſo glücklich, durch dieſe und andere Anſtalten, die ein vernünftiger Arzt für gut finden möchte, einem Erfrornen die erſten Spuren des Lebens, nähmlich den Pulsſchlag und das Athemhohlen, wieder zu erwerben: ſo kann man ihn hernach durch mancherley Stärkungen wieder zu erquicken, und völlig zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchen. Ich würde ihm Scheiben von geröſtetem Brod, mit Aquavit angefeuchtet, unter die

Naſe halten, und auf das Herz legen, Salmiak-Spiritus u. d. gl. zum Riechen vorhalten, nervenſtärkende laue Bäder zubereiten, ein wenig flüſſigen Lebensbalſam in einem ſpirituöſen Waſſer, oder Weine, Wein-Suppen mit Saffran und Zimmet, Bezoar-Wein, einige Tropfen Hirſchhorn-Spiritus, oder etwas dergleichen, einflößen laſſen.

Wird man nachher noch ferner an einem oder andern Theile des Leibes, Merkmahle des Erfrierens gewahr, ſind ſie ſtarr, hart, ungelenk und unempfindlich: ſo muß man auch noch ferner dieſe mit Schnee, zerriebenem Eiſe, oder Umſchlägen von kaltem Waſſer bedekken oder reiben, bis die Empfindung und Beweglichkeit wieder kommt. Eben dieſes iſt zu beobachten, wenn nur gewiſſe Theile, als: Naſe, Ohren, Finger und Zehen, erfroren ſind. Man muß ſie nicht wärmen oder ſalben, wenn ſie nicht in einen Brand übergehen und abſterben ſollen, ſondern vielmehr eben ſo, wie bey dem ganzen Körper vorgeſchrieben iſt, mit ihnen verfahren. Auch in dieſen Fällen iſt oft ein Aderlaß nothwendig.

Aufmunterung zu Verſuchen, mit erfrornen Perſonen, ſie wieder zum Leben oder zur Empfindung zu bringen, ſt. in No. 35 der Hamb. Staats- und gel. Zeit. v. J. 1755, und im 2 und 3 St. der Stuttg. phyſ. oekon. Realzeit. v. J. 1756.

Gel. Beytr. zu den Braunſchw. Anzeig. v. J. 1768, Col. 517—523.

Hannov. Magaz. v. J. 1768, Col. 931—936.

Nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. 1 Nov. 1769, Col. 38—40.

Mannigfaltigkeiten, 4 Jahrg. Berl. 1773, gr. 8. S. 472, f.

Berl. Samml. 7 B. 5 St. 1775, 8. S. 497—501.

Oec. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien, 3 B. a. d. J. 1775, S. 42—45.

Gift und Gegengift, Straßb. 1776, 8. S. 179—182.

(Ge. Urb. Belzens) Patriotiſcher Vorſchlag, wie die Erfrornen leichtlich wieder zum Leben und Geſundheit zu bringen, ſt. in Deſſen teutſchen Patrioten ꝛc. Berl. 1762, 8. S. 73, fgg.

GOTTL. EPHR. BERNERI anatome hominis, hiemali frigore interemti, ſt. in den *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. III, Obſ. 28.

ABR. KAAU. BOERHAAVE deſcriptio cerebri inflammati, in auriga frigore enecato, ſt. in den *Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petropolit.* To. I. Petrop. 1750, 4. S. 353, fgg.

Cph. Jac. Mellins Landapotheke, Augsb. 1776, 8. S. 88—92.

Bericht von einem Manne, welcher dem Anſehen nach erfroren war, dem aber wieder zum Leben verholfen ward, von Sam. Naucler, ſt. im 18 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1756, S. 107—110.
SAM. THEOD. QUELLMALZ Obſervata in ſectionibus corporum frigoris vi oppreſſorum, ſt. im *Commerc. litter. Nor. A.* 1736. hebd. 22, n. 5, S. 173, f.
Frigore oppreſſorum curam, Praeſes JO CASP. SCHEURING. Reſp. *T. C. G. Overkamp*, publico eruditorum examini ſubmittunt. Gryphisw. 1760, 4. 2 B.
Gottw. Schuſters medeciniſches Bedenken und Sectionsbericht über einen geſchlagenen, und in Kälte, Froſt und Schnee crepirten Purſchen, ſt. in Deſſen medicin. Journal. 3 Th. Chemn. 1768, 8. S. 179—182.
Eb. Deſſ. Caſus von einem in der Kälte gebohrnen und erſtarrten Kinde, ſt. in Deſſen 5 Th. 1770, 8. S. 176—179.
Hr. D. Unzer, im 1 Th. des phyſ. und oekon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 360—362; und im 2 Th. des Arztes, S. 342, fgg.
Wie Erfrornen zu helfen, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 1 St. v. J. 1772, S. 1—4.

IV. Wirkungen des Froſtes auf Thiere.

Zur Zeit des Winters gewinnt, wie die ganze Natur, alſo auch beſonders das Thier-Reich ein ſehr trauriges Anſehen. Zu dieſer Jahrszeit hört man den lieblichen Geſang der Vögel in Gärten und Wäldern nicht mehr. Die vierfüßigen Thiere laſſen ſich in den Wüſteneyen nicht mehr ſehen. Die Inſecten laſſen den Dunſtkreis ledig ſtehen, und ſelbſt die Fiſche verbergen ſich in den Tiefen der Gewäſſer. So traurig dieſer Anblick für uns iſt, ſo iſt er doch in der That die Wirkung einer höhern Weisheit; und der ſcheinbare Tod, in welchen das ganze Thier-Reich zur Winterszeit einzugehen ſcheint, zielet auf nichts anders, als auf die Erhaltung ihres Lebens, ab. Die Natur erhält die Geſchlechter der Thiere durch die natürlichen Triebe, welche ſie ihnen zu ihrem Beſten eingepflanzt hat; und dieſe Triebe ſind es, welche die Thiere lehren, ſich vor der Gewalt der Witterungen auf mannichfaltige Weiſe zu beſchützen. Ihre ganze Haushaltung verändert ſich bey dem Eintritte des Winters, ſo wie es die Natur, die Lebens-Art, und

die natürliche Fähigkeit jeder Art erfordert; und eine jede ſucht den Schutz, um ſich in dieſer rauhen Jahrszeit zu erhalten, in den Hülfsmitteln, welche ihr die Natur zubereitet und angewieſen hat. Es iſt viel zu angenehm, lehrreich und erbaulich, über dieſe weiſe Vorſicht der gütigen Natur Beobachtungen anzuſtellen, als daß ich zweifeln ſollte, meinen gütigen Leſern durch eine dazu gegebene Anleitung einen angenehmen Dienſt zu leiſten.

Die Natur ſcheint in den Menſchen ein beſonderes Vertrauen geſetzt zu haben, indem ſie ihm gewiſſer Maßen die Sorge ſeiner Erhaltung ſelbſt überlaſſen hat. Dieſes Vertrauen gründet ſich auf das große Geſchenk, welches ſie uns mit der Vernunft machte; und ohne dieſen Vorzug würden wir gewiſſer Maßen viel unmittelbarer unter ihrer Aufſicht ſtehen, und ſo, wie die Thiere, durch ſtrenge Empfindungen zu allen denen Pflichten, die wir unſerer Erhaltung ſchuldig ſind, gezwungen werden. Die niedrigere Fähigkeit der Thiere, welche ſich nie in die Höhe allgemeiner Begriffe und tiefſinniger Schlüſſe verſteigt, hat eine nähere Anweiſung nöthig, wenn ſie für ihre Erhaltung arbeiten ſoll.

Es war um tauſend verſchiedener Abſichten willen unumgänglich nothwendig, daß die Jahrszeiten auf dem Erdboden abwechſelten. Die Körper der Thiere mußten ſo eingerichtet werden, daß ſie den Erdboden bewohnen konnten. Der Einfluß der Witterungen in dieſelben iſt höchſt verſchieden; und wenn ſie alſo in beyden fortdauern ſollten, ſo mußte ihnen ein gewiſſer mittlerer Grad der Dauerhaftigkeit ertheilet werden, wodurch ſie in den Stand geſetzt wurden, die täglichen kleinern Abwechſelungen der Witterungen von demjenigen gemäßigten Grade derſelben zu ertragen, der ſich am beſten für die Natur ihrer Körper ſchickte. Nach dieſer allgemeinen Maxime ſind alle thieriſche Körper eingerichtet worden; und wie war es auch anders möglich? Wenn

ſich

ſich alle Thiere des Erdbodens unter unſerm Himmels-Striche befånden, ſo wůrden diejenigen, welche nur in den heißeſten, oder kålteſten Låndern fortdauern könnten, alle nach und nach umkommen; und es wůrden bloß diejenigen ůbrig bleiben, welche ſich jeßt bey uns aufhalten. Wenn alſo die Thiere in allen Låndern des Erdbodens, ohne Abſicht auf dieſen Unterſchied ihrer Naturen, durch einander gemiſcht worden wåren, ſo wůrden doch in kurzer Zeit unter jedem Himmelsſtriche nur diejenigen ůbrig geblieben ſeyn, deren Natur ihm gemåß iſt, und die ſich jeßt wirklich daſelbſt aufhalten. Eben ſo lebt jedes Geſchlecht der Thiere natůrlich nothwendiger Weiſe nur in ſolchen Låndern, wo es ſeine Nahrung und alle Nothdurft ſeiner Erhaltung findet.

Der Menſch iſt, vermöge ſeiner Natur, nicht gezwungen, nur in gemåßigtern Låndern zu leben; er kann vielmehr, als allgemeiner Herr der Erde, in allen Gegenden derſelben, der Unfreundlichkeit ſo mancher Himmelsſtriche ungeachtet, leben und ſich fortpflanzen. Von den vierfůßigen Thieren låßt ſich ein gleiches nicht behaupten. Dieſe ſind auf unſerer Erde dergeſtalt vertheilt, daß einige Arten nur den heißen, andere den gemåßigtern, und wieder andere nur den kåltern eigen ſind. Man hat auch bisher noch keine Thier-Art ausfindig gemacht, die unter jedem Himmelsſtriche gleich gut fortkommen könnte. Der Löwe, der Elephant, der Tiger, der Leopard und der Panther, werden nur in heißen Låndern gefunden; in gemåßigtern Gegenden werden ſie unfåhig, ſich fortzupflanzen; und in kalten gehen ſie zu Grunde. Unſere nůßliche Haus-Thiere, als: das Pferd, der Ochs, das Schaf, können zwar ein wårmeres Klima gewöhnen, in ſehr kåltern Låndern aber nicht leben. Die vierfůßigen Bewohner Nordens, nåhmlich: das Elend, das Rennthier und der Hermelin, haben ſich noch niemahls in die ſůdlichen Gegenden gewagt; es iſt ihnen auch ſo ſehr unmöglich, die Mittags-Hiße zu gewöhnen, daß ſie ſchon unter gemåßigten Himmelsſtrichen nicht leben können. Dieſes låßt ſich wenigſtens von den Rennthieren behaupten, mit welchen man in Deutſchland und Frankreich ſchon mehrmahls Verſuche angeſtellt hat, ſie zu vermehren, die aber jederzeit, an ſtatt ſich fortzupflanzen, crepierten.

Jedoch

Jedoch iſt das Geſetz, welches die vierfüßigen Thiere in ihre angeborne Gegenden einſchränkt, nicht ohne alle Ausnahme. Einige urſprünglich in heißen Ländern wohnende Arten können auch in gemäßigtern fortkommen und ſich vermehren, ſo wie auch einige zu der nördlichen Kälte abgehärtete ebenfalls in weniger kalten Gegenden leben können. Beyſpiele von den erſtern ſind das Kaninchen und das indianiſche Schwein; von den letztern der Biber und der Fuchs.

Der Grad Kälte, welchen die größern See-Thiere ſowohl, als die kleinern Fiſche, ausſtehen, läßt ſich leicht beſtimmen. Er muß nähmlich allezeit dem Grade der Kälte des Waſſers, worin ſie ſchwimmen, gleich, und alſo, wenn von Fiſchen im ſüßen Waſſer die Rede iſt, noch immer geringer als die Kälte des Gefrier-Punctes ſeyn, weil jenes ſonſt nicht mehr flüſſig bliebe. Was die Fiſche im ſalzigen Waſſer betrifft, welches bey weitem nicht ſo leicht, als das ſüße, gefriert: ſo können ſie einer etwas größern Kälte, die jedoch den Gefrier-Punct gar nicht oder nur wenig überſteigt, ausgeſetzt ſeyn. Die Fiſche alſo haben, vermöge des Elementes, worin ſie leben, niemahls diejenige heftige Kälte zu leiden, der eine große Menge anderer Thiere unterworfen iſt. Aus eben der Urſache können ſie ſich der brennenden Hitze der äuſſern Luft leicht entziehen; diejenigen unter ihnen allein ausgenommen, welche im Waſſer von geringer Tiefe leben, und mithin, nach dem Verhältniſſe der herrſchenden Jahrszeit oder des Klima, die Eindrücke der äuſſern Luft mehr oder weniger fühlen müſſen.

Der mittlere Grad der Dauerhaftigkeit der thieriſchen Naturen war nicht hinreichend, ſie vor den höchſten Graden der Kälte und Hitze zu beſchützen, welche jährlich in den meiſten bewohnten Erdſtrichen in großen Unterſchieden abwechſeln. Es waren alſo für dieſe Fälle neue Hülfsmittel nöthig, die Thiere zu erhalten; und wenn wir jetzt bey dem Froſte allein ſtehen bleiben, ſo wären unter den Thieren unſerer Länder nur wenige vermögend geweſen, einen ſo hohen Grad des Froſtes zu überſtehen, als ſich im Winter bey uns eräugnet, wenn nicht die Natur einige beſondere Künſte für ſie erfunden hätte. Es waren zu ihrer Erhaltung nur einige mögliche Wege vorhanden. Entweder mußten die Körper der Thiere ſelbſt eine ſo große Verwandlung leiden,

daß

daß ſie die höhern Grade der Kälte vertragen konnten; oder ſie mußten in ihren Gegenden Aufenthalte finden, die ſie dawieder ſchützten; oder ſie mußten endlich bey einfallender Kälte in andere wärmere länder reiſen. Die Natur hat ſich bey verſchiedenen Geſchlechtern der Thiere aller dieſer Hülfsmittel bedient. Die Körper aller Thiere konnten nicht eine ſolche Verwandlung leiden, als ihnen nöthig geweſen wäre, dem Winter zu trotzen. Dieſe mußten entweder in ihrem lande warme Wohnungen finden, oder in wärmere länder ziehen. Die ſchweren Reiſen ſind auch nicht für alle Thiere; und dieſen mußte auf eine von den andern Arten geholfen werden. Solcher Geſtalt erhielt eine jede Gattung von Thieren ihren beſondern Schutz gegen den Winter.

Eben dieſe Bewandtniß hat es mit der Nahrung und Nothdurft der Thiere. Die wenigſten können im Winter ihren Unterhalt ſo, wie im Sommer, finden. Sollten ſie nun nicht umkommen, ſo mußten ſie entweder vermögend gemacht werden, einen vielmonathlichen Hunger auszuſtehen; oder ſie mußten die Geſchicklichkeit empfangen haben, ihre Nahrung unter dem Schnee und Eiſe zu finden; oder ſie mußten ſich endlich auch anderswo hin begeben, um ſie zu ſuchen. Auch dieſe drey Hülfsmittel hat die Natur im Thier-Reiche ſo geſchickt angebracht, daß dadurch alle Geſchlechter dem Mangel entrinnen; obgleich viele kein halbjähriges Faſten vertragen, viele keine Nahrung im lande finden, und viele keine Reiſen in fremde länder antreten konnten. Alle dieſe verſchiedene Rettungs-Mittel, welche die Natur den Thieren im Winter auserſehen hat, wollen wir jetzt in der Natur ſelbſt aufſuchen.

Daß ſich die Körper der verſchiedenen Thiere zur Zeit des Winters dergeſtalt verwandeln, daß ſie die ſtrenge Kälte ausſtehen können, ſolches iſt eine gemeine Erfahrung in den nördlichen ländern, und eines der ſchönſten Kunſtſtücke der Natur. Bäre, Wölfe,

ſe, Tiger und andere reiſſende Thiere, würden gefährliche Landſtreicher für uns geweſen ſeyn, wenn ihnen die Natur kein anderes Mittel, ſich vor der Kälte zu beſchützen, angewieſen hätte, als den Krammets-Vögeln. Nein! ſie waren in ihren Wüſteneyen am beſten aufgehoben; und damit ſie die Luſt, Wallfahrten anzuſtellen, nicht ankommen möchte, richtete die Natur ihre Körper ſo ein, daß ſie gegen den Winter und Sommer ihre Haare ablegen, und ſie im Winter mit viel dickern Pelzen verwechſeln, welche ſie vor der Kälte hinlänglich ſchützen. Daß dieſe Verwandlung nur ſolchen Thieren wiederfährt, die in den Wildniſſen, nicht aber denen, die bey den Menſchen in den Häuſern wohnen, ſolches rührt daher, weil dieſer Wechſel der Haare eine natürliche Folge von den Empfindungen des ſtarken Froſtes oder großer Hitze iſt, welche erſtere aber die Haus-Thiere nicht auszuſtehen haben. Ellis bemerkte, als er in Hudſonsbay überwinterte, daß die europäiſchen Hunde und Katzen ihre Haare eben ſo, wie die wilden Thiere daſiger Gegenden, verändern, ungeachtet ſie es in Europa nicht thun, weil ſie bey uns nie einen ſolchen Grad der Kälte empfinden. Eine große Weisheit der Natur! die den Winter ſelbſt zu ſolchen Wirkungen in die Thiere nöthiget, die ihm nicht entfliehen können, welche ihnen ſelbſt die Waffen anlegen, womit ſie ſich gegen ſeine grimmige Anfälle vertheidigen können.

Nicht nur die Haare, ſondern auch das Fett, muß einigen Thieren zur Schutzwehre wieder den Froſt dienen; und bey dieſen iſt die Einrichtung ſo gemacht, daß ſie ordentlicher Weiſe gegen den Winter fett werden; es geſchehe nun, weil ſie zu dieſer Zeit einen Ueberfluß an Nahrung, oder einen beſondern Trieb, ſich zu mäſten, haben; ſ. Th. XII, S. 655, f. Gleichwie man nun weiß, daß magere Leute die Kälte weit ſtärker empfinden, als die Fetten: ſo muß man die beſondere Fettigkeit einiger Thiere gegen den Winter allerdings mit unter

ter die Vertheidigungs-Mittel gegen die Kälte rechnen, welche ihnen die Natur ſchenkt.

Die Körper anderer Thiere, welche dem Froſte nicht ausweichen können, ſind ſo eingerichtet, daß ſie der Froſt gleichſam in unbelebte Steine verwandeln kann, ohne daß ſie doch dadurch des letzten Funkens des Lebens beraubt werden ſollten. In den Gewäſſern von Hudſonsbay frieren oft die Fröſche im Eiſe feſt, und liegen in dieſer Erſtarrung, bis eine gelinde Wärme das Eis wieder aufthauet, da ſie denn zu einem neuen Leben hervor gehen. Eben ſo frieren daſelbſt ganze Klumpen Fliegen zwiſchen den Baum-Aeſten, ſo hart, wie Eis, zuſammen, und gelangen wieder zum Leben, ſo bald ſie von Natur, oder durch Kunſt gelinde aufgethauet werden. Bey denen Thieren, deren Körper zu keinen ſolchen Verwandlungen von Natur geſchickt ſind, findet man den beſondern Trieb, ſowohl ſich ſelbſt, als auch ihre Eyer, in warmen Behältniſſen zu verbergen. Einige verkriechen ſich in die Klüfte der Berge, wo ſie den ganzen Winter zubringen, und mit wenig Koſt vorlieb nehmen, oder wohl gar hungern. Andere verſtekken ſich in die Mauern; noch andere, zwiſchen das Holz und die Rinde der Bäume.

Unter allen uns bekannten Thieren ſcheuen die kriechenden Thiere und Inſecten die Kälte am meiſten, ſo wie ſie ebenfalls die Wärme mehr, als andere, lieben. Die Sonnen-Hitze iſt gleichſam ihre Seele. Je heftiger dieſe brennt, deſto mehr Empfindlichkeit, Bewegung, Munterkeit, Lebhaftigkeit und Kühnheit nimmt man an ihnen wahr. Die giftigen Arten, als: Scorpionen, und verſchiedene Gattungen Schlangen, werden bey der groſen Hitze gefährlicher, und ihr Gift tödlicher. Gerade das Gegentheil eräugnet ſich bey den einen ſowohl als bey den andern, wenn ihnen eine ſtarke Kälte zuſetzt. Eine groſe Anzahl Inſecten ſtirbt bey Annäherung des Winters. Und wahrſcheinlich würden auch die meiſten von denen, die ihr Leben erhalten, ein gleiches Schickſal haben, wenn ſie ſich nicht wieder die Anfälle des Froſtes durch die Flucht retteten. Eben dieſes gilt auch von den kriechenden Thieren. Beyde Claſſen ſuchen alſo gegen

gegen das Ende des Herbſtes in gemäßigten und kalten Ländern ſichere Zufluchts-Oerter aus. Einige verbergen ſich zwiſchen den Mauer-Ritzen und unter den Dach-Ziegeln, als: die Scorpionen und viele Arten Fliegen; einige zwiſchen Steinen, in den Ritzen oder Höhlungen der Bäume, z. B. die Vipern, die Schlangen, die ſo genannten ſpaniſchen Fliegen, u. a. m. Andere finden ihre Sicherheit in den Höhlen der Berge, oder in unterirdiſchen Löchern, oder in den Kellern, wie man an den Spinnen, kleinen Fliegen, Schnaken, gewiſſen nackten Schnecken, und an vielen Gattungen größerer und kleinerer Käfer, wahrnimmt. Andere vergraben ſich unter den Miſt, wo ſie, des ſtrengen Winters ungeachtet, eine beſtändige Wärme genießen. Am meiſten aber werden die Gründe der Waſſer, und die innern Theile der Erde, von dieſen Thieren geſucht, welche jedoch, ſie mögen auch noch ſo gut verwahrt ſeyn, die Macht der Kälte auf das empfindlichſte fühlen, wie aus der Erſtarrung ihrer Glieder und dem todesähnlichen Schlafe erhellet, dem ſie den ganzen Winter über unterworfen ſind.

Doch ſind es die kriechenden Thiere und die Inſecten nicht allein, die bey zunehmender Kälte erſtarren, und in einem betäubenden Schlummer faſt ſinnlos dahin fallen. Auch unter den vierfüßigen Thieren, unter den Vögeln, und vielleicht auch unter den Fiſchen, findet man ähnliche Beyſpiele. Ohne aus der Claſſe der vierfüßigen Thiere, die Kröten, Fröſche und Eidechſen anzuführen, welche beynahe den ganzen Winter über im Waſſer oder unter der Erde verborgen, und in einem ſinnloſen Schlummer begraben liegen, kann man an den Igeln, Land-Schildkröten, vielen Arten von Mäuſen, Murmel-Thieren und Ratzen, ein gleiches wahrnehmen. Denn auch dieſe verkriechen ſich entweder in die Bäume, oder unter die Erde, wo man ſie entweder einzeln oder in großer Anzahl bey einander findet. Die Fledermäuſe ſind den nähmlichen Symptomen bey der Kälte unterworfen, daher ſie zur Winterszeit entweder in hohlen Bäumen, zerfallenen Mauern, oder unterirdiſchen Höhlen erſtarrt und ohne Bewegung angetroffen werden; ſ. Th. XIV, S. 111. Auch unter den Vögeln ſind einige dem Erſtarren ausgeſetzt. So wie die Sonnen-Wärme abnimmt, verſammeln ſie ſich zu Hunderten, ſchließen ſich in einen Klumpen dicht zuſammen, und begeben ſich ſo unter das Waſſer, worin ſie ſo lange auf einander liegend den ganzen Winter zubringen. Inſonderheit ſind die Schwalben dieſes

Um-

Umſtandes wegen berühmt; und ihre Erhaltung iſt ſo wunderbar, daß dieſes Viele bewogen hat, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. Nichts deſto weniger iſt es gewiß wahr, daß ſich einige Schwalben in Moräſte legen. Es iſt aber auch gewiß, daß ſie ſich gegen den Winter verſammeln, und fortziehen; hieraus aber folgt noch nicht, daß ſie in warme Länder gehen, am wenigſten aber, daß ſie es alle thäten. Ein Mehreres davon, wird man in dem ihnen gewidmeten Artikel finden. Unter den unzählbaren Familien der Fiſche fehlt es nicht an ſolchen, welche die Kälte gleichen Phänomenen ausſetzt. Wenn wir dem Pechlin Glauben zuſtellen dürfen, ſo gehören hierher die Schleibe, welche beym Anfange des Winters ſich in den Moraſt vergraben. Doch haben, wie bereits erwähnt worden iſt, überhaupt die Fiſche vor andern Thieren den Vortheil, daß ſie, die Kälte der Atmoſphäre ſey ſo ſtreng als ſie wolle, doch in ihrem Elemente munter und lebhaft ſchwimmen können, nicht allein deswegen, weil das Waſſer, ſo lange es ſeine Flüſſigkeit behält, niemahls ſehr kalt werden kann, ſondern auch, weil ſie bey dem Einfrieren des Waſſers ſich in die tiefen Schlünde retten können, wo ſie wieder alle Kälte gut geſichert ſind.

Die dieſem anſcheinenden Tode oder dem Erſtarren unterworfenen Thiere ſind es nicht alle bey einem gleichen Grade Kälte. Bey einigen hat ſchon eine ſehr mäßige Kälte dieſe Wirkung; bey andern wird dazu ein größerer, und wieder bey andern ein ungemein heftiger Grad der Kälte erfordert. Eine nach unſerer Empfindung zu urtheilen ſehr gelinde Kälte ſchläfert die Ratzen ſchon ein; eine etwas ſtärkere die Bienen, Schlangen, Vipern, und viele Arten Fledermäuſe. Der Grad, bey welchem Fröſche, Kröten, Salamander ꝛc. einſchlummern, nähert ſich ſchon dem Gefrier-Puncte ziemlich; den Murmelthieren hingegen ſchadet eine ſolche Kälte noch lange nicht, weil für ſie kaum der fünfte Grad unter dem Gefrier-Puncte nachtheilig iſt. Dieſe Verſchiedenheit der zum Einſchläfern dieſer Thiere nöthigen Grade Kälte, hat keine andere Urſache, als die verſchiedene Natur der Muskel-Fiber, welche bey einigen Thieren leichter, als bey den andern, gereitzt wird, und daher früher oder ſpäter erſtarrt. Wird die Kälte allzu heftig, ſo wird dieſe Erſtarrung zum wirklichen Tode des Thieres.

Einigen Thieren ſcheint die Natur den Trieb, die Geſelligkeit und den Witz gegeben zu haben, zu ganzen Scharen auf ein Mahl fort, und in warme Länder

zu ziehen. Die Vögel ſind zu dergleichen Reiſen am geſchickteſten; wiewohl auch viele andere Thiere, jedoch nicht bloß um des Froſtes willen, ſolche Heerzüge halten, wovon die Heuſchrecken, die Mäuſe, und im Meere die Häringe, Beyſpiele geben. Die Schiffer ſehen oft Wolken von Vögeln über das Meer ziehen, und nicht ſelten ſetzen ſie ſich ganz ermüdet und kraftlos auf die Schiffe. Die Wachteln, die Guckgucke, und wohl die meiſten Schwalben, gehören unter dieſe Zug-Vögel; wenigſtens hat insbeſondere von den letztern der Abt de la Caille angemerkt, daß ſie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, vom September an bis zum April, in den übrigen Monathen aber nicht mehr, vorhanden ſind; und da dieſes eben die Monathe ſind, da wir die Schwalben bey uns haben, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie von einem Welt-Theile zum andern reiſen. Die Wachteln ziehen auch unſtreitig über das Meer. Sie, die Turtel-Tauben und andere Zug-Vögel, nehmen im Frühjahre und Herbſte ihren regelmäßigen Zug über die Inſel Capri, 3 wälſche Meilen vom äuſſerſten Ende des feſten Landes von Neapolis; und der daſige Biſchof hat von ihrem Fange und der Jagd ſeine meiſten Einkünfte. Auſſerdem ſehen wir jährlich gegen den Winter die Droſſeln, Krammetsvögel, Schnepfen, Becaſſinen, und andere Zug-Vögel aus den kältern Ländern bey uns ankommen, die gegen den Sommer wieder nach Norden zurück kehren.

Daß dieſe Züge der Vögel mehrentheils die Empfindung der bevorſtehenden Kälte und Wärme zum Grunde haben, ſolches beweiſet die Harmonie der Witterungen mit ihren Heerzügen. Wenn ſich die wilden Gänſe ſchon zu Ende des Februars und Anfange des Märzes ſehen laſſen, ſo folgt insgemein ein trockner Frühling darauf; und wenn ſie im Herbſte zeitig davon ziehen, ſo kommt auch gewiß ein frühzeitiger Winter. Die Amſeln in Amerika, welche zu Anfange des Winters in wärmere Länder gehen, (ſ. Th. I, S. 711) kommen, wie Diereville berichtet, beym Eintritte des Frühlinges ſchon wieder durch Acadien, obgleich daſelbſt

daſelbſt der Schnee noch ſehr hoch liegt. Es muß ſie alſo die in den ſüdlichen Ländern überhand nehmende Wärme wieder zur Rückreiſe nöthigen, und dieſe Reiſe muß ihnen vortheilhaft ſeyn, weil ſie allemahl ſpeckfett zurück kommen. Auch die amerikaniſchen Trappen paſſiren im Winter-Monathe haufenweiſe durch Acadien, und zu dieſer Zeit geht ihr Zug von Norden nach Süden. Wenn ſie im May-Monathe Acadien wieder durchſtreichen, ſo ziehen ſie von Süden nach Norden. Sie reiſen wirklich nach der Luft. Sie reiſen aber in der That auch wohl nach Speiſe. So wie die amerikaniſchen Amſeln auf ihrer Winter-Reiſe fett werden, ſo geht es den meiſten Zug-Vögeln. Viele, die von Inſecten leben, welche im Sommer in dem Luft-Kreiſe herum ſchwärmen, müſſen ſich gegen den Winter, da ſich die Inſecten verlieren, nach wärmern Gegenden wenden, wo ſie dergleichen wieder finden. Die Heer-Züge der vierfüßigen Thiere haben mehrentheils nicht ſo wohl den Froſt, als vielmehr den Hunger, zur Triebfeder. Die Wölfe würden nicht aus ihren Wüſteneyen in die Dörfer, und die Mäuſe nicht aus reichen Korn-Feldern in andere Gegenden ziehen, wo ſie oft Flüſſe und Berge mit Gefahr und Umſchweifen zurück legen müſſen, wenn ſie nicht der Hunger, nachdem ſie an einem Orte alles aufgezehrt haben, immer weiter triebe. Im Meere ſelbſt ſpornt der Hunger die Fiſche und die See-Ungeheuer, um ſich auf Reiſen zu begeben. Ein Hayfiſch verfolgt bloß um des Schmarotzens willen die Schiffe viele 100 Meilen weit. Als Vandenbroeck einſtmahls nach dem rothen Meere ſegelte, brachte er eine Menge großer holländiſcher Schellfiſche oder portugieſiſcher Sardinen, neben ſich her mit dahin, wo ſie ſonſt nie geweſen waren. Daſelbſt erhielten ſie ſich drey Jahr lang ſo häufig, daß man ſie trocknete, und dem Viehe gab; und ſeit dieſer Zeit ſind nie wieder dergleichen Fiſche im rothen Meere geweſen.

Viele Thiere, welche nicht zum Reiſen beſtimmt ſind, finden im Winter ihre kümmerliche Nahrung, und ſind von der Natur ſchon zubereitet, ſich zu behelfen. Die Vögel wiſſen die Inſecten zwiſchen dem Moſe und in den Ritzen der Baum-Rinden aufzuſuchen. In den nördlichen Ländern fällt zuweilen eine ungeheure Menge Würmer mit dem Schnee herab, welche den Vögeln zur Nahrung dienen. Verſchiedene vierfüßige Thiere

tragen ſich im Sommer einen Vorrath von Getreide in ihre Höhlen, wovon ſie im Winter zehren. Das Eintragen der Bienen hat dieſe Abſicht; und wenn wir ihr Honig genießen, ſo ergetzen wir uns mit dem Ueberfluſſe ihres Winter-Vorrathes. Andere Thiere müſſen ihre armſelige Nahrung unter Schnee und Eiſe hervor ſuchen; aber dieſen hat auch die Natur die Geſchicklichkeit mitgetheilt, ſie zu finden. Die Rennthiere in Lappland ernähren ſich faſt ganz allein vom Moſe; wenigſtens iſt es im Winter ihre einzige Koſt. Sie beſitzen die natürliche Fähigkeit, daſſelbe auch unter dem tiefſten Schnee zu entdecken, wenn es gleich viele Klaftern tief verborgen liegt. Die Hirten, welche dieſe Thiere auf die Weide führen, haben ſich um weiter nichts zu bekümmern, als daß ſie Acht geben, ob ſie das Mos von den Bäumen abnagen, oder ob ſie im Schnee wühlen. Im erſten Falle können ſie gewiß verſichert ſeyn, daß der Boden kein Mos trage; und alsdann müſſen ſie die Heerde weiter treiben. Dieſe Thiere genießen ungemein wenig, und können die ſtärkſten Tage-Reiſen von 11 bis 12 Meilen bey einer Mahlzeit von ſo viel Mos, als man in zwo Händen faſſen kann, aushalten. Nichts deſto weniger ſterben ihrer viele zu der Zeit, wenn ſich der gefallene Schnee in Eis verwandelt, daß ſie des Erdmoſes nicht habhaft werden können, das Baum-Mos aber zur Nahrung nicht hinreichen will. Es würde vielen Thieren nicht beſſer ergehen, wenn ihnen nicht die Natur die Gabe mitgetheilt hätte, einen ganzen Winter zu faſten; und dieſes iſt gewiß das kürzeſte Mittel bey bevorſtehender Hungersnoth.

Die Inſecten mancher Arten, die ſich in ihre Seide einſpinnen, ſtellen rechte Wunder im Faſten dar. Sedileau hat den Lebenslauf einer Raupe beſchrieben, welche ungefähr im May aus der Erde kriecht. Sie frißt etwa acht Wochen in der Geſtalt einer Raupe; alsdann ſpinnt ſie ſich ein, und liegt als eine Puppe gan-

ze 40 Wochen, ohne alle Nahrung; endlich kommt ſie als ein Schmetterling zum Vorſchein, der etwan 10 Tage lebt, in denen er ſich begattet, Eyer leget und ſtirbt. Wie kann man ſich einbilden, daß ein Wurm, welcher im Julius 1785 aufgehört hat zu freſſen, im May 1786 noch Muth haben ſollte, ſich zu begatten! Unter den Vögeln und Fiſchen leben diejenigen gewiß den ganzen Winter hindurch ohne Nahrung, die in den Moräſten und Flüſſen im Eiſe feſt frieren. Vermuthlich gehören hierher auch die Ameiſen, von welchen Gould und Mehrere bewieſen haben, daß ſie weder Korn eſſen, noch ſich Vorraths-Kammern für den Winter anlegen. Swammerdam glaubt, daß ſie im Winter, wie andere Inſecten und einige Bienen, gar nicht eſſen; und man findet auch in ihren Haufen nie Vorrath von Getreide oder andern Nahrungs-Mitteln; ſiehe Th. I. S. 638. Unter den vierfüßigen Thieren ſind die Murmelthiere und Bären ihrer Winter-Faſten wegen berühmt. Von der Winter-Lebensart der letztern, ſ. Th. III, S. 319, f.

Man findet in allen dieſen wundervollen Beyſpielen die Spuren einer beſondern Vorſehung, welche über alle Geſchöpfe des Erdbodens waltet. Denn, wie könnte ſich wohl eine ſolche weiſe Einrichtung der Körper der Thiere, und die Mittheilung ſo beſonderer und verſchiedener Triebe, zur Erhaltung ihres Lebens, nur bloß von ungefähr zutragen! Nein! man findet in der ganzen Natur die künſtlichſte Vereinigung der Mittel zu den Abſichten der Erhaltung der Thiere. Die Thiere, die ſich mit neuen Winter-Pelzen gegen den Froſt ſchützen können, finden in ihren Geburts-Ländern im Sommer und Winter ihre Nahrung. Diejenigen, welche ſich vor den Froſt in Höhlen verbergen müſſen, tragen ſich entweder ihr Futter vorher ein, oder ſie können im Winter von dem Fette zehren, welches ſie ſich im Sommer zugelegt haben. Diejenigen, welche der Froſt in frem-

de Länder treibt, finden daſelbſt ihre reichliche Nahrung. Die, welche im Winter von ihrem eigenen Leibe zehren müſſen, haben den Trieb ſich bey Zeiten in Höhlen zu verkriechen, wo ihnen der Froſt nicht ſchaden kann. Die, welche des Winters ihre Nahrung im Lande finden können, haben keinen Trieb ſich zu verkriechen, oder fortzureiſen, ſondern die Natur verwahrt ſie mit wärmern Pelzen, damit ſie bleiben können, wo ſie ſind. Hingegen bekümmern ſich die Zug-Thiere wenig um die Felſen-Höhlen, und leiden auch an ihren Bedeckungen keine Veränderung, die ihnen in den warmen Ländern, wohin ſie ziehen, unnöthig und beſchwerlich ſeyn würde. Welche weiſe Vorſehung muß nicht für ſo viele Arten der Thiere wachen! Was mögen wohl die kleinen Vögel, die ſich ſo kümmerlich behelfen müſſen, manche wilde Thiere, und unzählige Inſecten, für Kunſtſtücke anwenden, um ſich im Winter durchzuhelfen! Ein May-Käfer muß ganze vier Jahr lang in der Erde, als Wurm, hauſiren, ehe er die Geſtalt des Käfers annimmt. Wie iſt es doch einem ſo kleinen Wurme möglich, ſich in der Erde zu erhalten, die oft viele Fuß tief zu Steine friert! und wo kann er ſeiner Nahrung nachgehen! Wer verhärtet den Wurm gegen den ſtärkſten Froſt, da doch hernach der Käfer kaum ein wenig May-Kälte und Regen vertragen kann! Nach allen Betrachtungen bleibt uns nichts als Erſtaunen übrig; und wir finden das Werk der Erhaltung eben ſo göttlich, als das Werk der Schöpfung.

Ich empfehle dieſe Betrachtungen denen, die bey dem jetzigen Eintritte des Winters, und noch dazu zu einer Zeit des Krieges, den Nahrungs-Sorgen, der Furcht und der Schwermuth Platz geben. Seyd getroſt, meine Brüder!

Die Huld, die Thiere nährt, wird Menſchen nicht verſtoßen:
Wer groß im Kleinen iſt, wird größer ſeyn im Großen.

Bey

Bey einem ſtarken Froſte ſind einige Thiere eben ſo wohl, wie Menſchen, dem Erfrieren der Glieder ausgeſetzt. **Wenn großen Stücken Vieh die Glieder erfrieren**, ſo hilft man ihnen dawieder am beſten mit Aufſtreichung der Galle von einem geſchlachteten Schweine. Auch Menſchen können bey erfrornen Gliedern ſich dieſes Haus-Mittels mit Nutzen bedienen.

Froſt-Beule, ſiehe oben, S. 241.

Froſt-Bohrer, ein Inſtrument, womit die Jäger bey hartem Froſte Löcher in die Erde bohren; ſiehe Th. VI, S. 166, f.

Froſt-Rauch, der im Winter bey ſehr ſtarkem Froſte aus dem Waſſer, wo daſſelbe vom Eiſe frey iſt, aufſteigende und inſonderheit über ſchnell ſich bewegenden Flüſſen ſichtbar werdende dicke Dampf, welcher gemeiniglich deſto dichter zu ſeyn pflegt, je ſtrenger die Kälte iſt. Wenn dieſer Dampf in der Luft friert, und von dem Winde fort getrieben wird, wird die Luft mit einer unendlichen Menge kleiner Eis-Spitzen angefüllet, die man mit bloßen Augen ſehen kann.

Froſt-Salbe, ſiehe oben, S. 250, fgg.

Froſt-Schade an Gewächſen, ſiehe oben, S. 191, fgg.

— — an Menſchen, ſiehe oben, S. 235, fgg.

— — an Thieren, ſiehe oben, S. 265, fgg.

Froſt-Schmetterling, Phalaena geom. brumata *Linn.*; ſiehe unter **Schmetterling**.

Froſtig. 1. Was Froſt, d. i. Empfindung der Kälte erwecket, kalt, Fr. froid. 1) Eigentlich. **Es iſt froſtiges Wetter. Der Anfang des Jahres war ſehr froſtig**, kalt. 2) Figürlich. **Ein froſtiges, äuſſerliches Bezeigen**, ein gleichgültiges kaltes Betragen. **Er machte mir darüber ein ſehr froſtiges Compliment.**

In der Mahlerey, wird **froſtig**, Fr. froid. **das Froſtige**, Fr. froideur, von dem Ausdrucke und von dem Character der Figuren geſagt. Man ſagt, daß ein

allzu ängſtliches fleißiges Gemählde gemeiniglich froſtig ſey, nähmlich, daß es keine warme Empfindungen errege, daß die Figuren nicht denjenigen lebhaften und beſeelten Ausdruck haben, welchen man an den lebendigen Figuren bemerkt. Dieſes froſtige Weſen kommt daher, weil das erſte Feuer der erhitzten Einbildungs-Kraft, womit dieſelbe den Inhalt erzeugt, und die erſten Pinſel-Striche geführt hat, nach und nach durch eine zu langwierige und zu fleißige Arbeit erliſcht, und alſo die letzten Striche dieſe Abmattung zu erkennen geben. Siehe auch **Kalt**.

2. Fähig, leicht Kälte zu empfinden. **Ein froſtiger Menſch**, den ſehr leicht frieret, der bey der geringſten Kälte empfindlich iſt; Fr. frileux, frilleux, froidureux. Einen ſolchen Menſchen pflegt man auch wohl einen **Fröſtler**, einen **Fröſtling**, und im Niederſ. einen **Froſtkötel** zu nennen.

Frottir-Bürſte, ſiehe Th. VII, S. 409.

Frucht (*). 1. Eigentlich.

1) In der weiteſten Bedeutung, alles was die Erde zur Speiſe für Menſchen und Thiere, beſonders aber für die erſtern hervor bringt. **Feld-Früchte**, **Land-Früchte**, was von dieſer Art auf dem Felde wächſt, in der deutſchen Bibel **Früchte des Feldes**, Fr. Fruits de la campagne. **Baum-Früchte**, was auf Bäumen wächſt. **Garten-Früchte**, was in Gärten gebauet wird. **Hülſen-Früchte**, welche in Hülſen, **Schal-Früchte**, Fr. Fruits à coquille, welche in harten Schalen oder in einer harten Kapſel erzeuget werden. In etwas anderm Verſtande verſteht man unter dieſem Ausdrucke zuweilen die Samen und Samen-Behältniſſe aller Pflanzen und Bäume, ſie mögen nun dem Thier-Reiche

(*) Dieſes Wort lautet in allen ſeinen Bedeutungen, beſonders aber der eigentlichen, im Tatian Fruht, im Dän. Frugt, im Schwed. Frukt, im Walliſ. Ffrwyth, im Engl. Fruit, im Franz. Fruit, im Poln. Frukta, im Wallachiſchen Phructu, im Albaniſchen Phriut, im Lat. Fructus, Fruges.

Reiche und beſonders dem Menſchen zur Speiſe dienen oder nicht, mit Ausſchließung der übrigen Theile der Pflanzen.

2. In engerer Bedeutung. (a) Das Getreide, oder die Samen verſchiedener Gras-Arten, welche zur Speiſe gebraucht werden; im Hoch- und Oberdeutſchen. Die Sommer-Frucht, das Sommer-Getreide. Die Winter-Frucht, das Winter-Getreide. Die Frucht ſteht ſchön. Die Früchte einärnden, einſammeln. In Nieder-Sachſen ſagt man ſtatt Frucht in dieſer Bedeutung Korn, und in einigen oberdeutſchen Gegenden, im Plural Körner. (b) Die Frucht einiger Bäume, Obſt. Wilde Früchte, Wald Früchte, Fr. Fruits des forêts, wildes Obſt, wie auch Eicheln, Buch-Nüſſe, und andere Früchte der Wald-Bäume. Wälſche Früchte, Früchte der Orange-Bäume, Datteln u. ſ. f.

Im weitläuftigen Verſtande bedeuten Frucht und Same einerley. Beyde haben einerley Urſprung, und ſind der vergrößerte ausgewachſene Frucht-Keim, welcher ſich gleich nach der Befruchtung in der Blume mehr entwickelt, und durch den Blumen-Stiel, und vorzüglich durch das Blumen-Beet, auch öfters durch den Kelch, den nöthigen Nahrungs-Saft erhält, und zur gehörigen Reife und Vollkommenheit gelanget, wenn keine zufällige Urſache dieſes verändert. Bey vielen Pflanzen liegen die Samen auf dem Blumen-Beete, welches nunmehr den Samen-Halter ausmacht; bey andern aber ſind dieſelben in einem Gehäuſe von verſchiedener Art eingeſchloſſen, und darin an den Samen-Halter, gleichfalls auf verſchiedene Art, befeſtigt. Von dem Samen, obgleich derſelbe den Haupt-Theil der Frucht ausmacht, werde ich an ſeinem Orte handeln; hier betrachte ich nur die Einwickelungen deſſelben, welche man insgemein mit dem Nahmen der Frucht zu belegen pflegt, und welche gleichſam nur ein zufälliger Theil der Samen, jedoch in

jeder Art Pflanzen, wo dergleichen anzutreffen iſt, nothwendig und dem Samen ſelbſt nützlich ſind.

Alle Pflanzen theilen ſich, in Anſehung des Samens, oder der Frucht, in zwo Haupt-Ordnungen; ſie tragen entweder bloße und nackende (Semina nuda), oder bekleidete und eingewickelte Samen (Semina tecta). Die Pflanzen von der erſten Art, heißen plantae gymnoſpermae; die andern, angioſpermae. Hat der Same auſſer der eigenthümlichen, keine andere Bedeckung, ſo nennt man ſolchen nackend; kommt aber noch eine andere oder mehrere hinzu, ſo heißt er bedeckt. Diejenigen Samen, welche in dem ſtehen bleibenden, mehr oder weniger veränderten, auch wohl zugeſchloſſenen Kelche, welchen Ludwig alsdann Pericarpium nennt, enthalten, und bis zur völligen Reife darin aufbewahret werden, gehören alle zu den nackenden; indem der Kelch niemahls einen Theil der Frucht ſelbſt ausmacht, oder in die Frucht verwandelt wird, obgleich zuweilen deſſen verändertes Weſen, wie auch bey dem Blumen-Bette manchmahl geſchieht, dem Anſehen nach einer Frucht zu gleichen ſcheint. Eben ſo kann man auch die Samen, welche in den ſo genannten Zapfen liegen, unter die nackenden zählen. Ein ſolcher **Frucht-Zapfen**, Conus, Strobilus, iſt nichts anders, als das Blüth-Kätzchen; nur ſind die Kelch-Schuppen dicker, härter und holzichter geworden, haben ſich näher und dichter an und über einander geleget, und bedecken den Samen bis zu ſeiner Reife gänzlich; da aber ſolche ſich nachher von einander begeben, und gleichſam öffnen, laſſen ſie den, unter den Schuppen liegenden, Samen fallen.

Die Früchte ſind in Anſehung der Bedeckung, und dem äuſſerlichen Anſehen nach, aber auch nach der innern Beſchaffenheit, unterſchieden. Der Bedeckung nach, könnte man alle Früchte unter zwo Arten bringen; denn ſie iſt entweder dürr und trocken, oder fleiſchig und ſaftig. Die trocknen Samen-Behältniſſe werden entweder

der 1) im genauen Verſtande eine **Kapſel**, *l.* Capſula, oder 2) ein **Frucht-Balg**, Folliculus, oder 3) eine **Schote**, Siliqua, oder 4) eine **Hülſe**, Legumen, genannt.

Die Hülſen-Früchte nennt man auch Schoten. Bey einigen Pflanzen nennt man die Hülſen auch Taſchen. Das Samen-Gehäuſe iſt innerlich mehr oder weniger hohl, und die Samen liegen darin auf verſchiedene Weiſe. Die Höhle iſt entweder einfach, oder in zwey, auch mehrere Abtheilungen oder Fächer unterſchieden. In dem letzten Falle ſieht man eine Scheidewand, Septum, Diſſepimentum, wodurch die Höhle in Fächer, Loculamenta, abgetheilet wird. Die Scheidewand iſt entweder ganz, und geht durch die Höhle von einer Seite bis zur andern, da denn dieſelbe zweyfächerig erſcheint; oder es ſind mehrere Scheidewände zugegen, welche von den Seiten abgehen, und ſich in der Mitte der Höhle unter einander, gleichſam an einem beſondern Säulchen, vereinigen, woraus alſo mehrere Fächer entſtehen. Zuweilen ſind die Scheidewände nicht ganz, gehen nur bis auf eine gewiſſe Weite in das Behältniß, und machen nur halb geſchiedene Fächer, wie bey dem Mohn, in welchem Falle das Behältniß nur für einfächerig, vnilocularis, anzunehmen iſt, obgleich in dem Umfange Abtheilungen vorhanden ſind. Bisweilen ſieht man mehr als Eine Kapſel, da denn ſolche zwar dicht bey einander ſtehen, jedoch wirklich von einander unterſchieden ſind, und jede vor ſich eine ganze ausmacht. Die meiſten Kapſeln öffnen ſich bey der völligen Reife von ſelbſt, und laſſen die Samen fallen, da man denn anmerkt, in wie viel Theile ſolche zerſpringt. Dieſe Theile nennt man Schalen-Stücke oder **Klappen**, Valvae; und da ſolche ehedem mit einander vereinigt geweſen, und dieſe Vereinigung gemeiniglich mit einer vertieften Linie bemerkt iſt, nennt man dieſe die **Naht**, Sutura. Die meiſten Kapſeln öffnen ſich der Länge nach; es gibt aber

auch einige, welche querdurch ſich theilen, und bey welchen der obere Theil ſich von dem untern abſondert, in welchem Falle man den obern Deckel, Operculum. eine Quer-Klappe, Valva horizontalis, nennt. Die Samen ſind in den Kapſeln befeſtigt, hängen aber an verſchiedenen Theilen an; inſonderheit bemerkt man, ob ſolche an der Naht der Klappen, oder an der Scheidewand, oder an den Seiten, oder aber an einem beſondern in der Mitte der Fächer befindlichen Körper, welchen man den Samen-Halter oder Samen-Träger, Thalamus, Receptaculum, nennt, anſitzen, und beſtimmt dadurch eine und die andere Art der Kapſeln. So iſt die Hülſe ein zweyklappiges, einfächeriges Samen-Gehäuſe, in welchem die Samen nur an einer Naht anſitzen; die Schote hingegen ein zweyklappiges, ein- oder zweyfächeriges Samen-Gehäuſe, an welchem die Samen an beyden Nähten wechſelweiſe befeſtigt ſind. Bey dem Frucht-Balge beſteht das Samen-Gehäuſe nur aus Einer Klappe, welche auf einer Seite der länge nach aufſpringt, und die Samen nicht an der Naht befeſtigt hat. Alle übrige Samen-Gehäuſe, welche unter dieſe drey Arten nicht zu bringen ſind, werden mit dem allgemeinen Nahmen einer Kapſel beleget.

Die ſaftigen oder fleiſchigen Früchte, ſind öfters, wie die Kapſeln, in Fächer abgetheilt, daher ſie einfächerig, vnilocularis, zweyfächerig, bilocularis u. ſ. w. genannt werden. Oefters pflegt man auch die Samen bey dieſen Früchten zu zählen, und unterſcheidet die einſamigen, monopyrena, zweyſamigen, dipyrena u. ſ. f. Vornehmlich aber ſieht man auf die Beſchaffenheit der ganzen Frucht, und beſtimmet dreyerley Arten, als: 1) die Stein-Frucht, Drupa, bey welcher das fleiſchige Weſen eine ſo genannte Nuß, oder einen Stein enthält, und iſt, nach Beſchaffenheit des erſtern, entweder ſaftig, oder trocken. 2) Die Kern-Frucht, Pomum, wo die fleiſchige Decke beſondere Fächer umgibt, in welchen die

Sa-

Samen eingeſchloſſen ſind; z. E. Birnen, Aepfel ꝛc. Bey dieſen ſieht man gemeiniglich am obern Theile eine Vertiefung, als das Ueberbleibſel von dem Kelche, und vergleicht dieſe mit einem Nabel, daher man dergleichen Früchte Fructus vmbilicatos nennt. Im Deutſchen heißt dieſe Art der Griebs, (ſ. dieſes Wort) und die in ſolchen Früchten enthaltenen Samen pflegt man **Körner** zu nennen. 3) **Beere**, Bacca, iſt eine jede andere fleiſchige Frucht, welche keine beſondere Fächer zeigt, ſondern wo die Samen allein von dem fleiſchigen Weſen umgeben, und darin enthalten ſind. Die Größe macht keinen Unterſchied; doch pflegt man im lat. die ganz kleinen Beeren, oder **Beerlein**, Acini zu nennen, und inſonderheit dieſes Wort zu gebrauchen, wenn viele Beerlein mit einander genau vereinigt, eine größere ausmachen, wie bey den Brombeeren.

Es gibt auch unächte Beeren, nähmlich ſaftige Früchte, bey welchen aber die Samen nicht in dem fleiſchigen Weſen eingeſchloſſen ſind, ſondern vielmehr auf demſelben ſitzen. Die Erdbeere dient zum Beyſpiele; dasjenige, was man hier für die Beere hält, iſt das aufgeſchwollene und ſaftige Blumen-Bett oder der Samen-Halter, auf deſſen Oberfläche die nackenden Samen ausgeſtreuet ſind.

Eine andere Art von unächten Beeren entſteht, wenn der Kelch dicker und ſaftiger, auch alsdann anders gefärbet wird; wie bey der Maulbeer-Melde geſchieht. Es werden auch hier nackende Samen von dem, alſo veränderten, Kelche umgeben.

Alle Früchte, ſie mögen nackend oder bedeckt ſeyn, ſind ſchon in der Blume zugegen. Der **Frucht-Keim** oder der **Frucht-Knoten**, Germen, Ovarium, als der unterſte Theil des Stämpels, enthält alle Theile der Frucht im Kleinen, welche ſich gleich nach der Befruchtung, und ſobald die Staubfäden und Griffel, wie auch die Blumen-Blätter verwelkt oder abgefallen ſind, mehr und mehr entwickeln, durch den zufließenden Nahrungs-Saft vergrößern, und mit der Zeit, wenn keine zufällige Urſache es verhindert, zur Vollkommenheit und Reife

gelangen. Man kann alſo den Frucht-Keim den Eyerſtock nennen, und mit dem Eyerſtocke der Thiere vergleichen, den Samen aber als das Ey betrachten. Der Frucht-Keim erhält ſeine Nahrung entweder unmittelbar von dem Blumen-Stiele, oder vermittelſt des Kelches, welcher gleichſam den verlängerten Blumen-Stiel vorſtellt. Man kann jedoch einen beſondern Ort annehmen, woran der Frucht-Keim und nachher die Frucht ſitzt, und dieſen mit dem Blumen-Bette vergleichen, und den **Samen-Halter**, oder **Samen-Träger**, nennen; welcher Nahme geſchickter zu ſeyn ſcheint, als wenn man ſolchen Ort den **Boden** nennt. Wo die Frucht aus nackenden Samen beſteht, iſt der Samen-Halter gleichfalls unbedeckt; wo aber ein Samen-Gehäuſe zugegen iſt, iſt ſelbiger in dieſem eingeſchloſſen, zeigt ſich aber alsdann in verſchiedener Geſtalt. Es erſcheint ſolcher 1) als ein beſonderer ſchwammichter, ein- zwey- oder vielfacher, trockner oder ſaftiger Körper in der Mitte des Samen-Gehäuſes, wie bey dem Toback, Stech-Apfel und vielen andern, wie denn auch die Beeren und die Kern-Früchte dergleichen zeigen; 2) als eine, an der innern Fläche der Frucht ausgedehnte Haut, wie bey dem Mohne; 3) als eine ſchwammichte Linie, welche entweder an der Naht, oder Scheidewand, oder den Klappen herunter läuft, wie bey den Bohnen, der Kreſſe und den Veilchen. Der Samen-Halter beſteht nicht allein aus einem ſchwammichten Gewebe, ſondern iſt auch mit verſchiedenen Gefäßen durchwebet, an deren äuſſerſten Aeſten und Enden der Same anhängt, und welche demſelben den zubereiteten Nahrungs-Saft zuführen; daher hat man den Samen-Halter mit der After- oder Nachgeburt, Placenta vterina, und die davon zu den Samen abgehenden Gefäße, mit der Nabel-Schnur verglichen, und auch hierin die Aehnlichkeit des Pflanzen- und Thier-Reiches angenommen.

Bey den Früchten, insonderheit den trocknen Samen-Behältniſſen, findet man öfters Merkmahle einer Fe-

der-

derkraſt. Viele öffnen ſich mit einem Geräuſche, ſtreuen die Samen weit um ſich, und rollen ihre Klappen zuſammen. Die Kapſel des Streubüchſen-Baumes ſpringt mit einem ſo ſtarken Knalle von einander, als ob man eine Piſtole los drücke; wodurch die Samen weit weggeſprenget werden. Die Spritz- oder Eſels-Gurke, die gelbe Balſamine, und viele andere, zeigen ein gleiches.

Der **Nutzen der Früchte**, oder der Bedeckungen und Einwickelungen der Samen, wird aus vorbemerkter Beſchaffenheit derſelben gar leicht erhellen. Sie führen dem Samen den nöthigen Nahrungs-Saft zu, und bringen denſelben zur Reife. Sie beſchützen und bewahren auch den reifen Samen; wie denn derſelbe in ſeinem Behältniſſe länger friſch und gut bleibt, als wenn ſolcher ausgemacht, aufbewahret wird; auch dienen dieſe, inſonderheit bey den Kern- und Stein-Früchten, zum Befördern des Aufkeimens; wie es denn z. E. beſſer iſt, in Stücken zerſchnittene Birnen und Aepfel, als die bloßen Samen davon, auszuſäen. Andere Nutzen ſind auch bekannt. Menſchen und Thiere gebrauchen ſolche ſowohl zur Nahrung, als auch zur Wiederherſtellung der Geſundheit. Siehe auch Th. IV, S. 11, f.

Von der **Vermiſchung der Baum-Früchte durch Pfropfen**, ſiehe in P.

Wie die Baum-Früchte auf eine bequeme und ſichere Art von den Bäumen abzunehmen ſeyn, ſiehe im Art. Obſt.

Ich komme auf die **Arten und Mittel, die Obſt- und andere Garten Früchte nicht nur den Winter über, ſondern auch Jahre lang, zu erhalten, ohne daß ſie von ihren Eigenſchaften etwas verlieren.** Da die Menſchen einmahl die Unart an ſich haben, dasjenige, was ihnen die Natur darreicht, zu verachten, und das, was ſie ihnen öfters zu ihrem eigenen Beſten verſagt hat, zu verlangen: ſo darf es uns nicht befremden, wenn ihnen ein Teller voll Kirſchen im Winter

ter mehr Freude erwecken kann, als ein ganzer Korb voll im Sommer. Jedoch dient die Erhaltung der Früchte nicht allein, unſere Eitelkeit zu befriedigen, und die Zunge zu kitzeln, ſondern ſie kann auch einen noch größern Nutzen ſchaffen. Sie können zur Erquickung, ja ſelbſt zur Beförderung der Geſundheit eines Kranken, dienen; und der Schade, welcher bey Kindern aus einem unordentlichen Appetite der ſchwangern Mutter entſteht, läßt ſich durch dieſes Mittel verhüten.

Um Früchte ein ganzes Jahr hindurch aufzubehalten, ohne daß ſie das Geringſte an der Farbe, der Figur, dem Geruche oder Geſchmacke verlieren, hat ein Gelehrter in England, im J. 1746, folgenden Vorſchlag gethan. Man nimmt ein gläſernes Gefäß, deſſen Oeffnung ſo weit iſt, daß man die Früchte, ohne ſie zu beſchädigen, hinein thun kann, und trocknet ſie ein wenig beym Feuer, ſowohl die inwendige Luft dadurch zu verdünnen, als auch die Feuchtigkeit, welche ſich etwa an den Seiten des Glaſes aufhalten möchte, wegzubringen. Alsdann thut man die Frucht hinein, welche aber ganz geſund und rein, und weder zu grün, noch gar zu reif ſeyn muß. Vornehmlich aber ſieht man dahin, daß dieſelbe nicht naß ſey. Man thut einen Stöpſel oder Deckel von Glas darüber, und verſiegelt es hermetiſch, d. h. man ſchmelzt den Rand des Deckels und die Lippen des Glaſes vermittelſt der Flamme eines Lichtes zuſammen, daß ſie beyde nur Einen Körper ausmachen. Dieſes Gefäß ſetzt man an einen Ort, der weder zu kalt, noch zu heiß iſt, als z. E. in einen tiefen Keller, deſſen Luft mit der äußern wenig Communication hat, und alſo das ganze Jahr hindurch faſt unverändert bleiben kann.

Dieſes Verfahren gründet ſich auf den Erfahrungs-Satz, daß die äuſſerlich wirkenden Dinge, als: Luft, Dampf, Ausdunſtungen, Waſſer u. d. gl. welche die Verderbung und Auflöſung der Körper hauptſächlich verurſachen, auf Dinge, welche dicht in einem Glaſe eingeſchloſſen ſind, nicht wirken können. Daß keine Feuchtigkeit durch das

Glas hindurch dringe, hat der Urheber dieſer Erfindung, auſſer der täglichen Erfahrung noch dadurch erwieſen, weil trocknes Salz in einer gläſernen Bouteille nicht zerſchmilzt, ob man gleich die Bouteille unter das Waſſer leget. Denn, wenn ſich ſchon einige Waſſer-Tropfen in dem Glaſe zeigen ſollten: ſo ſind ſie doch nicht durch das Glas hindurch gedrungen, ſondern vielmehr von der Feuchtigkeit der Luft herzuleiten, welche ſich in der Bouteille befunden, und ſich gegen den kältern Ort geſammelt hat, nachdem das Glas kalt geworden iſt.

Hamb. Magaz. 1 B. 1 St. S. 70, f.; ſ. auch 6 St S. 188. fgg.

In Frankreich hat Hr. Goyon de la Plombanye folgendes Mittel angegeben, wodurch man die Früchte zu jeder Jahrszeit friſch haben kann. Man muß die Frucht, welche man friſch aufbehalten will, noch vor ihrer völligen Reife abbrechen, ſie einige Stunden an die Sonne bringen, darauf in eine ſtarke Bouteille thun, und dieſelbe mit geſchmolzenem Wachſe feſt zumachen. Man muß aber diejenigen Stunden darzu wahrnehmen, wenn die Sonne am wärmſten ſcheint. Um die Bouteille recht wohl zu verſchließen, läßt man ſie einige Zeit an der Sonne warm werden, und tunkt ſie mit dem Halſe ſo oft in heiß gemachtes Wachs, bis ſich daſſelbe dick genug daran angeſetzt hat. Hierauf läßt man ſie an einem Seile in einen 30 bis 40 Fuß tiefen Brunnen, der wenigſtens 6 bis 7 Fuß tief Waſſer hat. So lange die Bouteille im Brunnen ſteht, muß man kein Waſſer daraus ſchöpfen, vielmehr muß man ihn zudecken, damit nichts hinein falle und das Waſſer bewege. Die kühlſten Brunnen ſind hierzu die beſten.

Wenn man die Früchte mit Behutſamkeit gebrochen, und ſie weder an dem Auge noch am Stiele verletzt hat, ſo behalten ſie in der Bouteille ihre ganze Schönheit, und eben den Geſchmack, den ſie hatten, als man ſie hinein that. Pfirſichen, Kirſchen, grüne Erbſen, Lactuk, ſelbſt friſche Eyer, kurz alles, behält in der Bouteille eben den Wohlſchmack, und eben die Güte, als es vorher hatte.

Durch einen Zufall hat man gefunden, daß Wein auf wohlverwahrten Bouteillen, die viele Jahre in einem Brunnen gelegen, nicht das geringſte von ſeiner Güte verloren hat. Die

Erfahrung lehrt uns auch, daß grünes Holz, welches man zu Wäſſer-Pfählen gebraucht, viele tauſend Jahre gut bleibt, wenn ſie beſtändig unter Waſſer ſtehen. Aus der Natur-Lehre wiſſen wir, daß die Fäulniß der Körper bloß von der Bewegung der Luft herrühre, daß Froſt und Hitze wechſelweiſe darauf wirken, ihre Beſtandtheile in Unordnung bringen, ihre zarte Verbindung auflöſen, uud alle ihre Säfte in Bewegung ſetzen, worauf eine unordentliche Vermiſchung der gröbern Theile und die Ausdunſtung der feinern folgt, welches denn eine Veränderung ſowohl des Geſchmackes, als auch der Geſtalt, verurſacht. So bald man dieſe Wirkungen der Luft verhindern kann, ſo kann man gewiß ſeyn, daß die Dinge beſtändig in ihrem erſten Zuſtande bleiben. Dieſes geſchieht aber ohne Zweifel bey denen Früchten, welche man in einer Bouteille in einen Brunnen hinab läßt. Wenn man bedenkt, daß die Luft in der Bouteille und in den Früchten durch die Wärme ausgedehnt war, daß man ſie darauf feſt zugemacht und in einen kalten Brunnen gelaſſen: ſo wird man leicht begreifen, daß die Luft in der Bouteille und den Früchten verdickt wird. Da ſie in dieſem Zuſtande weniger Kraft hat, ſo kann das Flüſſige und die Luft, die ſie umgibt, nicht mehr auf ſie wirken. Weil nun das Waſſer, vorerwähnter Maßen, von aller Wirkung der abwechſelnden Kälte und Wärme, die in der Luft herrſcht, frey bleibt, ſo kann ſie auch durch ihre Bewegungen die Theilchen nicht in Unordnung bringen, und ihre Verbindung trennen. Zum Beweiſe davon kann ein Thermometer dienen. Wenn man daſſelbe im Winter und Sommer in einem Brunnen hängen hat, ſo ſteigt und fällt es nur ſehr wenig, ob uns gleich das Waſſer im Sommer ſehr kalt, und im Winter warm vorkommt. In dieſem Zuſtande muß die Luft in der Bouteille und den Früchten in völliger Ruhe bleiben, folglich kann ſie keine Veränderung in den Theilchen der Früchte hervor bringen.

So ſchön dieſe Entdeckung auch immer iſt, ſo iſt ſie doch im gemeinen Leben noch von einem geringen Nutzen. Es ſind nur Wenige im Stande, die Koſten davon zu tragen, und die dadurch erhaltenen Früchte werden noch ſo rar bleiben, daß ſie nur der Reiche wird haben können, bis man nicht ein Mittel finden wird, ſie reichlich zu jeder Jahrszeit zu Markte zu bringen. Hr. Goyon glaubt, daß man dazu gelangen werde, wenn

man ſich eigene Brunnen zu dieſem Aufbewahren der Baum- und Garten-Früchte machen läßt. An ſtatt der Bouteillen, welche zu theuer zu ſtehen kommen würden, ſoll man eichene Tonnen oder Fäſſer nehmen. Die Weite der Tonne muß im Durchſchnitt einen Fuß weniger haben, als die Weite des Brunnens. Man kann ſie aber ſo hoch machen laſſen, als man will, wenn nur das Waſſer 5 bis 6 Fuß über das Faß reicht. Damit das Waſſer nicht hinein dringen könne, wird es auswendig ganz verpicht. Damit auch die Früchte in dem Faſſe ſich nicht durch ihr eigenes Gewicht drücken, und dadurch Schaden leiden, ſo nagelt man inwendig, in der Höhe von 7 zu 7 Zoll, Reife in dem Faſſe herum; nur müſſen die Nägel ganz durch die Tonne gehen. Wenn die unterſte Schicht von Früchten bis an den erſten Reif gelegt iſt, leget man einen Deckel auf dieſen Reif; doch muß der Deckel die Früchte der untern Schicht nicht drücken oder berühren. Auf gleiche Weiſe macht man die zweyte, dritte und übrigen Lagen, deren jede von der andern durch einen neuen Deckel geſchieden wird, bis das Gefäß voll iſt. Zu dieſer Abſicht muß man eine trockne und warme Witterung wählen; und die Früchte müſſen nicht die geringſte Näſſe an ſich haben. Wenn das Faß voll iſt, leget man den Deckel darauf, und befeſtigt ihn mit Schrauben. Die Fugen des Deckels verſchmiert man mit Lehm, und gießt heißes Pech darüber her. Damit das Gefäß in dem Brunnen zu Grunde gehe, beſchwert man es mit Steinen, die man darauf bindet, und läßt es mit einem betheerten Seile ſacht in den Brunnen hinab. Das Seil bindet man oben in demſelben feſt, und ſchließt ihn zu. Hat man mehrere Brunnen, ſo kann man mehrere Tonnen Früchte von allerley Art aufbehalten. Die Erbſen, und andere in Schalen ſitzende Früchte, müſſen unausgemacht aufbehalten werden.

Nouvelle Bigarrure, XVI Th.

45 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770, Col. 705. fgg.

Eben dieſen Einfall, die Früchte vermittelſt des Verſenkens in Waſſer eine Zeitlang zu erhalten, hat bereits vor Goyon, Hr. Prof. Krüger, zu Halle, bey Veranlaſſung des oben erwähnten, von einem Engländer gethanen Vorſchlages, jedoch auf eine in etwas unterſchiedene Art, gehabt. Von der Richtigkeit dieſes Mittels, wodurch ſich inſonderheit Kirſchen und Pflaumen, in großer Menge, erhalten laſſen, iſt Derſelbe durch die Erfahrung überzeugt worden. Man nimmt ein recht trocknes Faß, deſſen Fugen ſo feſt an einander ſchließen, daß kein Waſſer hinein dringen kann. Will man nun z. E. Pflaumen aufbehalten, ſo nimmt man des Morgens, ehe der Thau fällt, friſches Laub von dem Baume, und bedeckt damit den Boden des Faſſes. Hierauf bricht man die ſchönſten, aber nicht übermäßig reifen Pflaumen an dem Stiele ab, damit der Puder oder Staub, welcher darauf liegt, nicht abgewiſcht werde, und leget ſie Stück vor Stück ſacht auf das Laub neben einander. Ueber dieſe Pflaumen leget man wieder Laub, und auf dieſes wieder Pflaumen, und fährt ſo fort, dergleichen Schichten zu machen, bis das Faß voll iſt; doch muß die oberſte Schicht wieder Laub ſeyn. Hierauf verſchließt man das Faß. Wollte man daſſelbe mit Pech überziehen, ſo wäre es noch ſicherer; nur müßte es durch das Pech nicht gar zu ſehr erwärmet werden. Allein, die Erfahrung lehret, daß dieſe Behutſamkeit nicht einmahl nöthig ſey. Wenn nun das Faß angefüllt iſt, nimmt man eine eiſerne Kette, befeſtiget ſie an dem Faſſe, und läßt an derſelben das Faß in einen tiefen Brunnen hinunter, dergeſtalt, daß es über und über mit Waſſer bedeckt iſt, daher man Steine daran hängen kann, wenn es nicht unterſinken wollte: ſo wird man, nach Verlauf eines Jahres, die Pflaumen noch friſch mit ihrem Staube bedeckt, und von ſo gutem Geſchmacke befinden, als wenn ſie erſt denſelben Tag

vom

vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kann man eben ſo verfahren.

Hamb. Magazin, 2 Band, 1747, 8. S. 50—54.
Leipz. Samml. 5 Band, 1749, 8. S. 979, f.
Stuttg. phyſ. ökon. Wochenſchr. v. J. 1757, Col. 465.
Der deutſche Baumgärtner, Schleuſing. 1764, 8. S. 130—132.
Hamb. Journal, v. M. Jun. 1765, S. 547—551.
Nützl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Frf. und Leipz. 1766, 8. S. 22, f.

In dem Gentleman's Magazine, v. M. Sept. 1753, wird folgende Art, Früchte lange aufzubewahren, angegeben. Man leſe die beſten und vollkommenſten aus, wenn ſie noch am Baume hangen. Sie müſſen aber nicht im geringſten verletzet, und die Schale oder Haut muß nirgends angerieben oder anbrüchig ſeyn. Man berühre oder pflücke die Früchte nicht mit den Händen, ſondern binde einen ſtarken Bindfaden an den Zweig, halte den Bindfaden feſt in der Hand, und ſchneide den Zweig über dem Bindfaden mit einer Schere ab. Wenn man die Früchte alſo von dem Baume herunter hat, ohne den Zweig noch ſonſt etwas berührt zu haben, ſo verſchließe man das Ende des abgeſchnittenen Zweiges mit Siegel-lack, damit die luft nicht hinein wirken kann. Hernach mache man von einem Bogen weißen Papier eine Düte in Form eines Kegels, und laſſe an der Spitze eine kleine Oeffnung. Durch dieſe Oeffnung ſtecke man den an den Frucht-Zweig befeſtigten Bindfaden durch, ſo daß man die Düte in Geſtalt eines Kegels aufhängen kann. Hernach verkleibe man die kleine Oeffnung mit weichem grünen Wachſe, mache die Düte an dem untern weiten Ende auch zu, und verkleibe daſſelbe eben ſo mit Wachſe, damit die luft davon abgehalten werde. Denn wenn dieſe zu den Früchten könnte, ſo würden ſie bald verderben. Dieſer Kegel mit den darin verſchloſſenen Früchten muß alsdann mit dem Bindfaden an einen Nagel, an einem trockenen und gemäßigten Orte, welcher weder warm noch kalt iſt, alſo aufgehangen werden, daß er nichts berühret. Auf dieſe Art kann man das

Obſt ganz unverletzt und vollkommen zwey bis drey Jahre lang erhalten. Es können Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, und alle dergleichen Früchte, dazu gebraucht werden.

22 St der phyſikal. Beluſtigungen, Berl. 1754, 8. S. 910, f.
136 St. der berlin. wöchentl. Relation ꝛc. v. J. 1753, S. 1122, und 75 St. derſ. v. J. 1754, S. 600.
26 St. der Stuttg. phyſ. oek. Realzeit. v. J. 1755, Col. 205, f.
Heppens encyclopäd. Kalender, a. d. J. 1776, S. 29.

Man kann auch Obſt und Garten-Gewächſe in einer Eis-Grube ſehr gut erhalten.

Relation des experiences de Mr. BERTIER, continuées pendant l'eſpace de quatre années, dans une glaciere, pour garder les fruits & les legumes pendant l'hiver, ſans qu'ils perdent de leur gout et de leur fraicheur, ſt. in der *Hiſt. de l'Acad. R. d. Sc. à Paris*, a. d. J. 1758, S. 22, f.

Es bleiben auch die Früchte den ganzen Winter friſch, wenn ſie auf folgende Art glacirt werden. Man läutert feinen Zucker mit Roſen- oder gemeinem Waſſer, läßt ihn aber recht ſtark ſieden; wenn er vom Feuer weggenommen und ein wenig verkühlt iſt, nimmt man von den Früchten, welche glacirt werden ſollen, als: Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Morellen, Johannis- Stachel- Erdbeeren ꝛc. tunkt jedes Stück in den Zucker, nimmt es ſofort wieder heraus, leget es auf reines Stroh, und läßt es trocken werden. Darnach thut man es in ein gläſernes oder ſteinernes Gefäß, bindet es feſt zu, daß keine Luft dazu kommen kann, und ſetzt es in einen tiefen Keller. Iſt dieſer nicht friſch genug, ſo vergräbt man es noch dazu in die Erde. Auf dieſe Art halten ſich ſolche Früchte den ganzen Winter, und bleiben ſo friſch, als wenn ſie vom Baume oder Stocke kämen. Will man ſolche auf den Tiſch geben, ſo klopfet man nur mit einem Finger daran, ſo fällt der Zucker ganz ab; man kann ſie auch mit dem Zucker hingeben; aber zur Winterszeit iſt es beſſer ohne Zucker, weil der Anblick ſolcher friſchen Früchte bey den Gäſten deſto mehr Verwunderung und Vergnügen erwecket.

Hagedorn, in ſeinem Haushalter, S. 258, ſagt, daß man das Obſt lange gut erhalten könne, wenn man es ſchichtweiſe in einem glaſurten Topfe, und trockene Blätter dazwiſchen legte, mit einem Deckel wohl verwahrte, daß keine Feuchtigkeit von oben eindringen könnte, und in die Erde in Sand vergrübe, daß kein Froſt dazu käme. Dieſes hat zwar ſeine Richtigkeit; allein man wird, bey nachgeahmtem Verſuche, wenn man dabey nicht eine gewiſſe Vorſichtigkeit beobachtet, finden, daß die Blätter verfault ſeyn, und dem Obſte einen dumpfigen Geſchmack gegeben haben. Der Ort, wo man ſie hingräbt, muß ſehr hoch und trocken ſeyn; man muß oben eine Beſchirmung machen, daß kein Regen auf den Ort falle; es muß auch in keinem verſchloßnen Orte, ſondern frey im Garten ſeyn. Man kann das Winter-Obſt auch ohne Blätter einlegen, doch muß man Behutſamkeit gebrauchen, daß kein wurmſtichiges dabey ſey, und daß es beym Hineinlegen nicht gedrückt werde. Es muß ganz ſacht in den Topf auf einander geleget werden; der Topf muß im Forttragen nicht ſehr gerüttelt werden, und er muß oben wohl verkleibet werden, damit keine Näſſe eindringe. Das Obſt muß ſeine Stiele behalten; es muß auch friſch gebrochen ſeyn. Bey Beobachtung dieſer Vorſichtigkeiten wird das Obſt ſich eine lange Zeit friſch und gut erhalten; denn die immer gleiche und mäßige Kälte bringt keine Veränderung an demſelben hervor: und es irren daher diejenigen ſehr, welche ihr Obſt, das ſich halten ſoll, erſt in die Wärme und Luft legen, damit es austrockne. Man wird zuweilen unter den Bäumen im Frühjahre Aepfel und Birnen finden, die mit dem abgefallenen Laube bedeckt, und ſo friſch und ſchön ſind, als ob ſie erſt von den Bäumen kämen. Die gemäßigte Kälte, und nicht die Wärme, hat ſolche erhalten.

Rammelt gemeinnütz. Abhandlungen ꝛc. 2 Th. Halle, 1771, 8. S. 278, f.

Um das Winter-Obſt, im Großen, lange zu erhalten, muß man das Obſt auf den Bäumen völlig reif werden laſſen, und ſolches an einem hellen und recht trocknen Tage behutſam abpflücken. Hierzu muß man nun vorher kleine Tönnchen in Bereitſchaft haben, welche recht rein ausgewaſchen ſind, einige Zeit zuvor in freyer Luft gelegen haben, und völlig ausgetrocknet ſind. Halbe Wein-Eimerchen ſind hierzu die beſten; darin läßt man oben ein viereckiges Loch machen, von der Größe, daß man mit der Hand füglich hinein reichen und einlegen kann. Man leget das abgebrochene Obſt, welches gar nichts ſchadhaftes an ſich haben, oder beym Abbrechen bekommen haben muß, behutſam nach einander ein, bis es voll iſt, und ſpündet es recht feſt zu, damit keine Luft hinein dringen kann. Man läßt die Tonne an einem trocknen Orte, wo die Luft durchziehen kann, ſo lange liegen, bis eine ſtarke Kälte kommt, da man ſie denn in einen trocknen Keller oder in ein Gewölbe bringen muß, wo ſie vor den Froſt geſichert iſt. Etwa um Weihnachten werden die Tonnen geöffnet, das Obſt mit einem trockenen Tuche abgewiſcht, und auf das neue wieder behutſam eingepackt, und das ſchadhaft gewordene zurück behalten. Hierbey iſt überhaupt gut, wenn man kleine Gefäße hat, die man allezeit wieder voll anfüllen kann, weil ſie ſich alsdann nicht gern lange halten, wenn man eine Tonne erſt angebrochen hat. Gegen Oſtern kann man ſie wieder durchſuchen und abwiſchen. Da auch faſt eine jede Sorte ihren beſondern Monath zu ihrer völligen Reife hat: ſo iſt es gut, wenn man zu jeder Sorte ein beſonderes Gefäß hat.

Bey dieſem Einpacken des Obſtes vom Baume in die Fäſſer, rathen Einige noch, Hobel-Späne dazwiſchen zu legen; nur müſſen es keine fichtene ſeyn, weil das Obſt davon einen übeln harzigen Geſchmack bekommen möchte. Hohlunder-Blüthen und reine Holz-Aſche, ſind beſſer. Nach jenen ſoll das Obſt einen Muskateller-Geſchmack bekommen.

Da

Da alle dieſe und dergleichen Aufbewahrungen nicht hinlänglich ſeyn wollen, wo man das Obſt in großer Menge bauet, und in geſegneten Jahren einen großen Ueberfluß hat: ſo iſt wohl unſtreitig die beſte und ſicherſte Weiſe, daſſelbige in guten luftigen Kellern und wohlgelegenen Stuben und Frucht-Kammern aufzuheben. Iſt man mit einem guten räumlichen Keller verſehen, ſo kann man in ſolchem das Obſt vor den Froſt verwahren, wenn man daſſelbe auf ein, von dem Boden etwas erhöhetes, Lager ſchüttet. Fehlt aber ein ſolcher Keller, ſo iſt folgende Methode wohl die natürlichſte und leichteſte. Man erwähle, wo möglich, eine Kammer, unter welcher ſich eine Stube befindet, die im Winter geheitzet wird. In dieſer Kammer mache man ein Lager von Rocken-Stroh, etwa $\frac{1}{4}$ Elle hoch, breite über dieſes noch Wicken- oder Erbſen-Stroh aus, und drücke ſolches ein wenig nieder, daß es überall feſt zu liegen komme, und keine ledige Plätze übrig bleiben, damit kein Obſt hindurch falle. Auf dieſes Stroh ſchütte man reife Aepfel oder Birnen. Befürchtet man im Winter einen Froſt, ſo nehme man abermahl ganze Bünde Wicken- oder Erbſen-Stroh, und drücke ſolche feſt auf das Obſt, ſo wird der Froſt demſelben ſo leicht keinen Schaden thun. Man hat dabey den Vortheil, daß man den ganzen Winter hindurch zum Obſte kommen, und davon gebrauchen kann; und wenn ja bey gar ſtrenger Kälte etwas erfrieren ſollte, ſo wird es doch noch zu nutzen ſeyn, wenn der Froſt vergangen, und das Obſt auf dieſem Lager liegen geblieben iſt.

57 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1756, Col. 903, f.

Zu einer **Frucht- oder Obſt-Kammer**, Fr. Fruiterie, ſchlägt Quintinye, und mit ihm Möller, in ſeiner Beſchreibung der beſten Arten von Kernobſt, Berl. 1759, 8. S. 132, fgg. vorzüglich ein reinliches, und des Zuganges einer friſchen Luft fähiges geräumiges Zimmer, worin man nur allen Froſt abhalten könne,

vor. Hat man ein maſſives Gebäude, deſſen Mauern wenigſtens 2 Fuß dick ſind, und kann dem Obſte darin im Winter ein Zimmer einräumen, ſo wird man wegen eines jählingen Froſtes hinlänglich geſichert ſeyn; denn, wenn derſelbe auch gleich ziemlich ſtark anfällt, ſo dringt er doch in 2 oder 3 Tagen nicht durch, wofern man nur die Vorſicht gebrauchet, und Fenſter und Thüren mit doppelten Läden verſieht, auch vornehmlich ein ſolches wählet, deſſen Fenſter der Sonne zugekehrt ſind, und nach keiner kalten Gegend heraus gehen. Am dritten Tage aber dringt derſelbe doch durch, nicht nur wenn er noch länger anhält, ſondern auch, wenn er draußen wieder nachzulaſſen anfängt; denn die Wände ſind alsdann ſo durchgekältet, daß ſie in der innern Luft noch eine Froſt-Kälte erregen, wenn es ſchon draußen wieder zu thauen anfängt; daher man durch das äuſſerliche Nachlaſſen der Kälte ja nicht ſicher werden darf, ſondern fleißig nachſehen muß, ob Froſt einzudringen anfange, welches man auch zu merken hat, wenn ſchon lange vor dem wirklichen Froſt die Luft immer der Froſt-Kälte nahe geweſen, und die Wände nach und nach durchgekältet hat, daß er hernach, wenn es zu frieren anfängt, deſto leichter eindringen kann.

Um nun davor ſicher zu ſeyn, muß man eine Schale mit Waſſer, nahe bey dem Fenſter, wo der Froſt am erſten eindringt, ja auch wohl noch eine an die Wand, auf welche die Kälte von auſſen am meiſten anfallen kann, ſetzen, und fleißig nachſehen, ob ſich auf der Ober-Fläche des Waſſers einige Eis-Strahlen zeigen, indem das Waſſer allezeit noch einige Stunden eher zu gefrieren anfängt, als das Obſt. So bald man alſo dieſes gewahr wird, muß man die innere Luft, durch Heitzung des Ofens zu erwärmen ſuchen, jedoch nicht ſtärker, als daß nur der Froſt abgehalten werde, welches in einem ſolchen Zimmer füglich zuwege gebracht wird, wenn in 24 Stunden nur ein Mahl geheitzet, auch nicht nachgeleget

get wird, als etwa zum Anfange, um die Kälte, welche die Wände angenommen haben, erſt wieder zu brechen. Die allertreueſte Warnung vor eindringenden Froſt, erhält man durch ein Thermometer, welches man in einer ſolchen Frucht-Kammer hängen hat. Dabey wird aber auch die Erwärmung mit Kohlen, wegen ihres ſowohl Menſchen als Gewächſen ſchädlichen Schwefel-Dampfes, wiederrathen.

Geht es in maſſiven Gebäuden, deren Zimmer von 24 Zoll dicken Mauern eingeſchloſſen werden, nicht an, daß man darin vor allen eindringenden Froſt geſichert iſt: ſo wird es, wie leicht zu erachten iſt, in hölzernen Gebäuden, oder ſolchen, die nur dünne Wände haben, noch weniger angehen. Dem ungeachtet aber folgt daraus nicht, daß man in einem ſolchen Gebäude gar keine Frucht-Kammer anlegen könne, vielmehr gibt es Gelegenheiten, wobey ſie dazu eben ſo tüchtig ſind, als die beſten maſſiven Gebäude. Denn wenn ein ſolches Zimmer zwiſchen andern liegt, die im Winter bewohnt ſind und geheitzt werden, ſo iſt es unſtreitig wohl noch ſicherer vor Froſt, als maſſive, welche frey liegen und dieſen Vortheil nicht haben; denn durch die Wände, die an bewohnte Zimmer ſtoßen, kann noch weniger Froſt eindringen, als durch die dickſten Mauern. Wenn denn aber auch ein Zimmer, welches dieſen Vortheil hat, den Winter über dazu nicht eingeräumet werden kann: ſo wird man zwar wieder den eindringenden Froſt um ſo viel mehr auf ſeiner Hut ſeyn müſſen; man wird ihn aber doch, unter gehöriger Aufſicht, gänzlich abhalten können, wenn man nur, ſo oft es die Noth erfordert, den Ofen zu rechter Zeit heitzen läßt. Man ſieht leicht, daß dieſes hier öfter nöthig ſeyn werde, als in maſſiven Zimmern von dicken Wänden; man wird manchen Tag, wenn die Kälte heftig anhält, ſolches morgens und abends thun müſſen. Da aber die Abſicht des Einheitzens nur dahin geht, zu verhüten, daß es nicht in dem Zimmer friere, ſondern man nur eine lauliche Luft darin zu erhalten ſuchen darf: ſo wird es an vielen Tagen des Winters gar nicht nöhig, ja vielmehr eine beſtändige Wärme den Früchten höchſt ſchädlich ſeyn. Es muß daher ein ſolches Zimmer nicht nur beſtändig reinlich gehalten, ſondern ihm auch, ſo oft es nur die Witterung zulaſſen will, friſche und reine Luft gegeben werden.

Iſt

Iſt nun das Zimmer nach dieſen Eigenſchaften gehörig gewählt, ſo müſſen in einer ſolchen Obſt-Kammer, an den Wänden rings herum, Rüſtungen von Latten-Werk gemacht werden, welche verſchiedene Abtheilungen oder Stockwerke über einander haben, die man ſämmtlich mit Bretern beleget. Dieſes erſparet den Platz in einem kleinen Zimmer. Solche Stellungen können bis 2 Fuß breit, und 1 Fuß hoch über einander geordnet werden, ſo wird man füglich, wenn man davor ſteht, mit dem Arme bis an die Wand reichen, und die am nächſten an der Wand ſtehenden, ſo oft man will, ganz bequem erlangen können. Um zu den in der Höhe ſtehenden zu kommen, muß man eine bewegliche Stufen-Treppe haben, die man leicht allenthalben, wo man will, hintragen kann.

Zu dem Lattenwerk und den Bretern muß man keine friſche fichtene nehmen, weil ſie dem Obſte einen kienigen Geruch mittheilen, ſondern lieber eichene; es wäre denn, daß ſolche ſehr alt und ohne Geruch wären.

Damit die Früchte auf dieſen Stellagen beſſer in die Augen fallen, und man ſogleich gewahr werde, was bey einer jeden Art zu thun vorfällt, wird es nicht unangenehm laſſen, wenn die Breter von der Wand ab einen Hang vorwärts haben, ſo, daß ſie etwas ſchief, nähmlich vorn etwa 3 Zoll niedriger, als hinten an der Wand, liegen. Vorne muß eine Leiſte vorgemacht werden, welche die Früchte vor das Herunterrollen ſchützt. Sollen die Früchte weder zu hart, noch zu nahe an einander, liegen, ſo kann man die Breter mit feinem trockenen Sande, einen Daumen hoch, beſchütten, oder mit reinem und recht trockenen Moſe von Bäumen belegen. Auf dieſer Rüſtung werden die Früchte, eine an die andere, ordentlich neben einander aufgeſtellet, jedoch ſo, daß keine die andere berühre; denn, wenn etwa eine darunter wäre, welche zu faulen anfinge, würde ſie die andern, welche ſie berührt, ebenfalls mit anſtecken.

ſtecken. Birnen müſſen auf das Auge geſtellet werden, ſo daß der Stiel in die Höhe gekehrt ſey, ſo nehmen ſie nicht nur den wenigſten Platz ein, ſondern können auch bey dem Stiele am ſicherſten angegriffen werden. Aepfel aber können auf das Auge oder den Stiel geſetzt werden, weil ſie größtentheils an beyden Enden gleich platt, und mit gar kurzen Stielen verſehen ſind.

Das Reifen dieſer Früchte geht mit einigen ſchon im October, noch häufiger aber im November, an; daher muß man um ſolche Zeit immer um den andern Tag die Obſt-Kammer beſuchen, und fleißig durchſehen, ob ſich einige faule darunter befinden, welche denn ſogleich aus dem Haufen ausgeſondert und weggeſchaffet werden müſſen; ferner, ob einige Kennzeichen der Reife von ſich geben, um ſie alsdann zu rechter Zeit zu ihren gehörigen Gebrauch zu beſtimmen. Dieſe Bemühung wird gar ſehr dadurch erleichtert, wenn man die Ordnung dadurch noch erhöhet, daß man einer jeden Art von Birnen oder Aepfeln ihr eigenes Fach anweiſet, wo man alle von dieſer Art beyſammen hat, und ſie überdem ſo neben und nach einander ordnet, wie eine Art nach der andern reif wird, d. i. nach denen Monathen, worin ihre Reife erfolgt. Dieſes wird erleichtert, wenn man die Monathe und zugleich die dahin gehörigen reif werdenden Sorten vorn mit einem angeklebten Zettel ihres Nahmens an der Leiſte verſiehet, und mit dem erſten Monathe von oben herunter anfängt.

In der Mitte einer ſolchen Frucht-Kammer kann man eine lange Tafel, und auf einem Theile derſelben eine ſtufenweiſe erhöhete Stellung anbringen, deren Stufen nur ſchmahl ſeyn dürfen, um beſſern Ausſehens willen aber oben eingezogen werden, ſo, daß die auf einander folgenden immer vorſpringen oder zurück bleiben, als ſie breit ſind. Dieſes wird die Geſtalt einer Treppe zuwege bringen. Es muß auch jede Stufe vorn mit einer Leiſte verſehen ſeyn. Der Gebrauch davon iſt, daß

daß man darauf die Früchte, welche man, bey der immer um den andern Tag anzuſtellenden Durchſehung, für reif erkannt hat, ordentlich neben einander hinſtellen kann. Denn wenn man einmahl eine Frucht für reif erkannt hat, muß man ſie ſogleich ausſondern, damit man nicht nöthig habe, wiederhohlte Unterſuchungen damit anzuſtellen, oder gar auſſer Acht bleibe. Der andere Theil der Tafel, worauf ein ſolches Geſtell angebracht wird, muß frey bleiben, um einen Platz zu haben, die Schüſſeln und Körbe, worein das Obſt gelegt werden ſoll, darauf zu ſetzen. Endlich muß man noch einen eigenen abgeſonderten Ort in der Obſt-Kammer beſtimmen, der nicht gleich in die Augen fällt, um dahin das vom Winde vor der Zeit abgeſchüttelte Obſt zu bringen. Dieſes darf man nicht deswegen gleich wegwerfen, wenn es nur nicht durch den Fall Schaden genommen und ſich zerſchlagen hat. Es ſieht zwar nicht gut aus, denn es ſchrumpfet ſehr ein; jedoch einiges mehr, anderes weniger, nach dem es zeitig oder ſpät gefallen iſt; indeſſen wird manches endlich doch reif, nur langſamer als das zu rechter Zeit gebrochene. Wollen aber in manchen Jahren gewiſſe Arten nicht recht reif werden, ſo werden es alsdann die vor der Zeit abgefallenen um ſo weniger thun, und man muß ſie zum Kochen und Backen hingeben.

Die beſondern Methoden, einige Arten der Früchte, als: Aepfel, Citronen, Nüſſe, Weintrauben ꝛc. aufzubehalten, findet man an gehörigen Orten.

Wie die Früchte zu backen oder zu dörren ſeyn, hat man im Art. Obſt zu ſuchen.

Vom **Einmachen der Früchte in Zucker,** ſiehe Th. X, S. 439, fgg. und **Zuckerbrod** von eingemachten Früchten.

Wie allerley Früchte zu candiren, ſiehe Th. VII, S. 617.

Um

Um Obſt trocken einzumachen, nimmt man z. E. Pflaumen oder Birnen, reiniget ſie ſauber, läßt die Steine darin, leget ſie in ein Geſchirr, und gießt friſch ſiedend Waſſer darüber; kehrt ſie alsdann unter einander, leget ſie zwiſchen ein weißes Tuch, und verläutert Zucker mit Eyweiß, ſiedet ihn, bis er einen Faden gibt, ſchüttet ihn ſodann über das Stein-Obſt, und läßt es über Nacht ſtehen. Darauf wird die Zucker-Brühe wieder geſotten, wie zuvor, und ebenfalls darüber geſchüttet; und das auch zum dritten Mahl. Alsdann thut man die Brühe auf ein Blech in einen Kaſten, leget das Blech auf Stängechen, und eine Kohl-Pfanne dagegen, daß es trockne, oder läßt es allmählich ſelbſt trocknen. Sind es Quitten oder Birnen, ſo muß vorher Waſſer abgegoſſen werden, damit es durchſichtig werde; alsdann kann man erſt den feinen Zucker darüber thun.

Man hat auch **auf Branntwein geſetzte Früchte**, z. E. Apricoſen, Pfirſichen, kleine gelbe Pflaumen ꝛc. Sie werden dazu, wenn ſie noch nicht ganz reif ſind, vorher wohl gereiniget, und entweder zerſchnitten, oder mit einer Nadel rund herum zerſtochen. Alsdann thut man ſie in einen hell und klar gekochten Syrupp, nimmt ſie aber, ſo bald ſie die Farbe ein wenig zu verändern anfangen, vom Feuer weg, breitet ſie auf einem reinen Tuche aus, damit ſie ihr Waſſer ablaufen laſſen, läutert den Syrupp zum zweyten Mahl faden- oder perlenmäßig, und läßt ihn kalt werden. Während der Zeit, daß letzteres geſchieht, leget man die wohl abgetropften Früchte in eine mit einer recht weiten Oeffnung verſehene gläſerne Flaſche. Hierauf vermiſcht man mit dem kalt gewordenen Syrupp 6 Quart guten Brannt-Wein, und gießt es auf die Früchte. Anfänglich werden ſie in dem Aquavite herum ſchwimmen, hernach aber von dem Zucker und Branntweine durchdrungen werden,

werden, und ſich in der Flaſche zu Boden ſetzen; da ſie denn zum Genuſſe tauglich ſind.

Künſtliche Früchte, werden z. E. von Caſtor- oder Streu-Arbeit, (ſ Th. VII, S. 718) oder von Alaun und Wachſe gemacht.

Von Alaun können allerley Früchte, welche ſehr durchſichtig ſind, und den natürlichen faſt gleich kommen, gemacht werden. Man nimmt ein Stückchen Alaun, von der Größe der Frucht, und ſchabet, feilt oder dreht es rund, z. E. in Geſtalt einer Kirſche; wiſcht ein ſolches Kügelchen mit einem feuchten Tuche wohl ab, damit es einen Glanz bekomme: läßt es ſodann wieder trocknen; macht hernach die Spitze oder das Ende eines dünnen Drahtes an einem Lichte glühend, und ſtößt dieſelbe geſchwinde in die von Alaun gebildete Kirſche, ſo bleibt der Draht, ſo bald er abgekühlt iſt, in derſelben feſt; und ſolchergeſtalt hat man an der Kirſche einen Stiel. Hierauf tunkt man dieſelbe in geſchmolzenes Wachs, ſchüttelt es ein wenig mit öfterm Umkehren ab, und läßt ſie abkühlen. Alsdann macht man von Hauſenblaſe ein mit Braſilien gefärbtes dickes Leim-Waſſer, läßt es ein wenig warm werden, und tunkt, wenn es noch laulich iſt, und oben gleichſam ein Hütchen hat, die Kirſche darein: ſo bekommt ſie eine ſchöne Farbe. Man läßt ſie ſodann trocknen. Auf gleiche Weiſe kann man andere Früchte von Alaun machen. Will man mit Schaben, Feilen oder Drehen, keine große Mühe haben, ſo kann man den Alaun in einem Löffel ſchmelzen, und hernach in eine mit Baum-Oehl beſchmierte Kugel-Form gießen: ſo bekommt man, nach der Größe der Formen, allerley Kugeln, welche zu Kirſchen, Johannisbeeren und andern Früchten, gebraucht werden können.

Von Wachs Früchte, z. E. Kirſchen oder Johannis-Beeren zu machen, nimmt man zuerſt ein ſchlechtes Wachs, oder gar nur Pech, und formirt daraus mit den Fingern größere oder kleinerne Kügelchen, in Geſtalt und Größe der beliebigen Früchte. In dieſe ſteckt man einen Stiel von ausgeglühetem dünnen meſſingenen Draht, oder von einer Schweins-Borſte, tunkt hernach ſolche Früchte etliche Mahl in Wachs, welches mit Mennige roth gefärbt iſt, und läßt ſie allezeit wieder abkühlen. Darnach nimmt man ein ſtarkes Hauſenblaſen-Waſſer, welches mit Braſilienholz roth gefärbt, und noch etwas warm iſt, tunkt die mit rothem Wachſe überzogenen Kirſchen oder Johannisbeeren darein, und läßt ſie trocknen. Haben ſie alsdann ihren ge-

hörigen

hörigen Glanz und Farbe noch nicht, ſo muß man das Eintunken wiederhohlen. Es kommt hierbey ſehr vieles darauf an, daß das Hauſenblaſen-Waſſer ſeine rechte Dicke habe. Den Stiel überwickelt man endlich mit Flock- oder türkiſcher Seide, und überſtreicht ihn mit Traganth-Waſſer. Endlich macht man, nach Belieben, Blätter von Seide, Papier ꝛc. daran.

Wie von Mandeln Bilder und Früchte zu verfertigen seyn, ſ. Th. I, S. 747.

In den Rechten verſteht man unter **Frucht** insgemein allen und jeden Vortheil, Gewinn, Genuß und Nutzung eines Dinges, insbeſondere aber die Garten- oder Feld-Früchte eines Gutes, mithin nicht nur alles, was auf einem Gute wächſt, ſondern auch allen übrigen Nutzen und Gebrauch deſſelben, als: Pacht-Zins, Intereſſen ꝛc. welche eine Sache abwirft, und die man in Anſehung derſelben genießt. Hieraus ergibt ſich auch zugleich der Grund und Nutzen der unterſchiedlichen Benenn- und Abtheilungen der Früchte. Inſonderheit unterſcheidet man die Früchte eines Land-Gutes, in Fructus naturales, induſtriales und civiles.

Fructus naturales, Fr. Fruits naturels, natürliche, oder von ſelbſt erwachſene Früchte, nennt man diejenigen, deren Daſeyn und Wachsthum man bloß den Wirkungen der Natur zu danken hat. Denn, ob gleich auch dieſe in gewiſſen Fällen eine menſchliche Pflege und Wartung nöthig haben, ſo iſt ſolches doch nicht die unmittelbare Urſache ihrer Entſtehung, ſondern es kann nur als ein Mittel ihrer Vermehrung und Verbeſſerung angeſehen werden.

Daß, um dieſes durch ein Beyſpiel deutlicher zu machen, das Gras auf den Wieſen wächſt, iſt eine bloße Wirkung der Natur, weil daſſelbe von den Menſchen weder gepflanzt, noch der dazu nöthige Same ausgeſäet wird. Wenn aber gedüngte Wieſen mehreres und beſſeres Gras bringen, als ungedüngte, ſo iſt zwar ſolches allerdings der menſchlichen Pflege und Wartung zu zuſchreiben, dennoch aber nicht als die unmittelbare wirkende Urſache des Graswuchſes ſelbſt anzuſehen, ſondern nur für ein Verbeſſerungs-Mittel zu halten.

Noch deutlicher wird dieſes werden, wenn man die Wieſen und den Ackerbau in dieſer Abſicht gegen einander vergleicht. Der Acker trägt ohne die Bearbeitung, die ihm von menſchlichen Händen wiederfährt, keine Früchte, und folglich iſt der menſchliche Fleiß die unmittelbare wirkende Urſache von der Entſtehung der Acker-Früchte. Die Wieſen aber bringen, auch ohne menſchliche Pflege und Wartung, Gras; und es iſt alſo die unmittelbare Wirkungs-Urſache von deſſen Entſtehung nicht dem menſchlichen Fleiße, ſondern der Natur, zu zuſchreiben.

In denen Fällen, wo es auf Abſonderung des Lehens und Erbes ankommt, werden zu der Claſſe der bloß natürlichen Früchte gezählet: das Gras auf den Wieſen; das wilde Obſt, welches auf dem Felde und in Wäldern, ohne daß die Bäume von Menſchen-Händen dazu ausdrücklich geſetzt worden, wächſt; die Zucht von allen Arten des Viehes, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; das Holz und die Maſtung im Walde; die Jagd-Nutzungen; die Abnutzungen der Steinbrüche und Erzgruben, und anderer dergleichen in der Erde liegenden nutzbaren Dinge; der Honig von den Wald-Bienen; die in den Seen, und den zur wilden Fiſcherey gehörigen Waſſern, ſtehenden Fiſche ꝛc.

Fructus induſtriales, Fr. Fruits induſtriaux, Früchte des Fleißes, nennt man die durch den menſchlichen Fleiß hervor gebrachten Früchte. Zwar können alle, folglich auch dieſe Früchte, nicht ohne Mitwirkung der Natur erzeuget werden; ſie werden aber deßhalb beſonders dem menſchlichen Fleiße, Wartung, Mühe und Arbeit zugeſchrieben, und daher Früchte des Fleißes genannt, weil die Natur ohne Beytritt des menſchlichen Fleißes und Bemühungen darunter entweder gar nicht, oder doch nur ſehr ſchwach und unvollkommen, wirken könnte. Mit Recht wird daher bey denſelben der menſchliche Fleiß als die unmittelbare Wirkungs-Urſache von ihrer Entſtehung und Daſeyn angeſehen.

Aus dem kurz vorher angeführten Beyſpiele des Acker-Baues, iſt ſolches klar. Denn, wer könnte ſich wohl von ſeinem Acker, wenn auch derſelbe, ſeiner innern Güte nach, von der beſten Art und Gattung wäre, eine Getreide-Arnde verſprechen, ohne daß er denſelben gehörig gepflüget und

beſäet

beſäet hätte! Gras und Unkraut wird derſelbe wohl tragen, und dadurch zur Vieh-Weide tüchtig werden, aber keine Früchte bringen.

Zu dieſer Claſſe ſind zu rechnen; ſämmtliche Getreide-Arten, und überhaupt alle Früchte, welche der von den Menſchen bearbeitete Acker hervor bringt; die Früchte der künſtlichen Wieſen; alles Obſt und alle Unter-Früchte in den Gärten; Moſt und Wein; der Hopfen, Weid, Färber Röthe, Toback, und andere dergleichen Früchte, welche beſonders in unſern Zeiten gebräuchlich ſind; die Wolle und Milch, wie auch die junge Zucht von den Haus-Thieren, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; die ſämmtlichen Jagd-Nutzungen; die Nutzungen der Steinbrüche und Erzgruben; das von den Haus- und Garten-Bienen gewonnene Honig; die Nutzungen der Glas-Hütten, Theer-Oefen, Pottaſch-Siedereyen, Ziegel- auch Kalk-Oefen; die in den durch den menſchlichen Fleiß und Erfindung zubereiteten Teichen ſtehenden Fiſche ꝛc.

Bey denjenigen Früchten, welche man Fructus civiles, Fr. Fruits civils, bürgerliche Früchte, nennet, findet das im Vorhergehenden angenommene Unterſcheidungs-Zeichen an und vor ſich ſelbſt nicht Statt. Weder bloß die Natur, noch auch der gegenwärtige menſchliche Fleiß, ſind die unmittelbaren wirkenden Urſachen ihrer Entſtehung, ob gleich nicht geläugnet werden kann, daß ſie größten Theils von dem Genuſſe der beyden erſten Arten der Früchte, welcher einem Andern zugeſtanden worden iſt, ihren erſten Urſprung genommen haben.

Es findet bey den Civil-Früchten eine dreyfache Eintheilung Statt. Zu der erſten gehören diejenigen baren Einkünfte, die wegen der Aernde und der einem Dritten überlaſſenen Acker-Früchte, entrichtet werden, folglich als ein unſtreitiges Surrogatum des Ackerbaues anzuſehen ſind; als: alle Getreide-Pächte, die von den Unterthanen oder andern Beſitzern des herrſchaftlichen Eigenthumes, für den Genuß der ihnen unter den Pflug gegebenen Aecker entrichtet werden müſſen; aller Getreide-Zins, der von den Unterthanen oder andern Beſitzern herrſchaftlicher Grundſtücke entrichtet wird; alle Arten von Getreide-Zehenden; der Canon, welcher von einem unter dem Erbzins-Rechte (Jus emphyteuſeos) ſtehenden Acker-Stücke entrichtet wird; der Zins, welcher von Zinsacker-Gütern oder Ackerſtücken

entrichtet wird; das ſo genannte Mähder⸗ oder Meier⸗Geld. Die zweyte Claſſe begreift diejenigen Gefälle unter ſich, deren Ableiſtung auf einen gewiſſen Tag oder Zeit beſtimmt iſt, ohne dabey eine eigentliche Beziehung auf die Arnde oder dafür gegoſſene Acker⸗Früchte zu haben; als: alle Arten des Fleiſch⸗Zehends; der ſo genannte Frauen⸗Zins; der Kutſcher⸗Zins; die Lehen⸗Ware (Laudemium); der faſt allenthalben bey eigenthümlichen Unterthanen⸗Gütern gewöhnlicht Erb⸗ und Grund⸗Zins, welcher auch von ſolchen Grund⸗Stücken, die weder unter dem Erbzins⸗Rechte ſtehen, noch auch zu den ordentlichen Zins⸗Gütern gehören, entrichtet werden muß; die Abzugs⸗ und Abſchoß⸗Gelder, welche die Eingeſeſſenen eines Landgutes der Herrſchaft entrichten müſſen; die Loslaſſungs⸗Gelder, welche der Herrſchaft von den Unterthanen wegen Erlaſſung der Unterthänigkeit entrichtet werden; die Dienſt⸗Gelder, welche an einigen Orten von dem ledigen Geſinde zur Ablöſung der ſchuldigen Dienſt⸗Jahre erleget werden müſſen; und endlich alle Arten der Geld⸗Strafen und andere ſo genannte Gerichts⸗Gefälle. Die dritte Abtheilung der Civil⸗Früchte macht alle diejenigen Gefälle aus, welche weder eine Beziehung auf die Aernde, und die den Entrichtern zum Genuß überlaſſenen Acker⸗Früchte, noch auch eine gewiſſe zu ihrer Ableiſtung beſtimmte Zeit haben. Hierher gehören: der Mieth⸗Zins, welcher auf dem Lande für Häuſer, Stuben und andere Wohnungen, auch wohl Ställe und Scheunen, entrichtet zu werden pflegt; diejenigen Getreide⸗Pächte oder Dienſt⸗Gelder, welche von der dienſtpflichtigen Bauern der Herrſchaft zur Vergütigung des, entweder ihnen ganz, oder doch zum Theil erlaſſenen Dienſtes, erleget werden; alle Arten von Mühlen⸗Pächten, ſie mögen in Gelde, oder in Körnern entrichtet werden; der entweder von den eigenen Unterthanen, oder auch fremden Aufhütungs⸗Intereſſenten jährlich zu entrichtende Weide⸗Hafer; und der Canon emphyteuticus, oder Zins von ſolchen Grundſtücken und Zins⸗Gütern, welche hauptſächlich aus Hütung und Wieſewachs beſtehen.

Der unmittelbare Grund und die Urſache der Civil⸗Früchte, beſteht entweder in den mit deren Entrichtern errichteten Verträgen, oder in einem geſetzmäßigen Herkommen. Von der erſten Art, führe ich den Erb⸗ und Pacht⸗Zins, von der andern aber die Laudemien, Abſchoß und Loslaſſungs⸗Gelder, zum Beyſpiel und zur Erläuterung an.

Oeconomia forenſis, 2 Band, S. 291, fgg. und 4 Band, S. 146, fgg

Fructus

Fructus pendentes, ſtehende oder hängende Früchte, Fr. Fruits pendans par les racines, nennt man diejenigen, die noch am Halme oder am Stängel in der Erde ſtehen, oder auf dem Baume, am Stamme oder am Stocke hängen, und noch nicht eingeärndet oder abgenommen ſind; inſonderheit dergleichen Korn-Früchte und Trauben. Sie heißen auch nondum percepti, noch nicht empfangene, oder noch nicht von dem Erdboden abgeſonderte und der Erde noch anhängende Früchte, und pflegen daher zu den unbeweglichen Gütern gerechnet zu werden, weil ſie noch ein Theil des Gutes ſind. Fructus percepti oder ſeparati, empfangene oder abgeſonderte Früchte hingegen, heißen diejenigen, welche wirklich von dem Körper, von welchem ſie hervor gebracht ſind, abgeſondert gefunden werden, ob ſie ſchon nicht eingeſammelt oder weg getragen worden ſind, als da ſind z. E. geſchütteltes Obſt, abgemähtes Gras, geſchnittenes Getreide, wenn ſolches ſchon nicht im Keller, auf die Böden oder in die Scheunen gebracht worden iſt.

* * *

2. Figürlich.

1) Was die Fruchtbarkeit in dem Pflanzen-Reiche verurſachet und befördert. Wenigſtens wird es von den Landleuten Meißens in dieſem Verſtande von der in der Erde befindlichen Feuchtigkeit gebraucht. Es iſt keine Frucht in der Erde, keine Feuchtigkeit. Siehe Sommer-Frucht, Winter-Frucht.

2) In einigen Fällen auch von den Producten des Thier-Reiches; Junge, noch ungeborne oder vor kurzem erſt geborne Kinder und Thiere. In dieſem Verſtande wird es in der anſtändigen Schreib-Art nur noch von Kindern, beſonders von ungebornen Kindern gebraucht. Die Frucht im Mutterleibe. Die Leibes-Frucht. Eine unzeitige Frucht gebären. Sich die Frucht abtreiben.

3) Der Ertrag, die Einkünfte einer Sache, am häufigſten im Oberdeutſchen. Die Früchte eines Capitales, die Zinſen. Die Früchte eines Landgutes, der Ertrag.

4) Die guten oder böſen Folgen einer Handlung. Der Hunger iſt eine Frucht der Mäßigkeit. Das iſt die Frucht deiner Bosheit.

Frucht=Aſt, derjenige Aſt eines Obſt=Baumes, an welchem ſich Früchte befinden, zum Unterſchiede von den Holz= und Waſſer=Aeſten. Siehe Th. II, S. 607.

Frucht=Auge, Frucht=Knoſpe; ſiehe unter **Knoſpe**.

Frucht=Balg, ſiehe oben, S. 283 und 284.

Frucht=Band, ſiehe **Feſton**.

Frucht=Baum, Fr. Arbre fruitier, ein Obſt=Baum, ein Baum, welcher Früchte in engerm Verſtande bringt; ſiehe **Frucht** 1 2) (b).

Frucht=Boden. 1. In der Landwirthſchaft, ein Boden, auf welchem die Frucht, d. i. das Getreide verwahret wird; ſiehe **Korn=Boden**.

2. Bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzen=Reiches, der Boden, d. i. die unterſte Fläche der eigentlichen Blume, auf welcher ſich die Frucht erzeuget.

Frucht=Decke, ſiehe unter **Kelch**.

Frucht=Gehänge, ſiehe **Feſton**.

Frucht=Gülte, ſiehe unter **Gülte**.

Frucht=Handel, ſiehe **Korn=Handel**.

Frucht=Herr, in einigen Städten, ein Rathsherr, dem die Beſorgung der Frucht, d. i. des Getreides, aufgetragen iſt.

Frucht=Horn, **Füll=Horn**, (von Fülle, Ueberfluß, Reichthum), **Horn des Ueberfluſſes**, L. Cornu copiae, Cornu Amaltheae (*), Fr. Corne d'abondance, Ital.

Corno

(*) Dieſen Nahmen hat es von Amalthäa, der Ziege, welche den Jupiter geſäugt hatte, und hernach unter die Sterne verſetzt wurde. Eines von ihren Hörnern verehrte Jupiter den Nymphen, welche dieſe Ziege gewartet und gepflegt hatten; und dieſem Horne legte er die Eigenſchaft bey, daß es in einem Augenblicke den Genuß alles desjenigen, was man ſich wünſchte, verſchaffte.

Corno d'abondanza, in der Baukunſt ein Zierrath, der in einem mit Blumen, Blättern, Früchten oder andern Gaben der Natur und Schätzen der Welt überflüſſig angefüllten gewundenen Horne beſteht, und in den ſchönen Künſten, noch von den Zeiten der Griechen und Römer her, als ein Sinnbild des Wohlſtandes, Reichthumes und Ueberfluſſes gebraucht wird. Siehe Fig. 811. Man gebraucht dieſe Frucht=Hörner bey den höhern, beſonders der korinthiſchen Ordnung, und es läßt ſich ein Gebäude recht ſchön unter den Bögen und über den Fenſtern damit auszieren. Ein Beyſpiel davon findet man in dem amſterdamer Rathhauſe, wo ſie unter Bögen, durch welche runde Fenſter gehen, kreutzweiſe um dieſe über einander geleget und von Amouretten gehalten, angebracht ſind. Man pflegt auch Arcaden und Ehren=Pforten damit auszuzieren.

Frucht=Kammer, ſiehe oben, S. 297, fgg.

Frucht=Keim, ſiehe oben, S. 285.

Frucht=Kelch, ſiehe unter **Kelch**.

Frucht=Knoſpe, ſiehe unter **Knoſpe**.

Frucht=Knoten, ſiehe oben, S. 285.

Frucht=Korb, ſiehe **Confect=Blätter**.

Frucht=Kranz, ſiehe **Feſton**.

Frucht=Nießung, } ſiehe **Nießbrauch**.
Frucht=Nutzung, }

Frucht=Preis, ſiehe **Korn=Preis**.

Frucht=Schnur, ſiehe **Feſton**.

Frucht=Schrumpf, der Abgang, ſo an der aufgeſchütteten Frucht, d. i. Getreide, durch Einſchrumpfung oder Eintrocknung verurſachet wird, und welcher auch zuweilen nur der **Schrumpf** heißt.

Frucht=Stück, in der Mahlerey, ein Stück, d. i. Gemählde, auf welchem Abbildungen von Früchten zur Haupt=Vorſtellung gewählt ſind; zum Unterſchiede von einem **Blumen=Stücke**, **Thier=Stücke** u. ſ. f.

Die Frucht=Stücke haben ihre Annehmlichkeit ſowohl von der ſchönen anmuthigen Geſtalt einiger Früchte, als von den

Farben, dem bald durchſichtig, bald glänzenden, und bald weichen, duftigen Weſen derſelben. Und wenn alle dieſe Annehmlichkeiten geſchickt mit einander verbunden ſind, ſo können ſehr artige Gemählde daher entſtehen. Ins beſondere werden denn auch ſolche Stücke den Liebhabern der Kunſt angenehm, wenn eine geſchickte Anordnung, wenn Haltung und Farben-Gebung dabey vollkommen in Acht genommen ſind.

Man hat Frucht-Stücke, worin alles, was zur Farben-Gebung, im weiteſten Verſtande genommen, gehört, auf das vollkommenſte beobachtet worden iſt. Die vornehmſten Meiſter darin waren: Gillemans, Verbruggen, J. J. de Heem, Mignon, Jan von Huyſum, Rachel Ruyſch und van Royen.

Frucht-Zapfen, ſiehe oben, S. 282.

Frucht-Zehend, ſiehe unter Zehend.

Frucht-Zinſen, Zinſen, welche in Früchten, d. i. in Getreide, abgetragen werden, Korn-Zinſen, Getreide-Zinſen, zum Unterſchiede von den Geld-Zinſen.

Fruchtbar, (*), L. Fertilis, Foecundus, Fr. Fécond, Fertile. 1. Was Frucht bringt, in allen Bedeutungen des Hauptwortes. Fruchtbare Bäume, im Gegenſatze der unfruchtbaren. Ein fruchtbarer Boden, ein fruchtbares Erdreich. Imgleichen, was viele Frucht bringt. Einen Acker, ein Feld fruchtbar machen. Ein fruchtbares Ehe-Par, welches viele Kinder zeuget. Die Kaninchen, die Tauben ſind ſehr fruchtbar, bringen oft und viele Jungen.

2. Was die Fruchtbarkeit im Pflanzen-Reiche befördert. Ein fruchtbarer Regen. Fruchtbare Witterung. Ein fruchtbares Jahr, in welchem wegen der fruchtbaren Witterung viele Früchte wachſen. Fruchtbare Zeiten.

Vor-

(*) Statt dieſes Wortes kommt bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern, fruchtig, birig, berig, berhaft, trächtig, u. ſ. f. vor, welches letztere noch im Oberd. für fruchtbar gebraucht wird.

Vorzeichen von einem frucht- oder unfruchtbaren Jahre.

1. Wenn der Frühling und der Sommer ſehr feucht ſind, oder wenn es zur Zeit der Baum-Blüthe ſehr nebelt und reift: da ſoll es in dieſem Jahre nicht viel Früchte geben.

2. Wenn es um eine ungewöhnliche Zeit des Jahres ſehr ſchneyet oder hagelt: da folgt gemeiniglich theure Zeit.

3. Wenn es im erſten Keimen der Saat, oder auch im erſten Ausſchlagen der Bäume oder des Graſes ſehr thauet, oder friert: da ſoll ein unfruchtbares Jahr erfolgen.

4. Wenn der Herbſt bey der Ausſaat trocken, und der Frühling bey dem Aufgehen der Saat ziemlich warm iſt: da ſoll ein fruchtbares Jahr folgen.

5. Wenn es im Frühjahre ſtark regnet, friert oder hagelt: da folgt ein unfruchtbares Jahr.

6. Wenn man im Frühjahre auf allen Feldern eine Menge Blumen ſieht: ſo ſoll ein gutes Korn-Jahr folgen.

7. Es wird für ein Zeichen eines unfruchtbaren Jahres gehalten, wenn die Bohnen und Eicheln gut gerathen ſind.

8. Wenn die Vögel die Heiden und Büſche verlaſſen, und ſich auf dem beſäeten Lande aufhalten: das bedeutet ein unfruchtbares Jahr.

9. Der März-Schnee iſt für das geſäete Korn nicht gut; und wenn ein Froſt dazu kommt, ſo verdirbt viel Korn.

10. Der Froſt, welcher im May kommt, iſt dem Weine, dem Hopfen, der Blüthe, den Eicheln, den Bohnen, dem Rocken, einigen Kirſchen, dem Flachſe, der frühen Gerſte ꝛc. ſehr ſchädlich.

11. Ein naſſer Auguſt-Monath macht niemahls ein dürres Jahr, aber ein früher Sommer ſchlecht Gewächſe.

12. Wenn im Auguſt viel Sonnenſchein iſt, wächſt der Wein gut.

13. Wenn der Weinſtock im Vollmonde, oder, da der Mond noch lange ſcheint, blühet: da ſoll es viel Trauben geben.

Fruchbarkeit, L. Fertilitas, Foecunditas, Fr. Fécondité, Fertilité, die Eigenſchaft eines Dinges, nach welcher es fruchtbar iſt, in allen Bedeutungen dieſes Wortes. Die Fruchtbarkeit des Bodens, eines Baumes, eines Gewächſes, eines Thieres, einer Frau u. ſ. f. Im Oberd. ehedem auch **Fruchtigkeit.**

Ich werde mich hier bloß in eine Unterſuchung der **Urſachen der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erde**, nach den Grundſätzen des Hrn. Wallerius einlaſſen.

Die Beſchaffenheit des Erdreiches, nach welcher die Samen der Gewächſe, welche demſelben anvertrauet ſind, zu rechter Zeit aufgehen, grünen und reifen, wird, nach der gewöhnlichen Art zu reden, mit Recht die **Fruchtbarkeit der Erde** genannt. Die Merkmahle, welche ein Erdreich haben muß, das allen Arten der Gewächſe zuträglich, und allgemein fruchtbar iſt, findet man im XI Th. S. 315, f. angezeigt. Aus welchen Urſachen aber dieſe Beſchaffenheit der Erde entſtehe, ſcheint ſchwerer zu beſtimmen zu ſeyn, da dieſe allezeit der Zank-Apfel der Gelehrten geweſen ſind. Denn einige haben die Urſache der Fruchtbarkeit in der Erde, welche auf der Oberfläche der Aecker, oder in der Mitte, oder ganz unten angetroffen wird; andere hingegen in dem Salze, und vornehmlich in dem Salpeter; einige in dem Dünger oder der Fettigkeit, und die meiſten in der Luft, geſuchet. Es hat auch Einige gegeben, welche ſie in dem Feuer und in der Wärme; und Viele, welche ſie

allein in dem Waſſer haben finden wollen. Dûhamel, und ſein Vorgânger, Tull, haben ſie in einem leicht aufzulôſenden oder leicht zu zertheilenden Erdreiche geſetzt. Wenn man alle dieſe Dinge zuſammen nimmt, wie ſie denn billig zuſammen genommen werden mûſſen, weil ein jedes, nach ſeiner Beſchaffenheit, dieſes mehr, jenes weniger zur Fruchtbarkeit beyträgt: ſo erreicht man gewiß den bequemſten Weg, die Wahrheit zu finden. Hierbey aber iſt zu merken, daß, ob gleich auf dieſe Weiſe die Wahrheit entdeckt wird, dennoch einige Ungewißheit zurück bleibe, wenn nicht noch ferner unterſucht wird, welche von dieſen die Urſache der Materie, welche die Urſachen der Form, und welche die Inſtrumental-Urſachen ſeyn. Denn dieſe Eintheilung der Urſachen, die etwas zur Fruchtbarkeit beytragen, fordert die Erfahrung; es beſtâtiget ſie die Oekonomie der Pflanzen, und die Natur und Beſchaffenheit der Urſachen. So machen z. E. die Salze, die Luft und die Wârme, wenn man ſie an ſich ſelbſt betrachtet, nicht einmahl die Nahrung aus, ſondern dienen nur zur Zubereitung und Vertheilung derſelben, weshalb ſie auch unter die Inſtrumental-Urſachen gerechnet werden mûſſen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Erde, in welcher die Pflanzen grûnen; denn dieſe wird, nach dem Zeugniſſe der Erfahrung, im Waſſer nicht aufgelôſet, und kann folglich auch keinesweges Nahrung werden. Es iſt zwar nicht zu lâugnen, daß die Erde, wenn man ſie mit Waſſer begießt, erweichet werden und das Waſſer fârben kann; daraus aber folgt noch gar nicht, daß dieſe erweichte Theilchen der Erde mit dem Waſſer zugleich eine Nahrung der Gewâchſe werden. Denn 1) iſt nicht zu begreifen, daß dieſe erweichte Theilchen ſo ſubtil gemacht werden ſollten, daß ſie der wâſſerigen Feuchtigkeit gleich kâmen, welche in die ſubtilſten Canâle der kleinſten Gewâchſe dringet; vornehmlich, da auch 2) aus der Erfahrung gewiß iſt, daß eben dieſe

Theilchen leicht wieder von dem Waſſer, welches in Feuchtigkeiten aufgelöſet iſt, und in die Oeffnungen der einſaugenden Gefäße dringt, abgeſondert und filtrirt werden. Daher kann man auch ſchon hieraus abnehmen, wie unrichtig die Meinung derer ſey, welche glauben, als wenn das Erdige in den Gewächſen ſeinen Urſprung den Erd-Theilchen zu danken habe, welche einiges Waſſer bey ſich führen: und die aus dieſem Grunde die Verwandlung des Waſſers in Erde beſtreiten wollen, und das Waſſer nur für dasjenige, was den Gewächſen die Nahrung zuführt, nicht aber für die vornehmſte und Haupt-Urſache, annehmen. Denn die Verwandlung des Waſſers in Erde muß man nicht aus den fremden Theilchen, welche ſich mit dem Waſſer vermiſcht haben, ſondern aus der Natur und Beſchaffenheit des Waſſers ſelbſt, herleiten. Es darf daher niemanden ungereimt ſcheinen, **wenn ich die vornehmſte und Haupt-Urſache der Fruchtbarkeit in dem Waſſer ſetze.** Denn dieſes wird, wie unzählbare Verſuche, inſonderheit des **Helmont, Boyle, Eller** und **Margaraf**, zeigen, zu einer wahren feſten erdigen Subſtanz. Aus dem Waſſer werden auch, vermittelſt der Wärme, die Oehle gemacht, wie **Eller** ſehr gelehrt bewieſen hat; nicht zu gedenken, daß man in den Sümpfen viele Anzeigen von Oehl findet, in welchen ſehr oft durch die Fäulniß aus dem Waſſer eine gewiſſe leimige und ſtinkende Materie entſteht und oben ſchwimmt.

Es iſt hierbey, da ich das **Waſſer** für die **Nahrung** ausgebe, zweyerley zu bemerken: 1) daß hier kein Waſſer in ſeiner gewöhnlichen Flüſſigkeit verſtanden werde, ſondern ſolches, das ſchon in Dünſte aufgelöſet iſt; denn bloß dieſen Dünſten kann, weil dieſelben elaſtiſch ſind, das Aufſchwellen der Samen, wenn ſie auskeimen, zugeſchrieben werden; ja auch die Aehnlichkeit der Gefäße, welche dieſe Dünſte einſaugen, und von ſich geben, erfordert dieſes; diejenigen nähmlich, welche dieſe Dünſte einſaugen, durch welche ein Theil von der Fettigkeit der Luft in die kleinſten Gefäße der Blätter und Stämpel dringt. Wenn nun dieſe Dünſte, durch die dieſelben

ſelben in Bewegung ſetzenden, verändernden und ſafthaltenden Gefäße gedrungen ſind, ſo leiden ſie erſt hauptſächlich ihre Veränderung in den bauchförmigen Behältniſſen. 2) Ich habe zwar geſagt, daß von dem Waſſer Salze und Oehle hervorgebracht werden können; hieraus iſt aber nicht zu ſchließen, daß das Salzige und Fettige, welches in der Erde iſt, gar keinen Nutzen habe. Die Erfahrung lehret zwar, daß die Gewächſe einiger Maßen ohne das Salz und ohne die Fettigkeit der Erde wachſen können, bloß von dem Salze und der Fettigkeit, welche aus dem Waſſer entſteht; da aber die Fruchtbarkeit der Erde nicht ein jedes Wachsthum ohne Unterſchied, ſondern ein baldiges und vortheilhaftes Wachsthum erfordert: ſo erhellet hieraus, daß dieſelbe auch erfordere, daß alles dieſes zu rechter Zeit geſchehe, welches ſonſt durch eine langſame Verwandlung des Waſſers in Salz und Oehl länger verzögert wird, und daß folglich in dieſem Falle das Waſſer die fremden Salze und Fettigkeit keinesweges von ſich ſtoße, ſondern vielmehr nothwendig erfordere. Daß aber auch die Gewächſe bloß von den Dünſten des Waſſers wachſen, beweiſen ſehr viele ſteinige Erdreiche, welche gar kein Salz haben.

Hieraus ergeben ſich folgende Sätze: 1) Wo ein gehöriger und der Natur aller einzelnen Gewächſe gemäßer Vorrath und Proportion der Theile, welche die Nahrung ausmachen, vorhanden iſt: da iſt auch die Erde an ſich ſelbſt, d. i. wegen ihrer Materie (materialiter) fruchtbar. Wenn hierzu nun eine gehörige Vermiſchung der Erde, Auflöſung und Vertheilung derſelben durch das Pflügen, imgleichen die erforderliche Düngung, eine angenehme und nothwendige Abwechſelung der Luft und der Wärme kommt: ſo darf man nicht zweifeln, daß der Acker, unter dem Segen der göttlichen Güte, eine reiche Aernde bringen werde, wenn nur der Same reif und ohne andere Fehler geweſen iſt. 2) Daher beſteht die **Unfruchtbarkeit** der Aecker, L. Sterilitas, Fr. Sterilité, darin, daß die Urſachen zu der Beſchaffenheit derſelben, welche man die Fruchtbarkeit nennet, nicht gehörig zuſammen kommen, oder gar nicht vorhanden ſind; und ſie iſt alſo derjenige Zuſtand, da die Aecker keine rechte Aernde bringen.

Ich wende mich zur Erklärung der **Urſachen der Unfruchtbarkeit.** Da ich in dem Vorhergehenden geſagt habe, daß das Waſſer die innerliche und weſentliche Urſache der Fruchtbarkeit ausmache: ſo müſſen wir daſſelbe zuerſt betrachten. Man kann aber das Waſſer, in ſo fern es die Fruchtbarkeit hindert, auf eine zweyfache Art betrachten, nähmlich, wenn es zu viel, oder zu wenig iſt. Denn daß es, wenn es das Mittel hält, und weder zu viel noch zu wenig iſt, der Fruchtbarkeit nicht ſchade, iſt ſchon in dem Vorhergehenden geſagt worden. Vielleicht dürfte es Einigen ſeltſam vorkommen, daß ich ſage: **Das Waſſer, wenn es zu viel iſt, ſchade der Fruchtbarkeit,** da ich es doch für die weſentliche Nahrung ausgebe; denn daraus ſcheint zu folgen, daß man eine reichere Aernde erwarten könne, je mehr Nahrung vorhanden iſt. Um dieſen Zweifel aus dem Wege zu räumen, iſt folgendes zu bemerken. 1) **Weil das gar zu häufige Waſſer, oder, um mich richtiger auszudrücken, die gar zu vielen wäſſerigen Feuchtigkeiten ſehr elaſtiſch ſind: ſo müſſen ſie, weil ſie in die Canäle und in die engſten ſaftführenden Röhren der Gewächſe in großer Menge hinein dringen, dieſelben ſehr von einander treiben, und oft gänzlich zerſprengen.** Dieſes Zerſprengen geſchieht deſto geſchwinder, je größer der Wiederſtand iſt, den die Luft-Röhren verurſachen. Es iſt aber offenbar, daß das Wachsthum, wenn die Gefäße, welche zu der weitern Zubereitung des Nahrungsſaftes beſtimmt ſind, verdorben ſind, wo nicht gänzlich, doch wenigſtens gar ſehr gehindert werde. Denn durch dieſes Zerreiſſen der Gefäße geht die ernährende Materie, wieder die Einrichtung und Ordnung, in die Luft-Gefäße. 2) **Der Schluß von dem größern Vorrathe der Nahrung auf eine reichere Aernde, iſt gar nicht richtig.** Auch die Oekonomie im Thier-Reiche beweiſet gerade das Gegentheil. Denn die Aerzte leiten die Plethora, (welche darin beſteht, daß in

in den Gefäßen mehr Flüſſigkeit iſt, als natürlicher Weiſe darin ſeyn ſollte,) hauptſächlich von einem allzu ſtarken und übermäßigen Genuſſe der Speiſen her. Daß aber die Gewächſe eine ähnliche Krankheit haben, erhellet daraus, daß ſie an gar zu fruchtbaren Orten keinen Samen bringen, oder wenigſtens iſt derſelbe doch gar zu wäſſerig, und ſchrumpft in der Hitze faſt ganz zuſammen, ſo wie er auch durch die geringſte Kälte gar bald Schaden nimmt. 3) **Von der gar zu großen Menge des in Feuchtigkeiten aufgelöſeten Waſſers**, wird, wie die Erfahrung beweiſet, die Nahrung gar ſehr verdorben, wodurch denn gewiß die Unfruchtbarkeit entſteht. Denn dieſes Waſſer wird, weil es von auſſen keine Bewegung hat, wenn es der brennenden Sonnen-Hitze etwas lange ausgeſetzt iſt, in eine innere Bewegung geſetzt, wodurch es denn faulend und ſauer wird. Hiervon geben uns die ſtehenden Sümpfe Beweiſe genug, als welche gänzlich unfruchtbar ſind, durch die Ableitung des Waſſers aber fruchtbar gemacht werden. Denn dieſe ſind, wie die Erfahrung lehret, von einer ſchleimigen, freſſenden Materie angefüllt, welches die ſcharfen Gewächſe, als: das Dreyblatt (Menyanthes), der Schierling, u. a. m. die an ſolchen Orten wachſen, bezeugen; nicht zu gedenken, daß ſelbſt die Erde, welche gleichſam verbrannt zu ſeyn ſcheint, eben dieſes anzeigt. In dieſem ſcharfen Safte, welchen die Gewächſe aus dem Waſſer ziehen, liegt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Urſache, warum die Aecker, welche gar zu viel Näſſe haben, Gewächſe hervor bringen, die durch eine Krankheit, welche dem kalten Brande nicht unähnlich iſt, verderbet werden. Vermuthlich rührt hiervon auch größtentheils der Ausſchlag und die Warzen der Stängel und Blätter her. Gemeiniglich beſchuldiget man zwar die Inſecten, als die Urſachen dieſes Uebels; allein die Inſecten pflegen nur an ſolchen Orten, wo eine verdorbene Feuchtigkeit iſt, weil ſie an derſelben ihre Nahrung finden,

den, ihre Eyer zu legen, und die zum Wachsthum und zur Fortpflanzung beſtimmten Theile zu verderben. Hieraus erhellet, daß, wenn dieſe Nahrung zu einem geſunden Saft gemacht, oder weggeſchafft iſt, auch die Inſecten verſchwinden. Uebrigens wird die Fettigkeit auf den Aeckern, wo ſcharfes Waſſer iſt, gar zu zähe, wodurch denn die Oeffnungen der einſaugenden Gefäße leicht verſtopfet werden. 4) **Durch die überflüſſige ſcharfe Näſſe, werden die lockern, märgelerdigen Aecker bey der Sonnenhitze gar zu ſehr gehärtet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln gehindert wird.** Das Waſſer macht dergleichen Erd-Arten keinesweges locker, ſondern es verſtopft vielmehr, wie eine jede Säure, die ſich wie der Leim verhält, die Luft-Röhren, und verkleiſtert ſie; die Sand-Aecker hingegen werden gar zu hart, und gleichſam ſteinicht, vornehmlich, wenn eiſenhaltige Theile darin ſind. Hieraus erhellet, daß, weil durch das gar zu viele Waſſer auf den Aeckern die Einrichtung der Gewächſe verdorben wird, welche, wenn ſie einmahl verletzt iſt, entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchwer wieder hergeſtellet wird, die vornehmſte Urſache der Unfruchtbarkeit mit Recht in dem überflüſſigen und gar zu lange ſtehenden Waſſer zu ſuchen ſey.

Auſſer dem auf den Aeckern ſelbſt befindlichen überflüſſigen Waſſer, **trägt auch das aus der Luft herab fallende Waſſer nicht wenig zur Unfruchtbarkeit bey.** Je größer die Freude iſt, mit welcher der Landmann den Thau, der auf mancherley Weiſe fällt, und den ſanften Regen empfängt, welche beyde die von den Gewächſen ausgedunſteten Ausflüſſe reichlich wieder erſetzen, deſto mehr ängſtiget er ſich, wenn ein regneriſches Wetter gar zu lange und heftig anhält; denn dieſes führt, auſſer dem daß es den im Vorhergehenden erwähnten Schaden verurſachet, noch folgende Uebel bey ſich: 1) **daß es die Wärme in den Aeckern und in den Canä-**

len der Gewächſe verringert. Daher wird das auf den Aeckern befindliche Waſſer nicht gehörig in Dünſte aufgelöſet, und die Bewegung des Nahrungs-Saftes in den Gefäßen hört auf. Man bemerkt aber auch, daß die Gewächſe bey einem lange anhaltenden und stürmiſchen Regen keinesweges zunehmen, ſondern, ſtatt der grünen, eine gelbe Farbe bekommen, und faſt abnehmen, vornehmlich wenn Kälte dazu kommt, wodurch die Fibern zuſammen gezogen werden. 2) **Die Wurzeln der Gewächſe werden durch heftige und lange anhaltende Regen ihrer Feſtigkeit beraubt;** denn das Waſſer erweicht die Erde, welche die Wurzeln umgibt, und löſet ſie von derſelben ab, daher die Kälte gleichſam unmittelbar auf dieſelben wirken, und folglich dem ganzen Wachsthume ſchaden kann. 3) **Dergleichen Regen verurſachen auch die Unfruchtbarkeit, weil ſie die Stängel der Gewächſe niederbeugen, und in Fäulniß ſetzen,** welchem Uebel beſonders die fetten und dicht beſäeten Aecker ausgeſetzt ſind. 4) **Sie verderben alle Befruchtung, wenn ſie zur Blüthzeit einfallen.** Denn der Staub an den Aehren-Spitzen, von welchem die Befruchtung abhängt, wird durch den Regen abgeſpühlt oder zuſammen gebacken, und mithin untüchtig gemacht.

Aus dem bisher Angeführten erhellet, wie nothwendig die Gräben ſeyn, wodurch das auf den Aeckern befindliche überflüſſige Waſſer abgeleitet, und das lange Stehen deſſelben vermieden wird, und welche auch zugleich verurſachen, daß die Luft den Acker beſſer durchziehen kann. Was bey deren Anlegung zu beobachten iſt, werde ich an ſeinem Orte ausführlich zeigen.

Nicht nur der Ueberfluß des Waſſers, ſondern auch **der Mangel deſſelben,** iſt eine Urſache der Unfruchtbarkeit. Denn 1) **aus dem Mangel des Waſſers entſteht der Mangel der Nahrung.** Da das Waſſer die weſentliche Urſache der Fruchtbarkeit iſt, weil aus demſelben die Salze und die weſentlichen Oehle durch die Wärme und durch den Mechanismus der Pflanzen entſtehen: ſo folgt daraus natürlicher Weiſe, daß, wo daſſelbe fehlt,

kein Wachsthum und keine Reife erwartet werden könne. 2) Die Erde, welche Mangel an Waſſer hat, wird gar zu trocken und brennend. Durch die Hitze wird das Ausdunſten der Feuchtigkeit aus der Erde beſchleuniget, und die durch die Sonnen-Strahlen erhitzte Erde verbrennt gleichſam die Wurzeln. Dieſes Uebel erfahren beſonders die lehmigen Aecker; imgleichen diejenigen, weche mit laugen-Salz, oder mit Kalk, oder mit Miſt, der nicht genug verfault iſt, gedünget ſind. 3) Wenn demnach der erforderliche Vorrath des Waſſers fehlt, ſo können die Salze und Fettigkeiten, welche den Gewächſen zur Nahrung dienen, weder aufgelöſet, noch vermiſchet, noch auch, der gehörigen Beſchaffenheit des Nahrungs-Saftes gemäß, verdünnet und für denſelben brauchbar gemacht werden.

Da der Nahrungs-Saft mehrentheils in dem Acker oder in der Erde ſelbſt, als in einem Zubereitungs-Gefäße iſt, worin die Gefäße ihre Wurzeln treiben, und vor Froſt und Hitze geſchützet werden: ſo ſieht man hieraus, wie viel die Erde, oder vielmehr die Bearbeitung derſelben, zur Unfruchtbarkeit beytrage. Die Erde ertheilt zwar an ſich ſelbſt den Gewächſen die Nahrung nicht; nichts deſto weniger iſt auch gewiß, daß verſchiedene Gewächſe und verſchiedene Samen, wenn ſie gut fortkommen ſollen, verſchiedene Erd-Arten erfordern, weil die Erfahrung lehrt, daß nicht eine jede Erde gleich geſchickt ſey, den Nahrungs-Saft aufzubehalten, uud ihn dieſem oder jenem Gewächſe mitzutheilen. So bemerkt man z. E. daß einige Pflanzen, welche geſchwinde wachſen, und vielen Nahrungs-Saft erfordern, in einer ſandigen Erde ganz erſterben, weil dadurch, daß dieſe Erde leicht aufgelöſet wird, die Theilchen, welche den Nahrungs-Saft führen, gar zu geſchwinde in die Luft verfliegen. Auf gleiche Weiſe bemerkt man, daß im bloßen Lehm entweder gar keine, oder doch nur ſehr wenige Pflanzen wachſen, weil derſelbe durch die Näſſe und

Wärme

Wärme gar zu feſt zuſammen klebet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln verhindert wird; zu geſchweigen, daß derſelbe den Gewächſen gar zu wenig Nahrungs-Saft, welcher noch dazu mit einer ſchädlichen Säure vermiſcht iſt, darreicht. Die lockere Erde aber kann mit Recht die wahre und natürliche Wohnſtätte der Pflanzen genannt werden, weil ſie nicht ſo leicht aufgelöſet wird, wie der Sand, noch auch durch das Waſſer und durch die Wärme zuſammen klebet, wie der Lehm, und weil ſie überdieß den Gewächſen eine zuträgliche Nahrung gibt. Die Kunſt muß hierin, ſo viel nur immer geſchehen kann, die Natur nachahmen. Da Vernunft und Erfahrung lehren, daß verſchiedene Samen in einer vermiſchten Erde beſſer fortkommen, als in einer einzigen oder unvermiſchten (ſ. Th. XI, S. 317, fgg.): ſo kann man hieraus leicht abnehmen, daß die Aecker unfruchtbar werden: 1) **wenn die Erde nicht gehörig vermiſchet wird.** Wenn daher unter den Sand kein Lehm gemenget wird, welcher die Feuchtigkeit länger aufbehält, und die Fettigkeit der Luft ſtärker an ſich zieht: ſo kann er kein Gewächs hervor bringen. Faſt eben ſo verhält es ſich mit der gar zu lockern Erde, welche aus Sand-Theilchen und verfaulten Gewächſen beſteht; denn dieſe dunſtet, wenn ſie nicht mit Lehm vermenget wird, gar zu bald aus, weil ſie nicht dicht genug zuſammen hält, daher der Nahrungs-Saft verloren geht, und die Wurzeln von der Hitze und Kälte beſchädiget werden. Die Lehm-Erde aber, weil ſie bey feuchter Witterung und bey der darauf folgenden Kälte hart wird, verhindert die Ausbreitung der Wurzeln, und verurſachet überdieß noch andere vorher erwähnte Uebel. Die Vermiſchung der Erde aber muß in gehöriger Proportion geſchehen, daß das Erdreich locker und auch zugleich zähe genug werde. 2) Die Erde trägt etwas zur Unfruchtbarkeit bey, **wenn dieſelbe zur gewöhnlichen**

Zeit entweder zu viel oder zu wenig gepflüget und bearbeitet wird. Hiervon wird der Art. Pflügen ein Mehreres beſagen.

Endlich lehrt auch die Erfahrung, daß es der Fruchtbarkeit ſehr nachtheilig ſey, wenn man die gehörige künſtliche Düngung des Ackers verſäumet; ſiehe die Artikel Dünger und Miſt.

Auch die Samen, wenn ſie verdorben ſind, können die Unfruchtbarkeit verurſachen, wovon der Art. Saat ausführlicher handeln wird.

Was die Luft und Wärme zur Unfruchtbarkeit beytragen, kommt in den Artikeln Froſt und Hitze vor.

Auſſer den bisher angeführten Urſachen der Unfruchtbarkeit, ſind noch 3 Stücke in Betrachtung zu ziehen, welche der Fruchtbarkeit gleichfalls nachtheilig ſind; nähmlich: 1) die Teiche, Flüſſe, Quellen und Sümpfe, welche die Aecker umgeben, oder in denſelben ſich befinden. Es können zwar die Ausdunſtungen derſelben zuweilen allerdings nützlich ſeyn; dennoch aber hat der Landmann keine Urſache, ſich über ihre Nachbarſchaft zu freuen, ſondern er muß vielmehr ihre ſchädliche Wirkungen mit möglichſter Sorgfalt zu hindern ſuchen. Denn im Herbſte und Frühlinge ſind ihre Ausdunſtungen kalt, daher auch die Atmoſphäre gar zu kalt wird, woraus eben der Schade entſteht, welchen ich oben im Art. Froſt angezeigt habe. Ueberdem haben ſie noch dieſes Uebel, daß, wenn die Aecker niedrig liegen, dieſe Flüſſe und Teiche durch unterirdiſche Gänge dem Acker eine Menge ſchädlichen Waſſers zuführen. 2) Die Berge und Hügel. Wie nachtheilig dieſe, theils in Anſehung ihrer Lage, theils ihrer Beſchaffenheit, einem Acker ſeyn, habe ich im IV Th. S. 230, f. gezeigt. 3) Die Geſträuche, welche auf den Aeckern wachſen, und die Wälder, welche ſie umgeben. Jene rauben dem Getreide die Nahrung, weil ſie ihre Wurzeln weit ausbreiten; dieſe aber, wenn ſie die Aecker von allen

len Seiten umgeben, verhindern die Winde, welche, wenn ſie mäßig ſind, dadurch, daß ſie die Sonnen-Hitze mäßigen, und die überflüſſigen und ſchädlichen Feuchtigkeiten wegführen, das Getreide gar ſehr erquicken.

Fructus, ſiehe **Frucht**.

Frugalität. Eine große Eigenſchaft berühmter Männer, deren Ruhm aus dem entfernteſten Alterthume durch eine lange Reihe Jahrhunderte, bis zu uns gekommen iſt; eine herrliche Tugend, die Quelle des Reichthumes und Wohlſtandes der Familie, ein Gegengift wieder die nagenden Sorgen, ein unfehlbares Mittel wieder den in Verachtung ſtürzenden Mangel, wieder die beſchämende Armuth, wieder das mit eigener Schuld verknüpfte, mithin größte und bitterſte Elend iſt; eine ſo große, nützliche, nöthige, moraliſche Vollkommenheit, findet in dem Reichthume unſerer Sprache keinen Nahmen, und — darf ich es mit aller Verehrung gegen andere Vorzüge unſerer Zeit ſagen? — findet in unſerm gegenwärtigen Welt-Alter wenig Verehrer. Hier erfüllet mich ein lebhafter Unwille; und ich werde in die Seele vieler meiner Mitbürger roth. Die große Tugend, davon ich handle, war in dem alten Rom bekannter, als in unſerer heutigen Welt. Sie hieß Frugalitas. Sie war das Glück der Menſchen, als ein Attilius Regulus noch ſeinen Acker ſelbſt beſtellete, und, vom Staube der eigenen Erde beſchmutzt, nein geziert, den Ruf zum Bürgermeiſter-Amte erhielt; als eben dieſer große Mann vom Siege über Carthago zu ſeinem Pfluge wieder zurück zu kehren wünſchte, und ihn die Ruhe, die Stille, die Ordnung, die Pflichten ſeines Hausweſens, mehr rührten, als der auſſerordentliche Glanz des bevorſtehenden Triumphes, und alles, was der Ehrgeitz Reitzendes und Verſuchendes kennet. In dieſem glückſeligen und goldenen Welt-Alter war es, da **Frugalität** das Wohl, die Geſundheit, die Zufriedenheit der Menſchen unterſtützte. Damahls lebten die größten Männer am Ruder der Regierung in der mächtigſten

igſten Republik, unter deren Vaſallen auch Könige gehörten, vom Brod, Feigen, Honig, Oehl, Bohnen, Rüben, Brey, Klößen, Fleiſch, und was ihnen ihre eigene Wirthſchaft darboth. Damahls war, ſtatt weicher Betten, hartes Stroh hinlänglich, daß Helden Schlaf und Ruhe fanden. Damahls kannte die glückliche Welt das Uebel noch nicht, wodurch unnützer Aufwand, Verſchwendung, Mißbrauch des Vermögens, Wolluſt und Weichlichkeit, die nachfolgenden ehernen Zeiten drückten. Könnte ein Quintus Cincinnatus, ein Cato, und andere Männer jener frugalen Zeit, in die weit ausgebreiteten Sphären der Weichlichkeit, der Lüſternheit, der übertriebenen Wollüſte, der Tändeleyen und Puppenſpiele mit veränderlichen Moden der uns nähern Zeiten hinein blicken: würden ſie denn nicht geglaubt haben, die neuere Welt ſey mit lauter Weibern angefüllt? Könnten ſie die Armuth und den Mangel ſehen, die wir mitten im Ueberfluſſe leiden, die Klagen über Nahrung und Auskommen hören, die bey reichen Mitteln dazu ausgeſchüttet werden; könnten ſie das zu den weſentlichſten Pflichten der Geſellſchaft durch Schwelgerey erſchöpfte Vermögen, die Bankerotte, die unnatürlichen Krankheiten, den beförderten frühen Tod, in ihrer Nachwelt wahrnehmen und bemerken, was für eine große Anzahl Menſchen durch leibliche Väter oder Mütter, durch Ehemänner und Ehefrauen, durch die nächſten Blutsfreunde, mit Pracht, Aufwand und Vergnügen in das tiefſte Elend geſtürzet werden, ſo würden ſie mitleidig glauben, eine feindſelige Gottheit habe ihre Nach-Welt verdammt, ihren Witz und Verſtand, ihre Güter und Vermögen nur zu eigener Marter anzuwenden, welche die Frugalität zu ihrer Glückſeligkeit ſie hätte können brauchen lehren.

Ich finde ſo viel Schönes, Erhabenes, Nützliches, in dieſer Tugend der Römer und anderer ausgeſtorbener Völker, daß ich den Reitzungen nicht wiederſtehen kann,

der

der Abhandlung und Beſtimmung ihrer wahren und eigentlichen Natur einen Platz in gegenwärtigem Werke einzuräumen, und dieſelbe meinen Mitbürgern in der reinen Abſicht zu übergeben, ihre Liebe zu einer Tugend zu erwecken oder zu ſtärken, und ihr Nachdenken auf die Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung zu richten, die ich als einen ſtarken Damm gegen das überhand nehmende Elend der Welt, wenigſtens gegen einen großen Theil deſſelben, anſehe. Ich werde dieſe Tugend erſt in einiger Ferne anſehen, um ſie von andern Gegenſtänden zu unterſcheiden; hernach werde ich ſie ganz in der Nähe betrachten, und ihren eigentlichen Begriff feſt ſetzen; und endlich ihre verſchiedene Eigenſchaften vortragen, um dadurch, als durch ſo viel Züge, ihren ganzen Character auszubilden.

Die **Frugalität** gehört in das Geſchleche der häuslichen Tugenden, und betrifft das Innere unſers Hausweſens, unſer Eſſen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Lebens-Art, Regierung des Hauſes, Kinderzucht, Bediente, Geräthſchaften. Sie gehört nicht für das Publicum, und erſtreckt ſich nicht über die Gränzen des Privat-Standes.

Ihr Nahme, als ein zuſammen geſetztes Wort, ſtammt von dem einfachen Worte fruges ab, welches ſo viel als Frucht, Erden-Gut, was zur Nothdurft des Lebens gehört, heißt. Urſprünglich will alſo Frugalität ſo viel bezeichnen, als wenn einer ſeine Früchte und Erden-Güter genießt, und darin genug findet, die Bedürfniſſe ſeines Lebens zu ſtillen.

Dieſes ſtimmt mit den Gewohnheiten und Verfaſſungen der alten Römer, ſo lange ſie frugal waren, überein. Es waren einem jeden römiſchen Bürger anfänglich 2, in der Folge 7 Jugera zu ſeinem Acker zugetheilt. Mehr Land war durch die Geſetze, auch den Vornehmſten verbothen. Ein Jugerum hat eine Aehnlichkeit mit dem, was wir einen Morgen nennen. Es war ſo viel, als mit einem Joche Ochſen in einem Tage umgepflüget werden konnte. Solche 2, und nachher 7 Morgen wurden mit aller Klugheit und mit allem Fleiße beſtellet, und beſtmöglichſt genutzet, und es wurde davon ſo viel an Getreide und andern Früchten gewonnen, daß eine jede Familie davon unter-

 halten

halten werden konnte. Der Ackerbau war eine Kunſt und Wiſſenſchaft, die das gröſste Lob erwarb, und davon ſelbſt Könige, und die gröſsten und gelehrteſten Männer Bücher ſchrieben. Wer nun von dem Seinigen lebte, damit auskam, und nichts weiter verlangte und bedurfte, hieſs frugal.

Es hat, wie hieraus erhellet, die Frugalität eine Verwandtſchaft mit der Tugend, die wir eine gute Haushaltung, eine kluge Wirthſchaft, nennen. Es zeigt ſich aber gleichwohl zwiſchen einem guten Haushalter und einem Frugalen, noch einiger Unterſchied. Denn der Begriff eines Haushalters faſſet den eigenen Verbrauch des erzielten Gutes nicht nothwendig in ſich, der in dem Begriffe des Frugalen liegt, und läſst viele Abſichten zu, welche die Frugalität ausſchlieſst. Wir können alſo, bey aller Aehnlichkeit der Begriffe, dennoch frugal nicht durch wirthſchaftlich oder haushälteriſch überſetzen.

Die Frugalität hat ferner eine Aehnlichkeit mit den Tugenden der Begnügſamkeit, der Mäſsigkeit, der Sparſamkeit. Es liegen von allen dieſen Vollkommenheiten die Züge in ihr; allein, ſie iſt mehr als alle drey zuſammen. Bey Begnügſamkeit, Mäſsigkeit und Sparſamkeit, fehlen die Begriffe des Redlichen, des völlig Hinlänglichen, die der Frugalität eigen ſind, und es finden bey jenen Tugenden die Vorſtellungen Statt, die man ſich von Verläugnung, von Entziehung von etwas, das wir uns fehlen laſſen, macht, welche Vorſtellungen die Frugalität nicht erweckt noch duldet. Ich halte alſo dafür, daſs man frugal weder durch mäſsig, noch durch ſparſam, noch durch begnügſam überſetzen könne, ob gleich alles dies die Frugalität gewiſſer Maſsen in ſich faſſet.

Die Frugalität iſt diejenige Tugend, oder das Vermögen, ſein beſitzendes Gut ſo zu gebrauchen, daſs die natürlichen und wahren Bedürfniſſe des Lebens dabey eine Befriedigung und eine Genüge finden. Alle Umſtände der alten Römer rechtfertigen dieſen Begriff. Ihre 2 bis 7 Morgen ſchafften den Bedürfniſſen ihrer Familie eine Genüge. Sie wuſsten dieſelben ſo zu nutzen, und das darauf erzielte Gut ſo zu brauchen, daſs ihnen nichts fehlte. Denn ſie ſahen nur auf die wahren und natürlichen Bedürfniſſe des Lebens, nicht auf Pracht und auf das, was Weichlichkeit, verwöhnte Begierden und der Dienſt der Wolluſt erfordern.

dern. Folgende Sätze, die ſich auf den gegebenen Begriff beziehen, und ihn aus einander ſetzen, werden die Sache in ihr völliges Licht ſetzen, und den Zugang in das Heiligthum dieſer Tugend eröffnen und erleichtern.

1. Dem Frugalen fehlt nichts. Der Begriff der Frugalität faſſet eine gewiſſe Genüge in ſich, welche menſchliche Bedürfniſſe durch dieſe Tugend finden, eine Genüge ſowohl der unverwöhnten Begierden, als auch der Güter ſelbſt, die wir gebrauchen. Schließt eine ſolche Genüge nicht allen Mangel aus?

Hier unterſcheidet ſich der Frugale von dem, welcher ſo mäßig lebt, daß er in mancher Sache Mangel leidet, ſich etwas entzieht, und ſeinen Begierden lieber Gewalt anthut, als ſich die glückliche Genüge der Frugalität verſchaffet. Ich ſage: Genüge. Und dieſe iſt keine Fülle, kein Ueberfluß. Daher ſteht Frugalität zwiſchen Mangel und Ueberfluß, zwiſchen Verſchwendung und der filzigen Sparſamkeit, in der Mitte.

Hieraus erhellet, was für einen ſtarken Einfluß die Frugalität in die wahre Glückſeligkeit der Menſchen habe. Was iſt die Glückſeligkeit der Sterblichen anders, als eine Genüge ihrer Wünſche und Bedürfniſſe? Ungeſtillte Bedürfniſſe erregen Seufzer und Sehnen, Unzufriedenheit und Klagen. Kann man ſich dabey eine Glückſeligkeit vorſtellen? Die Genüge hingegen, welche unſere Bedürfniſſe finden, erweckt Ruhe und Zufriedenheit. Und wenn dies nicht glücklich ſeyn heißt, ſo iſt kein Glück auf Erden.

Sehe ich aus dieſem Geſichtspuncte auf unſere Zeiten, wie wenig glückliche Mitbürger finde ich neben mir! Allenthalben ein Mangel der glücklichen Genüge! Allenthalben unbefriedigte Bedürfniſſe, Unzufriedenheit, Klage! Ich ſtelle mir einen Mitbürger in einer Stadt mit einer jährlichen Einnahme von 4 bis 600 Rthlr. vor. Müßte dieſer nicht weit eher den Bedürfniſſen einer zahlreichen Familie die nöthige Genüge geben, als 2 oder 7 römiſche Morgen Land? Und dennoch kann mancher von ſeinen Einkünften nicht einmahl, wie er ſagt, eine Frau ernähren, und muß im eheloſen Stande bleiben. Man hört überall Wünſche, daß die Beſoldungen, welche vielleicht vor vielen Jahrhunderten ausgeſetzt ſind, gegenwärtig, da die Preiſe

aller Dinge ſo ſehr geſtiegen ſind, und die Bedürfniſſe des Lebens ſich vermehrt haben, erhöhet werden möchten, und Klagen, daß man damit nicht mehr auskommen könne, was ehemahls noch etwas Uebriges ließ. Wodurch können ſolche Klagen, Wünſche und Mängel befriediget werden? Entweder durch Frugalität, oder durch nichts. Der Mann, welcher keine Frau ernähren zu können glaubte, und gleichwohl Reit-Pferde, Bedientе, vielleicht Maitreſſen ernähret, Gold auf reichen Kleidern trägt, aus Silber ißt und trinkt, auf Flaum-Federn ruhet, ſich mit Atlaß decket, in Zimmern mit getäfelten Fußböden und tapezierten Wänden wohnet, und mehr begehrt, als vor hundert Jahren mancher Fürſt begehrte: dieſer Mann lerne etwas von ſeinem Ueberfluſſe entbehren, ſo wird ihm nichts fehlen; er lerne einigen Mangel leiden, ſo wird er reich ſeyn, und die Genüge haben. Unſere Zeit hat Mangel und Ueberfluß zugleich, und ſeufzet bey beyden; ſie iſt arm und reich, und niemahls glücklich. Es fehlt ihr das glückliche Mittel zwiſchen beyden.

2. **Der Frugale hat wenig und einfache Bedürfniſſe.** Der gegebene Begriff läßt nur natürliche und wahre Bedürfniſſe zu; und dieſe ſind nicht ſo zahlreich und zuſammen geſetzt, als das Vorurtheil es glaubt. Die Natur iſt mit wenigem vergnügt. Dieſes alte Sprichwort ſtimmt mit der Regel der chriſtlichen Moral vollkommen überein: Wenn wir Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns begnügen! Hieraus läßt ſich der Grund einſehen, warum, nach meinem erſten Satze, dem Frugalen nichts fehlt. Der Frugale hat inzwiſchen ſeine Bedürfniſſe ſowohl, als der Verſchwender; und man hat ſich denſelben nicht als einen Wilden in den amerikaniſchen Wüſten vorzuſtellen, der nichts bedarf, wenn er Schilf zur Hütte, und einige Kräuter, Früchte und Säfte zur Nahrung hat. Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und eine Art des Wohlſtandes, ſind Dinge, welche die Natur verlangt. Nur das iſt dem Frugalen eigen, daß ſeine Bedürfniſſe die Bedürfniſſe der Natur und Wahrheit ſind, nicht des Vorurtheiles, der Einbildung, der Gewohnheit, und daß er alſo weniger bedarf, als alle andere Menſchen.

Wir haben in unſern Zeiten unendlich viel und zuſammengeſetzte Bedürfniſſe, je nachdem wir immer weiter von der Natur und Wahrheit abgewichen ſind, und Vorurtheile, verderbte Sitten und ausſchweifende Begierden zu unſern Führern angenommen haben. Unſer Eſſen und Trinken; — wie zuſammen geſetzt und gekünſtelt iſt es! Wie viel gehört dazu, nach der Mode unſerer Zeit ſatt zu werden! Unſere Kleidung; — welch ein Chaos von Seide, Wolle, Leinen, Haaren, Fellen, Stoffen, Farben und Geſtalten! Unſere Ruhe; — was erfordert ſie an Barchent, Leinen, Drillich, Federn, Daunen, Decken, Küſſen, Pfühlen, Geſtellen und Umhängen! Unſere Wohnung; — welche zuſammengeſetzte Bedürfniſſe ſetzt ſie voraus, welch eine Menge von Meublen! Müßte ſich nicht ein wohlhabender Römer bey Anrichtung eines Hausweſens unserer Art, allein an Geräthſchaften, welche nur eine wohl eingerichtete Küche erfordert, arm kaufen? Ein Mann, deſſen Glücksſtand ſich neiget, und deſſen Familie der Zuſammenlauf ungeduldig werdender Gläubiger, ein hartes Schickſal drohet, kann allemahl ſeine Frau, wenn ihr anſehnliches Eingebrachtes verzehrt iſt, tröſten, wenn er ſagt: Halte dich an die Mobilien, das Haus iſt voll! Wir legen alſo unſere Capitalien zum Dienſt des Ueberfluſſes an. Nur Schade, daß wir dabey oft neunzig an hundert verlieren! Es iſt offenbar, daß wir ohne Abbruch unſerer Glückſeligkeit, ja mit Beförderung derſelben, mit weit Wenigern auskommen könnten, als wir jetzt wirklich brauchen.

Man geräth in eine Art des Erſtaunens, wenn man der Vervielfältigung unſerer Bedürfniſſe nachdenkt, welche Moden, Gewohnheiten, und eingebildeter Wohlſtand eingeführt haben, und wie viel hundert Menſchen ſich in Bewegung ſetzen müſſen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was er zu den Bedürfniſſen ſeines Lebens rechnet, inſonderheit ſeitdem wir gelernt haben, auch die Güter jenſeit des Meeres mit in dieſe Rubrik zu ſetzen, und uns mit demjenigen nicht mehr begnügen, was uns ein Welt-Theil darbiethet. Sollten wohl die Producte der Natur aus hundert Quellen, und die Geſchäftigkeit einer Compagnie Menſchen hinlänglich geweſen ſeyn, daß ein Mann des Mittel-Standes, oder beſonders eine Dame, nur einen Tag in der Stadt, nach dem Gebrauch der Zeit leben könne?

3. Der Frugale weiß die natürlichen und wahren Bedürfniſſe von den falſchen und eingebildeten

zu unterſcheiden. Hierin liegt der Grund des Vorhergehenden. Was Wunder, daß der Frugale wenig nöthig hat? Seine Tafel iſt leicht beſetzt, weil er Eſſen und Trinken nicht als einen Dienſt der Eitelkeit und Wolluſt, ſondern der Natur, anſieht. Daher darf er Speiſen und Getränke nicht aus fremden Ländern verſchreiben, ſondern findet ſie ſchmackhaft und dem Zwecke der Natur gemäß, in ſeinem Garten und in ſeiner Wirthſchaft. Seine Ruhe iſt leicht befördert, weil er ſie als eine Erhohlung von Arbeiten allenthalben findet, da ſie den Müßiggänger auch in Betten von Flaumfedern mit weichem Atlaß umhangen, fliehet. Sein Haus mit Meublen zu verſehen, ſetzt ihn nicht in die Verlegenheit, darin wir manchen Anfänger erblicken, welcher den vor ſich gebrachten Vorrath an die Auszierung der Wände, und an die Anfüllung der Zimmer und Schränke verwendet, und denn fraget: woher nun Eſſen und Trinken, und Anlagen zu künftiger Nahrung?

O wie viel Vergnügen liegt, auſſer der Erſparung, in der Ausübung dieſer Vorſicht der Frugalität, nur auf die wahren und natürlichen Bedürfniſſe des Lebens zu ſehen! Wenn wir unſere Mahlzeiten nach ſo viel Schüſſeln zählen, als die Verſchwendung Gänge dazu erfordert, und bey jedem Gaſtmahle nur die überflüſſigen Gerichte zurück bleiben; wie viel würde dadurch im Ganzen erſparet werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden abzuwiſchen, einen Hungerigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu ſtillen, und ſein Gut zu wahrhaftig göttlichen Endzwecken anzuwenden! So aber bleiben bey der unfrugalen Lebens-Art unſerer Zeiten, auch dem Wohlhabendſten wenig Mittel übrig, ſich himmliſche Ruhe auf dem Sterbebette zu ſtiften, und ſich alsdann über das Bewußtſeyn verrichteter Liebes-Werke freudig zu beruhigen, wenn man ſich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeiten auch kein Becher kaltes Waſſer überſehen werden ſoll, der einem elenden Mitbruder zur Erquickung gereicht worden iſt.

Es iſt ein Vergnügen, und eine Pflicht der Menſchlichkeit, geſellig und gaſtfrey zu ſeyn. Wer kann heutiges Tages dieſes Vergnügen ohne auſſerordentliche Beſchwerung genießen!

Die

Die Mahlzeiten, welche der Mittel-Stand nach dem gegenwärtigen Geſchmacke gibt, müſſen auf Jubel-Feſte, auf Geburtstags- und Kindtauf-Feyern und ähnliche ſeltene Gelegenheiten eingeſchränkt bleiben, wenn er nicht darüber verarmen ſoll. Wie oft könnten wir nicht hingegen vergnügt mit einem Freunde zu Tiſche ſitzen, ohne uns zu Grunde zu richten, wenn wir frugal, und mit 2 oder 3 ausgeſuchten Schüſſeln uns begnügen könnten!

Man werfe mir nicht ein, die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheiles ſey zu ſtark, etwas aufzuheben, welches man ſchon längſt zum Wohlſtande gerechnet hat. Wer herrſcht über den Wohlſtand, wer beſtimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln deſſelben her? Sind es nicht die Großen in der Welt, welchen nachzuahmen und im äuſſerlichen Scheine ähnlich zu werden, den mittlern und niedrigen Stand ein unwiederſtehlicher Trieb feſſelt? Die Großen ſind die Schöpfer des Wohlſtandes, und ſowohl des Guten, welches darin iſt, als auch des häufigen Unnatürlichen und Entbehrlichen, welches man dabey findet. Fangen dieſe nach der in Händen habenden Macht erſt an, in häuslichen Dingen bloß auf Natur und Vernunft zu ſehen; wie bald werden die zur Nachahmung geneigten geringern Stände auch im Guten und im Geſchmacke an dem Natürlichen ihre Nachfolger werden! Aber auſſer dem, wer gebiethet und verbiethet im innern Hausweſen? Wer iſt daſelbſt unumſchränkter Herr? Gewiß nicht der Wohlſtand, welcher vornehmlich nur in dem herrſcht, was den äuſſern und geſellſchaftlichen Theil unſers Lebens betrifft. Im Innern des Hauſes ſind wir ſelber Herren, Könige, Tyrannen, und erkennen keinen neben uns, der hier Geſetze gibt. Geſetzt, wir müßten alſo in dem Aeuſſern des geſellſchaftlichen Lebens noch Sclaven des unfrugalen Geſchmackes unſerer Zeit bleiben, und den Tyrannen, die man Etiquette, Mode, Gewohnheit, Lebens-Art nennet, fröhnen; wer verbiethet uns denn in unendlich vielen andern Dingen, die nicht unter ſo barbariſchen Geſetzen, ſondern in unſerer freyen Willkür ſtehen, in die Gränzen der Natur und Vernunft zurück zu kehren?

Unter die natürlichen Bedürfniſſe des Lebens, welche die Frugalität verbannet wiſſen will, rechne ich mit Recht zwey Arten, die nicht anders, als durch den Gebrauch des ſtärkſten Giftes geſtillet werden können, welches von der Natur iſt, daß es diejenigen, die es genießen, einige Augenblicke ſehr luſtig macht und aufwecket, hernach geſchwinde tödtet.

Dieſe Bedürfniſſe mit ihren traurigen Gegenmitteln herrſchen in Städten häufiger, als auf dem Lande. Sie heißen Spiel und Zeitvertreib. Man kann in Städten ſchwerlich einen Tag ohne dieſelben hinbringen. Man bereitet ſich, ſo bald man des Morgens das Bette verläßt, dazu vor, und ſchläft des Abends mit den Gedanken ein, wie man dieſelben des andern Tages wieder genießen möge.

Ich haſſe eine übertriebene Sittenlehre, die ſich immer beſtrebt, das Regiſter der Sünden zu vermehren, und zu verbiethen, wo Gott und die Natur nicht verbiethen. Ich tadle alle Moraliſten, die dasjenige, was der menſchlichen Natur angemeſſen, was ihrer Wohlfahrt gemäß, folglich leicht und angenehm iſt, zu ſchweren abſchreckenden Pflichten machen, und durch ihre zu hoch geſpannte Forderungen mehr Luſt und Neigung zum Laſter, als zur Tugend, machen. Ich tadle an ſich weder Spiel noch Zeitvertreib; indem ich aber behaupte, daß ſie unnatürliche Bedürfniſſe voraus ſetzen, und ein ſchädliches Gift ſeyn, ſo ſehe ich bloß theils auf ihre Art, theils auf ihren Mißbrauch. Ich werde mich darüber an ſeinem Orte näher erklären.

4. **Pracht, Vorzug und Größe, iſt niemahls der Endzweck des Frugalen bey dem Gebrauche ſeines Gutes.** Der frugale Römer ſuchte nur durch Verdienſte, und durch Verdienſte um das Vaterland, groß zu werden, und die Bezwinger der Welt waren in ihrem Hauſe klein, und kleiner, als in unſern Städten mancher Bezwinger des ſich auflehnenden Lehrjungen. Wir hingegen ſuchen in Pracht und Aufwand eine Größe.

Der Stolz unſerer Zeit iſt ausſchweifend, und verkennt den Unterſchied der Sphären, die in der Welt ſind, und ſeyn müſſen. Wir wollen immer aus unſerer eigenen in diejenige fliegen, die über uns iſt. Die Flügel fehlen, und wir kriechen, und werden durch unſere mancherley unnatürliche Stellungen in dieſer Bemühung den Obern und den Zuſchauern lächerlich. Der Reichthum ſoll uns empor heben. Welche lächerliche Scenen ſtellen ſich dem Frugalen dar, wenn er die Bemühung der Menſchen durch Pracht, Aufwand, Reichthum, oder wohl gar bloß durch deſſen Schein, groß zu werden, überſieht! Aus dieſem falſchen Grunde wendet der Bauer bey großen

Städten

Städten ſo viel auf, daß er bürgerlich ſcheinen möge. Der Bürger lebt ſo, daß zwiſchen ihm und einem Bedienten des Landes kein Unterſchied bleibt. Der Bediente tritt in die Sphäre des Adels; und dieſer ſucht denen nichts nachzugeben, die am Ruder ſitzen. Und dieſe — Hier heißt mich die Ehrfurcht ſchweigen, und läßt mich nur ſo viel bemerken: Vor dieſen durch eigene Größe Erhabenen ſollten ſich billig alle diejenige ſchämen, die den Mangel innerliches Werthes, durch Pracht und Aufwand zu erſetzen ſuchen, und den großen Zwiſchenraum zwiſchen jenen und ihnen durch Schein und Dunſt auszufüllen trachten.

Was für ein kindiſches Mittel iſt es doch, durch Reichthum oder deſſen Schein, den man im Luxus und in der Verſchwendung oft lügneriſch darlegt, vornehm, groß und geehrt werden zu wollen! Iſt Reichthum eine Ehre? Iſt er gewiſſen Ständen eigen? Kann er nicht ohne alle Verdienſte, ja oft mit beflecktem Gewiſſen, folglich durch Schande erlangt werden? Bleibt nicht ein reicher Bürger allezeit ein Bürger? Wohlerworbener Reichthum iſt ein Glück, und ſelbſt ein großes Glück; dieß geſtehe ich gern. Er kann zu den edelſten Endzwecken angewendet werden. Er iſt ein großes Glück unſerer jetzigen Welt. Allein, er gibt weder Verdienſt, noch Ehre und Vorzüge. Er verändert keinen Stand und keine Ordnung der Welt in die andere. Das einzige, was, bey Reichthum und Vermögen, Vorzüge und Ehre geben kann, iſt ſein kluger Gebrauch, und die dadurch an den Tag gelegte Tugend ſeines Beſitzers.

Das lächerliche Vorurtheil: Pracht und Reichthum macht vornehm! was für Verwüſtungen richtet es inzwiſchen in der Welt an? Da faſt ein jeder Stand in die Gränzen desjenigen, der über ihm iſt, eintritt: ſo hat auch faſt kein einziger in und durch ſich ſelbſt ſein Auskommen. Prächtige Armuth und glänzendes Elend erfüllet die obern Ordnungen der Welt; und armſeliger Uebermuth und elendes Großthun die niedrigen, alle aber Mangel und Elend. Dieſe fruchtbare Mütter gebären wiederum neue Mängel und Fehler; Fehler in Erziehung der Kinder, und in Verſorgung der Unſrigen; Fehler in der ſo heiligen Treue und Glauben; Ungerechtigkeiten und unerlaubte Mittel, das wieder zu gewinnen, was man zerſtreuet hatte.

5. Der Frugale gebraucht und nutzet alles, was er hat, und nichts iſt bey ihm überflüſſig. Was über

über die bedürftige Genüge iſt, wird von dem Frugalen eben ſo wohl zum Uebel gerechnet, als was darunter iſt. Häuſer, darin man ſich verlieren, und den Wirth nicht finden kann, deren Unterhaltung einen großen Theil der jährlichen Einkünfte auffrißt, und deren kleinſter Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die unnützen Laſten. Meublen, die nur den Raum beengen, und davon oft ein Theil unter das Dach geſteckt werden muß, erregen bey mir allemahl den Wunſch, daß ſie in rohen unbearbeiteten Materialien irgend in einem Feuerungs-Behältniſſe liegen möchten. Bediente, deren Menge nur ein Haus verwirret und beläſtiget, ſind, wofern ſie nicht aus dem Bettel-Stande genommen ſind, und die Zahl der Herumläufer zu vermindern nützen, aus frugalen Häuſern verbannt; Aufwartungen von ihnen anzunehmen, die man mit mehr Bequemlichkeit und Kürze ſich ſelbſt leiſten kann, iſt lächerlich und überflüſſig. Ich ſchweige hier von dem, was in Kleidungen, Eſſen und Trinken, bey Erziehung der Jugend ꝛc. überflüſſig iſt, und überlaſſe dieſes dem Nachdenken meiner Leſer.

6. **Die Frugalität haſſet den übertriebenen Geſchmack am Ausländiſchen**; denn das mehreſte Ausländiſche iſt überflüſſig.

7. **Der Frugale beſtrebt ſich, ſo viel möglich, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und in ſich ſelbſt und in ſeiner Wirthſchaft die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu finden.** Wäre es möglich, daß der Frugale ſich ſelbſt Arzt, Apotheker, Sachwalter, und alles übrige, wozu wir der Dienſte anderer Leute bedürfen, ſeyn könnte: ſo würde er es ſeyn. Sein Fleiß, ſein Nachdenken iſt wenigſtens dahin gerichtet, andere Leute, ſo viel als immer möglich iſt, zu entbehren. Was er in ſeinem Hausweſen zu ſeinem Zwecke dienlich findet, das wird er mit einem wahren Vergnügen dem Fremden und Gekauften vorziehen. Das Fleiſch eines auf eigener

Weide fett gewordenen Ochſen, ſie ihm ſchmackhafter, als das, was er aus Jütland verſchreiben könnte. Sieht er ſich gezwungen, für manche Bedürfniſſe auswärts Rath zu ſuchen, ſo ſucht er doch dagegen etwas zu vertauſchen, was ihm ſeine eigene Wirthſchaft geſchenkt hat, und was er füglich entbehren kann. Muß die nahe Stadt ihm verſchiedene Nothwendigkeiten des Lebens liefern: ſo bemüht er ſich, ihr dagegen an ländlichen Producten, an Leinen, Drillich, Flachs, Früchten, Vieh ꝛc. ſo viel wieder zu liefern, daß er entweder nur getauſcht hat, oder noch einen Ueberſchuß behält, ſo daß die nahe Stadt ihn nöthiger, als er ſie, hat. Hat er an einer Gattung Güter einen Ueberfluß, ſo fehlen ihm andere Gattungen nicht, die er wirklich nicht hat. Er macht es nicht wie Ackersleute, welche jährlich einerley ſchlechte Frucht ſäen, und denen, die einſehen, daß ihr Land beſſere, einträglichere Früchte tragen könnte, antworten: wir haben die ſchlechten am nöthigſten.

8. **Der Frugale hütet ſich, mehr Bedürfniſſe zu erdenken, als bereits vorhanden ſind, und ſucht vielmehr die Zahl derſelben zu vermindern.** Er ſucht ſich ſelbſt genug zu ſeyn. Dieſer ſchöne Endzweck findet um ſo viel mehr Hinderniſſe, je größer die Anzahl der Dinge iſt, die er nöthig hat. Könnte er, ohne Thorheit, einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, ſo würde er ſeinen Endzweck am erſten erreichen. Er ſucht ihm daher ſo nahe zu kommen, als möglich iſt.

Es muß dieſe Regel vornehmlich bey Erziehung der Jugend geübt werden, daß derſelben ja nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfniſſe iſt. Ueberhaupt iſt eine kluge Erziehung der Jugend das untrieglichſte Mittel, die Welt in kurzem wieder frugal zu machen. Denn weder Geſetze noch Vernunftſchlüſſe ſind ſtark genug, ein Damm gegen den ein-

eingeriſſenen Luxus zu ſeyn. Gewohnheit geht über beyde. Und wie es hart ſeyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es ſchon als ein nothwendiges Gut kennen gelernt hat: ſo iſt es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Liebe und Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm daſſelbe zurück zu halten. Denn ignoti nulla cupido.

1, 2 und 3 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767.

Siehe auch die Art. **Aufwand, Luxus, Sparſamkeit, Verſchwendung.**

Frühbett, an einigen Orten, ein Miſtbett oder Miſtbeet, auf welchem die Gewächſe eher, als gewöhnlich, gezeuget werden.

Frühbirn, (Große) ſiehe Th. V, S. 428.

Frühblümlein, Bellis; ſiehe **Gänſe=Blume.**

Früheiche, ſiehe Th. X, S. 208.

Früherbſe, ſiehe Th. XI, S. 173.

Frühgerſte, ſiehe unter **Gerſte.**

Frühhecht, ſiehe unter **Hecht.**

Frühhopfen, ſiehe unter **Hopfen.**

Frühjahr, ſiehe **Frühling.**

Frühkirſche, ſiehe unter **Kirſche.**

Frühklug, früher klug, als gewöhnlich iſt. **Ein frühkluges Kind.** Im gemeinen Leben **altklug.**

Frühkoſt, ſiehe **Frühſtück.**

Frühlamm, ſiehe unter **Lamm.**

Frühling (*). 1. In der edlen Schreib=Art, diejenige Jahrszeit, welche auf den Winter folget und vor dem Sommer hergeht, und in der Aſtronomie von dem 20ſten

(*) So fern dieſes Wort die Jahrszeit bezeichnet, iſt dafür im Niederſ. auch Vorriedt, im Frieſiſchen Farjehr, im Dän. Foraar, im Schwed. Wär (Lat. Ver), Spring und Lente üblich. Es ſcheint, daß dieſe Benennung ein Ueberreſt der alten, in Europa noch lange üblich geweſenen Gewohnheit iſt, das Jahr mit der Rückkehr der warmen Jahrszeit, d. i. mit dem März, anzufangen; indem es eigentlich etwas bedeutet, was frühe, d. i. um den Anfang des Jahres iſt oder geſchiehet.

20ſten März bis zum 21ſten Junius gerechnet wird; im gemeinen Leben das Frühjahr, bey den Dichtern und in der höhern Schreibart auch der Lenz; l. Ver, Fr. Printems.

Nach aſtronomiſcher Rechnung fängt der Frühling mit der Tag- und Nacht-Gleiche an, welche daher auch Aequinoctium vernale genannt wird, wenn nähmlich die Sonne in das himmliſche Zeichen des Widders tritt, welches in gemeinen Jahren den 21, in Schalt-Jahren aber den 20 März geſchiehet. Er währet 3 Monathe, welche daher auch die **Frühlings-Monathe** genannt werden. Die drey himmliſchen Zeichen, in welchen ſich die Sonne den Frühling über verweilet, heißen die **Frühlings-Zeichen**; und es ſind dieſelben auf der nördlichen Halbkugel der Widder, der Stier, und die Zwillinge, in den mittägigen Ländern aber ſind es die Wage, der Scorpion und der Schütze.

Nach ökonomiſcher Rechnung, rechnet man den Anfang des Frühlinges, wenn der Huflattich zu blühen anfängt; und ſein Ende, wenn die Aeſche Blätter gewinnt.

Man hat angemerkt, daß, wenn der Frühling ſpät eintritt, der Herbſt und Winter auch bald und früh wieder zurück treten, oder, daß ein ſpäter Frühling einen frühen Winter macht. Den Grund hiervon, findet man in Hrn. Mayers achten Fortſetzung der Beytr. und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthſchaft, Frf. a. M. 1778, 8. S. 402, f. erklärt.

Die Schönheiten der Natur haben von je her auf alle Gemüther, die noch nicht von leeren und oft gar ſtrafbaren Vergnügungen verdorben, oder zu unſchuldigen Freuden ſtumpf und fühllos gemacht worden ſind, einen ſtarken Eindruck gemacht. Wir werden aller Ergetzlichkeiten, wenn wir ſie zu lange genießen, ſehr bald überdrüſſig. Eine ganz andere Bewandtniß hat es da-

gegen mit den Schönheiten der Natur. Dieſe zu betrachten, wird das Auge niemahls müde; und die Seele genießt durch dieſe Betrachtung eine Ruhe, eine Zufriedenheit, die wir in den mehreſten andern irdiſchen Freuden vergebens ſuchen. Unſer ganzes Gemüth wird dadurch ſo erheitert, daß wir oft alle unſere Sorgen und Bekümmerniſſe darüber vergeſſen.

Niemahls empfinden wir dieſes deutlicher und ſtärker, als im Frühlinge. Die ganze Natur iſt nach einer Art von Tode wieder erwacht, und neu geboren. Die Sonne verändert ſich auf einmahl. Der traurige weinende Himmel, der in dicken dunkeln Wolken verhüllt war, erheitert ſich plötzlich; die Sonne ſcheint in einem Tage neue Kräfte bekommen zu haben; und ehe wir in unſerer Freude zu uns ſelbſt kommen, ſind die Felder grün geworden, und die Bäume mit Blüthen bedeckt. Keine Spur mehr iſt vom traurigen Winter zu ſehen; die Erde ſcheint jetzt ein Paradies zu ſeyn, welches für noch höhere Weſen, als ſterbliche Menſchen ſind, beſtimmt iſt. Wir gehen auf Wieſen und Fluren einher, die prächtiger von der Natur geſtickt ſind, als die koſtbarſten Tapeten. Kein Zimmer, welches von der Kunſt noch ſo ſehr aufgeſchmückt iſt, kann uns ſo ſehr gefallen, als die Hecken und Lauben, welche jetzt mit einem neuen lebendigen Grün bekleidet ſtehen. Wir athmen jetzt nicht allein eine reine Luft, wir athmen lauter Balſam und Wohlgeruch ein, und nähren einen unſerer feinſten und gleichſam unkörperlichſten Sinne, mit dem Dufte der herrlichſten Blumen. Eine beſtändige Muſik erſchallt von allen Zweigen, und ſelbſt in den ruhigen geſtirnten Nächten ſingt Philomele ihr bezauberndes Lied den blühenden Hainen, und dem, der die Stille und Einſamkeit liebt. Wo das Auge ſich hinwendet, ſieht er Freude, und wo das Ohr hinhorcht, wird es entzückt.

Dieſe

Dieſe ſo ſehr in die Sinne fallende Anmuth des Frühlinges hat von je her alle Dichter begeiſtert; und man wird nicht leicht einen berühmten Poeten in irgend einer Nation aufweiſen können, der ſich nicht über oas Lob des Frühlinges ausgebreitet hätte. Wenn man uns einen recht groſſen Begriff von den erſten goldenen Zeiten machen will, wenn man uns das Paradies oder die elyſäiſchen Felder zu ſchildern ſuchet: ſo iſt es allezeit ein ewiger Frühling, womit man unſere Einbildungskraft zu bezaubern, und unſere Bewunderung und unſer Verlangen darnach zu gewinnen, denkt. Nichts wäre auch in der That fähiger, uns von einem glücklichen unſchuldigen Zuſtande die allervollkommenſte Idee zu geben, als ein ſolcher ewiger Frühling. So gewöhnlich er indeſſen bey den Dichtern iſt, ſo weiß ich doch nicht, ob wir uns bey der Abwechſelung der Jahrszeiten nicht beſſer befinden. Da wir jede Einrichtung der Vorſehung gewiß immer ſicher für die allerbeſte halten können, ſo glaube ich auch, daß ein beſtändiger Frühling für unſere jetzige Natnr lange nicht ſo reitzend und bezaubernd ſeyn würde, als unſer gewöhnlicher Frühling, der von andern Jahrszeiten abgelöſet wird. Das menſchliche Herz iſt, nach den weiſen Abſichten des Schöpfers, ſo ſehr für die Veränderung geneigt, und die Abwechſelung ſelbſt in unſern reineſten und unſchuldigſten Vergnügungen iſt ſo nothwendig, daß uns, bey der jetzigen Beſchaffenheit unſerer Sinne, und bey dem jetzigen Zuſtande unſerer Seele, ein ſolcher beſtändiger Frühling gewiß zuletzt zu gewöhnlich werden, und alſo lange nicht mehr die Vorzüge und die Anmuth behalten würde, welche er jetzt hat.

Denn warum machen die Annehmlichkeiten des Frühlinges einen ſo auſſerordentlich ſtarken Eindruck auf uns? Iſt es nicht der Contraſt mit dem Winter? Der plötzliche Uebergang von dem Unangenehmſten in das Angenehmſte? Wenn unſere Fluren noch erſtorben, und unſere Wälder kahl und verdorrt ſtehen; wenn dickes Eis die Flüſſe bedeckt, und

 die

die Felſen vom hohen Schnee ſchimmern; ſo ſind oft wenig Tage hinlänglich, die Ausſichten auf ein Mahl zu verändern. Die jungen Saaten fangen an zu grünen, die Knoſpen brechen hervor, und der Bach murmelt wieder in kryſtallenen Fluthen durch unſere aufgeheiterten Gefilde. Dieſe ſchleunige Veränderung trägt alſo hauptſächlich ſehr viel zu den angenehmen Empfindungen bey, die der Frühling in uns zu erwecken pflegt.

Hiervon werden wir uns durch die unläugbare Erfahrung noch deutlicher überführen können. Was reitzt uns mehr, als der erſte Anblick des Frühlinges? Ueber jedes neue Blatt, über jede erſte der geringſten Blumen, brechen wir in freudige Ausrufungen aus; höchſt ungern gehen wir aus den Feldern und Gärten in unſere Zimmer zurück, weil wir alles mit unſern Augen wachſen ſehen möchten. Und mit welcher Entzückung horchen wir auf die erſten ſchwachen Töne der Nachtigall! Derjenige, der ſie zuerſt gehört hat, ſchätzt ſich vor andern glücklich, und hält die Erzählung, die er uns davon macht, für wichtig genug, ſie allen mit einer beſondern Freude mitzutheilen. Was werden wir aber geſchwinder gewohnt, als alle dieſe Schönheiten, alle dieſe Freuden des Lenzes, die uns im Anfange ſo ſehr hinriſſen? Wir, die wir uns über das erſte ſchlechteſte grüne Blatt freueten, welches heraus kam, wir gehen gar bald durch ganze lange von Blättern aufgebaute Wände hindurch, durch ganze Wälder von blühenden Bäumen, durch ganze weite Gefilde, die mit den prächtigſten Blumen überdeckt ſind, ohne mehr eine auſſerordentliche lebhafte Empfindung über dieſe Anmuth zu fühlen. Wir, die wir über den erſten gebrochenen ſchwachen Ton der Nachtigall in Entzückung geriethen, wir hören nunmehr ihre zärtlichſte Lieder, ihre rührendſte Seufzer, in denen ſie ſich ganz erſchöpft, mit einer Art von Fühlloſigkeit an. Die Bewunderung hört auf! Keine freudige Ausrufungen mehr! Schon in einigen Wochen ſind wir es zu gewohnt. So ſind die Menſchen! Unſere Seele verlangt eine beſtändige Abwechſelung, und ſchon in der bloßen Veränderung findet ſie eine ihrer Glückſeligkeiten, Wie ſehr iſt alſo der Wechſel der Jahrszeiten nach unſerer Natur eingerichtet, und wie viel weniger würden wir die Schönheiten und Vorzüge der einen empfinden, und zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie nicht in einer beſtändigen zirkelnden Rückkehr von den andern abgelöſet würde!

Die Natur hat auch hierin vollkommen für unſere Bedürfniſſe geſorgt, weil kein Land auf dem Erdboden iſt,

iſt, wo dieſe Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, oder weniger, angetroffen werden ſollten. Denn was uns auch immer die Reiſe-Beſchreibungen von Ländern (inſonderheit den canariſchen Inſeln) erzählen mögen, in welchen ein beſtändiger Frühling herrſchen ſoll, ſo iſt es doch ausgemacht, daß ein ſolcher beſtändiger Frühling nicht exiſtirt, und exiſtiren kann. Wenn die wärmern Länder nicht unſere Art von Herbſt oder Winter haben, ſo haben ſie doch die ihrigen; und ihre Aernde, ihre Regen-Zeit iſt von unſerm Herbſte und Winter nur den Graden nach unterſchieden. Wenn bey ihnen die Bäume ihre Blätter niemahls ganz und auf ein Mahl verlieren; ſo haben ſie auch das prächtige Schauſpiel nicht, welches wir haben, wenn wir unſere dürre Aeſte, wie durch eine Art von Zauberey wieder auf ein Mahl mit Blüthen und Blättern überdeckt ſehen. Und was fehlt ihnen nicht, da ihnen ein ſolcher Frühling mangelt, wie der unſrige iſt! Ein Frühling, den eine ſolche Muſik verherrlicht, wie der Geſang der Nachtigall iſt, die ihnen fehlt! Alle ihre Vögel, die mit den ſonnenhelleſten Farben prangen, aber ſtumm ſind, würden uns die Nachtigall nicht erſetzen. Wenn alſo die Einwohner der wärmern Länder uns eben nicht beneiden, ſo haben wir auch nicht Urſache ihnen ihre Glückſeligkeit zu mißgönnen, oder uns an ihre Stelle zu wünſchen. Die Vorſehung hat mit weiſer wohlthätiger Hand auf alle Gegenden der Welt gewiſſe Vorzüge und Freuden ausgeſtreuet, welche den Menſchen auch dieſe Welt angenehm machen ſollen.

Nichts iſt alſo billiger, als daß wir, mit unſerm irdiſchen Aufenthalte zufrieden, uns freuen — uns mit der ganzen Natur freuen. Nichts iſt aber auch billiger, als daß wir durch dieſe Freude, durch dieſe Zufriedenheit, welche der Frühling uns einhaucht, unſer Herz zu Den erheben, der uns als vernünftige Weſen in dieſen blühenden Luſtgarten geſetzt, und uns mit ſo vielen Freuden und Wohlthaten überhäuft hat. Nichts iſt billiger, als daß wir durch einen frommen

men tugendhaften Wandel ſein Lob erheben, und die Glückſeligkeit erlangen, unſern irdiſchen Aufenthalt einmahl mit einem himmliſchen zu verwechſeln; auf jener neuen Erde dermahleinſt zu wohnen, wo allein nur ein ewiger Frühling herrſchen wird, und wo wir die Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, ſo wenig zu unſerm Nutzen, als zu unſerm Vergnügen, nöthig haben werden.

Von dem Frühlinge pflegt der Haus- und Land-Wirth folgende **Vermuthungen eines guten oder Miß-Jahres** zu nehmen.

1. Wenn der Frühling von Wärme und Feuchtigkeit gemäßigt iſt, und der Wind dabey von Oſten gelinde und mäßig wehet; ſo hoffet man ein gutes Jahr; da hingegen ein Frühling, der im Anfange ſehr naß iſt, viel Gras und Unkraut bringt, davon die Saat erſtickt und faulet.
2. Wenn das Getreide und die Frühlings-Gewächſe überflüſſig und frecher, als ſonſt gewöhnlich, wachſen: ſo vermuthet man, daß es viel Garben in die Scheune, aber wenig Körner in den Sack, geben werde.
3. Ein Frühling, der meiſtentheils kalt und froſtig iſt, gibt ſchlechte Hoffnung zu einem reichen Herbſt oder zu einer geſegneten Aernde.
4. Späte Reife und Fröſte verderben die Blumen, Blüthen, zarte Gewächſe und Früchte, die von einer frühzeitigen Wärme hervor getrieben worden ſind. Siehe oben, S. 191. fgg.
5. Viel Glatt- und inſonderheit Furchen-Eis im Frühlinge, thut der Saat großen Schaden.

Was die **Frühlings-Arbeiten**, oder die in den ſo genannten Frühlings-Monathen in der Haus- und Land-Wirthſchaft nöthigen und gewöhnlichen Arbeiten und Verrichtungen betrifft, ſo ſind davon die Artikel **März, April** und **May** nachzuſehen.

Von dem Einfluſſe des Frühlinges auf unſere Geſundheit, was in Anſehung der zur Erhaltung derſelben nö-

nöthigen Lebensordnung, und der vorkommenden Krankheiten, im Frühlinge zu beobachten iſt, werde ich weiter unten in den Art. **Frühlings-Cur** und **Frühlings-Krankheiten** anzeigen.

* *
*

2. Thiere, welche früh, d. i. bald nach dem Anfange des Jahres, imgleichen eher als andere geboren werden. Beſonders von Lämmern, **Früh-Lämmer**, im Gegenſatze der **Spätlinge**. **Alſo wurden die Spätlinge des Labans, aber die Frühlinge des Jacobs,** 1 Moſ. 30, 42.

Auch ein Kind, von welchem eine Frau nach der Trauung zu früh, d. i. eher als die Ordnung der Polizey und guten Sitten es erlaubet, entbunden wird, wird ein **Frühling** genannt, beſonders bey den Handwerkern, wo man auch das Zeitwort **frühlingen** hat. **Er hat gefrühlinget,** d. i. die Ehe noch vor der Trauung vollzogen.

Frühlingchen, Frühlinge, d. i. **Früh-Kinder** nennen die Handwerksleute, wenn eine Handwerks-Frau auch nur ein Par Wochen zu bald, von der Zeit ihrer Copulation an, in die Wochen kommt, oder wenn auch ein anderes Kind eine geringe Zeit eher, als es ordentlich und gemeiniglich geſchiehet, oder doch geſchehen ſoll, nähmlich 9 Monathe nach der Trauung, geboren wird. Und einen ſolchen, der frühlingchet oder gefrühlingchet iſt, wollen ſie ſtrafen oder vom Handwerke ausſchließen, und die Geburt nicht für ehrlich halten. Sie geben zwar vor, die Handwerke müßten ſo rein ſeyn, als hätte ſie eine Taube geleſen. (Es wäre gut, wenn alle rein wären; vielleicht fände ſich bey ſo großer Gerechtigkeit auch die Liebe des Nächſten, und hoffete ſie in ſolchen ungewiſſen Fällen das Beſte!) Denn die Naturforſcher und Aerzte, welche beſſer, als die Handwerker, den Lauf der Natur verſtehen, beweiſen, daß die Regel der 9 Monathe, oder 40 Wochen, nicht durchgehends Statt finde, ſondern nach der Conſtitution der Schwangern ihren Abfall leide. Die weltliche Obrigkeit ſelbſt thut in ſolchen Fällen die Augen zu, indem ſie, wenn es auch ſo wäre, daß die Aeltern ſich durch frühzeitigen Beyſchlaf vergangen, doch aber den Eheſtand im übrigen ordentlich angetreten hätten, ſolchem von

Gott eingeſetzten Stand zu Ehren die Kinder für ehelich gebohren achtet, und zu allen Ehrenſachen zuläßt; indem die prieſterliche Trauung keine göttliche, ſondern bloß menſchliche Ordnung iſt; ſ. Th. X, S. 161, f. Es iſt daher eine große Verwegenheit der Handwerker, daß ſie es für einen Fehler ausdeuten, und verbeſſern wollen, und daher ein Stück ihrer affectirten Reinigkeit und Ehrbarkeit, ja eine ſchädliche Quelle vieler Unordnungen und Mißbräuche, die ſonderlich in dem neueſten Reichsgeſetze verbothen, mithin ihnen durchaus nicht zu geſtatten iſt, zumahl wenn es die unſchuldigen Kinder entgelten ſollen.

Frühlings-Augſt, ein Waſſerinſect, ſ. **Ufer-Aaß.**

Frühlings-Blümchen, eine Benennung der Draba verna *Linn.*; ſiehe **Hunger-Blümchen.**

Frühlings-Butter, May-Butter; ſ. Th. VII, S. 463.

Frühlings-Cur. Diejenigen Curen, welche im Frühlinge zur Reinigung des Körpers und Abwendung wahrſcheinlich zu befürchtender Krankheiten gebraucht werden, heißen im eigentlichen Verſtande **Frühlings-Curen.** Verwahrungs-(Präſervations-) Curen ſind zur Zeit herrſchender Epidemien, oder anderer zufälliger Umſtände, in allen Jahrszeiten gebräuchlich. In allen Fällen aber, wo es die äuſſern Umſtände und die innere Beſchaffenheit unſers Körpers erlaubet, wird zu dergleichen Curen vorzüglich die angenehme Zeit des lächelnden Frühlinges, oder die erquickenden Monathe May und Junius, erwählet. Der Stammvater der Aerzte, **Hippocrates**, (im 6 Buch), Aphor. 47) und der bey den Griechen und Römern ſo beliebte **Galenus** (Comment. 3. in Aphor. Hippocr.), haben dieſe Jahrszeit vor allen andrrn vorgeſchlagen. Ihre Nachfolger ſind gleicher Meinung geweſen, und die neuern Aerzte haben durchgängig Gründe vor ſich gehabt, dieſe Rathſchläge ihrer Vorfahren zu billigen.

Die Gründe dieſer ſo einſtimmigen Wahl des Frühlinges zu Verwahrurgs-Curen ſind größtentheils in der Beſchaffenheit der Luft zu ſuchen, welche zur Frühlings-Zeit gemeiniglich heiter, rein, mäßig trocken, nicht zu

warm,

warm, und mit geſunden balſamiſchen Dünſten angefüllt iſt, welche ſie aus den friſch aufkeimenden Gewächſen und Blüthen einzuſaugen pflegt. Nicht alle Jahre ſind ſich gleich. Der Frühling hat, wie andere Jahrs-Zeiten, in Anſehung des Wetters, ſeine Abwechſelungen. Die Luft ſelbſt, welche zu ſolcher Zeit gemeiniglich herrſcht, behält auf unſern Körper uud unſere Geſundheit allemahl den heilſamſten Einfluß. Sie erleichtert uns das Athemhohlen durch die angenehme Erfriſchung des Geblütes, und befördert den Kreislauf deſſelben durch ihre gemäßigte Wärme. Indem ſie durch mancherley Wege in unſern Körper eindringt, kühlet und verdünnet ſie nicht allein unſere Säfte, ſondern vermehret auch durch den verſtärkten Kreislauf die unmerkliche Ausdunſtung, und macht dadurch unſern Körper leichter, unſere Glieder beweglicher, und uns ſelbſt vergnügter. Die friſchen Blüthen und Kräuter durchſtrömen, vermittelſt der Luft, unſere Säfte mit einem ſtärkenden Balſam, und gewähren uns zugleich eine lebhafte Erquickung aller Sinne. Ein weiſer Genuß der Annehmlichkeiten des Frühlinges, iſt ſchon an ſich ſelbſt eine Cur, und ſeine belebende Kraft iſt an allen Creaturen zu ſpüren. Ueberdieß iſt er die Jahrszeit, in welcher alle zur Geſundheit dienliche Pflanzen uns die friſcheſten und wirkſamſten Säfte anbiethen, welche auf unſern Körper deſto kräftiger wirken können, je mehr ſich jetzt alle Umſtände vereinigen, die im Winter träge gewordene Maſchine unſers Körpers wieder zu einer heilſamen Geſchäftigkeit, und unſer Gemüth zur angenehmſten Ermunterung zu reitzen.

Ein fernerer Beweis, daß die Frühlings-Zeit vorzüglich bequem ſey, den Leib von den im Winter geſammelten Unreinigkeiten zu befreyen, ſind die Reinigungs-Krankheiten, welche ſich in dieſer Jahrszeit oft von ſelbſt einzufinden pflegen. Der Vorwurf, daß die Lobes-Erhebungen, welche die Aerzte dem Frühlinge ertheilen,

mit

mit dem Verzeichniſſe der Krankheiten, die man darin wahrnimmt, ſich offenbar wiederſprächen, iſt von keiner Erheblichkeit. Franc. Valleſius (in ſeinem *Commentar. in Hippocr. Aph.* 20) hat ihn ſchon wiederleget. „Der „Frühling", ſagt er: „iſt die geſundeſte Jahrszeit; „nicht darum, weil in derſelben keine Krankheiten vor„kommen, ſondern, weil deſſen mäßige und gelinde „Witterung keine Krankheit verurſachet". Galenus vergleicht daher den Lenz mit einer angeſtellten Leibes-Bewegung. Dieſe iſt geſund und zuträglich, wenn der Leib gereinigt iſt; ſie kann aber auch leicht Krankheiten veranlaſſen, wenn in demſelben viel böſe und verdorbene Feuchtigkeiten aufgeſammelt worden ſind. Was iſt aber natürlicher, als daß den Winter hindurch, bey einer verminderten Ausdunſtung, bey der Menge von unreinen Dünſten, die in den Stuben unſere Atmoſphäre ausmachen, und, bey dem Mangel hinlänglicher Bewegung, theils eine Menge überflüſſiger Säfte, theils eine Neigung derſelben zur Fäulniß, entſtehen kann! Sind wir der vorſichtigen Natur nicht allen Dank ſchuldig, welche, für unſer Wohl beſtändig ſorgſam, den Frühling mit allen Eigenſchaften, die zur Verbeſſerung unſerer im Winter verdorbenen Maſchine nöthig waren, ausrüſtete? Die Ströhme des Lebens fließen im Frühlinge mit mehrerer Lebhaftigkeit durch die ihnen angewieſenen Canäle. Der angehäufte Ueberfluß verderblicher Säfte, wird durch die verſtärkte Ausdunſtung glücklich vermindert, und die drohende Fäulniß durch den eingeathmeten Balſam des Pflanzen-Reiches zerſtöret. Alles lebt von neuem auf, wenn nicht Umſtände, woran der Frühling unſchuldig iſt, die glücklichen Einflüſſe dieſer ſchönen Jahrszeit hindern, und Krankheiten verurſachen. Das meiſte kommt hier darauf an, daß wir uns der Vortheile des Frühlinges auf eine vernünftige Weiſe bedienen, und durch ſorgfältige Beförderung der Transſpiration und Reinigung unſers Körpers die wankende Geſundheit unterſtützen.

Der vorzügliche Nutzen wohlgeordneter Curen im Frühlinge, wird durch die Vergleichung deſſelben mit den übrigen Jahrszeiten noch deutlicher zu erweiſen ſeyn. Die Haupt-Eigenſchaften der Witterungen ſind Wärme, Kälte, Näſſe und Trockenheit. Jede dieſer Eigenſchaften kann in unterſchiedenen Graden, oder in mancherley Vermiſchung mit den übrigen betrachtet werden. Wer weiß aber nicht, daß die brennende Kraft der Sonne im Sommer unſere Säfte wiedernatürlich ausdehnet, Wallungen des Blutes, Beklemmungen und Mattigkeit verurſacher, oder daß es, inſonderheit in einer trocknen Hitze, überaus beſchwerlich fällt, Curen zu gebrauchen? Kommt zu dieſer Wärme noch eine anhaltende Feuchtigkeit der Luft: ſo werden die feſten Theile unſers Körpers ſchlaff, der Leib ſelbſt entkräftet, und die Wirkſamkeit der Arzeneymittel verhältnißmäßig geſchwächt; denn die Hälfte ihrer Wirkſamkeit hängt von der Mithülfe der innern Functionen unſers organiſchen Körpers ab. Die Witterung des Herbſtes iſt, wegen der naſſen Kälte, welche zu dieſer Jahrs-Zeit beſonders zu herrſchen pflegt, zum Mediciniren faſt gänzlich ungeſchickt, wofern nicht ein Noth-Fall eine Cur unvermeidlich macht. Der Winter, welcher durch ſeine trockne Kälte den Körper faſt beſtändig verſchloſſen hält, und durch die kalte Näſſe gefährlich werden kann, ſchickt ſich gar nicht zu Vorbauungs- oder Verwahrungs-Curen, deren Lebensordnung den freyen Genuß einer temperirten Luft nothwendig erfordert. Der Frühling bleibt daher, wegen der glücklichen Temperatur zwiſchen Wärme und Kälte, zwiſchen Näſſe und Trockenheit, die allerbequemſte Zeit zu ſolchen Verwahrungs-Curen, von welchen wir uns einen heilſamen Erfolg verſichern wollen.

Um allem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, erinnere ich noch, daß die bisher gerühmten Vortheile beſonders von der Mitte des Frühlinges, oder vom May, zu verſtehen, und die übrigen Jahrszeiten darum nicht gänzlich auszuſchließen ſeyn, wenn ſie ſich eben durch gemäßigte Witterung empfehlen. Der Anfang des Frühlinges iſt die unſicherſte Jahrszeit, in welcher viele Unvorſichtige die Krankheiten erſt hohlen, die der Winter nicht zur Vollkommenheit bringen konnte. Die rauhe Witterung des Aprils, und die verführeriſche Abwechſelung angenehmer Zwiſchenſtunden, verurſachen das ganze Regiſter von Krankheiten, die man billiger auf die Rechnung der Unvorſichtigkeit, als des Frühlinges, ſchreiben ſollte. Der Schluß des Frühlinges iſt oft ſchon mehr heiß, als gelinde warm. Wer indeſſen durch dringende Umſtände zu einer Verwahrungs-Cur genöthiget wird, der

kann

kann auch wohl in einem temperirten Sommer, oder in angenehmen Herbſt-Tagen, ſeiner Abſicht, nur mit einiger Behutſamkeit, Genüge thun.

Alle eigentlich ſo genannte Frühlings-Curen, ſind, wie ich gleich im Anfange erwähnt habe, Vorbauungs-Curen; kein Vernünftiger aber wird ſich ihrer bedienen, ohne eine gründliche Abſicht zu haben, warum, oder eine wirkliche Anzeige, wogegen er ſie gebrauchen will. Im gegenſeitigen Falle wäre es eine mediciniſche Schwelgerey, oder, wenn man ſich völlig geſund befände, eine wahre Thorheit, Arzeneyen wieder die Geſundheit zu gebrauchen. Wenn es eine bloß gleichgültige Mode wäre, könnte man ſie wohl ungeahndet laſſen; allein, die Gewißheit, daß alles unzeitige Mediciniren eine gefährliche Thorheit iſt, entſchuldigt alle Aerzte, welche dieſelbe zu vertilgen oder lächerlich zu machen ſuchen.

Joh. Baptiſta Werloſchnig, hat ſchon in einem beſondern Tractate, welcher 1713 zu Frankfurth, unter dem Titel: Curationis verno-autumnalis, purgationi, venaeſectioni, vomitioni inſiſtentis, abuſus, heraus gekommen iſt, bewieſen, wie ſchädlich es ſey, geſunde Körper durch ſtarke Arzeney-Mittel zu zerſtören, ihre feſte Theile zu ſchwächen, und ihre gute Säfte auszuführen; mithin auf eine unverantwortliche Weiſe, aus geſunden Leuten erſt Patienten zu machen. So unerlaubt das erſte iſt, ſo billig und nothwendig iſt es auch, einen wirklich unreinen Körper durch bewährte und ſanfte Mittel zu reinigen, oder ſonſt eine drohende Gefahr durch eine ſchickliche Frühlings-Cur abzuwenden.

Es müſſen alſo Kennzeichen der Unreinigkeit des Körpers oder bevorſtehender Krankheiten vorhanden ſeyn, ehe man eine Cur verordnen oder gebrauchen kann; und die Vorſchriften des Arztes müſſen alsdann nach Beſchaffenheit dieſer Merkmahle eingerichtet werden. Es wäre höchſt ungerecht, wenn ein Arzt der Einbildung oder dem Eigenſinne eines eingebildeten Kranken ſchmeicheln, und ihm ſeinen Vorſatz nicht vielmehr durch gründliche Vorſtellungen ausreden wollte.

Vor

Vor der Anzeige der unterſchiedenen Arten von Frühlings⸗Curen, ſetze ich noch voraus, daß ſie, um recht wirkſam zu ſeyn, in großen, angenehmen Gärten, oder auf dem Lande, gebraucht, und während derſelben eine genaue und wohleingerichtete Diät beobachtet werden müſſe. Der freye Genuß einer geſunden und reinen Luft, iſt eine Haupt⸗Bedingung bey vortheilhaften Vorbauungs⸗Curen; ſonſt würde die Jahrszeit dabey gar nicht in Betrachtung gezogen werden dürfen. Einige der größten Aerzte nehmen die Luft als eine der vornehmſten Urſachen von den häufigen Krankheiten großer Städte an. Wenn man dieſe durch unzählige Dünſte verunreinigte Luft auch nicht für den einzigen Grund halten darf, ſondern die gewöhnliche Lebens⸗Art der Einwohner mit in Erwegung ziehen muß: ſo iſt doch ausgemacht, daß eine eingeſperrte, unreine Luft viel mehr, als man gemeiniglich denkt, zur Vermehrung und Verſchlimmerung der Krankheiten beytrage. Eine reine, balſamiſche Luft muß demnach entgegen geſetzte Wirkung thun. Ein großer Theil des guten Erfolges einer vernünftigen Frühlings⸗Cur beruhet alſo darauf, daß man während der Cur, die friſche Luft, ſo viel als möglich, genieße, beſonders des Morgens, weil die Morgen⸗Luft, nach gefallenem Thau, eine vorzüglich ſtärkende Kraft hat. Der zweyte Haupt⸗Vortheil bey dergleichen Curen, iſt die **Erheiterung des Gemüthes**, welche auf die Erhaltung und Wiederherſtellung unſerer Geſundheit einen unglaublichen Einfluß hat. Der dritte beruhet auf einer hinlänglichen und oft wiederhohlten **Leibes⸗Bewegung**. Die Art der Vergnügungen laſſe ich diejenigen, welche Nutzen davon haben wollen, ſelbſt beſtimmen; doch warne ich für ſolche, die unſere Seele zu ſehr erſchüttern können. Je reiner und ſanfter die Ergetzlichkeiten, deſto erwünſchter ihre Wirkung. Die Bewegungen werden der Summe unſerer Kräfte gemäß eingerichtet, und dürfen nicht über einen gelinden Grad

der

der Ermüdung fortgeſetzet werden. Die Erfahrung, mit der nöthigen Aufmerkſamkeit verknüpft, kann Jedem hierin die ſicherſten Vorſchriften geben.

Was die übrigen Artikel der Lebens=Ordnung betrifft, ſo erinnere ich nur kürzlich, daß, in Anſehung des Eſſens und Trinkens, die Mäßigkeit eine Haupt=Regel ausmache. Ueberladungen ſind allemahl ſchädlich und unanſtändig, am meiſten aber zu der Zeit, da man, den Körper von geſammelten Unreinigkeiten zu befreyen, und die geſchwächten Verdauungs=Kräfte wieder zu verbeſſern, bemüht iſt. Die Wahl der Nahrungs=Mittel muß zum Theil nach der gewöhnlichen Lebens=Art eines Menſchen beſtimmet werden. Lauter weichliche Speiſen pflegen den ganzen Körper, ſelbſt den Magen, zu ſchwächen. Beſonders hat man oft Leute, die zu derber Koſt gewöhnt waren, bey einer gar zu leichten Diät, ganz matt und hinfällig werden ſehen. Es iſt hinreichend, wenn man ſich ſchwerer, unverdaulicher, harter, geräucherter, allzu ſaurer, fetter und blähender Speiſen enthält, mehr gebratenes als gekochtes Fleiſch, mehr Kräuter=Suppen als Fleiſch=Brühen, und überhaupt mehr Nahrungs=Mittel aus dem Pflanzen= als aus dem Thier=Reiche, genießt. Ich erinnere nochmahls, daß man, in Anſehung der Wahl, deſto weniger Strenge beobachten darf, je mehr man ſich bey zweydeutigen Gerichten die erſte Regel der Mäßigung empfohlen ſeyn läßt. Bey den Getränken iſt der Gewohnheit ebenfalls ein wenig nachzugeben. Wer es indeſſen haben kann, wird vom abwechſelnden Genuſſe eines bittern Magen=Bieres und eines guten rothen Weines erwünſchte Wirkungen ſpüren. Auf die Stärkung des Magens hat man beſtändig mit zu ſehen, damit nicht, durch eine ſchwache und unvollkommene Verdauung, die Maſſe der geſammelten Unreinigkeiten noch mehr zunehmen könne.

Freye Luft, ein fröhliches Gemüth, hinlängliche Bewegung und eine mäßige Lebens=Ordnung, ſind oft ſchon

ſelbſt

ſelbſt eine Cur, wobey ſich alle Perſonen, die zu einer ſitzenden Lebens-Art oder anhaltenden Anſträngung der Seele genöthigt ſind, vortrefflich befinden würden, wenn ihre Verfaſſung nicht immer Hinderniſſe in den Weg legte. Solche kränkelnde Perſonen würden durch die Erfahrung belehret werden, daß reine Luft beſſer als Schlag-Waſſer, Ergetzungen beſſer als Herz-Pulver, gelinde Bewegungen beſſer als Lebens-Balſam, und mäßiges Faſten beſſer, als vieles Aderlaſſen, anſchlagen. Allein, man ſieht mit Betrübniß, daß Fleißige nicht eher dieſen Rath annehmen, als bis es zu ſpät iſt, Müſſiggänger hingegen denſelben deſto öfter mißbrauchen.

Nach der kurz vorher feſtgeſetzten Regel, müſſen alſo die Frühlings-Curen gewiſſen einzelnen Fällen gemäß eingerichtet werden. Um hierbey alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, werde ich bloß einiger gewöhnlichen Fälle, in welchen man Frühlings-Curen zu gebrauchen pflegt, Erwähnung thun, und die dazu nöthigen Mittel vorſchlagen.

Die allergewöhnlichſte Abſicht bey Frühlings-Curen pflegt die **Reinigung des Körpers** zu ſeyn. Hat man nun hinreichende Merkmahle, woraus zu ſchließen iſt, daß der Leib mit Unreinigkeiten beladen ſey, ſo iſt es nicht nur erlaubt, ſondern auch nothwendig, dergleichen Cur zu gebrauchen. Aus der vorher geführten Lebens-Ordnung können wir ſchon wiſſen, was wir zu fürchten haben. Sind wir uns bewußt, daß wir viel unreine und ſchwer zu verdauende Nahrungsmittel genoſſen, daß wir den Winter hindurch die nöthige Ausführung oft vermindert oder unterbrochen haben, daß der Leib ſich nicht täglich durch den Schweiß, Harn oder Stuhlgang reiniget, oder daß der Schweiß einen übeln Geruch hat, der Harn dick und trübe ꝛc. iſt, oder daß ſich andere unreine Auswürfe von mancherley Art einfinden: ſo darf man nicht zweifeln, daß der Körper mit Unreinigkeiten angefüllt und zu allen Krankheiten, die daraus entſpringen können, geneigt ſey. Wollte man in dieſem Falle die nöthigen Reinigungs-Curen, welche zur Frühlings-Zeit am

beſten

beſten vorgenommen werden können, verabſäumen: ſo würde man es ſich ſelbſt zuſchreiben müſſen, wenn man oft mit Huſten, Schnupfen, Ausſchlägen, Krätze, Frieſel, Seitenſtechen, Fluß-Fiebern und andern gefährlichen Folgen gehäufter Unreinigkeiten befallen würde. Bey ſolchen Vorbauungs-Curen iſt hauptſächlich dahin zu ſehen, daß die drey hauptſächlichſten Ausführungen vermehret, und ſowohl der Magen und das Gedärme, als auch die ganze Maſſe des Blutes, hinlänglich gereiniget werde.

Ehe man aber zur Cur ſelbſt ſchreitet, muß man vorher wohl unterſuchen, ob ein Ueberfluß des Blutes oder eine wiedernatürliche Verdickung deſſelben vorhanden ſey. Im erſtern Falle iſt eine hinlängliche Verminderung des Blutes durch einen, nach den Umſtänden wiederhohlten, Aderlaß unvermeidlich. Der zweyte Fall iſt bey denjenigen faſt allemahl ſicher zu vermuthen, die zu einer ſitzenden Lebens-Art gewöhnt, oder, durch ihre Umſtände gezwungen ſind. Hier iſt es nöthig, **verdünnende und auflöſende Mittel mit den abführenden zu verbinden**, und vorher das dicke Blut, durch eine mäßige Abzapfung deſſelben, ein wenig aufzulockern.

Zur Reinigung ſelbſt, können hier zweyerley Curen gebraucht werden. Die erſte empfehle ich beſonders empfindlichen und ſchwächlichen Perſonen. Dieſe können ſich um den vierten Tag allemahl eines der nachſtehenden Abführungs-Mittel bedienen: als z. B. ½ Quent Rhabarber mit 10 Gran Weinſtein-Cremor verſetzt. Wem die Rhabarber in Pulvern zuwieder iſt, der kann ſie mit Gummi Tragacanth in Pillen verwandeln laſſen. 2 Loth Manna in einem Tränkchen, oder tabulirte Manna in Kaffe genoſſen, imgleichen 4 Loth vom Tamarinden-Decoct, oder 1½ Loth Bitter-Salz, können eben dieſe Wirkung bey denjenigen hervor bringen, denen die Wahl ihrer Abführungs-Mittel ſchwer fällt. An den übrigen Tagen kann früh und nachmittags ein Thee aus ſolchen Kräutern, Blüthen und Wurzeln getrunken werden, welche das Blut verdünnen und auflöſen, die Ausdunſtung befördern, und den Urin gelinde treiben. Folgender wird ſich durch ſeinen guten Geſchmack eben ſo ſehr, als durch ſeine kräftige Wirkungen, empfehlen. Man nimmt: China- Sarſaparill- Galgant- Liebſtöckel-

und

Engelſüß-Wurzeln, von jeder 1 Loth; Baſilien- und Betonien-Kraut, von jedem ½ Loth; türkiſche Meliſſe, 1 Loth; May-Blumen, gelbe Violen und Rosmarin-Blüthe, von jedem 2 Quent; Franzoſen-Holz, 1½ Loth; Saſſafras, 1 Loth; Zimmet, Anieß und Kümmel, von jedem 1 Quent; ſchneidet und ſtößt alle dieſe Stücke zuſammen klein, und thut von dieſer Vermiſchung 1 Loth in ein Nößel Waſſer, läßt es auf einem Kohlfeuer etwas ſtärker, als ordinären Thee, ziehen, und trinkt davon 4 Taſſen auf ein Mahl, die man nach Belieben mit Zucker verſüßen kann. In jede der beyden erſten Taſſen, wird ein Eßlöffel voll von dem friſch ausgepreßten Safte des Kerbel-Krautes gethan; welcher blutreinigend und zugleich harntreibend iſt, und ſowohl allein, als in Thee genommen, nicht unangenehm ſchmeckt. Weil die jetzt genannten Mittel ſehr gelinde wirken, muß man die Cur wenigſtens 3 Wochen fortſetzen, um dadurch den Endzweck einer völligen Reinigung zu erhalten. Damit aber, bey dem längern Gebrauche des Thees und Saftes der Magen nicht geſchwächet werde, nimmt man eine Stunde vor der Mittags- und Abend-Mahlzeit allemahl 80 Tropfen von dem Hofmanniſchen Visceralelixiere, oder von folgendem Elixiere, ein.

Rec. Cardobenedicten-Extract, Tauſendgülden-Extract, Angelik-Extract, blätterige Weinſtein-Erde, von jedem ½ Quent. Dieſes wird in 2 Loth Moſeler, oder ſüßem ſpaniſchen Wein aufgelöſet, und der filtrirten Auflöſung noch Pomeranzen-Eſſenz 2 Qu. und Pimpinell-Eſſenz 1 Qu. beygemiſchet.

Die Doſis iſt 50 bis 70 Tropfen, vor Tiſche in einem Löffel voll Wein.

Die zweyte Cur iſt für ſtarke Perſonen, deren Säfte durchaus dick, ſchleimig und unrein ſind. Sie beſteht in dem Gebrauche eines Kräuter-Weines und einer ſchweißtreibenden Mixtur.

Zum Kräuter-Wein wird Rhein- oder alter weißer Franz-Wein genommen. Die Vegetabilien, welche hinein kommen, müſſen auflöſende, abführende und harntreibende Kräfte beſitzen. Man nimmt z. B. von Wurzeln: Alant, deutſchen Ingber, Hindläuften, Kalmus, Zaunrübe, von jeden 1 Loth; von Kräutern: Löwenzahn, Biberklee, Quendel, von jedem 3 Qu.; Sennesblätter, 1½ Loth; Koriander, Pomeranzenſchalen, von jedem 2 Qu.; ſchneidet und ſtößt jedes beſonders, miſchet es unter einander, gießt auf dieſe Species erſtlich ein gut Quart kochendes Waſſer, läßt es in mäßiger Wärme eine Nacht ſtehen; den andern Tag thut

man ein Quart Wein dazu, und läßt es abermahl eine Nacht in mäßiger Wärme ſtehen; doch muß dieſe Miſchung nicht bis zum Kochen erhitzt werden, weil ſich ſonſt allzu grobe Theile von den Vegetabilien los machen, die dem Geſchmacke und den Wirkungen des Kräuter=Weines nachtheilig ſeyn könnten. Bey einer ſanften Wärme iſt ſowohl das Waſſer, als der Wein, die feinſten und wirkſamſten Theile der Kräuter aufzulöſen vermögend. Man erhält dieſe Abſicht noch geſchwinder und ſicherer, wenn man, ſobald das Waſſer aufgegoſſen worden iſt, 1 Loth Glaubers Wunder=Salz, oder blätterige Weinſtein=Erde hinzu thut. Wenn das Waſſer und der Wein genugſam gezogen haben, wird der Wein gehörig durchgeſeihet, und 1 Loth Flieder=Saft in den ganzen Vorrath gegoſſen. Dieſer friſche Saft aber muß aus der Flieder=Rinde und Blättern, und nicht aus der Blüthe oder Früchten, bereitet werden. Nachdem nun früh um 6 Uhr der gewöhnliche Thee oder Kaffe, zu Vermeidung der Uebelkeit, genoſſen worden iſt, gebraucht man dieſen Kräuter=Wein unter beſtändigen ſanften Bewegungen. Die gewöhnliche Portion ſind 3 Weingläſer voll, welche binnen einer Stunde nach und nach getrunken werden. Sollte dieſe Quantität bey einigen Perſonen nicht hinreichende Wirkung thun, ſo kann man in den folgenden Tagen mit dem 4ten, auch wohl 5ten Glaſe ſteigen. Die Wirkung davon wartet man in den Vormittags Stunden ab; zuweilen dauert dieſelbe auch noch in den erſten Nachmittags=Stunden fort.

Zur Beförderung einer hinlänglichen Ausdunſtung iſt nöthig, des Abends um 6 Uhr, und beym Schlafengehen, allemahl 40 Trapfen von folgender ſchweißtreibenden Mixtur zu gebrauchen. Man nimmt die Eſſenzen von Waſſer=Knoblauch 1 Loth, von der Schwalben=Wurzel, von der Meiſter=Wurzel, und von Hirſchhorn=Geiſt, von jeder 1 Quent, und menget es zuſammen. Da dieſe Cur den Körper durch häufige Ausführungen etwas angreift, muß man ſolche nicht über 12 bis 14 Tage fortſetzen.

Ich habe oben geſagt, daß es den mediciniſchen Grundſätzen gemäß ſey, bey wirklich vorhandenen Anzeigen wahrſcheinlich zu befürchtender Krankheiten, Frühlings=Curen vorzunehmen. Es iſt nunmehr noch übrig, zu beſtimmen, **welche Krankheiten eigentlich dergleichen Vorbauungs=Curen erfordern?** Man kann dahin alle diejenigen rechnen, welche durch langſame Vorbothen ihre gewiſſe Ankunft anmelden. Dahin gehören

hören vornehmlich; Schwindſucht, hyſteriſche Zufälle, Milzſucht, Stein- und Gicht-Schmerzen. Was für Verwahrungs-Mittel wieder dieſe Krankheiten zu gebrauchen ſeyn, werde ich in den denſelben gewidmeten beſondern Artikeln anzeigen.

Von dem Nutzen der **Milch- und Molken-Curen** zur Frühlings-Zeit, ſiehe im Art. **Milch**.

Von dem Gebrauche der **friſchen Kräuter-Säfte** zur Frühlings-Cur, ſiehe im Art. **Kräuter-Saft**.

Siehe auch den Art. **Frühlings-Krankheiten**.

Frühlings-Erde, ſiehe Th. XI, S. 509.

Frühlings-Fröſte, deren ſchädliche Folgen an Gewächſen; ſiehe oben, S. 191, fgg.

Frühlings-Gras, Anthoxanthum odoratum *Linn.*; ſiehe **Ruch-Gras**.

Frühlings-Krankheiten. Der Frühling war ſchon dem Hippocrates als eine Jahrszeit bekannt, worin Unſinn und Melancholie, die fallende Sucht und Blut-Flüſſe, böſe Hälſe, Schnupfen, Heiſerkeit, Huſten, mancherley Ausſchlag der Haut, Beulen und Reiſſen der Glieder, die Menſchen am erſten heimzuſuchen pflegten.

Nach den neueſten bey uns angeſtellten Beobachtungen, regieren im März Flüſſe, Fluß-Fieber, Huſten, Seitenſtechen, Engbrüſtigkeit, Gicht, Reiſſen und Schlagflüſſe; im April häufig Frieſel, Seitenſtechen, Engbrüſtigkeit, böſe Hälſe, Zahnweh und Fluß-Fieber; und im May beſonders, kalte und Fleck-Fieber. Man ſieht hieraus, wie genau die älteſten und neueſten Beobachtungen mit einander überein ſtimmen, ungeachtet man den Unterſchied des Klima von Griechenland und Deutſchland hierbey in Betrachtung ziehen muß. Die catarrhaliſchen und gichtiſchen Krankheiten ſind die regierenden Frühlings-Krankheiten; und was den Unſinn und die Melancholie betrifft, deren Hippocrates gedenkt, ſo wird man vielleicht nicht ſehr irren, wenn man aus

den neuern Bobachtungen den Unſinn und die Melancholie der Verliebten an die Stelle ſetzt.

Welches ſind wohl die gewöhnlichſten Urſachen der Frühlings-Krankheiten, und wodurch werden dieſe am ſicherſten verhütet? Kaum macht ſich der Winter zur Flucht bereit, ſo übereilen wir unſere Natur, die Entzückungen des Lenzes zu fühlen, der aber öfters von einem zurück kehrenden Froſte verjagt wird, und deſſen erſte Blicke nicht treu genug ſind, daß man ſich auf ſie ſollte verlaſſen können. Jede ungewöhnliche Empfindung wirkt ſehr lebhaft auf uns; und dieſes iſt die Urſache, warum uns im Herbſte die erſten Fröſte ſo empfindlich, und im Frühjahre die erſten warmen Tage ſo ausnehmend erfreulich ſind. Wir überlaſſen uns dieſem Vergnügen allzu bald, ohne die geringſte Gefahr zu fürchten, und die meiſten Menſchen ziehen ſich bloß dadurch Huſten, Schnupfen und alle die Plagen, welche der gemeine Mann Flüſſe nennt, zu, weil ſie bey dem erſten Anſcheine des guten Wetters die warmen Kleider mit leichten Sommer-Zeugen zu vertauſchen pflegen. Empfindliche Perſonen ſtehen, wenn ſie geſund ſind, nicht gewiſſer, als die Magnet-Nadel auf ihrer feinen Spitze, und das geringſte Lüftchen kann ihren Zuſtand verändern. Ein ſchöner Frühlings-Tag verdient nur in Abſicht des kurz vorhergegangenen Winters ſchön genannt zu werden. Der März und April ſchmeichelt unſerer Empfindung, aus dieſer Urſache, öfters mehr, als der Julius und Auguſt. Inzwiſchen macht eine ſehr lebhafte Empfindung auch allemahl deſto lebhaftere Bewegungen in unſerm Körper, und dieſes verurſacht, daß wir einen warmen Tag im April, ob er gleich eben ſo warm als ein anderer im Auguſt wäre, nicht ſo gut, als dieſen, vertragen können. Man muß daher zu dieſer Jahrszeit im Wechſel der Kleider, in der Veränderung der Zimmer, der Speiſen, und im Genuſſe der freyen Luft, langſam eilen; und allenfalls

wird

wird es ein Fehler ſeyn, welcher verziehen werden kann, wenn der Sommer bey ſeinem Eintritt noch Spuren der Furcht vor dem Winter bey uns antrifft.

Das feuchte Wetter, womit gemeiniglich der Frühling eintritt, kann ebenfalls als eine Quelle unzähliger Krankheiten angeſehen werden. Hierdurch werden nicht allein die feſten Theile unſers Körpers ſchlaff gemacht und ermattet, da zuweilen die flüſſigen mit wäſſerigen Theilen, welche durch tauſend Oeffnungen der Haut in uns hinein dringen, überhäuft werden; ſondern es verurſacht auch die damit verbundene Kälte, daß die Ausdunſtung unſers Leibes gehemmet wird, wodurch eine Menge von Krankheiten einen freyen Zutritt bekommt. Nichts iſt ſicherer, um allen übeln Folgen hiervon vorzubeugen, als daß man theils durch ſpirituöſes Getränk die Ausdunſtung zu unterhalten, theils aber auch durch tägliche Bewegung des Leibes zugleich die feſten Theile durch Uebung ſtark zu erhalten ſucht. Dieſes letztere iſt die Urſache, warum ein Bauer von den Frühlings-Krankheiten der Herren und Damen der Stadt nichts weiß. Er trinkt ein Glas Branntwein, und arbeitet, damit er Appetit zu eſſen bekomme, und gut ſchlafen könne. Seine Lebens-Ordnung iſt richtig; er befindet ſich wohl dabey: aber wir andern kranken Herren finden, daß ſie für uns viel zu gemein iſt.

Vielleicht thut man nicht unrecht, wenn man auch die **Frühlings-Curen** unter die ſehr gemeinen Urſachen der Frühlings-Krankheiten zählt. Wir halten es für nöthig, Arzeneyen zu gebrauchen, nicht weil wir krank ſind, ſondern weil es Frühling wird, und weil Hippocrates geſagt hat, daß es im Frühlinge gut ſey zu purgieren und Ader zu laſſen. Allein, (wie ich bereits im Art. **Frühlings-Cur** erwähnt habe, und hier nochmahls mit gutem Bedacht wiederhohle,) eine jede Arzeney, ſie mag zum Leben oder zum Sterben bereitet ſeyn, bleibt doch allemahl etwas unnatürliches in unſerm Körper, und

ihre fremde Wirkungen ziehen auſſerordentliche Beweg- ungen nach ſich, welche nur in ſolchen Fällen allein heilſam ſind, wenn ſie andern auſſerordentlichen Beweg- ungen, dergleichen die Krankheiten ſind, entgegen ge- ſetzt werden. In einem geſunden Leibe hingegen, wo alle Bewegungen entweder in ihrer natürlichen Ord- nung ſind, oder doch nur auf eine unmerkliche Art da- von abweichen, kann eine Purganz, eine Blutreinigung, oder was man ſonſt im Frühlinge den Apothekern zu lö- ſen gibt, gar leicht diejenigen Uebel nach ſich ziehen, wel- chen man dadurch vorzubeugen hoffet. Unſer Leib iſt künſtlich genug gebauet, um ſich ſelbſt den Abwechſel- ungen der Jahrszeiten gemäß zu verändern; nur muß man die Natur, ſich ſelbſt gelaſſen, wirken laſſen, und diejenigen Fehler in der Lebens-Ordnung vermeiden, wo- von ich im Vorhergehenden geredet habe.

Es gibt noch eine ganz beſondere Urſache, warum im Frühjahre viele Menſchen krank werden; eine Urſa- che, welche weder die Herren noch Bauern verſchont; eine Urſache, welche beſonders in der Chriſtenheit Statt findet, und zugleich der gewiſſeſte Beweis iſt, daß die Geſetze des Chriſtenthumes von den wenigſten Menſchen genau beobachtet werden. Sie iſt in der Lehre von Frühlings-Krankheiten vielleicht noch von niemand, auſſer dem Hrn. D. Unzer, angemerkt worden; und es iſt gleichwohl kein Zweifel, daß nicht unzählige Uebel von ihr herrühren ſollten. **Wir feyern in dieſer Jahrszeit zwey hohe Feſte,** und die Meiſten machen ſich dieſe Tage zu Nutze, um mehr luſtig als andächtig zu ſeyn. Man müßte die Unart des menſchlichen Herzens ſchlecht kennen, wenn man nicht wiſſen ſollte, wie leicht es ſich den Ausſchweifungen der Freude überläßt. In den Städten werden reiche Gaſtereyen angeſtellt, und wäh- rend der Zeit, daß ſich die Herren in der Stadt in köſt- lichen Weinen betrinken, verdirbt ſich der Bauer den Magen mit Fladen oder andern Kuchen und Dorf-Biere.

Beyden

Beyden bekommen die Ferien übel; und wer kann anders Schuld haben, als der Frühling und die critiſche Jahrszeit? Die gemäßigte Witterung macht dieſe Feſte zu allen Arten von Luſtbarkeiten bequemer, als das Weihnachts-Feſt, und flößt zugleich dem Herzen den Uebermuth ein, indem es die Jugend der Natur empfindet.

Frühlings-Monathe, ſiehe oben, S. 339.

Frühlings-Saffran, Früh-Saffran, Croçus vernus *Linn.*; ſiehe **Saffran**.

Frühlings-Schaum, ſiehe **Guckgucks-Speichel**.

Frühlings-Schnee, März-Schnee; ſiehe **März**.

Frühlings-Trüffel, ſiehe **Trüffel**.

Frühlings-Zeichen, ſiehe oben, S. 339.

Frühobſt, ſiehe unter **Obſt**.

Frührettig, ſiehe unter **Rettig**.

Frühregen, ſiehe unter **Regen**.

Frühſaffran, ſiehe **Frühlings-Saffran**.

Frühſchicht, im Bergbaue; ſiehe **Schicht**.

Frühſtück (*), L. Ientaculum, Fr. Déjeûné, diejenige Speiſe, welche man des Morgens zu ſich nimmt. Im Niederſ. die Frühkoſt, Schwed. Frukoſt, im Osnabrück. Imbt, Holländ. Inbyt, Ontbyt, im Oberd. Imbiß, die Yrten, Ürten, Orte; im Hochdeutſchen auch das Morgenbrod. Daher **Frühſtücken, das Frühſtück eſſen, halten, einnehmen, zu ſich nehmen**; Niederſ. vernogtern, eigentlich die Nüchternheit vertreiben, Fr. déjeûner. Ein ſtarkes Frühſtück, welches die Stelle einer Mittags-Mahlzeit vertritt, oder womit man das Mittags-Eſſen erſparet, heißt im Fr. un dejeûné-dîner.

(*) Figürlich und ſprichwortsweiſe ſagt man von einem geringen Vermögen, welches ſich bald aufzehren läßt; das iſt kaum ein Frühſtück, das iſt kaum ein Morgenbrod, das läßt ſich leicht durch die Gurgel jagen; Fr. il n'y en a pas pour un déjeûné. Und von einem Verſchwender, welcher ſein Vermögen in kurzer Zeit durchbringt: das iſt für ihn nur ein Frühſtück; damit will er bald fertig werden; Fr. il n'en a pas pour un déjeuné.

Von der Beſchaffenheit und dem Nutzen des Frühſtückes, in Anſehung der Geſundheit, habe ich bereits im XI Th. S. 596, das Nöthigſte geſagt; und die Zubereitung eines Bouillons zum Frühſtück, habe ich im VI Th. S. 267, f. beſchrieben.

Von dem Frühſtücke oder Morgenbrode für das Geſinde und die Feld-Arbeiter, werde ich in dem Art. Geſinde-Speiſung handeln.

Sollte es wohl beſſer ſeyn, ſtatt der Suppe, des Morgens, dem Geſinde Kaffe zu geben? In den Städten iſt es ſchon lange Mode geweſen, des Morgens dem Geſinde zum Frühſtück Kaffe zu geben. Die Herrſchaften laſſen den Mägden, entweder den von erſteren abgetrunkenen Kaffe wieder aufkochen; oder geben ihnen Geld, ſich Kaffe zu kaufen, ingleichen zu Zukker, oder, welches am gewöhnlichſten iſt, zu Syrupp. Die Herrſchaften glauben auch dabey ganz gut zu gehen, weil ihnen theils der Kaffe in der Küche von den Mägden doch abgetrunken, und der Abgang mit nachgegoſſenem Waſſer erſetzet werden würde, theils, weil die Bereitung dieſes Trankes weniger Holz und Zeit erfordert; theils, weil die Suppe ihren Theilen, dem Brode, Mehle und der Butter nach, eben ſo hoch, wo nicht höher, zu ſtehen komme. Man will nun auch ſchon in Dorf-Wirthſchaften hin und wieder die Suppe des Morgens abſchaffen, und das Mode-Getränk einführen.

Es iſt freylich wohl nicht zu läugnen, daß der Kaffe oder ein dem Kaffe gleichendes Getränk, dem Landmanne nicht ſo hoch zu ſtehen kommt, als anderes Frühſtück. Man nehme z. E. eine ländliche Familie von 5 Perſonen; dieſe verzehren auſſer dem Brode und der Butter, das ſich in beyden Fällen gleich bleibt, $\frac{1}{2}$ Pfund Weitzen-Mehl in ihrer Mehl-Suppe — 7 Pfenn.; beträgt per Woche 4 Gr. 1 Pf.; nicht mitgerechnet, daß eine ſolche Suppe der Familie mehr ſüße Milch koſtet, als ihr Kaffe. Erlaubt man ihr aber den Kaffe, ſo iſt ſie per Woche mit $\frac{1}{2}$ Pfund Kaffe zufrieden, den ſie ſo ſparſam eintheilt, mit ſelbſt gezogenen Eichorien-Wurzeln und Rocken verſetzt, daß ihr jeder Kaffe nicht völlig 2 Pfenn. kommt; folglich

folglich erſpart ſie beym Kaffetrinken jede Mahlzeit, oder jeden Morgen reine 5 Pfennige. Zucker gebrauchen ſie gar nicht; ſie ſind ſchon von Herzen vergnügt, wenn ihr Frühſtück nach Kaffe ſchmeckt.

21 St. der Mindenſchen Beytr. z. N. und Vergn. a. d. J. 1775, Col 91.

Allein, dieſe Neuerung taugt dem ungeachtet nicht. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß in ſtädtiſchen Häuſern, das aus Kaffe beſtehende Frühſtück wohlfeiler ſey, als eine Suppe, (wenn die Suppe keine gemeine Suppe iſt, ſo kann ſie freylich theurer zu ſtehen kommen; aber ſo ſollte es doch nicht ſeyn!) ſo muß man hierbey hauptſächlich auf den Magen ſehen, welcher gefüllet werden, und ſeine Fülle nicht ſtracks verlieren ſoll. **Kaffetrinker ſind unvermögend bey ſtarker Leibes-Arbeit lange auszuhalten.**

Wenn bey der Geſinde-Speiſung, beſonders auf dem Lande, des Morgens, der kürzeſte Weg geſuchet wird, ſo gebe man ſeinen Leuten einen Schluck Branntwein mit Butter-Brod, als auf welche Weiſe doch die Conſumtion eines einheimiſchen Productes befördert wird. Weil aber bare Ausgabe für Branntwein, den meiſten, ſonderlich dem geringen Landmanne, nicht anzurathen wäre, ſo bleibe er ja bey der Suppe des Morgens: ſo werden Dauerhaftigkeit und Leibes-Stärke, die Summe der Arbeiten, nicht vermindert.

Die Hausmutter, 1 B. Lpz. 1778, gr. 8. S. 45, fgg.

Frühzeitig. 1. Eigentlich, was früh zeitig, d. i. reif wird, praecox, praematurus, Fr. précoce; prématuré. **Frühzeitiges Obſt, frühzeitige Kirſchen u. ſ. f.**

2. Figürlich auch für das Beywort frühe überhaupt, was eher als andere Dinge ſeiner Art iſt und geſchieht; imgleichen eher als gewöhnlich oder beſtimmt iſt. **Ein frühzeitiger Verſtand. Frühzeitige Blumen. Frühzeitige Kinder,** welche zu früh anf die Welt kommen. **Ein frühzeitiger Tod,** Niederſ. **vorlik.**

Fruit, ſiehe **Frucht.**

Frumentum, ſiehe **Getreide. Korn. Weitzen.**

Frutex,

Frutex, ſiehe Staude. Strauch.

Frutilla, wird in Amerika die chiliſche oder Rieſen-Erdbeere genannt; ſiehe Th. XI, S. 351.

Fuchs (*), (ſprich Fuks). 1. Eigentlich ein vierfüßiges haariges Raub-Thier mit fünf Zehen, welches eine bellende Stimme wie ein Hund hat, demſelben auch am meiſten gleichet, ſich aber durch ſeine lange dichte röthliche Haare und heftigen Geruch vrn demſelben unterſcheidet; L. Vulpes, Fr. Renard. Der Fuchs weiß mehr als ein Loch, Sprichw. ein liſtiger Kopf weiß ſich bald zu helfen. Den Fuchs ſtreichen, einem ſchmeicheln; ſiehe Fuchs-Schwanz; er will den Fuchs nicht beißen; Füchſe muß man mit Füchſen fangen u. ſ. f. ſind figürliche Arten des Ausdruckes, welche in die Sprache des niedrigen Umganges gehören. Den Fuchs ſchleppen, im Bergbaue, nicht fleißig arbeiten, faulenzen. Den Fuchs mitbringen, eben daſelbſt, wenn ſich einer von den Bergleuten gelüſten läßt, verbothenes Erz mit aus der Grube zu nehmen. Ein Fuchs männliches Geſchlechtes heißt bey den Jägern Reinike, welcher Nahme

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Ulphilas Faubo, bey dem Notker Fuhs, im Tatian Fohu, bey dem Willeram Voho, im 13ten Jahrhunderte Fulz, im Niederſ. und Holländ. Voß, im Angelſ. und Engl. Fox. Friſch und Wachter leiten es von fahen, fangen, her, weil dieſes Thier ſeinen Raub ſehr liſtig zu fangen weiß; die Verfaſſer des bremiſch-niederſächſ. Wörterb. von dem alten Fahs, (Haar,) weil es ſehr haarig iſt; Ihre aber von der gelben Farbe, welche im Nordengl. faws, im Franzöſ. aber fauve heißt, welches noch dadurch beſtätiget wird, daß ein röthliches Pferd im mittlern Lat. Bagus, Badius, Baius, im Franz. Bay, im Span. Vayo genannt wird, welches mit Fuchs verwandt zu ſeyn ſcheinet, ungeachtet man es von dem Griech. βαις, und βαιον, Palm-Zweige herzuleiten pfleget. In einigen der folgenden Zuſammenſetzungen iſt Fuchs — aus Bock — oder dieſes aus jenem geworden; daher es ſcheint, daß beyde Nahmen näher verwandt ſind, als man vielleicht glaubt. Siehe Fuchs-Bart, Fuchs-Beeren. Uebrigens heißt dieſes Thier im Schwed. Raef, im Ißländ. Refr, im Finnländ. Repo, Rewon, im Eſthniſchen Raebene, und im Perſiſchen Roubab.

Nahme auch bey den Dichtern nicht unbekannt iſt; ein Fuchs weibliches Geſchlechtes, die **Füchſinn**, Fr. Renarde.

Dieſes Thier hat eine große Aehnlichkeit mit dem Hunde, vornehmlich in Anſehung der innern Theile; gleichwohl iſt er in Anſehung ſeines Kopfes von demſelben unterſchieden, als welcher nach Proportion ſeines Körpers viel größer iſt. Er hat auch kürzere Ohren, einen weit längern Schwanz (welcher weidmänniſch die Ruthe, Stange oder Standarte, ſo wie das Spitzchen an demſelben die Blume genannt wird), längere und zottigere Haare, und die Augen haben eine ſchrägere Lage. Ferner unterſcheidet er ſich von demſelben durch einen ihm eigenen, ſehr ſtarken und wiedrigen Geruch; und endlich durch das weſentliche Kennzeichen, nähmlich durch das Naturell; denn er wird nicht leicht, und nie völlig zahm; er wird ſiech, ſo bald er ſeiner Freyheit beraubt iſt, und ſtirbt für Verdruß, wenn man ihm zu lange Zwang anthut. Er beläuft ſich, nach den von dem Hrn. Grafen v. Büffon desfalls angeſtellten Verſuchen, welche ich weiter unten erzählen werde, niemahls mit der Hündinn; wenn ſie einander nicht von Natur zuwieder ſind, ſo hägen ſie doch wenigſtens eine große Gleichgültigkeit gegen einander. Die Fährte der Füchſe iſt gegen der Hunde ihre leicht zu unterſcheiden; denn ſie ſchnüren ſo gerade, wie der Wolf, weil ſie meiſtentheils traben. Wenn ſie aber ſacht ſchleichen, ſieht es faſt aus, als wenn ihrer zwey geweſen wären. Dieſes ſachte Schleichen aber währet nicht weit, ſo traben ſie ſchon wieder, und iſt die Fährte etwas größer, als von einer recht ſtarken Katze; des Fuchſes Tritt aber iſt länglich, und er zwingt die Klauen vorn hinaus zuſammen.

Unterſuchung, ob nicht der Wolf und Fuchs eine Art wilder Hunde ſey? ſteht im 64 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1758.

Ungeachtet ihres wiedrigen Geruches, haben die Füchſe doch, gleich über der Standarte, ein Fleckchen Haare, welche, wenn man ſie ausrupfet und daran riechet, einen Geruch, wie blaue Veilchen, von ſich duften, daher es auch die Viole genannt wird.

CASP. BARTHOLINI obſ. de cauda vulpina odore violaceo, ſt. in *Tho. Bartholini Act. med. & philoſ. Hafn.* Vol. III, S. 32. f.

In Anſehung der Farbe, trifft man eine große Verſchiedenheit unter den Füchſen an. Die rothen ſind die gemeinſten. Bey uns in Deutſchland hat man vornehmlich 2 Gattungen, nähmlich **Brand-** oder **Braun Füchſe**, und **Birk-** oder **Roth-Füchſe**. Jene ſind auf dem Rücken mehr grau als roth, haben aber ſchwarze Bäuche, eine ſchwarze Spitze an der Ruthe, und ſchwarze Läufe, und Ohren, als ob ſie verſengt wären. Dieſe ſind kleiner, als die Brand-Füchſe, und haben röthere Haare, beſonders auf dem Rücken, weiße Bäuche, und eine weiße Blume, d. i. einen weißen Fleck unten an der Ruthe.

Der Fuchs hat mit dem Wolfe gleiche Bedürfniſſe und gleiche Neigung zum Raube; er hat eben ſo ſcharfe Sinnen, mehr Behendigkeit und das Vermögen ſich ſchneller zu bewegen; allein, die Stärke fehlt ihm, und dieſe muß er durch Geſchicklichkeit, Liſt und Geduld erſetzen, wie er denn für das liſtigſte unter allen vierfüßigen Thieren gehalten wird. Eine der vornehmſten Folgen der Geſchicklichkeit, die er vor dem Wolfe voraus hat, beſteht darin, daß er ſich eine Grube oder Höhle unter der Erde (welche im gem. Leben die **Fuchs-Grube**, die **Fuchs-Höhle**, das **Fuchs-Loch**, bey den Jägern aber der **Fuchs-Bau**, Fr. Renardiére, genannt wird) gräbt, welche ihn vor den Beſchwerlichkeiten der Witterung ſchützt, und ihm zugleich zu einem ſichern Aufenthalt dient. Es macht aber der Fuchs ſelten ſeinen Bau ſelbſt, ſondern bemüht ſich einen Dachs-Bau anzutreffen, den Dachs aber, wenn er ihm gewachſen iſt,

ent-

entweder mit Gewalt auszutreiben; oder wenn er merkt, daß der Dachs ausgegangen iſt, legt er ſeinen Auswurf (Koth, die Loſung) häufig vor die lange in der Erde gegrabene Höhle (Röhre). Wenn nun der Dachs bey ſeiner Ankunft den Geſtank bemerkt, ſo verläßt er ſeine Wohnung, worauf der Fuchs dieſelbe ſogleich bezieht. Oder, wenn er des Sommers räudig geworden iſt, ſo durchkriecht er den Dachs-Bau, und verſtänkert ſolchen allenthalben, welches der Dachs, als ein reinliches Thier, nicht vertragen kann, ſondern verurſacht, daß er gern auszieht. Wenn aber der Fuchs keinen Dachs-Bau findet, und doch ſicher ſeyn will, muß er nothwendig ſeinen Bau unter einem wurzeligen Baume, oder unter einem Steine, machen, welches doch nur mit Einer Röhre geſchieht. Man findet auch öfters in freyen ebenen Korn-Feldern Fuchs-Gruben, welche aber bey den Jägern Flucht-Baue oder Noth-Baue heißen, dergleichen aber auch nur von jungen Füchſen, welche von ihren alten vertrieben worden ſind, und, ſich ſelbſt zu nähren, nirgends hin wiſſen, auf kurze Zeit geſchieht.

Wenn der Fuchs Urſachen findet, ſeinen Aufenthalt zu verändern, ſo iſt ſein'e erſte Sorge, jeden Bau, deſſen Lage ihm bequem ſcheint, inſonderheit ſolche, die vorher von Füchſen bewohnt geweſen ſind, zu durchſuchen. Er reinigt ſie nach und nach, und ſetzt ſich nirgends eher feſt, bis er alle vorräthige Röhren vorher durchkrochen hat. Wird er in dem Baue, den er ſich ausgeſucht hat, nur im geringſten beunruhiget, ſo verwechſelt er ihn ſogleich gegen einen andern. Er kann keine Unruhe nahe an dem Orte dulden, den er zu ſeinem Aufenthalte gewählt hat.

Mit den Schlangen ſollen die Füchſe in ihren Höhlen ſehr friedlich leben, weil ſie wiſſen, daß ſie ſonſt leicht von ihnen vertrieben werden können; den Raben hingegen, welche ihnen ihre Jungen rauben, ſind ſie von Natur feind.

Der

Der Fuchs hat weit biegſamere und vollkommenere Werkzeuge der Stimme, als der Wolf. Vom Wolfe hört man nichts, als ein furchtbares Geheul, der Fuchs hingegen klaffet, bellt (Fr. glapir, glapiſſement), und gibt einen traurigen laut von ſich, der dem Geſchreye des Pfaues gleicht. Er kann die verſchiedenen Empfindungen ſeiner leidenſchaften durch verſchiedene Töne ausdrücken. Seine Stimme iſt anders, wenn er gejagt wird; anders, wenn er nach etwas ſtrebet, wenn er über etwas unzufrieden iſt. Seiue Traurigkeit gibt er durch einen kläglich lautenden Ton, und ſeinen Schmerz durch ein Geſchrey zu erkennen, welches er nie erhebt, als wenn ihm durch einen Schuß irgend ein Glied zerſchmettert wird; denn ſonſt wegen einer andern Verwundung ſchreyt er niemahls; und er läßt ſich, wie der Wolf, zu Tode prügeln, ohne kläglich zu thun, aber dabey wehrt er ſich ſtets muthig. Er verſetzt gefährliche Biſſe, und beißt ſo hartnäckig zu, daß man ein Eiſen oder einen Stock zu Hülfe nehmen muß, wenn man ihn abzulaſſen nöthigen will. Sein Klaffen iſt eine Art von Gebelle, welches mit gleichen und ſehr geſchwinde auf einander folgenden Tönen geſchieht. Wenn er zu klaffen aufhört, pflegt er ſtärker und höher anzuſchlagen, und alsdann kommt es mit dem Geſchreye des Pfaues überein. Im Winter, beſonders wenn Schnee und Reif gefallen iſt, gibt er beſtändig einen laut von ſich, im Sommer hingegen ſcheint er faſt gänzlich ſtumm zu ſeyn. Er hat einen ſehr feſten Schlaf, und man kann ſich ihm leicht nähern, ohne daß er aufwachen ſollte. Er leget ſich krumm wie die Hunde, wenn er ſchlafen will; aber wenn er bloß ausruhet, ſo ſtreckt er die Hinter-Füße von ſich, und bleibt ausgedehnt auf dem Bauche liegen. In ſolcher Stellung belauert er längſt den Hecken die Vögel, welche ihn dermaßen anfeinden, daß ſie einander vermittelſt eines beſondern Geſchreyes zu warnen pflegen, ſo bald ſie ihn gewahr werden.

Die

Die Krähen, inſonderheit die Amſeln, begleiten ihn oben von den Bäumen, unter beſtändiger Wiederhohlung eines warnenden Geſchreyes, und folgen ihm zuweilen bis auf zwey oder drey hundert Schritt nach.

Der Fuchs weiß nicht nur den vierfüßigen Thieren, als: jungen Rehen und Haſen, auch Hirſch- und Wild-Kälbern, trefflich aufzulauern, und ſie zu ſeiner Nahrung wegzufangen, ſondern auch überhaupt alles Geflügel, welches ſich auf der Erde aufhält, entweder mit Liſt oder Gewalt zu erhaſchen, und ſeinen hungerigen Magen damit zu füllen. Er verſteht auch die Kunſt, die Kramsvögel und Droſſeln aus den Sprenkeln und Schlingen zu nehmen, und die Hühner-Häuſer in den Dörfern geſchwinde leer zu machen. Kann er aber zu dieſen Delicateſſen nicht gelangen, ſo läßt er ſich auch mit Fröſchen, Maulwürfen, Feld-Mäuſen, Schnecken, Heimen oder Grillen, Heuſchrecken und anderm Ungeziefer, begnügen. Er fängt auch die Igel, welche er mit ſeinen Läufen herum wälzt, und ſie zwingt, ſich auszuſtrecken. Er trabet bey Nacht weit und breit in Hölzern und Feldern herum, um ſeinen Raub zu ſuchen. So bald aber der Morgen wieder herbey kommt, ſo ſuchet er das Gehölz, oder im Felde ſeinen Noth-Bau, und verbirgt ſich den Tag über darin. Er geht auch wohl der Wolfs-Fährte nach, weil er weiß, daß die Wölfe etwas nieder reiſſen, welches ſie nicht aufzehren können. Im Herbſte beſucht er auch fleißig die Gärten und Wein-Berge, weil er ein großer Liebhaber von Weintrauben, Obſte und Honig iſt.

So bald der Fuchs ſeine Wohnung beſtimmt hat, durchkriecht er in kurzer Zeit alle Röhren des Baues, ſo weit ſich derſelbe erſtreckt; er macht ſich die Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuſer genau bekannt; er ſpüret das Federvieh aus; merkt ſich die Höfe, wo Hunde und andere Bewegungen gehört werden, und diejenigen, auf welchen die Ruhe herrſcht; er unterſucht die Hecken und bedeckten Oerter, welche im Noth-Falle ſeine Flucht erleichtern könnten. Auf ſeinen Gängen läßt

er ſich allezeit durch ein überlegtes Mißtrauen leiten. Nur ſelten reißt ihn der Heißhunger hin, einen flüchtigen Raub zu verfolgen. Er kommt ſchleichend an die Gegenſtände ſeines Raubes, thut alsdann einen leichten Satz auf dieſelben, und auf ſolche Art bemächtiget er ſich ihrer. Wenn er hinlängliche Gewißheit hat, daß in einem Hühner-Hofe, wo er Federvieh auswittert hat, alles ruhig und ſtille iſt, ſo dringt er hinein, und ſeine natürliche Geſchmeidigkeit iſt ihm dazu ſehr behülflich. Wird er nicht geſtört, ſo macht er ſich die Gelegenheit zu Nutze, um deſto mehr Stücke zu würgen. Er ſchleppt alles, was er umgebracht hat, ſo lange fort, bis der Anbruch des Tages ihm den Abzug unſicher zu machen ſcheint Auf ſolche Weiſe häuft er Lebens-Mittel für viele Tage zuſammen. Die Ueberbleibſel verbirgt er ſorgfältig, um ſie in der Zeit der Noth wieder hervor zu ſuchen.

Hat ſich det Fuchs in einer jagdbaren Gegend angebauet, ſo muß er ſeinen Hunger auf andere Art befriedigen. Er durchtrabet die Felder, geht beſtändig wieder den Wind, wittert ſich entweder einen Haſen im Lager aus, oder ein Volk Repphühner, welche in die Furchen aufgefallen ſind, und nähert ſich ihnen ganz leiſe. Seine Tritte, die auf der weichen Erde kaum bemerkt werden, verrathen ſeine Leichtigkeit und den Vorſatz der Ueberraſchung. Oft glückt es ihm; zuweilen aber muß er ſeine Zuflucht zur Geduld nehmen. Er ſchleicht alsdann an der Seite eines Waldes fort, beobachtet den Gang eines Kaninchens, verſteckt ſich, erwartet und erhaſcht es, wenn es ganz ſicher zu Baue zu kriechen denkt.

Um den Bienen ihr Honig zu rauben, nähert er ſich dem Korbe nur. Die bekümmerten Bienen ſuchen die Frucht ihres Fleißes durch ihren Stachel zu vertheidigen; ſie fallen bey Tauſenden auf ihn, der Fuchs wälzt ſich auf der Erde herum, und erdrückt ſie bey Tauſenden; dieſes wiederhohlt er ſo oft, bis er das Honig mit Sicherheit nehmen kann.

Ein hungriger Fuchs will einen ſchüchternen Auerhahn erhaſchen. Sein Inſtinct lehrt ihn, auch ohne Erfahrung, daß dieſer Vogel ſeinen Hunger ſtille, und daß er ihn anfallen müſſe. Aber der Auerhahn, ebenfalls vom Inſtincte belehrt, kennt die gefährliche Gegenwart eines Fuchſes, und erhebt ſich in die ſichere Luft. Dieſes weiß der Fuchs. Würde er bloß ſeinem Triebe folgen, ſo würde er verſchmachten müſſen; auch auf einem freyen Felde würde er dieſes Mahl ſeinen Zweck verfehlen. Aber ſeine Vernunft kommt dem blinden Triebe zu Hülfe. Er

ſieht

ſieht um ſich, und entdeckt dort einen Baum, hinter dieſen ſchleicht er ſich durch einen Umweg. Seine Liſt lehrt ihn, ſich eines Gebüſches zu bedienen, hinter welchem er ſich dem Vogel ungeſehen nähern kann; nun erſt folgt er ſeinem Triebe, und erhaſcht den Hahn.

Ein Beweis von dem Verſtande und der Liſt des Fuchſes, iſt auch die Geſchichte, welche dem D. Gahrliep mit ſeinem zahmen Fuchſe begegnet iſt. Gahrliep ließ denſelben alle Abende an die Kette legen; und dieſer ertrug ſein Schickſal mit einer mehr als thieriſchen Großmuth. Er merkte bey einigen angeſtellten Verſuchen, daß ſich ſein Halsband über den Kopf ſtreifen laſſe. Er bediente ſich einer ſo ſchönen Gelegenheit zur Nachtzeit, und richtete unter den Hühnern und Gänſen der Nachbarn eine ſeiner Raubbegierde gemäße Niederlage an. Er kehrte jedes Mahl vor Anbruch des Tages nach Hauſe, ſtreifte ſein Halsband wieder über den Kopf, und reinigte ſich dadurch von allem Verdachte der Ausſchweifungen. Bey den heftigſten Klagen der Nachbarn ſchien die Unſchuld des Fuchſes deſto bewährter, weil die Hühner und Gänſe des Gahrlieps eine ungeſtörte Ruhe genoſſen. Endlich aber wurde der Räuber von einem auflauernden Nachbar ertappet. Der Herr Doctor mußte den Schaden erſetzen, und der Thäter wurde zur Anatomie verdammet.

In Nord-Amerika haben die Füchſe eine ſehr luſtige Art, die Fluß-Vögel zu jagen. Sie gehen ein wenig in das Waſſer, ziehen ſich darauf zurück, und machen hunderterley Sprünge am Ufer. Die Aenten, Trappen und andere Waſſer-Vögel, welche dieſe Poſſen beluſtigen, nähern ſich dem Feinde, welcher ſich anfänglich ruhig hält, bis er ſie nahe genug ſieht. Er bewegt nur allein den Schwanz, um ſie näher heran zu ziehen; und dieſe ſchwache Thiere gehen in die Falle, ſo, daß ſie ſich auch nicht ſcheuen, auf denſelben zu hacken. Alsdann ſpringt der Fuchs darauf, und verfehlt ſeine Beute nicht. Der P. Charlevoix erzählt, daß man mit ziemlich gutem Erfolge Hunde eben dazu abgerichtet hat; und eben dieſe Hunde führen einen harten Krieg wieder die Füchſe.

Samml. aller Reiſebeſchreibungen, 17 Band, S. 230.

Der Fuchs ſoll ſich auch ſeines Schwanzes bedienen, Krebſe damit zu fangen, welche das Wollichte gern ſuchen, und ſich daran feſt hängen, bis er ſie mit ſeinem Schwanze an das Licht zieht.

Die Krähen werden von den Füchſen auf folgende liſtige Art gefangen. Ein gewiſſer Mann, ſagt Pontoppidan, in ſeiner Naturgeſch. von Norwegen, verwunderte ſich, als er ſahe, daß der Fuchs bey einem Fiſcher-Hauſe herum ging, und eine Menge Dorſch-Köpfe ordentlich reihenweiſe vor ſich legte. Dem Zuſchauer ſchien dieſes Verfahren unbegreiflich. Er nahm aber bald wahr, als der Fuchs ſich verſteckt hatte, daß eine Krähe kam, ein Stück davon zu hohlen, und ſogleich dem liſtigen Fuchſe zur Beute wurde.

Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen beſetzt ſind, wittert ſie der Fuchs gleich aus, bemerkt ſie, und ſetzt ſich lieber der Gefahr des grauſamſten Hungers aus, als daß er ſich darin fangen lieſſe. Man hat geſehen, daß einige derſelben 14 Tage lang auf ſolche Art hartnäckig in ihrem Baue ausgehalten, und ſich nicht eher entſchloſſen haben, hervor zu kommen, bis der übermäßige Hunger ihnen keine andere Wahl mehr übrig ließ, als welches Todes ſie ſterben wollten. Die Furcht, welche den Fuchs zurück hält, iſt alsdann weder maſchinenmäßig, noch unwirkſam. Es läßt ſich kein Verſuch denken, den er nicht anwenden ſollte, um ſich der Gefahr zu entreißen. So lange er noch Klauen hat, arbeitet er an einem neuen Ausgange, wodurch er den Nachſtellungen des Jägers oft entrinnt; und die Liebe zum Leben, iſt bey ihm ein ſo ſtarker Naturtrieb, daß er, wenn er im Fuchs-Eiſen mit einem Fuße feſt hängt, ihn oft ſelbſt abbeißt, um ſein Leben zu retten. Wenn etwa ein Kaninchen, welches mit ihm zugleich eingeſperrt iſt, ſich in einer Falle gefangen hat, urtheilt ſo gleich der Fuchs, die Maſchine habe ihre Wirkung gethan, und geht hernach ohne Bedenken über die Falle.

Die Füchſe haben die Eigenſchaft, daß ſie den Urin in ihren Schwanz laſſen, und die Hunde und andere Thiere, welche ſie verfolgen, damit beſpritzen, und ſich alſo wieder ſie vertheidigen. Spritzt etwas von ihrem Urin auf ein Kleid, ſo muß man ſolches lange Zeit unter die Erde vergraben, um den Geſtank davon zu vertreiben.

Die

Die jetzt erwähnte Eigenſchaft hat in Cartagena eine viel ſtärkere Wirkung. Ihr Urin ſtinkt ſo häßlich, daß diejenigen, welche hinter ihnen ſind, darüber faſt von Sinnen kommen; und dieſer Geſtank iſt ſo heftig und durchdringend, daß man ihn eine Viertel-Meile weit von dem Orte, wo er ihn hingelaßen hat, empfindet; und auch in einer ſolchen Entfernung iſt der Geſtank ganz unerträglich, ſo lange er dauert, welches etwa eine halbe Stunde beträgt.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 9 Band, S. 45.

Wenn der Fuchs von Flöhen geplagt wird, und dieſelben gerne los ſeyn will, nimmt er einen Büſchel Mos, Heu, oder etwas dergleichen in die Schnautze, geht alsdann rücklings, doch ſehr langſam, und allmählich immer tiefer in das Waſſer, damit ſeine Flöhe Zeit behalten, ſich nach und nach an die trocknen Stellen des Halſes und Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem Waſſer behält. Zuletzt verſammelt er alle ſeine Feinde in gedachten Büſchel Mos oder Heu. Wenn ſie dahinein ſich verkrochen haben, läßt er ſie mit dem Büſchel alle zugleich auf einmahl in das Waſſer fallen, und kann ſodann gereinigt und frey von ſeiner Plage wieder auf das Land gehen.

Die Zeit, wenn die Füchſe ſich begatten (ranzen oder rollen), iſt der Monath Februarius, da ihrer etliche hinter einander, wie die Hunde, einer Füchſinn nachtraben. Die Füchſinn geht ſodann 10 Wochen dick, und wirft (wölft) mehrentheils 4, 5 bis 6 blinde Junge, gleich einer Hündinn. Sie bringt zwar ihre Jungen, welche anfangs weißgelblich ſind, nachgehends aber immer dunkler werden, in den Bauen oder Flucht-Röhren auf; ſo bald ſie aber 9 Tage alt, und ſehend werden, ſich auch Menſchen um den Ort ihres Aufenthaltes wittern laſſen, nimmt ſie ihr Gehecke, und trägt es in das Korn, und zwar gern nahe an die Dörfer, weil ſie, nebſt anderm Geäſe, dort am erſten etwas von jungen Hühnern, zur Auferziehung ihrer Jungen, ohne viele Mühe haben kann. Um Jacobi laufen dieſe

ſchon mit den Alten aus, und lernen ihre Nahrung ſelbſt ſuchen.

Im Sommer fällt den Füchſen das Haar aus, und ihr Balg erneuert ſich alsdann wieder; daher werden auch Bälge von jungen, oder im Sommer gefangenen Füchſen wenig oder gar nicht geachtet.

Die Füchſe laſſen ſich zwar zahm erziehen, und lernen, wenn man ſich Mühe mit ihnen geben will, allerley Künſte, z. E. mit ihrem Herrn zu Holze, auf das Feld ꝛc. zu gehen; man muß ihnen aber alsdann in der Jugend kein rohes Fleiſch zu freſſen geben, und ſie ſcharf beſtrafen, wenn ſie ungefähr ſich an jungem Federviehe vergreifen. Doch hat man auch Beyſpiele, daß, wenn ſie ſchon 2 bis 3 Jahr zahm geweſen, ſie doch auf den Raub ausgegangen ſind, wenn man ihnen nicht recht ſatt zu freſſen gegeben hat, daß alſo wohl das gemeine Sprichwort wahr bleibt: **Der Wolf und Fuchs läßt die Haare wohl abgehen, aber nicht die Tücken.** Solche zahm erzogene Füchſe ſind inſonderheit beym Aenten-Schießen ungemein wohl zu gebrauchen; ſ. Th. XI, S. 63, f.

Herr Graf von Büffon ließ einige in der Jugend gefangene Füchſe erziehen. Weil dieſelben einen ſehr ſtarken Geruch an ſich haben, kann man ſie nur an abgelegenen Oertern, in Pferde- oder andern Ställen verwahren, wo man ſie folglich ſelten zu ſehen bekommt; und vielleicht werden ſie eben aus dieſer Urſache weniger zahm, als der Wolf, welchen man im Hauſe näher um ſich haben kann. So bald die jungen Füchſe 5 bis 6 Monathe alt wurden, verfolgten ſie ſchon die Aenten und Hühner; daher mußte man ſie an Ketten legen. Drey derſelben, ein Weibchen und zwey Männchen, ließ er zwey Jahre lang verwahren. Man bemühte ſich vergebens, ſie mit Hündinnen zur Parung zu bringen. Ob ſie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung geſehen hatten, auch eine ſtarke Ranz-Begierde zu äuſſern ſchienen: ſo konnten ſie ſich doch nicht überwinden, ſich mit einer Hündinn jemahls einzulaſſen; ſo bald aber eine Füchſinn zu ihnen gelaſſen wurde, belegten ſie dieſe, ungeachtet ſie an der Kette angeſchloſſen waren; und dieſe warf

zur gehörigen Zeit wirklich 4 Junge. Eben dieſe Füchſe, welche zur Zeit ihrer Freyheit Aenten und Hühner anfielen, rührten keine derſelben an, ſo bald ſie an der Kette lagen. Man band oft ein lebendiges Huhn neben ſie an, man ließ ſie die Nacht über beyſammen, man gab ihnen ſo gar den Tag vorher nichts zu freſſen. Allein, ſo wenig der Hunger, als die bequeme Gelegenheit ſolchen zu ſtillen, reitzten ſie, das Huhn zu berühren, oder die Feſſeln, die ſie trugen, zu vergeſſen.

Döbel verſichert indeſſen, daß zahm erzogene Füchſe ſich auch mit Hunden vermiſchen. Daubenton zweifelt nicht, man würde eine Art von Hunden erlangen können, die eine größere Aehnlichkeit mit dem Fuchſe, als der Wolfshund (Chien-loup) mit dem Wolfe, hätten, wenn man ſibiriſche, oder kleine däniſche und irelandiſche mit Wolfshunden belaufen lieſſe. Von jenen würden die aus dieſer Vermiſchung entſtehenden Blendlinge, die dünne große Schnautze des Fuchſes, von dieſen eben ſo langes Haar, und einen ſo zottigen Schwanz, als der Fuchs hat, bekommen. Es iſt auch, wie er meinet, ſehr glaublich, wenn man den Fuchs den Wäldern und Fluren entriſſe, um ihn, wie die Hunde, in Häuſern zu erziehen, daß von ihm viele Raßen entſtehen möchten, worunter einige gewiſſen Hunden, ſowohl ihrer äuſſern Leibesbeſchaffenheit, als ihrer innern Bildung nach, ähnlich ſeyn würden.

Hr. Rammelt erzählt, im 2 Th. ſeiner gemeinnütz. Abhandlungen, Halle, 1771, 8. S. 242, ein ſympatheriſches Mittel, die Hühner vor den Füchſen ſicher zu ſtellen. Ein gewiſſer Müller, welcher mitten im Walde wohnte, wo die Füchſe zu Hauſe waren, hielt doch viel Hühner, die keinen andern Ausgang, als den Buſch hatten; gleichwohl fraß ihm der Fuchs keine. Auf Befragen, er müßte etwas dawieder können, gab er zur Antwort: „das „Saufen meiner Hühner, welches beſtändig da ſteht, beſteht „aus eingeweichten Stockfiſchen; auch wenn ich Stockfiſch ko„che, brauche ich das Waſſer dazu; und dieſes iſt es, was „meine Hühner vor die Füchſe ſicher ſtellet.“ Dieſe konnten kein ander Waſſer haben, als das angezeigte; denn der Mühl-Graben war ſo beſchaffen, daß kein Huhn dazu kommen konnte. Wer ſagt uns nun, ob der Fuchs einen Abſcheu vor den Stockfiſch habe; ich glaube vielmehr, daß, wenn man ihm ſolchen hinlegte, er ihn freſſen würde. Die Geheimniſſe der Natur können wir nicht ergründen.

Ein anderes Mittel, die Füchſe von den Hühner-Ställen abzuhalten, wird im Art. Huhn vorkommen.

Die Füchſe werden am gewöhnlichſten, wie die Wölfe, in Gruben, auch mit Netzen, Fallen, und beſondern Eiſen, welche man Fuchs-Eiſen nennt, gefangen, oder mit Hunden aus ihren Bauen gehetzt, und erſchlagen, oder geludert, und erſchoſſen, oder auf eben die Art, wie die Haſen, gejagt. An großer Herren Höfen werden ſie, nachdem ſie eingetrieben worden ſind, entweder geprellt, oder mit kleinen Prügeln zu Tode geworfen.

Die Fuchs-Jagd erfordert nicht allein weniger Geräthſchaften, als die Wolfs-Jagd, ſondern ſie iſt auch leichter und annehmlicher. Vor dem Wolfe ſcheuen ſich alle Hunde, die ſich mit größter Bereitwilligkeit und Freude zur Fuchs-Jagd gebrauchen laſſen. Denn, ungeachtet der Fuchs einen ſehr wiederigen Geruch von ſich gibt, jagen ſie ihn doch oft lieber, als den Hirſch, das Reh, oder den Haſen. Man kann ihn mit Dachs-Hunden, Windſpielen, und andern auf der Haſen-Jagd gebräuchlichen Hunden, hetzen. So bald er merkt, daß man ihn verfolgt, ſo läuft er ſeinem Lager zu, oder weidmänniſch zu reden: er kriecht zu Baue, wohin ihm die krummbeinigen Dachs-Hunde am leichteſten folgen. Dieſe Art iſt gut, wenn man einen ganzen Wurf Füchſe, die Mutter ſammt den Jungen fangen will. Unterdeſſen daß dieſelbe ſich vertheidigt und auf die Schliefer losgeht, ſucht man den Fuchs-Bau oberwärts zu öffnen, und tödtet ſie, oder greift ſie lebendig vermittelſt gewiſſer Zangen. Weil aber ein ſolcher Fuchs-Bau oft in Felſen, unter Baum-Stämmen, oder bisweilen ſehr tief in der Erde ſich befindet, ſo geht dieſer Fang nicht allemahl nach Wunſch von Statten. Die gewöhnlichſte, angenehmſte und ſicherſte Art der Fuchs-Jagd iſt dieſe, wenn man gleich anfangs den Bau verrammet, die Schützen ſchußgerecht ſtellet, und hierauf die Spür-Hun-

de nachſchicket. Sobald dieſe den Fuchs auf der Spur haben, eilt er nach ſeinem Baue, wo ihn, wieder ſein Vermuthen, der erſte Schuß erwartet. Verfehlt man ihn, ſo nimmt er, auf der ſchnelleſten Flucht, einen groſſen Umweg, und ſucht hierauf wieder in ſeinen Bau zu kommen, wo man zum zweyten Mahl nach ihm ſchießt. Wenn er nun alſo den Eingang verſperrt findet, entſchließt er ſich, ſeine Rettung in der Ferne zu ſuchen, und nimmt gerade vorwärts die Flucht, in der Abſicht, nie wieder zurück zu kommen. Alsdann iſt es Zeit, wenn man ihn verfolgen will, die Windſpiele auf ihn loszulaſſen; er wird aber dieſelben ſehr ermüden, weil er mit Fleiß immer durch die dichteſten Gebüſche flüchtet, wo es den Hunden ſchwer wird, ihm zu folgen, und weil er, ſobald er das freye Feld gewinnt, ſehr weit, ohne ſich zu ruhen, fortzulaufen pflegt.

Um die Füchſe durch Dachs-Hunde und Netze zu fangen, macht man ſich ein Par Garne von Bindfaden, wie ein Haſen-Garn, deren Länge ſo groß ſeyn muß, daß jedes Garn buſenreich 20 Schritt ſtelle. Wer nun ſeine eigene Reviere hat, der ſchlägt vorher zur Sommerszeit Häftel, und ſtößt auch Forkeln. Auch räumet man, wenn dickes Holz iſt, ein wenig ab, damit die Garne gut abfallen, und alles bereit ſey, die Garne ganz leicht ſtellen zu können. Wenn nun im Winter ſtöberichtes Wetter iſt, je mehr es ſtöbert und ſchneyet, deſto mehr kriechen die Füchſe ein. Bey gutem Wetter findet man ſie ſelten in ihren Bauen. In der Ranz-Zeit kriechen ſie zu Paren, ja wohl 3 oder 4, hinein. Zu gedachten Zeiten wird man alſo ſelten vergebens gehen. Man nimmt die beyden Garne, beſucht die Baue, und ſtellet die Garne vorher, als ein Winkel-Eiſen, und dahin, wo die meiſten Röhren auswärts gehen, aber ganz ſtille und ohne Poltern; denn ſonſt wollen ſie nicht heraus, und laſſen ſich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn geſtellt iſt, ſtellet man ſich mit der

 Flinte.

Flinte. Man kann auch 4 Garne machen, und den Bau ganz umſtellen. Sind die Garne geſtellt, ſo läßt man einen Hund ganz ſtille hinein. So bald der Hund an den Fuchs kommt, fährt dieſer bald zum Baue hinaus, entweder in die Garne, oder man bewillkommt ihn mit der Flinte.

Eine andere Art des Fanges, läßt ſich durch Beyhülfe eines ſcharfen Dachshundes, mit Nutzen, und noch kürzer, folgender Maßen bewerkſtelligen Man beleget die gangbaren Röhren in der Stille mit kleinen viereckigen Deck-Netzen. Dieſe ſind im Quadrat ungefähr $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen, von feſten, doch ganz dünnen Bindfaden, ſpiegelicht geſtrickt. An jeder Ecke des Netzes iſt eine kleine Bley-Kugel, von $\frac{1}{2}$ Loth, befeſtigt. Wenn nun der Hund den Fuchs ſtark treibt, ſo fährt derſelbe ſchnell zur Röhre heraus; das nicht befeſtigte Netz gibt überall nach; je ſchneller der Fuchs forteilt, deſto mehr umſchlagen ſich die kleinen Kugeln, und die Läufe verwirren ſich in dem Netze, daß man ſich ſeiner bald bemächtiget. Auf gleiche Weiſe läßt ſich der Fang bey den wilden Kaninchen anſtellen, wenn dieſelben von dem Frettchen in dem Baue rege gemacht, und verfolget werden.

Hrn. L. K. R. v. Schönfeld Landwirthſchaft, Lpz. 1773, gr. 8. S. 614.

Man findet auch zuweilen Fuchs-Baue in Dämmen und Rändern an Teichen und Gräben, wo Waſſer in der Nähe zu haben iſt, da man alte und junge Füchſe ausgießen, und ſie ſolcher Geſtalt ohne Hund aus den Bauen bringen kann, ohne ſelbige durch Graben zu ruiniren. Fehlt es aber an Waſſer, ſo bleibt nichts übrig, als den Fuchs auszugraben.

Das Graben der Füchſe geht nur alsdann von Statten, wenn die Baue nicht in Felſen, oder allzu groß und tief ſind. Man läßt einen oder zwey gute Hunde hinein. Wenn dieſe laut werden, ſchlägt man oben mit einer Hacke derb auf den Boden. Denn, wenn ſich der Fuchs etwa in einen Keſſel geſetzt hätte, und nicht in eine Röhre zum Ende weichen wollte, wird ſich derſelbe durch das Schüttern ſo weit machen, als er kann, und die

die Hunde bekommen auch mehr Eifer. Man muß ſich aber auf den Boden mit den Ohren legen, damit man den Laut der Hunde recht hören könne, und alsdann nicht zu weit vor den Hunden nieder graben. Wie man den Eingang der Röhren von auſſen beurtheilen kann, ſo ſchlagt man alsdann auch ſo ein, daß es quer über die Röhre komme, und der Einſchlag oder das Loch wird lieber etwas länger, als kürzer, gemacht. Auf ſolche Art behält man Platz, die Erde heraus zu bringen, und daß man ſich auch frey bewegen kann. Man kann ſolcher Geſtalt den Fuchs lebendig haben, und ihn noch zu Hauſe in einem Garten oder Hofe hetzen.

Im Monath März und April, bey Gelegenheit der Schnepfen-Jagden, fügt es ſich zuweilen, daß man im Treiben noch eine trächtige Füchſinn ſchießen, und dadurch viele dieſer Raubthiere auf ein Mahl vertilgen kann. Haben dieſelben aber im April und May ſchon Junge, ſo hat man mit möglichſter Sorgfalt zu verfahren, und man muß ſich auf benachbarte Bäume ſetzen, um die alte Füchſinn auf dem Baue todt zu ſchießen, welches aber deswegen ſchwer hält, weil ſie gemeiniglich den Bau zu kreiſen pflegt, ehe ſie ſich demſelben nähert; und wofern ſie eine friſche Fährte des Menſchen in die Naſe bekommt, bleibt ſie davon, und führt in der erſten Nacht ihre Jungen in das dickſte Korn, Weitzen, auch in den Winter-Rübſamen, wo ſie in kurzem einige Flucht-Röhren verfertiget, um ihre Jungen ſo weit zu erziehen, bis ſie dieſelben zu dem Raube ausführt, wozu ſie noch vor der Korn-Aernde geſchickt ſind, ſo, daß man zur Aernde-Zeit dieſe Baue leer findet. Weil nun ihre Liſt durch Kreiſen des Baues den Jäger mehrmahls um dieſen Fang bringt, ſo muß man ihnen eine andere entgegen ſetzen, und ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, ein ziemliches Stück weit bis auf den Bau, auf niedrigen Stelzen zu gehen, da denn öfters die alte Füchſinn, wel-

che

che ganz getroſt ihren Jungen den Raub zubringt, geſchoſſen werden kann.

Hr. v. Schönfeld. a. angef. O. S. 614, f.

Man pflegt auch eine Schieß-Hütte auf die Füchſe zu machen, welches auf verſchiedene Art geſchehen kann. Man macht nähmlich eine Hütte in die Erde, und zwar in einem Bruche, damit ſie fein warm ſey. Dieſelbe kann 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit ſeyn; ſie wird 7 Fuß hoch ausgehöhlet, und oben wieder mit Erde zugedeckt. Die Schieß-Löcher müſſen, wo möglich, gegen Süden angebracht werden, damit der Mondſchein gut vorfalle. Sehr gut iſt es auch, wenn ein rauſchendes Bächlein vor der Hütte fließt; daran wird das Luder gebracht, wozu man gemeiniglich einen gebratenen Häring nimmt. Wenn nun Mondſchein oder Schnee-Licht iſt, ſetzt man ſich in die Hütte, und ſtellt die Füße, um ſich gegen den Froſt zu verwahren, in einen Sack voll Häckſel. Wenn es ſtark friert, ſo kommen ſie fleißig zum Luder, daß man wohl etliche in Einer Nacht ſchießen kann. Es kommen auch zuweilen Wölfe, die man gleich den Füchſen, bewillkommen kann.

Es werden auch Hütten auf einem Baume gemacht. Dieſe ſind zwar etwas kälter; allein, es ſtößt ſich kein Wind daran, daß der Fuchs etwas vernehmen könnte. Wenn man Heu hinein bringt, und einen Häckſel-Sack dabey hat, ſo kann man ſich auch darin noch wohl vor dem Froſte erhalten.

Ferner werden auch die Füchſe auf das Reitzen geſchoſſen. Will man auf den Haſen Ruf reitzen, ſo muß man erſt recht rein reitzen lernen; und dieſes macht man alſo: Man nimmt den Daumen, und legt den Nagel mit der Hälfte zwiſchen die Lippen, oder es wird die Spitze von einem Zeigefinger zwiſchen die Lippen, oder auch die Hand an den Mund gehalten, und an den Fingern oder der Hand ſcharf geſogen, daß es einen Laut geben muß, wie ein Haſe, wenn er gefangen wird. Auch bläſet man in die zugemachte Hand, und gibt ebenfalls den Laut des Haſen an. Man hat auch ein Horn, welches

ches abgedrehet iſt, und einen Anſatz hat wie ein Hieſ-Horn, und einen guten Finger lang iſt; ſelbiges hält man auch mit einem Ende in der Hand, bläſet darauf, und thut die Hand auf und zu. Solche geben unter allen Reitzen den ſtärkſten Laut, wie ein Haſe, und ſind weit zu hören. Ferner reitzet man auch mit der Vogel-Pfeiffe, und wie eine Droſſel, wenn ſie gefangen wird. Jmgleichen ſpitzet man mit dem Munde, wie eine Maus. Die beſchriebenen Arten zu reitzen müſſen aber rein gemacht werden; denn der Fuchs iſt ſo ſchlau, daß er es gleich verſteht, nnd er wird eher vom Schützen weg, als zu ihm laufen. Man ſtellt ſich gegen Abend, oder des Morgens mit anbrechendem Tage, an den Ort, wo man meinet, daß Füchſe heraus oder hinein traben, und reitzet dann und wann einmahl, aber nicht zu oft. Wenn man ihn aber eher zu ſehen bekommt, iſt es deſto beſſer. Reitzet man nun, ſo wird er bald darauf hören; und reitzet man noch einmahl, ſo wird er geſchwinde auf das Reitzen los laufen. Fertig zum Schuſſe muß man aber vorher ſeyn, denn er kommt geſchwinder, als man es ſich verſieht; er wartet aber auch nicht ſo lange, daß man ihn mit Pulver und Bley bewillkommen kann.

Den Fang der Füchſe mit Krähen-Augen, kann man nicht eher vornehmen, als wenn es friert; man muß ſich aber dabey wohl in Acht nehmen, daß nicht etwa ein guter Hund darüber komme, weil alle blind geborne Thiere von Krähen-Augen ſterben müſſen. Dieſer Fang wird folgender Maßen angeſtellt. Man nimmt Fleiſch, und ſchneidet dünne Scheiben, ſtreuet eine Meſſerſpitze pulveriſirte Krähen-Augen darauf, und wickelt das Fleiſch zuſammen; es muß aber ſo groß werden, als ein Schnell-Kügelchen; dieſe Kügelchen leget man hinaus, damit ſie zuſammen frieren. Hierbey muß man ſich aber in Acht nehmen, daß nichts von dem Pulver auswendig daran komme; ſonſt ſchmeckt es der Fuchs, und läßt ſie liegen. Wenn man nun den Fang vornehmen will,

kirret

kirret man die Füchſe auf Plätzen an. Wenn er alsdann nur ein oder zwey Mahl von den Plätzen weggenommen hat, werden die Kügelchen mit den Krähen-Augen erſt an dem Tage, da man ſie hinaus legen will, gemacht. Wenn ſie ſteif gefroren ſind, beſtreicht man ſie mit zerlaſſenem Gänſe-Fett oder Butter, und leget auf 2 oder 3 Plätzen 8 bis 9 Stücke von den Fleiſch-Kügelchen. So bald er ſie genommen hat, und die Kügelchen im Leibe warm geworden ſind, wird ihm ſo übel, daß er nicht weit laufen kann, ſondern crepiren muß. Dieſer Fang iſt am beſten, wenn Schnee liegt, damit man ihn, wenn er die Doſis zu ſchwach eingenommen hätte, und noch weit ginge, nach und nach ausmachen könne. Sie müſſen aber bald geſtreift werden, weil ihnen ſonſt die Haare abgehen.

Von den Maſchinen oder Fallen, womit die Füchſe in der größten Kälte des Nachts gefangen werden, und welche man Fuchs-Eiſen, Fr. Chaſſe-trape, nennt, gibt es zweyerley Gattungen. Die erſte iſt das gemeine Stangen-Eiſen, welches eine Arbeit der Schlöſſer oder Zeug-Schmiede iſt, und gemeiniglich für 3 bis 3½ Rthlr. gekauft wird. Dieſes iſt nunmehr faſt allenthalben bekannt; bey und nach deſſen Erfindung aber ward es, inſonderheit mit der dazu gehörigen Witterung, für ein ſonderbares Geheimniß gehalten. Es beſteht ein ſolches Eiſen aus 2 ſtarken, vorn zuſammen vernieteten eiſernen Bügeln, welche hinten an eine ſtarke krumme Feder geſchraubet ſind. Zwiſchen dieſer Feder und den Bügeln wird von hinten das Schloß mit den Deckeln und Abzügen, vorn aber die Zugröhre angeſchraubet, und alles rein und blank gehalten. Wenn nun der Fuchs auf einen gewiſſen Platz gekirret iſt, und ſich daſelbſt fleißig eingefunden hat, daß man alſo Hoffnung hat, ihn zu fangen, ſo ſchmiert man das Eiſen mit einer probierten Witterung, trägt es hinaus, und bindet an die Abzüge durch die Röhre an einen

nen hårenen Faden den Abbiß. Alsdann werden beyde Bůgel mit den Knien von einander gedrůckt, die Abzug-Deckel ůber einander geleget und zum Stellen bereitet, zuletzt aber allenthalben důnn mit Erde oder Laub ůberſtreuet. Wenn nun der Fuchs kommt, und den Abbiß anrůhrt, ſchlagen beyde Bůgel zuſammen, und er fångt ſich gemeiniglich um den Hals. Er ſchleppt auch wohl ſodann das Eiſen, ſo viel er noch Macht hat, ziemlich weit davon, um entweder daſſelbe los zu machen, oder ſich zu verbergen. Was aber liſtige Fůchſe ſind, dieſe langen lieber mit den Klauen, als mit der Schnautze, nach dem Abbiß, und fangen ſich daran, beißen ſich aber bald los, laufen auf drey Beinen davon, und pflegen ſich doch wieder auszuheilen.

Die Witterung zu dergleichen Eiſen iſt unterſchieden. Einige ſchmieren die Schuhe mit Pferde- oder Kůh-Miſt, binden einen gebratenen Håring mit Baſt daran, und ſchleifen ſolchen durch die Felder, wo der Fuchs zu traben pflegt. An ſtatt des Håringes kann man auch die gelbe Materie von Måuſe-Holz (Solanum Dulcamara *Linn.*), Campher, Honig, Gånſe-Fett und Zwiebeln, in einem neuen Tiegel, mit ungeſalzener Butter kreiſchen laſſen, und Schwein-Grieben oder wůrfelicht zerſchnittene Stůckchen Brod, darunter rôſten, und ſolches alles in einen Beutel thun. Wåhrender Schleppe muß man alle 100 Schritt eine Griebe fallen laſſen. Denn, wenn man ſie gar zu ůberflůſſig ausſtreuet, wird der Fuchs geſchwinde ſatt. Auf ſolche Art leitet man ihn bis an den Platz, wo er gekirret worden iſt, welcher mit Korn-Spreu beſtreuet ſeyn muß. Das Eiſen ſelbſt ſchmiert man mit Aalraupen-Waſſer, welches in einem neuem Topfe vergraben worden, und mit Johannis-Oehl vermiſcht iſt, bindet alsdann ein Stůckchen Håring an Zitter-Draht, und ſtellet das Eiſen auf, welches man wieder důnn beſtreuet.

Hr.

Hr. Gartman, Landjägermeiſter in Weſtmanland, hat, zum Luder für den Fuchs, friſche Weiß Fiſche, beſonders Roth-Augen oder Stinte, am beſten befunden, die der Fuchs gern frißt. Man ſchneidet einen ſolchen Fiſch, nach ſeiner Größe in 2 oder 3 Biſſen; einen kleinen kann man ganz laſſen. Ein Hund frißt ſelten rohe Fiſche; und ſolchergeſtalt kann man das Fuchs-Eiſen ſicherer mit Fiſchen, als mit Fleiſche, hinlegen.

Den Fuchs dahin zu bekommen, wo man das Eiſen legen will, pflücket man, nach eben Deſſelben Vorſchrift, eine Krähe, wärmt ſie am Feuer, ſchmiert ſie mit Honig, bindet ſie hernach an einen Strick, und ſchleppet ſie auf der Erde, an dem Orte, wo das Eiſen hingeleget werden ſoll, herum. Im Anfange wirft man bey jedem andern oder dritten Schritte 1 oder 2 Stückchen Fiſche, wo man die Krähe herum ſchleppet; 30 oder 40 Schritt davon wird jeden zehnten Schritt ein Stückchen geworfen, u. ſ. w. nachdem man Luſt hat, die Krähe weit zu Anlockung des Fuchſes herum zu ſchleppen; wobey man nur dieſes zu merken hat, daß die Biſſen deſto dichter geworfen werden, je näher man dem Eiſen iſt. Dieſes iſt zu gebrauchen, ſo lange noch kein Schnee auf dem Felde liegt Es hat Derſelbe befunden, daß man auf dieſe Art die geringſte Mühe hat, wenn man ſich mit Luder verſorget, und es ungefähr 10 oder 12 Schritt von dem Orte, wo das Eiſen hinkommen ſoll, leget, nachgehends einige Biſſen Fiſche, ſowohl dahin, wo das Eiſen hinkommen ſoll, leget, als auch daherum, weil der Fuchs lieber Stückchen, die er zerſtreuet findet, aufzuleſen, als vom Luder, beſonders wenn es noch ganz iſt, zu freſſen pflegt. Wo keine friſche Fiſche zu haben ſind, kann man ein Schaf, eine Ziege, ein Lamm oder ein Kalb nehmen, Stückchen in der Größe eines Tauben-Eyes ſchneiden, und für den Fuchs hinwerfen. Der Biſſen, er möge Fiſch, Fleiſch oder gebratenes Brod ſeyn, muß nicht größer ſeyn, als eine wälſche Nuß. Man bindet ihn an einen Faden, und er geht einen Querfinger aus der Röhre; der Faden wird in den Haken an das Schloß gebunden.

S. Deſſen Erinnerungen, wie Fuchseiſen zu legen und zu beobachten ſind, im 9 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1747, Hamb. 1753, gr. 8. S. 192—195.

Einige mengen auch unter die Witterungen Tannen-Knoſpen, Violenwurzel, die Geburtsgeilen oder Eyerſtöcke von einer Füchſinn, und etwas von ihrem Fette, laſſen alles zuſammen kochen, thun es in einen neuen Topf, und decken es feſt zu. Aber vor dieſer Witterung ſoll kein Jäger ſchleppen dürfen, ſondern man macht zwey Plätze, leget auf den einen das Eiſen, und auf den

andern die Biſſen Brod, welche in der Witterung geröſtet ſeyn müſſen.

Folgende Witterungen ſind auch gut Man nimmt Marum verum, $\frac{1}{2}$ Hand voll; rohe Butter, für 1 Gruſchen; die Nachgeburt von einer Füchſinn; Campher, 2 Erbſen groß; Bibergeil, und Anieß, vom jedem für 6 Pfenn. Oder Violenwurzel für 3 Pfenn. Anieß=Oehl für 1 Gr. und Mäuſe=Holz, eine gute Hand voll. Die Zubereitung ſolcher Witterungen iſt folgende. Man nimmt einen neuen Tiegel, ſiedet ihn mit reinem Waſſer aus, läßt ihn wieder trocken werden, nimmt die Butter, läßt ſie im Tiegel zergehen, aber nicht braun werden, und ſchäumt ſie ab. Von dem Mäuſe-Holze wird vorher die graue Rinde ſubtil abgeſchabet und weggeworfen, hernach die grüne auch abgeſchabet, und in die Butter oder das Fett, nebſt den andern Stücken zugleich hinein gethan, auſſer dem Campher und Wachſe, wo man dieſe mit gebraucht; und alles zuſammen mit einem Hölzchen fleißig umgerührt, damit es nicht anbrenne. Wenn nun die Species ein wenig in der Butter oder dem Fette gebraten ſind, thut man den Campher hinzu, und läßt es braten, bis es bräunlich zu werden anfängt; nimmt einen reinen Lappen, drückt den Saft heraus, und ſchabet ein wenig Wachs hinein, damit es etwas ſteif werde. Will man Pferde=Miſt darunter haben, wird derſelbe, wenn es noch heiß iſt, hinein gedrückt. Dieſes Gemenge wird alsdann in einem reinen gläſernen oder irdenen Geſchirre aufgehoben.

Eine Witterung, welche ſich viele Jahre lang aufbehalten läßt, iſt folgende. Man nimmt weißes Jungfern=Wachs, und geſtoßene rothe Myrrhen, von jedem 4 Loth; alte ungeſalzene Butter, 3 Loth; eine zerſchnittene Zwiebel, $\frac{3}{4}$ Quent ſchwer; und Campher $\frac{2}{3}$ Qu. oder 40 Gran. Dieſe Sachen, der Campher ausgenommen, werden in einem neuen ſteinernen Topfe gebraten, bis die Zwiebel braun zu werden anfängt; alsdann nimmt man es vom Feuer, thut den Campher hinzu, und ſeihet es durch ein reines leinenes Tuch. Hierauf läßt man es abkühlen, und macht es zu einen runden Ballen, den man in einer Ochſenblaſe oder in Leinwand verwahret.

Ein ſolches Stangen=Eiſen, welches auch zum Biber=Fiſchotter= und Marder=Fange gebraucht wird, findet man Fig. 812 abgebildet. A 1, iſt das aufgeſtellte Eiſen; A 2, wie es zuſammen ſteht a iſt ein breiter Stab Eiſen, wie eine Radſchiene, von 15 bis 16 Zoll lang, worauf b eine gute

ſtählerne Feder. Vorn auf dem Stabe Eiſen ſind zwo Backen, worin die Stangen in einem Wirbel gehen. c, ſind zwey, 1¼ Zoll breite, ½ Z. ſtarke, und 15 Z. lange Stangen mit ſpitzigen Zähnen. An g iſt die Stellung. Unten an dem Stabe befindet ſich ein Haken h, welchen man währendem Stellen über die eine Stange leget, um ſich mit dem Eiſen nicht ſelbſt Schaden zu thun. e ſind runde Stängechen Eiſen von 3 Zoll, woran die Saite d zum Stellen angemacht wird.

Um einer deutlichern Anweiſung zum Stellen willen, findet man die Stellung beſonders bey B gezeichnet. 2 iſt ein tief-runder gefeilter Kerb, worin die unterſte Drückſtange, welche quer über die Stange c herüber geht, zu liegen kommt. 3, iſt ein eiſernes Stängechen, von 2½ Zoll lang. 4, iſt ein gekröpftes, oder an beyden Enden kurz gebogenes Stängechen. 5, iſt ein gerade auf ſtehendes Stängechen, welches unten nach 4 hin kurz gebogen, oben aber einwärts auch nur kurz gebogen iſt, daß es unter dem, 2 Zoll langen, Quer-Stängechen 6 trifft. 7, iſt ein gerade auf ſtehendes Stängechen, worin, nach 6 zu, ein oder zwey Kerben ſind. Oben darin iſt ein Loch, durch welches der Stell-Draht gezogen werden kann. Alle dieſe fünf Stängechen gehen an Wirbeln, wie die daran gezeichneten Ringe zeigen, ſo, daß ſie ſich gar leicht an ſelbigen drehen können, und ſind an einem ſtarken eiſernen Bleche befeſtigt, wie die Proportion der Figur B zeigt. Dieſes Blech iſt an dem eiſernen Stabe a, an der Seite und vorn hinaus, angelöthet. Ferner befindet ſich gegenüber und hinterwärts ein auch an der andern Seite des Stabes angelötheter eiſerner Backen, woran eine eiſerne Stange i an einem Wirbel geht, und quer herüber bis unter 2 reichet.

Die Stellung geſchieht folgender Maßen. Man tritt vorn vor die Stangen auf die Feder, und drückt ſelbige herunter, hat dabey einen Schrauben-Haken, ſchraubet ſelbige an, daß ſolcher die Feder hinunter auf den Stab a halte, leget die Stangen aus einander, daß eine die Länge hinaus über der Feder, und die andere vorn hinaus zu liegen komme, nimmt die Stange i von der einen Seite, und leget ſie quer über die eine Stange c bis in den Kerb 2. Sodann wird die Stange 3 über dieſe Stange i gelegt, die gekröpfte Stange 4 herauf auf 3 gedrückt, und die Stange 5 unter 4, und zugleich oben unter 6 gedrückt, die 6 in der Stellſtange 7 und f in Kerbe eingeleget, eine Draht-Saite an der einen Stange oben an e angemacht, und durch das Stell-Stängechen 7 oder bey f durchgezogen, und an der andern Schlag-Stange bey e ſteif angemacht. Wenn das Eiſen ſolcher

ſolcher Geſtalt ordentlich liegt, ſchraubet man den Haken vorn an der Feder wieder ab.

Ein auf die jetzt beſchriebene gewöhnliche Art verfertigtes Stangen-Eiſen, hat, wegen der daran angebrachten Stell-Art, die Unvollkommenheit, daß es, wie das ebenfalls zum Fange der Raubthiere gebräuchliche, ſo genannte Teller-Eiſen, wenn es einige Zeit geſtellt liegt, zu feſt ſteht, und bey dem Losgehen ein Thier nicht wohl anders, als ſpitzig an dem Kopfe, treffen kann, daß es demnach gar nicht, oder doch nur ganz ſpitzig, mit dem Kopfe hangen bleiben, und ſich alſo gar leicht wieder heraus ziehen kann. Denn der Faden zum Abziehen iſt ſo angebracht, daß an jeder Stange oben eine Spitze 2 bis 3 Zoll lang heraus geht, an welche beyde Spitzen dieſer Faden ſtraff angezogen wird, welcher hangend auf der Erde liegen, und nicht los gezogen werden würde, daß das Thier, ſo bald es an dieſen ſtößt, damit das Eiſen abzieht. Daß nun auf dieſe Art das Eiſen zu zeitig los ſchlägt, ehe das Thier weit genug zwiſchen die Stangen eingegangen iſt, wenn es auch zum Abſtoßen leicht ſtände, läßt ſich ſogleich überſehen, und daraus beweiſen, daß man ſelten etwas fangen kann. Hiernächſt ſind auch die Stangen-Eiſen ſo gemacht, daß ſie, ſo wenig als die Teller-Eiſen, recht rein gehalten werden können; und weil man an denſelben nur Eine Feder anbringen kann, ſo fehlt es auch oft an der Kraft, das gefangene Thier feſt genug zu halten. Der bereits angeführte L. K. R. Hr. v. Schönfeld, hat ſich die rühmliche Mühe gegeben, durch einige an dieſer Maſchine angebrachte Veränderungen ihren bisherigen Unvollkommenheiten abzuhelfen. Ehe ich aber dieſelben anzeige, muß ich vorher erinnern, daß Hr. v. Schönfeld nicht für gut hält, das Eiſen mit Witterung zu beſtreichen.

Da ſich nach der gedachten gewöhnlichen Stellungs-Art in den Stangen-Eiſen kein Thier fangen konnte, um von dem Eiſen genugſam gehalten zu werden, ſo ſuchte Hr. v. Schönfeld zu-

vörderſt, die Kraft der Feder zu vermehren, weil man an dem Stangen-Eiſen nicht mehr als Eine Feder anbringen kann, welche die beyden Stangen nicht nur zu regieren, ſondern auch das gefangene dazwiſchen geklemmte Thier zu halten hat. Hiernächſt war Derſelbe darauf bedacht, die Art der bisherigen Stellung abzuändern, daß davon dem Thiere, auſſer dem Faden zum Abziehen des Eiſens, nichts im Wege blieb, welchen Faden er ſo einrichtete, daß ſich das Thier fangen mußte, wo man es verlangte, nähmlich am Halſe, an beyden Bügen, oder hinter den Bügen. Dazu fand er einen geſchickten Eiſen-Arbeiter, einen Säge-Schmid, Nahmens Heymaier, in Borna, welcher ſeine Angaben nach Wunſch ausführte, auch eine Art Schneller, welcher von einer ganz ſchwachen Feder gehalten wird, zu Beförderung des leichten Abziehens, daran anbrachte, dergleichen Stangen-Eiſen bey demſelben nunmehr auf Fiſch-Otter, Füchſe und Marder, gegen Beſtellung in unterſchiedenen Preiſen zu bekommen ſind.

Nachdem alles dieſes zur Verſicherung eines ſichern Fanges zu Stande gebracht war, fand Hr. v. Schönfeld doch öfters in der Ausführung, daß dieſe Thiere, inſonderheit der Fuchs und die Fiſch-Otter, ſich vor den Abzugs-Faden geſcheuet hatten, und um das Eiſen herum gegangen waren, wie er auf dem Schnee gewahr wurde, weil die Luſt denſelben bewegte, indem er niemahls ſtraff angezogen werden durfte, damit das Thier vorher weit genug zwiſchen die Stangen eingehen konnte, ehe ſich das Eiſen abzog. Hier ſahe er ſich nun genöthigt, noch die letzte Verbeſſerung bey Legung des Eiſens anzubringen, um der Liſt dieſer ſchlauen Thiere hinlänglich zu begegnen, wie aus der Art, das Eiſen zu legen, deutlich erhellen wird.

Wo das Stangen-Eiſen hauptſächlich auf den Fuchs ins Freye gelegt wird, da erwählet man gern dazu einen Platz in einer Beet-Furche, wo dieſe durch die Quer-Waſſerfurche geht, daß das Eiſen mit den Stangen und der Feder, welche letztere unter der rechten Stange niedergedruckt zu liegen kommt, in der Quer-Waſſerfurche lieget. Das aufgeſtellte Eiſen wird ſo lange, als man mit deſſen Einfütterung und Legung zu thun hat, von einem eingehängten Haken gehalten. Damit aber das Thier gar nichts von einem Faden zum Abzuge gewahr werde, wozu es ſich nicht einmahl eine Gras-Schmiele gefallen läßt, ſondern ſich davor ſcheuet: ſo leget man hinter das Eiſen, ſo weit man haben will, daß das Thier beym Losgehen des Eiſens zwiſchen den Stangen ſeyn ſoll, ein dünnes Bretchen nur von ſtarkem

Schachtel-Holze, das ſich jedoch bey dem Auftreten des Thieres nicht biegen darf, welches auf der linken Seite auf der ebenen Erde gerade und feſt aufliegt, gegen die rechte Seite nach dem Schloß des Eiſens aber allmählig höher von der Erde ſteigt, in der Schwebe hängt, und von einem Faden gehalten wird, welcher an dem Schneller befeſtigt iſt. Das Eiſen ſowohl, als das Bretchen, wird mit Erde oder Schnee überdecket, und zwiſchen den Stangen des Eiſens und dem Bretchen derb gemacht, daß alles meiſtens der langen Beet-Furche gleich iſt, in welcher der Fuchs auf der Schleppe ankommt. Ueber das Eiſen und das Bretchen, wodurch das Eiſen abgezogen wird, ſchleppet man mit, nicht aber weiter über das Eiſen hinaus. Wenn alles fertig iſt, wird nunmehr erſt der Schneller geſtochen, und nach dieſem von der Seite der Haken, welcher zur Sicherheit bey dem Aufſtellen das Eiſen hielt, abgehoben. Man hat Urſache, alle dieſe Vorſicht genau zu beobachten, weil dergleichen Eiſen gar leicht den Arm zerſchlagen würde, wenn man ſich darin fangen ſollte.

Nunmehr wird geſchleppet, am beſten von dem Eiſen an ſo weit, als man für gut findet, das Geſchlepp zu machen. Dazu kann entweder nur Haſen-Geſcheide, noch beſſer aber eine gebratene Katze, genommen werden, wobey folgendes genau zu beobachten iſt: Daß derjenige, welcher ſchleppet, zuerſt ſeine Schuhſohle ſtark an dem Geſchleppe reibe, auch beym Schnee das Geſchlepp ſo ziehe, daß dadurch ſeine Fährte oder Tritte wieder verſtrichen werden, damit der Fuchs nichts als das Geſchlepp gewahr werde. Auf dem Geſchleppe bis nahe an das Eiſen, kann man gut und ſtark riechende Brocken mit fallen laſſen, als: fett Schwein-Fleiſch und weiße Zwiebeln, in kleine Stückchen, wie Stabel-Erbſen, geſchnitten, in Gänſe-Schmalz gelb gebraten, worunter nach dem Verkühlen etwas pulveriſirter Baldrian und Campher gerührt wird. Hat der Fuchs dieſes auf dem Geſchleppe angenommen, ſo iſt ihm die Naſe erfüllt, daß er ſodann von dem rein geputzten Eiſen nichts gewahr wird, bey welchem, und bey dem Abzug-Bretchen er eben dieſen Geruch findet. Damit aber nicht Krähen, Aelſtern und Mäuſe ſich dem Eiſen nahen, ſo können einige Schritte davon einzelne Krähen-Federn und wenige Katzen-Beinchen geſtreuet werden. Dabey iſt noch zu bemerken, daß in ſolchen Jahren, wo es viel Mäuſe gibt, der Fuchs kein Geſchleppe noch Brocken annimmt, und alle Mühe zum Fangen umſonſt angewendet wird.

No. 4 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777, S. 32, 188.

Die zweyte Art eines Fuchs-Eiſens, beſteht aus zwey Bügeln, welche, wenn ſie aufgeſtellet werden, eine Ovalründe machen. Eine ſolche Maſchine wird, ihrer Figur wegen, ein Schwanen-Hals, und, weil ſie in Berlin erfunden worden iſt, das Berliner Eiſen, und die Materie, womit ein ſolches Eiſen beſtrichen wird, die Berliner Witterung genannt. Wie ſolche Eiſen in ihrer Proportion ausſehen, zeigt Fig. 813. Die beſte Faßon iſt, wenn dieſelben quer herüber von einem Bügel zum andern, wo nähmlich auf dem Riſſe 3 und 3 ſteht, 2 Fuß breit ſind; von 4 zu 4, 1 Fuß 9 Zoll; und die Feder von 4 bis 5, 1 Fuß 2 Zoll. Das vornehmſte dabey iſt dieſes, wenn ſie tüchtige Federn haben, daß ſie fein raſch ſind, und aus dem Lager in die Höhe hinauf ſpringen. A 1 iſt ein ſolches aufgeſtelltes Eiſen; A 2, aber ein zuſammen geſchlagenes. Die Eiſen müſſen recht rein geputzt, und ſauber gehalten werden; auch muß kein Oehl oder Schmiere daran kommen. Wenn denn der Fuchs angehen ſoll, ſo thut man dürren Pferde-Miſt in einen Keſſel mit reinem Waſſer, läßt das Eiſen, nachdem man es vorher aus einander genommen hat, wohl darin ausſieden, putzt es hernach vollends mit feinem Sande und reinem Waſſer ab, ſäubert alle Schrauben, Gewinde und Löcher, und läßt es endlich vollkommen trocknen. Die Witterung, imgleichen die Brocken oder die Kirrung, welche man hierbey gebraucht, ſind eben dieſelben, die ich oben, S. 384, f. beſchrieben habe.

Was den Fang ſelbſt betrifft, ſo iſt es gut, wenn man die Lager, worin die Eiſen zu liegen kommen, einhauet, ehe es zufriert; denn im Froſte ſind ſie nicht allein ſchwerer zu machen, ſondern verurſachen auch mehr Unreinigkeit bey dem Eiſen herum. Die Lager zu machen, muß man eine kleine Hacke haben, welche auf beyden Seiten Schneiden hat, deren eine in die Länge, und die andere in die Quere ſtehe, auf die Art wie eine

Zimmer-

Zimmermanns-Queraxt. Das Lager macht man in den Wieſen und Gründen, oder auf freyen Plätzen und alten Leyden, in und zwiſchen dem Walde. Man ſpannt das Eiſen auf, und ſtellt es feſt, und zwar ſo, daß die Feder allezeit gegen den Wind liege. Denn, weil der Fuchs gegen den Wind zum Eiſen geht, ſo fängt er ſich beſſer, wenn er vorn gerade zwiſchen die Bügel, als wenn er in die Quere oder über die Feder kommt. Weil man nun nicht wiſſen kann, wo der Wind hergehen wird, wenn man das Eiſen gelegt hat, ſo muß man das Lager dergeſtalt einhauen, daß die Feder gegen Nord-Weſten komme. Auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder nach Oſten anrichten. Nachdem es auf den Boden abgezeichnet worden iſt, hauet man 3 Finger breit eine Rinne in die Erde, und bringt, wo die Feder und die Bügel hinkommen, das Erdreich heraus. Wo das Schloß hinkommt, muß es fein geräumig und ſo tief eingehauen ſeyn, daß das Eiſen nicht über dem Boden heraus zu ſehen ſey, und daß es überall gleich tief liege. Kirrungs-Plätze macht man wenigſtens 3, auch wohl 4 bis 6; auf jeden leget man von einem Kirrungs-Brocken 2 bis 3 Stückchen, und macht auch an mehrern Orten Plätze, damit ſich mehr Füchſe dahin gewöhnen. Alsdann ſchleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern. Die Einrichtung des Geſchleppes iſt oben, S. 389, beſchrieben worden. Wenn nun der Fuchs auf die Schleppe kommt, folgt er ſelbiger nach, bis an die Plätze, da er denn die daſelbſt befindlichen Brocken ſpeiſet. Man leget auch, ohne wieder zu ſchleppen, eine oder zwey Nächte wieder etwas hin. Kommt er nun fleißiger, ſo leget man gegen Abend das Eiſen, da denn an dem Abzuge ein von Zwirn geflochtenes Schnürchen, und an demſelben ein Bröcken, oder von demjenigen, womit man ihn gekirret hat, etwas ſeyn muß. Allzu lang muß der Brocken nicht von dem Schloſſe heraus ſeyn. Alsdann

wiſcht man das Eiſen rein ab, und ſtellt es auf. Hinter dem Abzuge aber muß man entweder was von Holze, oder ein dazu gemachtes rundes kleines Eiſen vorſtecken, daß es ſich im Legen nicht aufziehen kann. Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, leget man ein breites Steinchen; dieſes gibt beym Losſchlagen dem Eiſen mehr Kraft, daß es nicht unter ſich in den Boden drücken kann. Sodann leget man über das Schloß, und vorn über die Wirbel, auch wohl über die Bügel, reines und weiches Papier, füttert und bedeckt das Eiſen überall mit reiner Spreu; vorher aber muß auch auf den Plätzen dergleichen geſtreuet geweſen ſeyn, damit es der Fuchs ſchon gewohnt ſey. Auch nimmt man etwas von Ameiſen-Haufen, und füttert es damit ein. Auch muß nicht vergeſſen werden, daß, wenn man das Eiſen in das Lager legen will, man ein reines leinenes Läppchen mit der Witterung beſtreiche, und ſie einreibe. Mit dieſem Witterungs-Läppchen überſtreicht man das Eiſen um und um, jedoch mäßig; denn kommt man zu wenig, ſo geht der Fuchs nicht daran; iſt es aber zu ſtark, ſo fängt er an, vor dem Eiſen zu graben, und bis auf das Eiſen; wird er nun dieſes gewahr, ſo geht er dieſelbe Nacht nicht an den Brocken, vermerkt Unrath, und geht davon. Wenn aber die Accurateſſe in Acht genommen, und das Eiſen ordentlich dem Boden gleich eingefüttert, und alles erſt fertig wird, bis auf das Fleckchen, wo man zum Schloß kommen, und dasjenige, was man vorgeſteckt hat, ſubtil heraus ziehen kann, und gemächlich decket; (wie es denn auch nicht ſchaden kann, wenn man mit einem Reiſe etwas feine Erde darauf ſtäubet): ſo wird der Fuchs, ſo gut er ſich auch in Acht nehmen will, ſich doch durch die Niedlichkeit betrogen, und die eiſerne Halskrauſe, ehe er es ſich verſieht, und kaum den Brocken am Abzuge berührt, am Halſe haben, und nicht vermögend ſeyn, ſelbige los zu werden. Viele ſind noch lebendig,

wenn man des Morgens hinzu kommt, und ſehen ſich gefährlich um, da man ſie denn vollends todt ſchlägt. Wenn Schnee iſt, kann man das Eiſen auch wohl in den bloßen Schnee legen, ohne das Schloß einzufüttern. Wenn man es aber überall einfüttert, muß man auch mit einem Rüthchen ein wenig Schnee darüber ſtäuben; im Erdreiche aber einzuhauen, iſt alsdann nicht nöthig. Käme aber der Fuchs nicht ſogleich auf das Eiſen, ſo muß man doch des Morgens allezeit darnach ſehen, und mit einem Reiſe nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben, u. d. gl. ſolches nicht losziehen; des Abends aber muß man das Reis wieder wegnehmen. Sonſt iſt hierbey noch zu gedenken, daß, neben den Abzugs Brocken, noch ein oder zwey dergleichen mit hingeleget werden; und auf den Nebenplätzen müſſen gleichfalls Brocken ſeyn. Einige Füchſe ſind ſo liſtig, daß ſie wohl die Neben-Plätze wegnehmen, auf das Eiſen aber nicht hin wollen. Geſchieht ſolches 1, 2 oder 3 Nächte, ſo iſt es falſch mit dem Eiſen; daher nehme man es lieber ein Par Tage weg, kirre den Fuchs ferner an, und lege es alsdann neben dem erſten Platze, ſo läßt er ſich betriegen. Sie ſind auch wohl ſo behutſam, daß ſie den Brocken vom Schnürchen abkäuen; in dieſem Falle muß das Eiſen nicht zu feſt ſtehen. Auch wollen ſie zuweilen an den rechten Brocken ſich nicht wagen, ſondern nehmen die von der Seite weg, und laſſen den rechten liegen; merkt man dieſes, ſo ſteckt man einen ſtarken Faden durch die Neben-Brocken, und hängt ſie an den mittelſten an. Durch fleißige Uebung wird man ihrer Ränke am beſten kundig werden. Wenn es verprellte Füchſe ſind, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eiſen wollen, ob es gleich ordentlich zurecht gemacht iſt, ſo muß man es mit der Witterung verändern. Sollte man aber den Fuchs ſpüren, und er ginge zwar nach den Plätzen hin, nähme aber den Brocken nicht, ſo verändert man auch die Kirrung.

Ein ſehr oft vorkommender Zufall, welcher den beſten Fuchs-Jäger vielmahls um den Fang bringt, iſt dieſer, daß die Krähen und Aelſtern nach ihrer ſtarken Witterung auf dem Platze den Biſſen oder Brocken gewahr werden, und das Eiſen losziehen, wobey ſich die Krähe gemeiniglich ſelbſt fängt. Dieſes geſchieht den Tag über, oder gegen Abend, nachdem der Jäger früh ſein Eiſen beſucht hat. Findet nun der Fuchs dieſen bedenklichen Anblick, ſo iſt der ganze Fang vereitelt. Dieſem Uebel iſt dadurch leicht abzuhelfen, daß man bey Legung des Eiſens gleich um den Platz herum einige lange Federn aus den Flügeln der Krähen und Aelſtern ſtreuet, welches den Fuchs nicht befremdet, hingegen Krähen und Aelſtern ſehr mißtrauiſch macht, dem Eiſen zu nahe zu kommen. Nicht weit davon leget man eine todte Krähe dergeſtalt, daß dieſe auf dem Bauche liegt und die Flügel ausſperret, welches die Krähen ſehr verabſcheuen. Weil es aber auſſer den Krähen und Aelſtern, noch verſchiedene andere Thiere gibt, welche eben dergleichen Verdruß erregen: ſo thut man ſehr wohl, zu den Biſſen des Abzuges ein Knöchelchen von der gebratenen Katze zu nehmen, mit welcher auch geſchleppet wird. Daran geht kein Hund, Wieſel, noch Maus, welche insgeſammt ſonſt gar öfters die Fuchs-Eiſen abziehen. Ueberdieß liebt der Fuchs die Katze zu freſſen ganz vorzüglich, daher auch, um den Fuchs auf den Platz zu bringen, eine gebratene Katze am beſten zum Geſchleppe zu nehmen iſt, zu welchen Braten man unter freyem Himmel ein Feuer anzumachen pflegt. Dem Fuchſe kommt dieſer Brocken auch gar nicht fremd vor, weil er auf dem ganzen Geſchleppe die Naſe davon angefüllet hat.

Die beſte und ſicherſte Witterung iſt, daß man ſein Eiſen recht rein mit Waſſer und Sand ſcheuert, und mit einem Tuche, worin kein Geruch, auch nicht einmahl von Seife, befindlich iſt, abreibet, und zur Einfütterung deſſelben ſolche Sachen erwählet, die zwar riechen, aber dem Fuchſe keinen befremdlichen Geruch beybringen, wozu das beſte iſt: Geniſte von Ameiſenhaufen, und gedörrte kleingeriebene Pferde-Aepfel, welche letztere hauptſächlich dazu nöthig und dienlich ſind, nicht nur dem Fuchſe die Naſe zu füllen, wozu der Geruch von dem Geſchleppe ſchon viel beyträgt, ſondern auch beſonders, um das Eiſen von den Seiten ſo derb einzufüttern, daß es hart wird, und der Fuchs bey dem Abziehen nichts davon merkt, wenn er von ungefähr auf den harten Bügel des Eiſens tritt, welches gar oft erfolgen würde, wenn die Einfütterung aus lauter locke-

rer

rer Spreu beſtände, womit es die meiſten einzufüttern pflegen, in welcher der eiſerne Bügel bey dem Auftreten ſehr fühlbar werden müßte. Dabey iſt aber auch zu beobachten, daß die Bügel nicht zu dick überdecket, folglich bey dem Losſchlagen am Springen nicht verhindert werden; wie denn auch überhaupt bey Legung des Eiſens dahin zu ſehen iſt, daß ſich wenigſtens der Fuchs jederzeit an dem Halſe fange, wenn ihn nicht das Eiſen auf beyden Bügen faſſet.

Am allerſicherſten iſt der Fang, wenn, nachdem der Fuchs den Platz und die Brocken einige Nächte angenommen hat, wozu man ebenfalls kleine Stückchen Katzenfleiſch gebraucht, man ſodann eine Zeit zur Legung des Eiſens abpaſſen kann, daß es den Tag oder den Abend darauf ſchneyet. Auf dieſe Weiſe wird er am gewiſſeſten berücket, weil er da ganz ſicher iſt, und keine Fährte des Jägers, noch ſonſt etwas veränderliches, gewahr wird, ſondern bloß ſeinem Geruche nachgeht, und den Biſſen zu erlangen ſuchet.

Einige Vortheile für die Verfertiger der Eiſen, zeigt Hr. v. Schönfeld, in ſeiner Landwirthſchaft, S 683, fgg. an.

Die Füchſe in Teller-Eiſen zu fangen, verurſachet wenig Mühe; denn Witterungen gebraucht man hier nicht, auſſer zu den jungen Füchſen. Wenn man dieſe vor dem Baue fangen will, muß man das Eiſen mit einer der oben angeführten Witterungen verſehen. Die alten Füchſe aber werden vermittelſt dieſes Eiſens auf folgende Art leicht gefangen. Wo Quellen oder Springbrunnen im Walde ſind, welche ablaufen, da nimmt man das Eiſen, und leget es ohne Witterung in die Quelle, daß aber das Waſſer darüber laufe. Auch ſchneidet man ein Stückchen von dem in der Quelle befindlichen dünnen oder moſigen Graſe aus, ſo groß, daß es über das Eiſen reichet. Iſt dergleichen nicht vorhanden, ſo leget man ein dünnes laubiges Zäckchen, und ſtreuet dürres Laub vor das Zäckchen, daß es das Waſſer nicht wegſchwemme. In die Quelle ſteckt man eine Gabel, hängt etwas von Wild- oder Reh-Geſcheide neben das Eiſen, und wirft um die Quelle altes Holz und allerley Reiſig, daß der Fuchs über das Eiſen muß, wenn er zum Geſcheide will. Kommt er nun nach dem

Geſcheide,

Geſcheide, ſo wird er ſich in das Eiſen fangen. Wenn es hart friert, und er ſich mit dem Eiſen im Waſſer überſchlägt, und naß machet, wird ihm der Pelz bald ſteif frieren, daß er nicht weit laufen kann. Die Füchſe fangen ſich auf ſolche Art recht gut, und es ſind auch diejenigen, welche mit andern Eiſen verprellet worden ſind, doch hierin zu fangen; denn ſie haben gar keine Witterung vom Eiſen, weil ihnen das Waſſer die Witterung benimmt.

Die Füchſe mit Schlag-Bäumen zu fangen, Fig. 814, nimmt man zwey Stücke von einer ſtarken Stange, und macht davon zwey Unter-Stangen, 1 und 2, jede 4 Fuß lang, welche nur ſo weit von einander zu liegen kommen, daß noch eine ſolche ſtarke Stange dazwiſchen liegen kann. Dieſe werden feſt angepflöckt, und in die Erde ganz gleich eingegraben, daß nichts davon heraus gehe, weil der Fuchs ſich mehr vor dem, was auf der Erde iſt, als vor der Ober- und Schlag-Stange, welche über demſelben, und mit Reiſe verbunden und verwittert iſt, ſcheuet. Die Unter-Stangen dienen dazu, daß, wenn ſich etwa ein Fuchs fängt, er recht feſt liege, und ſich nicht in der Erde ausreiben könne. Sie werden auch ſodann gleich todt geſchlagen, und können ſich die Haare von den Bälgen nicht abreiben. Zu den Ober- oder Schlag-Bäumen wird eine faſt etwas ſtärkere, mit No. 3 bezeichnete, $5\frac{1}{2}$ Fuß lange Stange genommen, welche fein gleich ſeyn muß; auch muß in ſelbige kein Hieb oder Hau geſchehen, weil ſie ſonſt zerbricht. No. 4 und 5 ſind zwey ſtarke Stützen mit ſtarken Gabeln, welche neben den beyden vorerwähnten in der Erde liegenden Stangen, 1 und 2, auswendig daran in die Erde feſt eingeſchlagen werden, welche $\frac{3}{4}$ Elle hoch über der Erde ſtehen, und worauf eine, $\frac{3}{4}$ Ellen lange, Stange geleget wird. No. 6 iſt das, 12 Zoll lange, Querholz; und No. 7 ein von eichenen, Haſeln-, oder andern Wieden, oder auch von Wachhol-

Wachholder-Reiſe feſt geflochtener Kranz. Hinten kommen zwey Pfähle, 8 und 9, ſo weit die Stellung geht, welche man an dieſen hinterſten Pfählen anmachet, wohinter, gerade der Fall-Stange, noch ein breiter Pfahl geſchlagen wird, damit dieſelbe nicht hinterwärts weichen könne. No. 10 iſt eine meſſingene Draht-Saite, welche von den hinterſten Pfählen, 8 und 9, bis an die vorderſten Stützen, 4 und 5, reichet, woran ein meſſingener oder eiſerner, glatt und rund gefeilter, mit No. 11 bezeichneter, und ſo weiter Ring iſt, daß man mit einem Daumen hinein fahren kann. No. 12 iſt ein Schnürchen, welches zwiſchen den unten in der Erde verborgen liegenden Stangen mit einem Häkchen eingeſchlagen iſt, und bis an den Ring geht, und denſelben niederhält, daß er ſich nicht in die Höhe ziehe. No. 13 iſt das, 6 Zoll lange, Stell-Holz, wovon ein härenes Strickchen, 14, bis zu dem Querholze geht. No. 15 iſt ein eingeſchlagenes Häkchen, woran das Leinchen, an welchem der Ring iſt, gebunden wird. No. 16 iſt eine Kerbe in der einen vordern Stütze, worein das Stell-Holz kommt. Ehe nun dieſer Schlag-Baum aufgeſtellet wird, beſchwert man den obern Baum, gegen die Mitte, mit einigen Stücken Holz oder Steinen, damit der Fuchs denſelben nicht aufheben könne, und verwildert ihn neben her und darüber mit grünen Reiſern. Alsdann wird derſelbe folgender Maßen aufgeſtellt. Zuvörderſt hauet man ſich eine Stütze, und ſetzt ſie unter den Schlag-Baum 3, nimmt das Quer-Holz 6, ſteckt es in den Kranz 7, über die auf Stützen liegende Stange, mit einem Ende kurz von inwendig heraus; an dem andern Ende iſt das härene Leinchen, 14, angebunden, an welches in der Mitte das Stell-Holz, 13, angemacht iſt. Dieſes Stell-Holz ſetzt man in die Kerbe, 16, und ſteckt den Ring, 11, an das Stell-Holz, ſo genau und knapp es immer ſeyn kann.

Der-

Dergleichen Schlag-Bäume kann man vor allen Bauen, Flucht-Röhren, und unter Bäumen, die hohl ſind, anbringen, ſie auch in Zeiten verfertigen, und den Schlag-Baum auf eine Stütze aufſtellen, damit die Füchſe gewohnt werden, darunter aus und ein zu gehen; man läßt ſie im Sommer und Winter alſo ſtehen, und nimmt die Beſchwerung herunter, damit die Bäume nicht krumm werden.

Wenn nun der Fuchs am Balge gut iſt, und er bey Regen- oder ſonſt ſchlimmen Wetter in den Bau geht, muß man erſtlich ſehen, ob er hinein gekrochen iſt; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſtellt man ſodann alle Schlag-Bäume auf, ſo wird er ſich unfehlbar fangen. Man ſtellet die Schlag-Bäume auch an die zwiſchen die Wieſen fließenden Bächlein. Daſelbſt muß man ſie ſtark verwildern, und Reis darum werfen, auch auf beyden Seiten Brocken oder Härings-Köpfe legen; es müſſen aber ſodann zwey beyſammen geſtellet werden. Wer nun ein eigenes Revier hat, kann ſich ihrer mit Nutzen bedienen, indem ſie über 10 Jahr dauern; und koſtet weiter nichts, als daß man ſich die Mühe mache, und die Beſchwerung, wenn man keine Füchſe fangen will, herab nehme, damit die Schlag-Bäume nicht krumm werden. Den fernern Gebrauch dieſer Schlag-Bäume werde ich bey dem Fuchs-Garten, wovon ich ſogleich handeln werde, zeigen.

Vom Fangen der Füchſe in Schneller-Fallen oder Selbſt-Geſchoß, ſ. den Art. Selbſt-Geſchoß.

Einen Fuchs-Behälter oder Fuchs-Zwinger, nennt man einen umzäunten oder ſonſt wohl verwahrten Ort, zu Aufbehaltung der Füchſe. Wenn die Herrſchaften in ihren Landen durch die Forſt-Bedienten, auf den angeſtellten Jagden im Herbſte, da die Bälge am beſten ſind, Füchſe lebendig einfangen, und dieſelben, zu beſſerer Verwahrung, in die Fuchs-Kaſten, wovon ich weiter unten ſprechen werde, einſtecken laſſen: ſo werden ſie

meiſten-

meiſtentheils in ihren Reſidenzen auf den Jägerhof abgeliefert, und in einen wohlverwahrten Zwinger gelaſſen, daſelbſt aufbehalten und gefüttert, bis etwa ein Fuchs-Prellen gehalten werden ſoll, da ſie wieder eingefangen, nach dem verlangten Orte geliefert, und daſelbſt ſo viel, als jederzeit auf ein Mahl zu prellen verlangt wird, ausgelaſſen werden, um der Herrſchaft ein Vergnügen zu machen.

Da aber nicht alle Jagd-Reviere einander gleich ſind, ſo könnte mancher im Herbſte durch alle und jede ſeine Feldbüſche und Brüche mit Haſen-Netzen umſtellen, und die Füchſe einfangen laſſen, die Füchſinnen aber, zumahl im December und Januar, da ſie bald läufig werden, ganz allein beſonders verwahren. Wer keinen eigenen Zwinger hätte, könnte die Füchſe in einen Ziegel-Ofen thun, welcher aber eine ziemliche Höhe, Weite und Breite haben, und mit ſtarken Mauern verwahrt ſeyn müßte. In die Brandlöcher zur Seite, wo die Ziegel-Streicher das Holz einzuſchieben pflegen, müſſen von ſtarken eichenen oder kiefernen Spund-Bretern, welche 9 Ellen in die Länge haben, Fuchs-Kaſten geſchoben, und die Vorſchieber offen gelaſſen, das übrige aber feſt vermäuert werden, damit die Kaſten halten, und die Füchſinnen aus dem Ofen hinein kriechen können. Man muß aber auch nicht vergeſſen, ihnen in ſolchem Behältniſſe ihren Fraß zu geben; und kann ihnen der Schäfer ſchon wöchentlich ein verdorbenes Schaf hinein werfen.

Im Hornung darauf, da die Füchſe zu rollen pflegen, kann man einen artigen Fang damit vornehmen. Man befeſtigt eine läufige Füchſinn an eine Kette, woran ein Wirbel iſt, und ſchließt ſie, wie einen Hund, in einem Bruche an einen Baum. Noch beſſer aber iſt es, wenn man dieſes mit etlichen zugleich vornimmt. Hierauf werden ſich die Füchſe haufenweiſe einſtellen, und mit den Füchſinnen erluſtigen. Will man nun davon profitiren, ſo verlappet man gedachten Bruch oder Moraſt mit doppelten Feder-Lappen, und umſtellet ihn mit leinenen Zeu-

gen oder Haſen-Netzen: ſo kann man eine einträgliche Jagd halten. Man muß ſich hierbey verwundern, daß der Fuchs nicht die Federn bey lebendigem Geflügel, ſondern nur, wenn ſolche an Schnüre geknüpft ſind, ſcheuet; welches vermuthlich daher rührt, weil dieſe Lappen öfters durch der Menſchen Hände gegangen ſind, und alſo durch die Witterung des Menſchen ihnen zuwieder werden, ſo daß er als eines der behutſamſten Thiere ſich alsdann in Acht nimmt, und nicht gern darüber gehet.

Ein Fuchs-Garten iſt eine Art von einem Wild-Garten, oder eine zum Fuchsfange dienliche Umzäunung. Hierzu erwählet man im Walde ein Dickicht und junges Gehau, von 100 Ellen im Quadrat, ſo, daß dieſer Platz auf allen Seiten 100 Ellen habe, umgibt ihn mit einem, 2½ Ellen hohen, Zaune, leget darauf gute tüchtige Dorn-Bünde in die Quer und Länge, damit er recht verwildert ausſehe, und macht an zwey Seiten einen Thorweg einander gegen über. Zu dem einen Thorwege ſchleppet man das Luder, welches man vorher im Walde abdecken laſſen, und eine ziemliche Strecke herum geſchleift hat, bis auf die Mitte hinein, läßt es daſelbſt liegen, und begibt ſich zum andern Thorwege wieder hinaus. In dem Zaune auf den andern beyden Seiten, werden in jeder Seite fünf Löcher gelaßen, welche 1¼ Elle hoch ſind; unten aber werden die Löcher entweder ½ Elle hoch verzäunet, oder Stücke Holz daſelbſt hinein geleget, damit die Füchſe darüber ſteigen, und eher an den Draht ſtreichen müſſen. Vor dieſe Löcher werden nun die kurz vorher beſchriebenen Schlag-Bäume, welche jedoch etwas höher, als daſelbſt angegeben iſt, ſeyn können, ¾ Elle weit vom Zaune geſtellet. Jedoch muß der Schlag-Baum gleich dem Zaune, welcher oben auch geflochten ſeyn muß, oben dicht über das Loch geſtellet und gleichſam vom Zaune verdecket werden, damit er nicht ſogleich in das Geſicht falle; denn ſonſt möchte der Fuchs, wenn er ihn erblickte, nicht in den Schlag gehen, ſondern wieder umkehren. Der Zaun

von

von unten her iſt deswegen verordnet, daß der Fuchs bey offenem Wetter ſich bemühen müſſe, darüber zu ſteigen, und damit auch die Löcher bey Schnee noch hoch genug bleiben. Wenn man nun die Schlag-Bäume aufſtellt und täglich beſuchet, ſo wird ſich der Nutzen von ſelbſt zeigen.

Dem erſten Anblicke nach möchte zwar ein ſolcher Garten vielen zu koſtbar und weitläuftig ſcheinen; allein, wenn man ihn nur recht betrachten, ſowohl deſſen Nutzen, als Bequemlichkeit, wenn er einmahl in Stand geſetzt iſt, erwegen, und bedenken will, daß man auf dieſe Art die Füchſe über eine Meile, und noch weiter, durch das Luder herbey bringen könne: ſo wird man finden, daß er vornehmlich in großen Waldungen und Gehölzen von beſonderer Nutz- und Schätzbarkeit ſey, und die darauf verwandten Koſten doppelt und vielfach wieder einbringe. Es koſtet auch die Erhaltung deſſelben ſehr wenig. Denn man darf ihn nur gut mit Dornen, oder, in deren Ermangelung, mit andern Reis-Bünden wohl bedeckt erhalten, damit der Zaun trocken ſtehe, und, wo er ſchadhaft wird, ausbeſſern.

Um auch einige Arten, wie die Füchſe bey fremden Völkern gefangen werden, anzuführen: ſo machen z. E. die Grönländer, nach Cranzens Bericht, Fallen, die wie ein Häuschen von Steinen aufgebauet ſind, worein ein Stück Fleiſch an einem Stecken hängt, welcher vermittelſt eines Riemen, ſo bald der Fuchs daran rühret, einen breiten Stein vor dem Eingange niederfallen läßt. Andere machen Schlingen von Fiſchbein, die ſie über ein mit Häring angefülltes Loch im Schnee legen, und in einer Hütte von Schnee ſitzend zuziehen. Man fängt ſie in Grönland auch in einer Art von Wolfs-Gruben, die in den Schnee gegraben, rings herum platt gemacht, und oben mit Häringen beleget ſind. Die Grönländer finden bey dem Fuchs-Fange einen doppelten Gewinn; denn ſie verkaufen die Bälge, vornehmlich wenn es blaue ſind, ſehr theuer, und eſſen das Fleiſch lieber, als Haſen.

Die Kamtſchadalen an dem ſüdlichen Vorgebirge, verſtehen die Kunſt, die Füchſe mit Garnen zu fangen. Mitten durch ein aus den Bart-Haaren der Wallfiſche gemachtes Garn, ſtoßen ſie einen Pfahl, an den ſie eine lebendige Schwalbe anbinden. Der Jäger verbirgt ſich mit einem Stricke, der durch die Ringelchen des Garnes gezogen iſt, in eine Grube. Wenn nun der Fuchs die Schwalbe anfallen will, zieht der Jäger den Strick, und das Thier iſt gefangen. Ohne Zweifel treibt es der Hunger in dieſe Falle; denn ſonſt ſind dergleichen Nachſtellungen für das liſtigſte Thier ziemlich grob. Uebrigens waren ehemahls die Füchſe bey den Kamtſchadalen ſo gemein oder ſo verhungert, daß ſie zu ihnen kamen, mit aus ihren Hunde-Trögen fraßen, und ſich mit Stockſchlägen tödten lieſſen.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 20 B. S. 264.

In Jsland findet man ſchwarze, blaue, rothe und weiße Füchſe. Um dieſe Thiere deſto leichter zu fangen, legen die Einwohner ein todtes Schaf oder Pferd in das freye Feld, welches ſehr weit einen ſtarken Geruch verbreitet. Die durch den Geruch herbey gelockten Füchſe verſammeln ſich um das Aaß, bey welchem der Jäger eine Hütte ſo anzubringen weiß, daß er daraus ſehen kann, ohne geſehen zu werden, und daß er aus derſelben auf jeden Flinten-Schuß 4 bis 5 Füchſe erlegen kann.

Tremarek Reiſebeſchreib. ſ. Berl. Samml. 7 Band, S. 151, f.

Nach dem Berichte der neueſten Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 200, fangen die Jsländer die Füchſe folgender Maßen. Wenn eine Fuchs-Höhle gefunden iſt, beſtellt man einen Schützen, der ſich dabey eine Hütte bauet, um ſich darin zu verbergen. Er ſucht beſonders das Männchen zu ertappen. Iſt der Fuchs in der Höhle, ſo kommt weder er, noch die Jungen hervor, ehe die Hungersnoth ſie zwingt, einen Ausfall zu wagen, und noch weniger kommt er hervor, wenn er die Nachſtellung merkt. Der Schütze ſucht alsdann die Jungen, theils durch Lock-Speiſen, theils durch Eröffnung der Höhle, zu erhalten; einen davon behält er lebendig bey ſich, und kneipt ihn ſo lange, bis er ſchreyet, da ſich denn ſogleich der alte Fuchs, aus natürlichem

Trie-

Triebe, nähert. Wenn der alte Fuchs in der Höhle eingeſchloſſen iſt, zündet man Mos und Kraut in der Oeffnung der Höhle an, daß der Rauch einzieht. Die Jungen erſticken bald, die Alten aber nicht ſo geſchwinde. Oft muß der Schütze 3 bis 4 Tage bey der Höhle warten.

Hr. Georgi in der erſten Ausgabe ſeiner Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs, St. Petersb. 1776, gr. 4. erzählt, daß die Oſtiaken, wenn ſie des Sommers junge Füchſe antreffen, dieſelben in die Jurten (Hütten) nehmen, mit dem Abgange von Fiſchen füttern, und ihnen endlich für das Koſtgeld die Pelze ausziehen. Sie ſind wegen dieſer Thiere ſo ſorgfältig, daß die Weiber die ganz jungen an den Brüſten ernähren. Weil magere Füchſe beſſere Bälge als fette haben, zerbrechen ſie den Thieren vor dem Erwürgen ein Bein, damit ſie vor Schmerzen wenig freſſen mögen.

Einen lebendig gefangenen Fuchs von einem Orte zum andern zu führen, bedient man ſich eines Behältniſſes, welches der Fuchs-Kaſten genannt wird. Es wird derſelbe 1 Elle lang, und ½ Elle breit und hoch, von ſtarken eichenen Bretern gemacht, und die Luftlöcher werden mit Eiſen-Blech wohl beſchlagen. Der Fraß und das nöthige Waſſer wird ihm von auſſen eingeſchüttet.

Das Fuchs-Prellen, Fr. berner des renards, nennet man, wenn die Füchſe mit einem ſtarken Tuche, welches die Prelle genannt wird, oder mit langen, von zwey oder mehrern Perſonen gehaltenen Netzen, (welche daher Prell-Netze heißen) darüber ſie weg paſſiren müſſen, in die Höhe geſchnellt (geſchupft), und einige Ellen hoch in die Luft geſchleudert werden, dergleichen Art von Jagd-Luſtbarkeit inſonderheit an großer Herren Höfen, bey verſchiedenen Solennitäten, üblich iſt. S. Fig. 815.

Wenn von der Landes-Herrſchaft dergleichen beſchloſſen worden iſt, ſo wird von dem Ober-Jägermeiſter, als Directeur der ganzen Jägerey, an die Ober-Förſter und Wild-Meiſter Befehl ertheilet, daß ſie allenthalben die Füchſe lebendig in Netze einfan-

gen, und in Kaſten nach der Reſidenz auf den Jägerhof liefern ſollen. Sie werden alsdann in einen wohlverwahrten Zwinger beyſammen ausgelaſſen, und mit angeſchafftem Futter von dem Kafiller gefüttert. Bisweilen müſſen auch von den Forſt-Bedienten auf eben dieſe Art lebendige Haſen, Dachſe, Biber, Fiſch-Ottern, wilde Katzen, Marder, Jltiſſe u. d. gl. geliefert werden. Es iſt auch wohl ein jeder Ober-Förſter oder Wild-Meiſter, der ein wenig Ambition hat, bedacht, daß er die Thiere lebendig einfangen möge. Bisweilen werden auch Jährlinge, Friſchlinge und Bachen, auf Befehl mit eingefangen, welches aber verſchwiegen werden muß. Dieſe Thiere werden alsdann in Kaſten auf den beſtimmten Platz gebracht. Dieſer wird mit Tüchern umher, inſonderheit an der Erde, dicht befeſtiget, damit die Füchſe nicht unten hinaus kommen, und Verdruß erregen. Sie werden auch auf den mit Gras bewachſenen Jägerhof gebracht, da es nicht nöthig iſt, Tücher zu ſtellen. Sollte aber die Herrſchaft unpäßlich, oder die Gemahlinn in den Wochen ſeyn, ſo wird das Prellen auf dem Schloßplatze vorgenommen, und die Herrſchaften ſehen aus ihren Zimmern mit Vergnügen zu, ergetzen ſich an den Luftſprüngen und Capriolen der Haſen und Füchſe, an dem Umfallen der Cavallier und Damen, zumahl wenn die in heimlichen Kaſten verborgenen Säue unter ſie gelaſſen werden, da es bey den geordneten Reihen und Gliedern eine ziemliche Verwirrung erweckt, und ein großes Gelächter verurſachet. Der Platz muß wenigſtens eine Viertel-Elle hoch mit Sande bedecket und gleich geharket ſeyn, damit die Luſt deſto länger dauern, und die Voltigier-Sprünge der Füchſe und Haſen deſto lebhafter und öfter geſehen werden mögen; denn ſonſt würde die Luſt ſich bald endigen, wenn die armen Thiere bey dem Herunterfallen den Kopf an die Steine ſchlügen, oder den Rückgrath, das Kreutz, oder die Läufe zerbrächen. Erſcheinen nun an dem beſtimmten Tage die Cavallier und Damen in grüner Kleidung bey Hofe, ſo werden ſie an ihre Stellen angewieſen, daß alſo wechſelsweiſe ein Cavallier und eine Dame einander gegen über vor ſich haben, welcher mit ihr den Fuchs mit den hierzu gehörigen Tüchern oder Netzen aufzieht und prellet.

Die Prellen können auf zweyerley Art verfertiget werden. Erſtlich macht man ſolche von Gurten, wie an den Sätteln, zu Bauch-Gurten genommen werden; ſie müſſen aber eine ſtarke Hand breit, und 9 bis 10 Ellen lang ſeyn. An beyden Enden wird ein Knebel gemacht, woran man mit beyden Hän-

den

den anfaſſen kann. Ferner werden dergleichen auch von Leinen gemacht, die einen Finger dick, und 10 bis 12 Ellen lang ſind. Hierzu kommen hölzerne Knebel, in welchen 4 Löcher, jedes 4 Zoll von einander, ſind. Dadurch werden die Leinen gezogen, und mit einem halben Knoten geknüpft. Die Knebel kommen auch 1½ Elle weit aus einander; an beyden Enden aber werden zwey Knebel angemacht, da man an beyden Seiten angreifen kann, wie es ſich denn auch mit dieſen beſſer, als mit denen von Gurten, prellen läßt.

Nachdem ſich nun die Cavallier und Damen dabey eingefunden haben, werden 3, 4 oder mehr Reihen formiret, und ſind alſo 2 bis 3 Gaſſen zu ſehen. Auf Befehl der Herrſchaft werden die Kaſten der Füchſe und Haſen zuerſt geöffnet, daß alles durch einander die Gaſſen paſſiret. Soll es nun bald zu Ende gehen, ſo werden die Säue heraus gelaſſen, und dieſe machen ſodann bey den Damen unter ihrer langen Kleidung einen unbeſchreiblichen Rumor.

Solcher Geſtalt iſt das Fuchs-Prellen ein ausnehmendes Plaiſir, beſonders wenn ſich die zwey, welche mit einander prellen, recht verſtehen, und zugleich rücken, da ſie alsdann den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe bringen. Rücken ſie aber nicht in Einem Tempo, ſo überſchlagen ſie dieſelben nur, daß ſie von einer Prelle auf die andere kommen. Hiernächſt iſt dieſes Fuchs-Prellen auch eine vollkommene Leibesbewegung. Es gehört aber ſowohl Force, als Geſchicklichkeit, dazu. Wer mit dem Prellen die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, kann von dem andern umgerückt werden, oder ſich doch verrenken.

Die Solennitäten eines von dem Herzoge in Braunſchweig Ludewig Rudolph, 1724, in Blankenburg gehaltenen Fuchs-Prellens, beſchreibt Döbel, im 2 Th. ſeiner Jäger-*Practica*, S. 74, f.

Die Fuchs-Bälge, Fr. Peau de renard, ſind in den Herbſt- und Winter-Monathen, bis im Februar, gut, im Frühlinge aber verhären ſie ſich, und werden faſt ganz kahl; auch werden ſie alsdann gern räudig, womit ſie auch manchen Dachs aus ihren Bauen vertreiben; doch curiren ſie ſich wieder recht gut aus.

Die Füchſe verändern in den verſchiedenen Himmels-Gegenden ihr Haar ſo ſehr, daß man ſie, bereits erwähnter Maßen, von allerley Farben antrifft: ſchwar-

ze, blaue, graue, eiſenfarbige, ſilbergraue, weiße, weiße mit ſchwarzem Kopfe, weiße mit einer ſchwarzen Schwanz-Spitze (Blume), kreutzweiſe geſtreifte, rothe u. ſ. w. Die ſchwarzen ſind unter allen Füchſen die ſeltenſten, und nach dem Zobel das koſtbarſte Pelzwerk. Oft bezahlt man einen ſolchen Balg mit 40 bis 50 Thalern. Das Haar daran iſt ſo fein und lang, daß es auf einer Seite, auf welcher man will, herab hängt, dergeſtalt, daß, wenn man den Balg bey dem Schwanze in die Höhe nimmt, das Haar neben den Ohren herab fällt. Sie wohnen auf Spitzbergen, Grönland, Lappland, Canada. Die Haare haben bey ihrer Schwärze einen ſchönen Glanz. Man ſetzt aus dieſem Pelzwerke Unterfutter und Aufſchläge zuſammen. Die weißen Füchſe, welche man ſonderlich in Spanien, Rußland und andern nördlichen Ländern findet, ſind den Kaninchen nicht ungleich, verlieren aber gern ihr Haar. Die Haare ſind gut, aber ein wenig grob. Mit dieſen Bälgen werden gemeiniglich die ungariſchen Pelze gefüttert. Die blauen Füchſe fallen in das Graublaue. Es macht ſie ihre Seltenheit angenehm. Man erhandelt ſie über Frankreich und England. Ihr Haar ſpiegelt einen guten Glanz, und man macht davon Pelze und Aufſchläge für das Frauenzimmer. Die grauen Füchſe kommen aus Dänemark. Die Haare des Rükkens ſpiegeln eine Silberfarbe. Man wendet dieſe Bälge zu Müffen und Mützen an.

Einige Meilen von Tumeen, am Fluſſe Tura, in der ruſſiſchen Tatarey, iſt ein Gehölz, Heetkoiwollock genannt, worin ſich eine Art grauer Füchſe befindet, deren Farbe ſich im Winter nicht, wie an den andern, verändert. Dieſe Füchſe ſind noch einmahl ſo ſtark, als die ordentlichen; ſie haben ein ſehr dichtes Leder, und einen ſo ſchönen Balg, daß er für eine der koſtbarſten Rauch-Waren geachtet wird. Weil aber dieſes Pelzwerk nur an dieſem einzigen Orte in Rußland gefunden wird: ſo iſt es unter hoher Strafe verbothen, damit zu handeln, und es auſſer Landes zu verführen, indem es einzig und

allein zum Gebrauche des Hofes beſtimmt iſt. Sonſt hat auch dieſes Thier die beſondere Eigenſchaft an ſich, daß, wenn es im Walde irgend einen Fuchs findet, der nicht von ſeiner Gattung iſt, es ihn tödtet und auffrißt.

Die mit einem Kreutze gezeichneten, oder ſo genannten Kreutz-Füchſe, haben, von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen gleich ſchwarzen Streif oder Strich, welchen ein anderer, der von den Schultern und Vorderläufen herauf kommt, durchkreutzt. Dieſe werden den gemeinen rothen vorgezogen, ſind auch größer und dicker an Haaren. Es gibt auch rothe Füchſe mit einem gelben Kreutze auf dem Rücken. Ihr Vaterland iſt das äuſſerſte Norden. Den Balg der Kreutz-Füchſe wendet man zu Manns-Müffen, zum Kleiderfutter, und zu Aufſchlägen an. Die braunen oder Brand-Füchſe ſind aus braunen und grauen Haaren gemiſcht, und werden auch nicht geringe geachtet. Die gemeinen rothen Füchſe, mit einer weißen Schwanz-Spitze, bekommen wir meiſtentheils aus Polen. Man gebraucht ſie zum Aufſchlage und Kleider-Futter. Die bleichen Kehlen werden zum Aufſchlage für unſere Huſaren-Officier heraus geſchnitten. Der Rücken und die Seiten dienen zum Futter.

Die ſchönſten Fuchs-Bälge werden von den Lappländern an die Ruſſen, Schweden und Dänen geliefert, von welchen ſie die Engländer, Holländer und Hamburger kaufen, und gegen andere Waren, die ſie ihnen aus ihren Ländern zuführen, eintauſchen, und ſie hernach an die Franzoſen und andere Nationen in Europa und Aſien, welche dergleichen gebrauchen, wieder verkaufen. Sonſt liefern auch Natolien, Armenien und die kleine Tatarey, eine Menge Fuchs-Bälge, worunter die, welche von Aſoph, Caffa und der Krimm kommen, für die ſchönſten geachtet werden. Es werden ihrer viele davon nach Conſtantinopel, und an einige andere Oerter in Europa geſchicket; die aber von ſelbigen für

Frankreich beſtimmt ſind, kommen, ob zwar nicht gar häufig, gemeiniglich über Marſeille.

In Verlaſſenſchaften gehören die Fuchs-Pelze nicht zum Heergeräthe, es wäre denn des Erblaſſers beſtes Kleid damit gefüttert; ſie ſind auch, gleich anderm Pelzwerke, nur alsdann Gerade, wenn ſie zu weiblichen Habiten wirklich getragen oder dazu zugeſchnitten worden ſind.

Von den ſchönſten Fuchs-Schwänzen macht man eine Art von Hals-Kragen, die im Winter, wenn man über Land zu reiſen hat, gute Dienſte thun. Die ſchlechtern werden gebrauchet, um damit den Staub von Gemählden und anderm koſtbaren Hausrathe wegzunehmen, da man ſie an das Ende eines Stieles, nach Art eines Flederwiſches, anbindet. Bey Verfertigung des vergoldeten und verſilberten Leders, nimmt der Arbeiter, wenn die Haut mit Silber-Blättern bedeckt iſt, einen Fuchs-Schwanz, und macht davon einen Bauſch, womit er die Blätter tüpfet, indem er ſie drückt, und darauf etliche Mahl gelinde aufſtößt; auf ſolche Art bringt er ſie an den Leim, damit ſie ſich an die Flächen recht genau anlegen; nachher reibt er mit eben dieſem Fuchs-Schwanze die Haut auf allen Seiten ganz leicht oben hin, ohne ſie zu drücken, um dadurch das nicht aufgeleimte Silber, und dasjenige, was zu viel iſt, wegzunehmen. Endlich bedient man ſich des Fuchs-Schwanzes auch bey dem Meiſen-Fange, wie ich im Art. Meiſe zeigen werde.

Das Fleiſch des Fuchſes iſt nicht ſo ſchlimm, als des Wolfes; die Hunde freſſen es. Ja, es wird ſo gar in manchen Ländern von den gemeinen Leuten gegeſſen, vornehmlich im Herbſte, wenn der Fuchs ſich mit Weintrauben gemäſtet hat. Bey den Grönländern, Tunguſen und Lappländern, iſt der Genuß dieſes Fleiſches nichts ungewöhnliches. Fuchs-Würſte dienen bey den Jägern bloß zum Spaß, und werden folgender Geſtalt gemacht. Man nimmt die Därme von einem Fuchſe, nebſt deſſen Herz, Lungen und Leber,

mit vermengtem Salz, Kümmel, Jngber, Pfeffer, und etwas von zahmen Fleiſch, hacket dieſes alles unter einander, läßt es kochen, und füllet es in einen Fuchs-Darm. Hat nun jemand eine ſolche Wurſt verzehrt, ſo wird er ausgelacht, die Jäger blaſen die Hiefhörner, und bellen dazu, wie die Hunde und Füchſe.

Jn den Apotheken führte man ſonſt, aber zum Glück jetzt nur ſparſam oder gar nicht, das Fett oder Schmalz, die Lungen, Leber, Milz, das Blut, den ganzen Fuchs, das Fuchs-Oehl, den Fuchs-Koth, die bereiteten Zungen, u. ſ. w.

Das Blut von dem Fuchſe, wird wieder die Nieren- und Blaſen-Schmerzen, das Fett aber in Contracturen, in der Epilepſie der Kinder, in Krampf-Beſchwerden und Ohren-Schmerzen, wie auch Heilung der Wunden, und bey erfrornen Gliedern, damit geſchmiert, gebraucht. Die Lungen von einem jungen oder mittelmäßigen Fuchſe, werden in den Apotheken mit verſchiedenen andern Stücken verſetzt, und gegen das Keichen, den Huſten, die Lungenſucht und allerley Bruſt-Beſchwerden, verordnet. Die Lungen werden, zu dieſem Behuf, von den Materialiſten geführet, und können, wenn ſie mit laulichem Wein von ihrem Blute gereinigt, und in Pfeffer oder Wermuth gelegt worden ſind, lange Zeit vor Würmern bewahret werden. Die Lunge, wenn man die Gurgel davon wegthut, ſodann Malvaſier warm machet, über die Lungen ſchüttet, und ſie daraus abwäſcht, hernach dieſelben hinter dem Ofen an der Wärme allmählich trocknen läßt, und alſo aufhängt oder hinleget, und geſtoßenen Wermuth dabey ſtreuet, damit ſie ſich deſto länger halten, ſollen den Lungenſüchtigen, imgleichen denen, welche einen ſchweren Athem haben und faſt keichen, wenn man nähmlich 1 Quent derſelben, geſtoßen, des Morgens nüchtern mit Ehrenpreis- oder Wegewart-Waſſer einnimmt, gut ſeyn. Man ſtößt ſie auch, bindet ſie in ein Tüchlein, thut ſie in Wein, und trinkt davon. Von der Lunge wird auch in den Apotheken eine Latwerge bereitet, welche man Fuchs-Lungenſaft, L. Looch de pulmone vulpis, Fr. Looch de poumons de renard, nennet. Die Leber ſoll ebenfalls, wie die Lunge, für die Schwindſucht dienlich ſeyn. Der Koth oder Miſt in Eſſig geweicht, und die grindige Haut damit geſchmiert, heilet ohne Gefahr des Einſchlagens. Die Zunge wird zur Stärkung der Augen gerühmt.

Von dem ceyloniſchen Fuchſe, ſiehe unter Ichnevmon.

* * *

2. Figürlich.

1) Das Rauchwerk von Füchſen, im gem. Leben und ohne Artikel. Einen Rock mit Fuchs oder Füchſen füttern.

2) Von der Farbe. (a) Ein Pferd, deſſen Haare in das Röthliche fallen; im mittlern Lat. Bagus, Fr. Alezan. Die Füchſe werden nach ihrer Vermiſchung wieder in Recht-Füchſe, Dunkel-Füchſe, Schweiß-Füchſe, Roth-Füchſe, und Licht-Füchſe unterſchieden. Die erſte Art, nähmlich die Recht-Füchſe, oder die rechten, d. i. wahren Füchſe, worunter man die röthlichen Pferde von der gewöhnlichſten oder gemeinſten Art verſteht, wird nur die Bauern-Art genannt, weil ſolche unter den Bauer-Pferden ſehr gemein iſt. Ihre Farbe iſt etwas dunkler, als der Licht-Füchſe. Dieſe Art iſt hitzig und freudig, aber auf gar kurze Zeit; denn bey der harten Feld-Arbeit erliſcht ihr Muth oft dergeſtalt, daß man gar nichts feuriges mehr an ihnen finden kann. Die Dunkel-Füchſe fallen mehr ins Braune. Der Schweiß-Fuchs hat beynahe daſſelbe Haar, nur ſcheint es, als wenn es mit Iſabellen-Haar vermiſcht wäre. Sie ſind zum öftern geapfelt, und allemahl mit weißen Mähnen und Schweifen verſehen. Die Schweiß-Füchſe mit ſchwarzen Mähnen ſollen gar nicht zu ermüden ſeyn, ſind aber rar. Die Schweiß-Füchſe liebt man inſonderheit zu Zügen. Der Brand- Feuer- oder Roth-Fuchs, Fr. Alezan brulé, iſt ein röthliches Pferd mit rother Mähne; Andere ſagen: mit ſchwarzer Mähne und ſchwarzen Beinen. Der Kohl-Fuchs, oder eigentlich Kohlen-Fuchs, iſt ein röthliches Pferd, deſſen Haare in das Schwarze fallen. Der Hell-Fuchs oder Licht-Fuchs, Fr. Alezan clair, iſt ein röthliches Pferd, von einer hellen Farbe, wie trockener Lehm; ſie haben theils einen weißen Schopf

oder

oder Mähne, auch dergleichen Schwanz, und heißen alsdann Weiß-Füchſe, in Anſehung des übrigen Leibes ſind ſie theils hell- theils dunkler roth. Die goldfarbenen Pferde nennt man Gold-Füchſe; und die röthlichen Pferde, deren Haare in die Leberfarbe fallen, Leber-Füchſe. Die Füchſe insgeſammt ſind weiche Roſſe, welche leicht unter der Arbeit ſchwitzen und erliegen, ob ſie gleich dieſelbe noch ſo hitzig und freudig angetreten haben.

(b) Auch einen Menſchen mit röthlichen Haupt-Haaren pflegt man im niedrigen und verächtlichen Verſtande einen Fuchs oder Fuchs-Kopf zu nennen.

(c) Ein Ducaten, von der röthlich gelben Farbe, im niedrigen Scherze. Füchſe haben, Ducaten.

(d) Eine weſtphäliſche Scheidemünze, welche 2 Pfennige oder 4 Häller gilt.

2 Füchſe machen ein Fettmännchen; $2\frac{2}{3}$ Füchſe, einen Kreutzer; 4 Füchſe, einen Stüver; 10 Füchſe, einen guten Groſchen; 30 Füchſe, einen Schilling; 80 Füchſe, einen cleviſchen Gulden; 120 Füchſe, einen cleviſchen Thaler; und 160 Füchſe, einen Reichsthaler.

3) Von der Liſt, im gem. Leben, ein liſtiger, verſchlagener Menſch. **Er iſt ein ſchlauer Fuchs, ein alter Fuchs.**

Luc. 13, 32. wird Herodes aus gleicher Urſache ein Fuchs genannt.

4) Von der Furchtſamkeit und Schüchternheit. Vermuthlich rühret es aus dieſer Urſache her, daß junge Studenten auf Univerſitäten, im erſten Jahre von den ältern Füchſe, Fr. Grimaud, genannt werden, welches noch ein Ueberreſt des ehemahligen Pennalweſens iſt.

Daß dieſes Scheltwort ſchon ſehr alt iſt, erhellet aus dem ſaliſchen Geſetze, wo es Tit. 32. §. 3. heißt: Si quis alterum *vulpeculam* clamauerit, — — 120 denariis culpabilis indicetur. In der Provence bedeutet volpil noch jetzt furchtſam, und Volpilarge, Trägheit, Feigheit.

Auf ähnliche Art heißt ein neu geworbener Soldat von den Uebrigen ein Zopf oder Strutz; ein Böttcher-Junge, wenn er losgeſprochen wird, ein Ziegenſchurz; bey den Spitzbuben einer, der ihre Sprache noch nicht verſte-

verſtehet, ein Wittſtock, u. ſ. f. Siehe Schul-Fuchs und Füchſeln. Nach einer noch weitern Figur iſt ein Fuchs im Billiard-Spiele, ein Ball, der ohne Abſicht, durch ein Ungefähr gemacht wird; dergleichen Bälle auch Füchſe, d. i. unerfahrne Neulinge zu machen im Stande ſind.

5) Ein Fehler, in verſchiedenen Fällen der niedrigen Sprech-Art, wofür ſonſt auch das Wort Bock üblich iſt.

Im Bergbaue ſchießt oder macht man einen Fuchs, wenn das Pulver zum Bohr-Loche hinaus fähret, ohne ſeine Wirkung zu thun.

Fuchs, (Halb-) ſiehe in H.

Fuchs-Aente, eine Art wilder Aenten, welche ſich, wie die Füchſe, Gruben unter der Erde macht, in welchen ſie niſtet, und eine Abänderung der gemeinen Kriech-Aente iſt.

Fuchs-Amber, gefüchster Amber, Fr. Ambre renardé, ein Nahme, welchen Einige dem ſchwarzen Ambra (ſ. Th. I, S. 625, f.) geben, weil ihm die Füchſe nachgehen.

Fuchs-Balg, die Haut oder das Fell von einem Fuchſe; ſiehe oben, S. 405, f.

Den Fuchsbalg an die Löwenhaut flicken, Fr. coudre la peau du renard à celle du lion; wenn die Löwenhaut nicht gilt, muß der Fuchsbalg gelten, was man mit Gewalt nicht erlangen kann, muß man durch Liſt zu erlangen ſuchen.

Fuchs-Bart, Aſtragalus Tragacantha *L.* ſ. Traganth.

Fuchs-Bau, der Bau, d. i. die Höhle eines Fuchſes unter der Erde; ſiehe oben, S. 366.

Fuchs-Beere, in einigen Gegenden eine Benennung der Bocks-Beere, oder kriechenden blauen Brombeere, Rubus cæſius *Linn.*; ſiehe Th. VI, S. 785, No. 9.

Fuchs-Behälter, ſiehe oben, S. 398.

Fuchs-Blut, ſiehe oben, S. 409.

Fuchs-Eiſen, eine Falle von Eiſen oder Stahl, Füchſe damit zu fangen; ſiehe oben, S. 382, ſgg.

Fuchs-Fett, ſ. oben, S. 409.
Fuchs-Gans, eine Art wilder Gänſe in Schweden und Preußen, welche wie die Füchſe in der Erde niſtet; ſ. unter Gans.
Fuchs-Garten, ſ. oben, S. 400.
Fuchs-Geſchoß, eine Art der Selbſt-Geſchoſſe, welche auf Füchſe geſtellet werden; ſ. Selbſt-Geſchoß.
Fuchs-Graben, das Ausgraben der Füchſe; ſ. oben, S. 378, f.
Fuchs-Grube, ſ. oben, S. 366.
Fuchs-Hödlein, Orchis; ſ. Knaben-Kraut.
Fuchs-Höhle, ſ. oben, S. 366.
Fuchs-Jagd, ſ. oben, S. 376.
Fuchs-Kaſten, ſ. oben, S. 403.
Fuchs-Kopf, ſ. oben, S. 411.
Fuchs-Koth, } ſ. oben, S. 409.
Fuchs-Leber, }
Fuchs-Loch, ein Fuchsbau; ſ. oben, S. 366.

Fuchs-Löcher machen, heißt auf Bergwerken, wenn nicht bergmänniſch gebauet, ſondern bald hier bald da ohne Noth Löcher gemacht, nach Erz gegraſet, und daſſelbe weggehauen, und nicht auf die Nachkommen gedacht wird.

Fuchs-Lunge, ſ. oben, S. 409.
Fuchs-Maulbeere, Brombeere; ſ. Th. VI, S. 780.
Fuchs-Miſt, eigentlich der Miſt, d. i. der Auswurf des Fuchſes; ſ. oben, S. 409.

In dem Hüttenbaue nennet man figürlich ſo die eingeſtoßene Vorwand des Stich-Ofens, und die Kinn-Backen um den Ofen, wenn ſie eingeriſſen ſind.

Fuchs-Pelz, nennet man bisweilen einen Fuchs-Balg, insgemein aber einen aus vielen ſolchen Bälgen zuſammengeſetzten Pelz, oder einen mit Rauchwerk von Füchſen gefütterten Rock; ſ. oben, S. 406, und 408.

Den Fuchs-Pelz anziehen, figürlich in den niedrigen Sprech-Arten, ſich der Liſt bedienen, im Gegenſatze des Wolfs-Pelzes.

Fuchs-Prellen, ſ. oben, S. 403, fgg.

Fuchs-Rebenſtrauch, Vitis vulpina *Linn.* ſ. in R.

Fuchs-roth, Fr. roux, dem Fuchſe an röthlicher Farbe gleich, fuchſicht. Fuchsrothes Haar. Niederſ. voſſig.

Fuchs-Schecke, ſ. unter Schecke.

Fuchs-Scheide, bey den Kürſchnern, drey flache in Geſtalt einer Pyramide zuſammen gefügte Hölzer, den abgezogenen Fuchs-Balg darüber auszuſpannen und zu trocknen.

Fuchs-Schrot, ſ. unter Schrot.

Fuchsſchwänzen, Fuchsſchwänzer; ſ. im folg. Art.

Fuchs-Schwanz. 1. Eigentlich, der Schwanz oder Schweif des Fuchſes; ſ. oben, S. 365, und 408.

Den Fuchsſchwanz ſtreichen, figürlich, ſchmeicheln, beſonders wenn ſolches zum Schaden eines Dritten geſchiehet; wofür man auch im Oberdeutſchen ſagt den Falben ſtreichen; ſ. Th. XII, S. 125.

2. Figürlich.

1) Schmeicheley, Liſt, Ränke; auch wohl ein Schmeichler ſelbſt, beſonders ſo fern er zum Schaden Anderer ſchmeichelt. Einen Fuchsſchwanz abgeben, andere verkleinern. Daher fuchsſchwänzen (*), Fr. flater, cajoler, pateliner, ſo nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich iſt, den Fuchsſchwanz zum Schaden eines Andern ſtreichen, einem zum Schaden eines Dritten nach dem Munde reden; und das eben ſo niedrige, einen verfuchsſchwänzen, ihn auf ſolche Art verläumden. Fuchsſchwänzer (**), L. Adulator, Baſiator, Fr. Flateur, Adulateur, Donneur de gabatines, der ſich bey jemanden zum Schaden eines Dritten einzuſchmeicheln ſucht; einer, der um eine Mahlzeit Brodes, um jemandes Gunſt zu erwerben, oder ſonſt um einiger Abſicht und Eigennutzes willen, ihm ſchmeichelt, und wieder beſſer Wiſſen und Gewiſſen, nach dem Munde redet, un-

ſchal-

(*) Im Dän. Fuchsſvantſe, wofür im Osnabrück. faggeln, in Bremen flojen, flickflojen, flojſtraken, von floj, ſchmeichelhaft, und in andern Gegenden Weſtphalens flönken üblich iſt.

(**) Niederſ. ein Faggeler, Flickflojer, Flojſtraker.

ſchuldige Leute verdächtig machet und verunglimpfet, und ſich dadurch Anſehen und Vertrauen zu erwerben ſucht. Wie nun dieſes Laſter ſo gemein iſt, daß nicht leicht ein Haus zu finden iſt, darin ſich nicht eine ſolche Peſt einſchleiche: eben ſo ſündlich, ſchändlich und verhaßt iſt es auch; und wenn es lange genug andern geſchadet hat, ſtürzt es zuletzt ſeinen eigenen Herrn.

2) Eine Benennung verſchiedener Pflanzen, deren an einem langen Stiele neben einander befindliche Blüthen einige Aehnlichkeit mit dem Fuchs-Schwanze haben.

(a) Eines beſondern Gewächſes, welches ſich nirgends anders, als in den Röhren der Waſſer-Leitungen finden läßt, und als ein Gewirre von den kleinſten Zäſerchen ſich durch die Waſſer-Röhren ausbreitet, und dieſelben endlich verſtopfet. Man fand dergleichen z. E. im Januar 1759, in den Röhren der Waſſerleitung des Waiſenhauſes zu Halle, welche dieſen Anſtalten das beſte Waſſer, ſo man daſelbſt hat, zuführt und an 16000 Rthlr. gekoſtet hat, nachdem man eine Zeitlang den daher rührenden Mangel des Waſſers, welches zuletzt faſt gänzlich ausblieb, empfunden hatte. Dieſes haben die Franzoſen Queues de renard, Fuchs-Schwänze genannt, und man hat im Deutſchen dieſen Nahmen auch beybehalten. Der Aberglaube hat ihm die Benennung Nixhaare gegeben.

Die Meinungen von dem Entſtehen dieſes Gewächſes, ſind ſehr unterſchieden. Einige haben geglaubt, es wäre ein beſonderes Waſſer-Mos; erſt ſetze ſich ein Schlamm vom Waſſer in der Röhre an, woraus hernach dieſes Gewächs entſtände. Allein, das Mos wird nicht vom Schleime generirt, und hat auch keine ſo holzichte Subſtanz. Andere hielten dafür, es müſſe ein gewiſſer Same in die Röhre gekommen ſeyn, von dem dieſe Wurzeln im Waſſer ſo lang fortwüchſen. Hr Prof. Schreber hingegen behauptet das Gegentheil. Der Anfang ſolcher Fuchs-Schwänze, welche er unterſucht hat, war eine einzige Wurzel, und das übrige alles Ausläufer davon. Er hat auch deutlich geſehen, daß ſolche ſich durch eine kleine Oeffnung der Röhre durchgezwungen hat. Wenn von einem einzigen Samenkorne auch ſo

viel

viel und lange Wurzeln auslaufen könnten, ſo müßte man doch auch daran wahrnehmen, daß ſie über ſich gewachſen ſeyn, welches man aber hier auch mit einem gewaffneten Auge nicht entdecken konnte. Dalechamp, in der Hiſt. plant. Lugdun. S. 1022, macht dieſes Gewächs gar zu einer eigenen Pflanze, der er den Nahmen Trichomanes aquaticum beygeleget hat. Bauhin will die Pflanze zu Stuttgard in einem Brunnen haaricht ſchwimmend geſehen haben. Nach Cargills Urtheile ſoll es die Wurzel vom Bocksbart ſeyn; wie er denn dergleichen einmahl zu Baſel an den Wurzeln einer alten Weide angetroffen hat. Indem aber Dillenius, in der Hiſtoria muſcorum, S. 30, dem Cargill wiederſpricht, weil man die Wurzeln des Bocksbartes in dergleichen Waſſern niemahls antreffen würde: ſo zeigt er, daß dieſes Geſchlecht hauptſächlich von alten Weiden-Bäumen ſeinen Urſprung hätte, und daß die Zäſerchen deſſelben meiſtens haarförmig, von Farbe aber braun oder röthlich wären, welches ſich bey denen, ſo in den Röhren liegen, ebenfalls zeige. Hr. Schreber aber behauptet, daß es auch Wurzeln anderer Bäume ſeyn können, wie er denn an ſolchen Orten in den Waſſer-Röhren Fuchs-Schwänze gefunden hat, wo keine Weiden, ſondern Obſt- und Hecken-Bäume in der Nähe geſtanden. Und hieran zweifle ich gar nicht, und glaube überhaupt, daß allerley Wurzeln, inſonderheit von Bäumen, ſich in die Waſſer-Röhren, wenn ſolche beſchädigt ſind, einſenken, und darin weiter verbreiten können. Daher auch kein beſſeres Mittel, dieſer Unbequemlichkeit auszuweichen, ſeyn dürfte, als entweder alle Bäume von dergleichen Waſſer-Leitungen zu entfernen, oder, da dieſes ſich nicht allemahl thun läßt, wenn die Röhren durch Waldungen, Baum-Gärten, Alleen u. ſ. f. geführet werden müſſen, ſolche Röhren zu Waſſer-Leitungen zu gebrauchen, welche lange Zeit gut und unbeſchädigt bleiben, dergleichen die töpfernen und bleyernen ſind.

Hr. v. Haller hat in der Enum. ſtirp. helvet. S. 3 angemerkt, daß die Fuchs-Schwänze zu Bern in den Waſſer-Leitungen häufig wären, daß ſie daſelbſt oft 100 und mehr Schritte lang würden, und daß oft die Röhren durch dieſes Wurzel-Gewebe zerbrochen und unbrauchbar gemacht würden; daß man ſie in Bern Straugen nenne, und daß, nach der Bemerkung des Stähelin, dieſelben meiſtentheils aus den Wurzeln der Pappel, welche in die Röhren einzudringen Gelegenheit findet, entſtänden.

Duhamel, in der Phyſique des arbres, Th. 1, S. 86, pflichtet der vorgetragenen Erklärung der Entſtehung des Fuchs-

Schwan-

Schwanzes bey, und erzählt, daß er dergleichen durch die Kunſt ſelbſt gemacht habe.

Von den ſogenannten Fuchsſchwänzen, wodurch die Waſſerröhren verſtopfet werden, und was dabey zu beobachten, ſ. Hrn. Prof. Schrebers neue Sammlung ꝛc. 3 Th. Bützow und Wismar 1763, gr. 8. S. 601—611, und 5 Th. S. 197, f. Stahls Forſtmagaz. 6 B. S. 304, f.

(b) Einer Art Gräſer, welche auch Fuchs-Schwanz-Gras, Alopecurus, oder Gramen alopecuroides genannt wird. Der Kelch beſteht aus zwey länglich-ſpitzigen, vertieften, zuſammen gedrückten, einander ähnlichen Bälglein, unter welchen nur eine Spelze liegt, deren Ränder bis an die Mitte zuſammen gewachſen ſind, und nur oben ein Schlitz offen iſt; aus ihrem Rücken kommt ganz unten eine Granne, welche noch einmahl ſo lang als die Spelze ſelbſt iſt; inwendig ſieht man drey Staubfäden und zwey gekrümmte Griffel; der eyförmige, gelbliche, glatte Same iſt in der Spelze und den Bälglein eingeſchloſſen. Der Ritter von Linné hat 7 Arten derſelben, wovon ich aber nur drey, welche bleibend ſind, und die man bey uns findet, anführen werde.

α) Das Wieſen-Fuchsſchwanz-Gras, falſches Canarien-Gras, Voſſenſtert, Alopecurus pratenſis, culmo ſpicato erecto, glumis villoſis, corollis muticis *Linn.* Gramen phalaroides majus *Bauh.* Alopecurus ſpica ovata *Hall.* Gramen ſpicatum, ſpica cylindrica tenuiſſima longiore *Scheuchz.* Alopecurus panicula cylindracea, calycibus villoſis, ariſta recta *Scop.* Engl. Meadow Fox-Tail. Die zaſerige Wurzel iſt von vieljähriger Dauer. Die Halme ſind 1 bis 1 ½ Elle lang, aufrecht, rund, glatt und weich; die Knoten glatt, das oberſte Gelenk iſt ſehr lang; die Blätter ſind breit, lang, ſtreifig, rauch und ſaftig. Die Kolbe iſt 3 bis 4 Zoll lang, walzenförmig, gerade, aus kleinen in einander gedrungenen Blumen-Büſcheln (jeder von 2 bis 3 feſtſitzenden haarigen Aehrchen) zuſammen geſetzt, welche auf ganz kurzen Stielchen ſtehen, und den Haupt-Stiel völlig decken. Beyde Bälglein ſind

von gleicher Größe, und mit langen glänzenden Haaren beſetzt. Die Spelze iſt den Bälglein ähnlich, und die Granne länger als die Blume; der Same iſt gelblich, und faſt durchſichtig. Es wächſt in den meiſten Gegenden von Deutſchland, Holland, Frankreich, England und Schweden, und blüht von Anfange des Maymonathes bis zum Brachmonath, und bey guter Witterung auch wohl im Jahre zwey Mahl. Es liebt einen etwas niedrigen, mäßig feuchten Wieſen-Grand, der aus fruchtbarer, mit Thon oder Lehm vermiſchter Erde beſteht. Es kann zwar auch in ganz trocknen und in ganz naſſen Boden wachſen; allein, in jenem bleibt es dürftig, und im letztern wird es von andern Gras-Arten verdränget. In ſolchen Gegenden, die vorzüglich guten Wieſenwachs haben, macht es allemahl einen ſehr beträchtlichen Theil des Heues, unter welchem die ſchönen breiten Blätter dieſes Graſes leicht zu erkennen ſind. Es kommt im Frühlinge zeitig zum Vorſchein, hat einen ſtarken Trieb, und macht anſehnliche Stöcke, ſo daß es füglich in einem Jahre drey Mahl gehauen werden kann. Die Halme ſind weich und ſaftig; die Blätter breit. Der Geſchmack iſt auch nach dem Trocknen ſchleimig, ſüßlich und angenehm; es verdient alſo unter den guten Futter-Gräſern billig den erſten Platz. Die Schafe finden zwar auf ſolchen Weiden, wo Wieſen-Fuchsſchwanz wächſt, in Abſicht ſeiner Wolle, ihre Rechnung nicht ſonderlich; doch freſſen ſie dieſes Gras nicht nur friſch, ſondern auch mit vorzüglicher Begierde unter dem Heue. Ueberhaupt kann man behaupten, daß das Heu um ſo viel beſſer, ſchwerer und nahrhafter ſey, je mehr von dieſem Graſe darunter iſt. Es verdient der Wieſen-Fuchsſchwanz auch vorzüglich angeprieſen zu werden, um etwas feuchte Wieſen, und ausgetrocknete ſumpfige und torfige Stücke, durch deſſen Beſäung zu verbeſſern. Die Raupen, welche anderes Gras verzehren, laſſen dieſes unberührt;

daher

daher es auch auf ſolchen Wieſen, wo viel Raupen ſich eingeſtellt haben, nützlich ſeyn könnte.

Will man dieſes Gras anbauen, ſo muß man den Boden vorher umarbeiten und auflockern, welches am beſten im Herbſte geſchieht, ehe die naſſe Witterung einfällt. Man reißt den Raſen um, und leget ihn umgekehrt hin; im Frühlinge ſaet man Hafer darauf, leget ihn unter, und ſtreuet den Heu-Samen entweder ſogleich nach der Ausſaat des Hafers, oder ein Jahr darauf, aus. In dem erſten Falle ſchneidet man den Hafer in der Blüthe ab, und verfüttert ihn grün.

β) Acker-Fuchsſchwanz-Gras, Alopecurus agreſtis, culmo ſpicato erecto glumis nudis *Linn.* Alopecurus myoſuroides *Hudſ.* Es wächſt in den ſüdlichen Provinzen Deutſchlandes, auch in Schwaben, Nieder-Sachſen, England, Frankreich, Italien, in der Schweitz, und in Klein-Aſien, auf den Aeckern, inſonderheit ſolchen, welche einen lehmigen Boden haben, häufig wild, und unterſcheidet ſich von dem Wieſen-Fuchsſchwanz-Graſe zur Genüge, indem dieſes eine zuſammengeſetzte Kolbe mit haarigen Aehrchen, jenes hingegen eine einfache, querlförmig beſetzte Kolbe mit kahlen Aehrchen führt.

γ) Knoten-Fuchsſchwanz, kriechendes Waſſer-Fuchsſchwanz-Gras, kriechendes Spieß-Gras, Flutt-Gras, kleines Flott-Gras, Alopecurus geniculatus, culmo ſpicato infracto, corollis muticis *Linn.* Gramen aquaticum geniculatum ſpicatum *Bauh.* & *Scheuchz.* Es wächſt in flachen Gräben und Sümpfen um die Wieſen, Felder und Waldungen, welche im Sommer größtentheils austrocknen. Es unterſcheidet ſich von den beyden vorigen leicht durch ſeine eingeknickten Stängel, die bey jedem Knoten einen Winkel machen, da bey den erſtern der Halm gerade in die Höhe geht. Es iſt ſüß, aber wegen des Waſſer-Schlammes und der Gewürme unrein, folglich nicht für die Schafe dienlich. Andern

Thieren, welchen dieſer Umſtand weniger ſchadet, wird es mehr nützen.

(c) Des Fenches, Panicum *L.* welcher ebenfalls Fuchs-ſchwanz-Gras genannt wird; ſ. Hirſe. (Wilde)

(d) Einer Art des Amarantes, mit doppelt zuſammengeſetzten, walzenförmigen, herabhängenden ſehr langen Blumen-Trauben (Kämmen); langgeſchwänzter rother Amarant, Amaranten-Baum, Fuchs-Schwanz, Sammet-Blume, Tauſendſchön, Amaranthus caudatus, racemis pentandris decompoſitis cylindricis pendulis longiſſimis *Linn.* Amaranthus magnus *Camer.* Amaranthus major paniculis rubris *Besl.* Amaranthus panicula ſparſa *Gerard.* Amaranthus maximus, racemis ſubcylindricis pendulis, caule erecto arboreo *Mill.* Dieſe jährige Pflanze wächſt in Peru, Perſien, Ceylon, und in unſern Gärten im freyen und guten Lande, 2 bis 3 Ellen hoch, hat einen ſtarken rothgeſtreiſten Stängel, mit vielen aufrecht ſtehenden Aeſten; große, breite, ſpitzige, unordentlich geſtellte, grünröthliche Blätter, aus deren Winkeln ſowohl, als aus den Enden der Aeſte und des Stängels, viele und lange abwärts hangende Blumen-Aehren hervor treiben. Von den kleinen röthlichen Blumen ſitzen viele dicht an einander, und machen beſondere Köpfchen, welche in einiger Entfernung von einander an dem gemeinſchaftlichen Zweige ſitzen, und dergleichen geſchwänzte Aehren vorſtellen. An der Haupt-Aehre ſitzen gemeiniglich unterwärts einige kleinere, daher man ſolche überhaupt als einen Strauß betrachten könnte. Unter jedem Blümchen ſitzt ein kleines grannenförmiges Blättchen; an der Frucht ſieht man nur zwey Hörner, und der Same iſt röthlich. Die Blätter leiden zuweilen eine Veränderung; und man ſieht gefleckte, auch grüne.

Einige der ältern Aerzte haben ſich deſſelben, ſowohl des abgekochten Krautes, als der klein zerſtoßenen Samen, als eines anziehenden Mittels innerlich bedient.

3) Eine

3) Eine Art Säge; ſiehe unter Säge.

Fuchsſchwanz-Gras. 1. Eine Benennung einer Art des Hirſe-Graſes, oder des Fenches, Panicum viride *Linn.*; ſiehe unter Hirſe.

2. Eine Art des Fuchsſchwanzes, welche auf den europäiſchen Wieſen wächſt, und zur Fütterung für das Vieh dienet; Alopecurus pratenſis *Linn.*; ſ. oben, S. 417.

Fuchs-Schweif, im gem. Leben, der Schweif oder Schwanz eines Fuchſes, in der eigentlichen Bedeutung. Auch eine Art Perrücken, welche hinten unter der Band-Schleife etliche Reihen von Locken über einander haben, werden Fuchs-Schweife, ſonſt aber auch Trauben Perrücken genannt.

Fuchs-Sucht, eine Krankheit der Füchſe, da ihnen die Haare ausgehen. Nach einer niedrigen Figur auch wohl eine ähnliche Krankheit bey den Menſchen.

Fuchs-Traube, eine Art Weinſtöcke, Vitis vulpina *Linn.*; ſiehe unter Weinſtock.

Fuchs-Wurſt, ſiehe oben S. 408.

Fuchs-Wurzel, Napellenkraut, Aconitum Napellus; ſiehe Th. 1, S. 366.

Fuchs-Zunge, ſiehe oben, S. 410.

Fuchs-Zwinger, ſiehe oben, S. 398.

Fuchſicht, den Füchſen ähnlich; ſowohl an der Farbe, das Silbergeld ſieht ganz fuchſicht aus; als am Geruche, ein fuchſichter Geruch. Niederſ. voſſig.

Fuchtel (*). 1. Ein Degen mit einer breiten Klinge, ein Rauf-Degen, von welcher Art derjenige Degen iſt, womit bey den Soldaten die Unter-Officiers und Fähnriche beſtrafet werden. Daher das Wort fuchteln, welches in doppelter Gattung üblich iſt: 1) als ein Neu-

(*) Auch im Niederſächſiſchen bedeutet Fuchel einen bloßen Degen, und im mittlern Lat. iſt Faucho, und im Franz. Fauchon, ein in Geſtalt einer Sichel gekrümmtes Schwert. Fuchtel iſt vermittelſt der Endſylbe — el, welche ein Werkzeug bedeutet, von fechten, oder einem ähnlichen Zeitworte gebildet.

trum, mit dem bloßen Degen, oder einem andern ſchädlichen Gewehre unbeſonnen hin und her fahren; im Niederſ. fucheln: 2) als ein Activum, die Fuchtel geben, mit der Fuchtel beſtrafen, einem eine gewiſſe Anzahl Streiche mit dem bloßen Degen geben. Damit die Montur dabey nicht etwa zerſetzet werde, hat man eigene unſchneidige, aber deſto geſchmeidigere breite Klingen, welche bey den Schwertfegern und in den Gewehr-Fabriken Fuchtel-Klingen heißen.

Jemanden unter der Fuchtel halten, unter ſcharfer Zucht.

2. Figürlich, die Strafe mit einem ſolchen Degen, Schläge mit der Fuchtel, ohne Plural. Die Fuchtel bekommen, einem die Fuchtel geben.

Fucus. 1. die Hummel, ein Thier; ſ. in H.

2. Ein Pflanzengeſchlecht; ſiehe Alga.

Fudbürger, in den niedrigen Sprech-Arten einiger oberdeutſchen Gegenden, beſonders in Straßburg, ein Bürger, welcher das Bürger-Recht durch Heurath erhalten hat; von Fod, Fut, vulua.

1. **Fuder** (*), ein nur in Meißen übliches Wort, welches einen Biſſen bedeutet, ſo viel als man auf ein Mahl in den Mund ſtecken kann. Ein Fuder Brod.

Da dieſes Wort nicht bloß im Scherze gebraucht wird, ſo ſcheint es durch die weiche meißniſche Mund-Art aus Futter, pabulum, entſtanden zu ſeyn, ſo wie daraus auch im mittlern Lat. Fodrum geworden iſt.

2. **Fuder**, auf den Blech-Hämmern, eine Art Blech, welche ſchwächer als Kreutz-Blech und ſtärker als Senkler-Blech iſt, und auch Foder ausgeſprochen wird; ſiehe Th. V, S. 661, und Th. XIV, S. 437.

Vermuthlich von Futter, tegumentum interius, vielleicht, weil man dieſe Art des Bleches vorzüglich zum Futtern anderer Ge-

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. Foder, Foer, im Engl. Fodder, Fother, im Böhm. Fura. Es ſtammet von fahren ab, wovon auch Furche herkommt.

Geſchirre gebraucht. Bedeutet doch im mittlern Lat. Fodra, und im Ital. Fodera, gleichfalls das Unterfutter.

3. **Fuder**, L. Vehes, Fr. Charge, Cariage, Charretée, ſo viel als ein ordentlicher Rüſt- oder Bauer-Wagen auf ein Mahl laden kann; die Ladung eines ſolchen Wagens.

1. Eigentlich, in welchem Verſtande im Oberdeutſchen auch das Wort Fahrt üblich iſt. Ein Fuder Holz, Heu, Steine, Kohlen, Miſt u. ſ. f. Fr. une charge (charretée) de bois, foin, charbon. Ein zwey- drey- oder vierſpänniges Fuder nennt man, welches durch 2, 3 oder 4 tüchtige Acker-Pferde gezogen werden muß.

2. Figürlich, ein Maß verſchiedener Dinge.

1) An einigen Orten ein Wieſen-Maß, ein Stück Wieſe, worauf ein Fuder Heu erbauet wird. Eine Wieſe von drey Fudern.

2) Im Bergbaue iſt das Fuder, ein Maß, womit Erze, Kieſe, Zwitter und Eiſen-Steine gemeſſen werden, und welches nicht aller Orten gleich iſt. Ehemahls ſind 3 Karren für 1 Fuder, und 60 Fuder für einen Roſt Zwitter gerechnet worden. Auf einigen Bergwerken heißt ſolches auch Seidel.

3) In einigen Gegenden ein Getreide-Maß. Im Hannöveriſchen hielt ehedem ein Fuder 12 Malter oder 36 Scheffel, das Malter zu 3 Scheffel, den Scheffel zu 2 Himten, und den Himten zu 3 Metzen gerechnet; es iſt aber dieſes Maß in den Jahren 1757 und 1758 abgeſchaffet worden; ſ. Himten. Im Osnabrückiſchen hält ein Fuder 6 Malter oder 72 Scheffel, jedes Malter zu 12 Scheffel gerechnet.

4) Ein großes Maß flüſſiger Dinge, beſonders aber des Weines, welches in verſchiedenen Gegenden auch von verſchiedenem Gehalte iſt (*), Fr. Foudre.

(*) So fern dieſes Wort ein Wein-Gebinde bedeutet, ſoll es, dem Friſch zu Folge, ein eigenes Wort ſeyn, welches ein jedes hölzer-

In Heſſen, Lübeck, Frankfurth am Main und der Pfalz, hält ein Fuder Wein 6 Ahm, oder 120 Viertel, oder 480 Kannen oder Maß; in Bremen, 6 Ahm, oder 270 Stübchen, oder 980 Quart oder Maß; in Hamburg, 6 Ahm, 24 Anker, 240 Stübchen, 480 Kannen, oder 960 Quartier oder Maß; im Hannöveriſchen, 4 Orhoſt, 6 Ahm, 15 Eimer, 240 Stübchen, 480 Kannen oder Maß, 960 Quartier; im Osnabrückiſchen, 6 Ahm, 168 Viertel, 672 Kannen oder Maß; in Danzig, wo ein Fuder ſo viel als ein Faß iſt, 4 Orhoſt, 6 Ahm, 24 Anker, 120 Viertel, 660 Stoff; im Churſächſiſchen, $2\frac{2}{5}$ Faß, 12 Eimer, 756 Kannen Schenkmaß; in Oeſtreich, 32 Eimer, 128 Viertel, 1280 Maß; im Würtembergiſchen, 6 Ahm oder Eimer, 96 Imi, 960 Maß; in Augsburg, 8 Jez, 16 Muids, 96 Beſons oder 768 Maß; im Elſaß, 24 Eimer oder 576 Maß.

Fuderig, oder Füderig, was ein Fuder enthält oder ausmacht, ſo fern dieſes Wort ein beſtimmtes Maß bezeichnet. Ein fuderiges Faß, worein ein Fuder Wein geht. Im Forſtweſen iſt ein füderiger Baum, ein ſtarker Baum Bauholz, welcher mit 4 Ochſen gefahren werden kann.

Fuge (*), L. Junctura, Fr. Enchaſſure, Jointure, derjenige Ort, wo zwey Körper an einander gefüget ſind. Die Fuge an zwey zuſammen geleimten Bretern, an den Faßdauben u. ſ. f. Siehe Fügen 1.

Bey

hölzernes Geſchirr bedeutet hat, und mit dem mittlern Lat. Fuſta, und Franz. Fut, Futaille verwandt iſt. Er beruft ſich auf ein 1492 zu Nürnberg gedrucktes Vocabularium, worin es heißt: Fuder, *Cuppa*, oder Kuffe, oder Putt oder Stande oder Kübel. Allein hieraus folget noch nicht, daß Fuder und die folgenden Wörter einerley bedeuten; und daß Voder bey dem du Fresne eben ein Geſchirr bedeute, womit man den Knoblauch gemeſſen, iſt auch nicht erweislich. Es iſt daher glaublicher, daß Fuder ſo viel Wein bedeutet, als man etwa auf einen Wagen oder Karren laden kann.

(*) Im Niederſ. Foge, Föge, Foog, Fug, im Dän. Fuge.

Bey den Mäurern, heißt Fuge, L. Joint, in den Mauern der Raum zwiſchen den Steinen, welcher mit Kalk, Gyps, Lehm, Kitt ꝛc. voll gemacht wird. Die Fuge unten in einem Gewölbe, Fr. Joint de douille; eine horizontale oder Ruhe-Fuge, Fr. Joint de lit; eine ſchräg abhangende Fuge an der Stirn eines Gewölbes, Fr. Joint de tête; eine perpendikuläre oder ſtehende Fuge, Fr. Joint montant; blinde Fugen, Fr. Joints perdus.

1. Fuhre, Fohre, Pinus ſylveſtris *Linn.*; ſiehe Kiefer.

2. Fuhre (*), L. Vectura, Fr. Chariage, Charroi, Voiture, von dem Zeitworte fahren. 1. Die Handlung des Fahrens oder Führens auf einem Wagen. Die Bauern haben bereits ſechs Fuhren gethan. Hierher gehören auch die Zuſammenſetzungen: Abfuhre, das Wegſchaffen einer Sache von einem Orte vermittelſt des Fuhrwerkes, die Abfuhre des Holzes, der Lebensmittel, des Getreides u. ſ. f. d. i. die Ausfuhre deſſelben, Wegſchaffung aus einem Lande. Ausfuhre; ſiehe Aus- und Einfuhre der Waren. Bau-Fuhre, Fuhren, welche zum Behufe eines Baues geſchehen, beſonders wenn ſie von den Unterthanen zur Frohne verrichtet werden; ſiehe Bau-Dienſte. Bitt-Fuhre, im Niederſ. Bethfuhre, nennt man diejenigen Fuhren, welche ein Freund oder Nachbar dem andern auf ſein Anſuchen und Bitten, bey Herbeyſchaffung der Bau-Materialien, des eingeärndeten Getreides oder auch bey andern Vorfallenheiten, aus Gefälligkeit und umſonſt thut. Dienſt Fuhre, ſ. Th. IX, S. 256. Durch-Fuhre, das Fahren oder Führen durch einen Ort, die Durchfuhre oder der Durchgang fremder Waren, ſiehe Th. IX, S. 743. Frohn-Fuhre, ſiehe oben, S. 163. Von Fuhren und Vorſpann zu Kriegszeiten, ſ. den Art. Kriegs-Fuhre. Patent-Fuhren ſind in Sach-

(*) Dieſes Wort lautet im Schwed. Fora, und im Poln. Fura.

Sachſen eben das, was an andern Orten der Vorſpann genennet wird, wenn nähmlich die Unterthanen die auf Commiſſionen verſchickten herrſchaftlichen Bedienten oder Officiers, die zu dem Ende mit einem Patente oder Vorſpann-Paſſe verſehen ſind, auf eine gewiſſe Weite fahren müſſen. Wenn dem Reiſenden bey den Patent-Fuhren zugleich die Zehrungs-Koſten vergütet werden müſſen: ſo heißen ſie ſodann Patent-Auslöſungs-Fuhren. 2. Ein Fuhrwerk, ein fahrender Wagen. Eine Fuhre ſuchen, beſtellen. Jemanden eine Fuhre ſchicken. Etwas mit der Fuhre bekommen. 3. Ein Fuder. Eine Fuhre Holz, Kohlen, Steine, Miſt, Bier u. ſ. f. 4. Das Fuhrlohn. Die Fuhre bezahlen. 5. Eine Furche, doch nur in einigen beſonders niederſ. Mund-Arten; ſ. Fahre und Furche.

Fuhr-Brief, ſiehe Fracht-Brief.

Fuhr-Knecht. 1. In der Landwirthſchaft, ein Knecht, der die gewöhnlichen bey dem Ackerbaue vorfallenden Fuhren zu verrichten hat; der Acker-Knecht oder Pferde-Knecht. Zuweilen auch, 2. der Knecht eines Fuhr-Mannes, ein Fuhrmanns-Knecht.

Fuhr-Leute, ſiehe Fuhr-Mann.

Fuhr-Lohn, der Lohn für die Fuhre, ſo bey Kaufmanns-Gütern die Fracht genannt wird. Von deſſen Beſtimmung ſiehe im folgenden Artikel.

Fuhr-Mann, L. Auriga, Fr. Charretier, Voiturier. 1. Ein jeder, der das Fahren, oder die Regierung des Zugviehes vor einem Fuhrwerke verrichtet, und wenn das Fuhrwerk eine Kutſche, Chaiſe u. ſ. f. iſt, der Kutſcher genannt wird. Siehe Kutſcher.

2. Beſonders derjenige, der ein Geſchäft daraus macht, Güter und Waren um Lohn von einem Orte zum andern zu fahren; im Poln. gleichfalls Furman, im Böhm. Formann, im Osnabrück. Picker. Daher der Fuhrmanns-Kittel, der Fuhrmanns-Knecht,

die Fuhrmanns-Peitſche, der Fuhrmanns-Wagen, die Fuhrmanns-Winde, u. ſ. f.

3. In einigen oberdeutſchen Gegenden wird auch ein Bauer, der Pferde und Geſchirr hält, der in andern Gegenden ein Anſpänner, Pferde-Bauer, Pferdner u. ſ. f. heißt, ein Fuhrmann genannt.

Die eigentlich ſo genannten Fuhrleute, welche Güter und Waren über Land von einem Orte zum andern um die bedungene Fracht oder Fuhrlohn fahren, ſind, in Anſehung dieſer oder jener Stadt, entweder einheimiſche oder fremde. Jene, weil ſie ihre ordentliche Fuhren inn- und auſſerhalb der Stadt, oder dem Orte, wo ſie wohnhaft ſind, haben, unternehmen gar ſelten weite Reiſen, wie theils fremde, ſonderlich aber die thüringiſchen, fränkiſchen, nnd andere oberländiſche Fuhr-Leute thun, welche mit ihren Karren, Fracht-Wagen und Land-Kutſchen ganz Deutſchland durchfahren, und immer von einem Orte zum andern Fracht annehmen; daher ſie auch, eben wie die Schiffer, oft in etlichen Monathen nicht zu den Ihrigen gelangen. Einige kommen dabey fort; andere, wenn ſie unglücklich mit den Pferden ſind, müſſen dabey crepiren; vielmahls aber iſt auch das liederliche Leben und die Unwiſſenheit Schnld daran. Denn ein Fuhrmann muß die Güte und Wartung des Viehes, ſein Fuhrwerk, die Straßen, das Zoll- und Geleits-Weſen, die Wirthſchaft in den Gaſt-Höfen u. d. gl. wohl verſtehen, ſtark, munter, ordentlich, treu und fleißig ſeyn, ſich inſonderheit der Vieh-Schinderey enthalten, und ſich vor den gewöhnlichen Straßen-Sünden, als: Beſchädigung des Nächſten Gutes, Verfahrung der Zölle, Schwelgerey und Spielen in den Wirthshäuſern ꝛc. hüten. Einem redlichen und ordentlichen Fuhrmanne nun, der gewiß eine ſehr mühſelige und ſaure Profeſſion treibt, ſeinen Lohn (die Fracht) vorzuenthalten, oder ihm ſolche ohne Noth, und durch allerley liſtige Ränke und Chicanen zu

Waſſer zu machen, wenn er ſeine Waren richtig gelie-fert hat, iſt eine große Sünde; gleichwie hingegen auch ſolche Fracht mit gutem Fuge ihm abgezogen wird, wenn die Waren nicht wohl conditionirt, oder zu rechter Zeit, wie er verſprochen hat, und welche gemeiniglich im Fracht-Briefe ſpecificirt ſteht (ſ. Th. XIV, S. 734), liefert.

Die Beſtimmung der Fracht oder des Fuhrlohnes, geſchieht gemeiniglich von den Waren, die in Ballen, Packen, Kiſten ꝛc. oder von feſter Materie von etwas großem Betrage ſind, 1) nach dem Gewichte derſelben, und ſo und ſo viel für das Pfund oder den Centner; von den flüſſigen aber, als da ſind: Weine, Branntweine, Biere u. d. gl. 2) nach den Stücken. Siehe auch die Art. **Fracht**, und **Land-Kutſche**.

Hr. v. Juſti iſt, im 1 B. ſeiner Polizeywiſſenſchaft, §. 455, der Meinung, daß es nicht wohl thunlich ſey, den Fracht-Fuhrleuten Taxen zu ſetzen. Er ſagt: man müßte dieſe Taxen ſolchergeſtalt einrichten, daß die Fuhrleute ſowohl bey böſem, als gutem Wege, bey übler und bey guter Witterung dabey beſtehen könnten; und dadurch würde man das Fuhrlohn mehr vertheuern, indem es die Kaufleute bey guter Witterung und Wegen wohlfeiler haben könnten.

Allein dieſe Meinung kommt mir nicht gegründet genug vor, um derſelben beyzupflichten. Wenn man bey den Fracht-Fuhrleuten, ſo wie bey den Land-Kutſchern, auf den Preis der Lebensmittel und des Futters, ſo wie auf die böſen und guten Wege, und auf die Sommer- und Winter-Monathe, ingleichen auf die unterweges viel oder wenig zu entrichtenden Zoll-Abgaben und Wege-Gelder Rückſicht nimmt: ſo ſehe ich nicht ab, warum man den Fracht-Fuhrleuten nicht ebenfalls billige Taxen ſollte ſetzen können; ſelbige können, wenn man obige Umſtände dabey in Erwegung zieht, ſo eingerichtet werden, daß ſowohl die Fuhrleute, als die Kaufleute, dabey beſtehen können.

Was der Fuhrleute Profeſſion ſelbſt betrifft, ſo müſſen ſie mit einem guten Geſchirre, d. i. mit guten Wagen (ſiehe unter **Wagen**) und Pferden, um die Güter und Waren wohl durch das Land zu bringen, verſehen ſeyn; ſie müſſen auch die Waren wohl aufzu-

laden,

laden, zu zuſchnüren, mit Stroh oder Pack-Leinwand zu bedecken, mit dem Zerbrechlichen behutſam umzugehen, und damit geſchickt zu fahren, auch dieſelben vor Feuer- Waſſer- und andern Schaden wohl zu verwahren wiſſen. Es lieget ihnen auch ob, mit den anvertrauten Waren getreulich zu handeln.

Es wäre ſehr gut, wenn eine jede Handels-Stadt ihre gewiſſe Güter-Beſtäter hielte, welche die Fuhrleute von langer Zeit her kenneten, und die guten von den ſchlechten zu unterſcheiden wüßten; auch daß man auf Mittel bedacht wäre, wie es mit dem Fuhrweſen zu Lande etwas geſchwinder, durch Anordnung friſcher Pferde und Fuhrleute auf gewiſſen Oertern, Dörfern, möchte zugehen können. Ja, man ſollte überhaupt nicht jedermann, der nur will, einen Fuhrmann abgeben laſſen, ſondern ſichere Leute an denen Orten, wo dieſe Nahrung getrieben wird, ausſuchen, ſolche verpflichten, ihnen ordentliche und öffentliche Certificate und Beſtallungen geben, womit ſie ſich allenthalben legitimiren müßten; dagegen aber ſollte verbothen ſeyn, andern, welche ſich nicht auf dieſe Art legitimiren können, Waren anzuvertrauen. Es fehlt aber an vielen Orten noch gar ſehr an ſolchen guten Fuhrmanns-Ordnungen. Nur von Frankreich und Holland kann ich nicht verhehlen, daß in dieſen beyden Ländern durch vielerley Edicte, Arrêts, Placate und Reſolutionen, rühmlichſt dafür geſorget, und den Fuhr-Leuten auf das deutlichſte vorgeſchrieben worden iſt, wie ſich dieſelben bey Auf- und Abladung, auch Verführung der ihnen anvertrauten Güter, zu verhalten haben, wie in Savary *Dict. univ. de comm.* bey den Rubriken: Chartier, Placard, Reſolutions, Roulier, Routier, Voiturier und Voiturins, mit mehrerm zu erſehen iſt.

Gute Geſetze über das Fuhrweſen müſſen hauptſächlich dahin gerichtet ſeyn, daß die Fuhrleute für die Verwahrloſung und das Verderben der Waren, ohne großen Proceß und Weitläufigkeit, zu haften verbunden ſeyn. Inſonderheit muß die Polizey durch ſcharfe Geſetze die Betriegereyen der Fuhr-Leute zu verhindern ſuchen, welche öfters unterweges die Fäſſer öffnen, einen Theil heraus nehmen, und die Waren mit Waſſer anfeuchten, damit die trocknen Waren durch die Feuchtigkeit aufſchwellen und die Fäſſer wieder erfüllen, und was für Betriegereyen mehr geſpielet werden, worauf deſto härtere Strafen zu ſetzen ſind, je ſchwerer ſie entdecket werden können.

Königl.

Königl. Preußiſches Patent wegen Beſtrafung der Fuhrleute und Knechte, welche von dem Getränke aus den Gefäßen etwas trinken oder ſonſt nehmen, *d. d.* 6 Mart. 1722, in *Mylii* Corp. Conſt. March. 5 Th. 5 Abtheil. 5 Cap. No. 2, S. 243.

Was das Recht der Fuhrleute betrifft, ſo iſt ſolches in einem eigenen Tractat, welchen Ferd. Eph. Harpprecht, unter dem Titel: Recht der Fuhrleute, nebſt dem Pfändungsrecht, Zell, 1746, in 4. heraus gegeben hat, erörtert, und in ſolchem gründlich ausgeführt worden: wie mit den Fuhrleuten vorſichtig zu ſchließen; wem die Erſtattung des Schadens an Gütern und Waren obliege; inſonderheit, wie weit die ungefähren Zufälle an beyden Seiten zu präſtiren ſeyn.

Es vertrauet z. E. ein wohlgeſeſſener Fuhrmann die ihm anvertrauten Pretioſa einem andern übelberüchtigten Fuhrmanne, um ſolche weiter an Ort und Stelle zu bringen; Dieſer geht damit durch: ſo kann Jener actione mandati zur Erſetzung angehalten werden. Ein anderer Fuhrmann verzögert ohne Urſache, das ihm anvertraute Gut in verſprochener Zeit zu liefern, und verurſachet dadurch des Gutes Verluſt und Schaden; iſt alſo, weil er in mora geweſen, zur Erſtattung gehalten. Einem andern Fuhrmanne bricht wegen der ſchweren Laſt ſein Wagen; dieſem iſt der Kaufmann, wenn er nicht den Caſum fortuitum auf ſich genommen, und für Pferde und Wagen gut geſagt hat, nichts zu erſtatten ſchuldig, weil der Fuhrmann die Stärke oder die Schwäche ſeines Geſchirres am beſten hätte wiſſen ſollen. Ein anderer hat ein Gut auf 40 Meilen zu fahren bedungen, wird aber durch Kriegsgefahr abgehalten, daß er ſolches nicht weiter, als nur die Hälfte des Weges, bringen kann: ſo erhält er nur nach Proportion des Weges ſeine Bezahlung. Begeht ein Herr des Gutes eine Unvorſichtigkeit, daß er z. E. einem Fuhrmanne contrabande Waren aufgeladen hat, worüber derſelbe arretirt, und mit großer Gefahr und Unkoſten aufgehalten wird: ſo iſt ihm derſelbe ohne einigen Abbruch das Fuhrlohn zu bezahlen ſchuldig. Hätte aber der Fuhr-Mann an ſeiner Seite eine Nachläſſigkeit begangen, als: daß er entweder die übernommene Fuhre gar nicht, oder doch nicht gebührender Maßen, geleiſtet hat: ſo würde ihn der Herr des Gutes auf alles Intereſſe, (was er nähmlich für Schaden erlitten hat, oder was ihm für Nutzen durch des Fuhrmannes Nachläſſigkeit entgangen iſt,) belangen können. Sollte

ein

ein Fuhrmann gegen Jemand ſich obligiren, vermittelſt einer gewiſſen Recognition deſſen Güter auf ſeine Gefahr an Ort und Stelle zu liefern: ſo würde er auch für die Gefahr ſtehen müſſen, und, wenn ſich ſolche zutrüge, actione aſſecuratoria von dem Kaufmanne belanget werden können. Gleichfalls würde auch ein Fuhrmann, welcher gefährliche und bergige Wege ſuchet, da er doch die gemeine Landſtraße fahren kann, und darüber mit dem Wagen ſtürzet, und dem Kaufmanne Schaden an ſeinen Gütern thut, den Schaden durch die Klage ex locato erſetzen müſſen, welches auch Statt hat, wenn er die Waren, der Verabredung zuwieder, an einen Ort niederleget, wo es nicht allerdings ſicher iſt, oder dieſelben einem Andern zu fahren übergibt, oder bey lange anhaltendem Regen ſich durch einen angelaufenen Fluß waget, wodurch die Fäſſer oder Packe naß werden; wenn er zur unbequemen Zeit die Reiſe antritt, ſeinen Wagen ſo ſehr beſchweret, daß derſelbe dadurch umfallen muß, und die Waren dadurch verderben; im Fahren ſelbſt, er oder ſein Knecht, nicht genugſame Sorgfalt für die Güter trüge; welches alles mehr für eine Culpam latam, als levem, zu achten iſt, und da alsdann, wie bereits gemeldet worden iſt, der Fuhrmann zur Erſtattung des Schadens angehalten werden kann.

Zuweilen ſind die Fuhrleute auch leviſſimam culpam zu präſtiren ſchuldig; wenn ihnen nähmlich über ihr ordinäres Fuhrlohn noch eine beſondere Erkenntlichkeit verſprochen wird, oder daß ſie ſich freywillig erbothen haben, jemanden ſeine Güter zu fahren, weil derjenige, der ſich ſelbſt anbiethet, allezeit zu einer größern Sorgfalt, das Anvertrauete wohl zu bewahren, verbunden iſt, als derjenige, bey dem ein ſolches zu thun geſucht worden iſt. Je zerbrechlicher aber eine Ware iſt, je mehr wird auch dem Fuhrmanne aufgebürdet, Culpam leviſſimam zu präſtiren, weil die Sache hier ſelbſt redet, und eine gar genaue Sorgfalt erfordert, inſonderheit wo ſich die Fuhrleute für geſchickt in ihrer Profeſſion ausgeben, und ausdrücklich Culpam leviſſimam zu präſtiren über ſich genommen haben. Und mögen ſich der obgemeldeten keines die Fuhrleute dadurch entledigen, daß ſie nicht ſelbſt gefahren, ſondern ihre Knechte fahren laſſen, weil ſie auch für deren Verſehen als eigen ſtehen müſſen, und dazu durch die Actionem Leg. Aquil. oder in factum, angehalten werden können. Welches auch Statt hat, wenn der Fuhrmann das bedungene Gut einem Andern wieder verdingen, und ſelbiges darüber zu Schaden kommen ſollte.

Ob der Herr des Gutes zu beweiſen habe, daß der Fuhr-Mann etwas verſäumet oder verwahrloſet hat, oder ob der Fuhrmann vor Gerichte darthun müſſe, daß er eine ſolche Aufſicht bey dem ihm anvertraueten Gute, als es ſich gebühret, angewandt habe, darüber ſind die Rechts-Lehrer verſchiedener Meinung. Die meiſten aber gehen dahin, daß der Fuhrmann zur Erſtattung des Geldes nur alsdann angehalten werden könne, wenn ſeine Unachtſamkeit oder Verſäumniß genugſam erwieſen worden iſt.

Was Caſus fortuitos oder die ungefähren Zufälle betrifft, welche durch menſchlichen Verſtand und Gewalt nicht haben voraus geſehen oder abgewendet werden können: ſo iſt ſo wenig ein Fuhrmann, als ſonſt jemand, der etwas bedungen hat, ſolche zu präſtiren ſchuldig. In welchen Stücken aber dieſes ſeinen Abfall leide, iſt aus vorgenanntem Autore mit mehrern zu erſehen.

In Anſehung der Ueberſetzung des Fuhrlohnes, gehen die Meinungen der Rechts-Gelehrten dahin, daß, was einmahl, inſonderheit in dringendem Nothfall, den Fuhrleuten zu viel verſprochen worden iſt, ſolches auch gehalten werden müſſe, doch bey allzu großer Uebermaß, der richterlichen Moderation unterworfen ſey. Sonſt aber, wo ein billiges Fuhrlohn bedungen worden iſt, kommt auch den Fuhrleuten ſo gar das Jus retentionis zu, vermöge deſſen ſie Macht haben, die ihnen zu fahren gegebenen Sachen nicht eher verabfolgen zu laſſen, ſondern ſo lange zu behalten, bis wegen des Fuhrlohnes, mit ihnen Richtigkeit gemacht worden iſt; wie ſie denn auch zu dieſem Rechts-Mittel oftmahls ihre Zuflucht nehmen, obgleich ſolches darum ihnen kein Pfand-Recht einräumet, weil ſie ſonſt andern Gläubigern, welche ein Pfand haben, vorgehen müßten, welches aber in den Rechten nicht Statt findet, weil die bloße Retention keinen Vorzug in der Ordnung der Creditorum geben kann.

Von der Collation des erlittenen Schadens, wenn z. E. ein Fuhrmann contrabande Waren führte, und ſich doch alſo zu verhalten wüßte, daß nicht alles, was auf dem Wagen iſt, ſondern nur, wenn ihn verſchiedene Perſonen beladen haben, der einen ihr Gut weggenommen würde, der andern ihres aber verſchwiegen bliebe und durchpaſſierte, haben die Rechts-Lehrer ebenfalls mancherley Diſtinctionen, welche an gedachtem Orte nachgeleſen werden können.

Die Verbrechen der Fuhrleute, ſind entweder öffentliche oder Privat-Verbrechen. Zu den Privat-Verbrechen gehört:

1) der Diebſtahl, welchen die Fuhrleute begehen, wenn ſie von den ihnen anvertrauten Sachen etwas mit Wiſſen und Willen abnehmen, behalten, verſpielen, verſchweigen, verſetzen, oder auf andere boshafte Weiſe zu ihrem Nutzen anwenden, und an gebührendem Orte nicht überliefern. Es hindert hier nicht, ob dem Fuhrmanne das Geld oder Gut gleich zugezählt, und unverſiegelt, oder unverſchloſſen gegeben worden iſt, woraus doch ſonſt einige Rechts-Lehrer ein auf den Fuhrmann transferirtes Eigenthum behaupten wollen, und daß er als ein Dieb nicht angeklaget werden könne. Weil aber desjenigen, welcher dem Fuhrmanne Geld anvertrauet hat, Meinung nicht iſt, daß der Fuhrmann dadurch ein Eigenthum des Geldes bekomme, ſondern vielmehr ſolches nur an einen andern überbringen ſoll; überdieß auch eine bloße Uebergabe oder Tradition, Keinem das Eigenthum einer Sache zuwege bringt, wenn nicht ein rechtsbeſtändiger Titulus oder Urſache, warum es übergeben wird, hinzu kommt, auch ſo wenig an Seiten des Uebergebenden als des Annehmenden, die Intention oder Meinung vorhanden iſt, das Dominium zu transferiren oder zu acquiriren: ſo bleibt es dabey, daß ein Fuhrmann, welcher das ihm anvertrauete Gut unterſchlägt, einen Diebſtahl begehe. Ein Anderes wäre es, wenn der Fuhrmann aus Noth etwas angriffe, indeſſen aber zu Hauſe ſo bemittelt wäre, daß er es hinlänglich wieder erſtatten könnte; in welchem Falle es auf den Ausſpruch des Richters ankommen würde, weil kein Diebſtahl da geſchieht, wo man nicht auch den Vorſatz dabey hat, das Genommene für ſich zu behalten, und nicht wieder zu erſtatten. Von Sachen, die den Fuhrleuten geſtohlen werden, die Erſtattung des Werthes zu thun, ſind ſie nicht eher verbunden, als bis der Eigenthums-Herr bewieſen hat, daß ſie keine genugſame Acht auf die Güter gegeben, und ſolche z. E. an einen Ort hingeleget haben, wo ſie nicht ſicher genug geweſen ſind. Sendet ein Schuldner ſeinem Gläubiger Geld zu, und vertrauet es einem Fuhrmanne, der damit durchgeht: ſo muß der Schuldner den Schaden ſelbſt tragen. Hätte ihm aber der Gläubiger befohlen, durch den Fuhrmann, welcher hernach unterweges untreu wird, das Geld zu ſenden, ſo iſt der Schade für des Gläubigers Rechnung.

Das zweyte Privat Verbrechen eines Fuhrmannes iſt, wenn er den Straßen-Räubern Gelegenheit und Anlaß gibt, ihn zu berauben, mit ihnen unter der Decke ſpielt, und ob er gleich nicht ſelbſt Hand anleget, dennoch von dem Geraubten participiret. Ein ſolcher hat allerdings das Leben verwirkt.

Wird er aber ohne ſeine Schuld auf dem Wege beraubet, ſo iſt er, den Schaden zu erſtatten, nicht ſchuldig; es wäre denn, daß der Eigenthums-Herr erweiſen könnte, daß der Fuhrmann, da er einen ſichern Weg hätte nehmen können, einen Neben-Weg durch Wälder und Büſche, in welchen ſich vielmahls Räuber aufhalten, geſuchet, und alſo den Schaden ſelbſt verurſachet hätte.

Das dritte Privat-Verbrechen der Fuhrleute, beſteht in harten Schmäh- und Schelt-Worten, oder in vorſätzlicher Beſchädigung, welche die Fuhrleute denen, die ſie bedinget haben, ſowohl an ihren Gütern, als Perſonen, anthun. Die Scheltworte betreffend, ſo eräugnet ſich dergleichen insgemein, wenn Fuhrleute einander in hohlen Wegen begegnen. Bey welcher Rencontre nicht unbillig die Frage vorkommt: Wie zwey Wägen einander auf öffentlicher Landſtraße, beſonders aber in engen und hohlen Wegen, ausweichen ſollen? Nun wäre hier zwar gleich Rechtens, daß derjenige, der zuerſt in den hohlen Weg eingefahren iſt, ſich deſſen auch, als einer freyen Straße, am erſten bedienen ſollte. Der Billigkeit nach aber müſſen diejenigen, welche dem offenen Wege am nächſten ſind, eher weichen, als diejenigen, welche mitten in demſelben ſtecken, weil ſie nähmlich mit weniger Gefahr und Mühe wieder heraus kommen können. So muß auch der, welcher einen ledigen Wagen hat, oder nicht ſo ſchwere Laſt führt, eher, als derjenige, welcher ſchwer geladen hat, zurück fahren. Ein Karren muß einem vollen Wagen ausweichen. Nach dem Sachſen-Rechte hat derjenige den Vorzug in Paſſierung einer Brücke, welcher am erſten auf dieſelbe gekommen iſt, es ſey gleich mit einem ledigen oder beladenen Wagen geſchehen. Bey der kaiſerlichen freyen Reichsſtadt Nürnberg wird es in dieſem Stücke alſo gehalten, daß auf der öffentlichen Landſtraße, und ſonſt auf engen Wegen, derjenige, der einen ledigen Wagen hat, dem beladenen; ein Karren, einem vollſtändigen Wagen; eine Mieth- (Lohn- oder Lehn-) Kutſche, welche nur Perſonen führt, einem Fracht-Wagen, welcher Güter geladen hat; und endlich ein Wagen, welcher aus der Stadt fährt, demjenigen, welcher hinein fahren will, weichen muß. Endlich iſt noch zu merken, daß ein jeder, der in einem hohlen Wege, oder zu einem Thore, oder zu einer engen Straße hinein fahren will, ſofort bey dem Anfange mit der Peitſche ein Zeichen geben muß; widrigenfalls kann ihm die Schuld des entſtandenen Schadens beygemeſſen werden. Die vorſätzliche Beſchädigung, welche die

die Fuhrleute den Kaufleuten an ihren Gütern und Perſonen thun, iſt, wie bereits oben gemeldet worden iſt, daß ſie die Wägen etwa zu ſchwer beladen, und mit ſolchen hernach nicht fortkommen können; oder, daß ſie verwegener Weiſe durch das Waſſer fahren, und alſo die Güter naß machen; oder, daß ſie gar die Paſſagiers umwerfen, und dadurch entweder dieſelben an ihren geſunden Gliedern verletzen, oder wohl gar um das Leben bringen. In dieſen und dergleichen Fällen ſind die Fuhr-Leute ſchuldig, nicht allein latam und levem, ſondern auch leviſſimam culpam zu präſtiren.

Zu den öffentlichen Verbrechen der Fuhrleute gehört, wenn ſie ohne Geheiß ihres Befrachters den Zoll verfahren, und dadurch ſich und des Kaufmannes Güter in Gefahr ſetzen; welches ihnen denn, weil ſie allein daran Schuld ſind, auch allein zu tragen, den Kaufmann aber ſchadlos zu halten gebühren will. Wenn ſie es aber auf Geheiß des Herrn thun, ſo hat zwar dieſer nichts an ihnen zu ſuchen; ſie werden aber ebenfalls als Verbrecher und Mitgehülfen beſtrafet. Siehe den Art. Zoll.

Siehe auch Pet. Mieths Diſſ. de eo, quod juſtum eſt circa aurigas, vom Rechte der Fuhrleute, Erf. 1699, 4.

Uebrigens ſollen, abſonderlich im Churfürſtenthume Sachſen, die Fuhrleute die alte und ordentliche Landſtraße halten, und keine Beywege ſuchen; wiedrigenfalls dieſelben, wo ſie angetroffen werden, mit Roß, Wagen und Gütern zu arretiren, und zu der in den Mandaten benannten und verwirkten Strafe zu ziehen ſind. Inſonderheit ſollen ſie die Stapel- und Niederlags-Stadt Leipzig nicht vorbey fahren, ſondern daſelbſt ihre Fracht- und Fuhr-Briefe den Acciſe-Bedienten vorzeigen, ſonſt aber ihre geladene Waren in der Stadt-Wage wägen laſſen, und wegen der nicht zu rechter Zeit oder ſchadhaft gelieferten Güter vor dem Handels-Gerichte daſelbſt erſcheinen.

Avertiſſement, daß verſiegelte Briefe und Paquete unter 20 Pfund, nicht durch Fuhrleute, ſondern auf der Poſt verſandt werden ſollen, *d. d.* Berl. d. 14 Apr. 1751, ſt. in der Edicten-Samml. a. die Jahre 1751 — 1755, Col. 241, f.

Edict, daß die Fuhr- und Schiffsleute in Preußen keine verſchloſſene Briefe noch kleine Paquete, ſo unter 20 Pfund wiegen, und den Werth von 10 Thaler überſteigen, beſtellen ſollen, *d. d.* Berl. d. 17 Dec. 1752, ſt. eb. daſ. Col. 985 — 990.

Landwirthe, welche Hufen-Güter beſitzen, müſſen ſich nicht mit dem Fuhrmannsweſen abgeben; denn ſie kommen ſehr ſelten dabey fort. Die öftere Abweſenheit von ihren Gütern, wodurch es an ihrer Aufſicht und gebührenden Aufrechthaltung der täglich nöthigen Wirthſchafts-Verrichtungen ermangelt, und weshalb die Beſorgung derſelben öfters nur unverſtändigen Weibern und Kindern, oder unachtſamen Geſinde anvertrauet werden muß, bringt ihnen mancherley Schaden zuwege. Die zur Acker-Beſtellung bequemſte und nützlichſte Zeit wird mehrentheils verſäumet. Diejenige Fütterung, welche zugleich mit auf das Zuchtvieh verwendet werden ſollte, wird bey den Straßen-Fuhren auf das Zugvieh verſchwendet. Der Dünger wird den Gütern entzogen, und bleibt auf den Fuhr-Straßen. Hieraus folgt, daß dergleichen Güter kaum die Hälfte der ſonſt zu erbauenden Feldfrüchte bringen, und daß derjenige Gewinn, welcher durch das Fuhrwerk erlanget wird, ſolche Wirthſchafts-Schäden gar ſelten erſetzen kann. Daher denn keinem Haus- und Land-Wirthe, welcher nicht erweislich machen kann, daß, nächſt ſolcher Unternehmung, die Beſtellung ſeines Gutes durch wirthſchaftsverſtändige Kinder oder andere dazu geſchickte Leute vollſtändig gut beſorget werde, und dann insonderheit auch die Fütterungs-Mittel dabey in Ueberfluß vorhanden wären, oder für das zum Fuhrwerk erforderliche Zugvieh anderweit erkaufet würden, dergleichen von ſeinem Wirthſchaftsweſen abweichende Hanthierung keinesweges zu geſtatten iſt.

Fuhr-Mann, ein Waſſer-Vogel; ſiehe Schnepfe. (Waſſer-)

Fuhr-Sattel, ſiehe unter Sattel.

Fuhr-Wagen, Laſt-Wagen; ſ. unter Wagen.

Fuhr-Weg, ein Weg, welcher gefahren werden kann und darf, ein Fahr-Weg; zum Unterſchiede von einem Fußſteige.

Fuhr-

Fuhr-Werk, L. Vectura, Fr. Voiture. 1. Ein jedes Werkzeug zum Fahren auf dem feſten Lande, als: Wagen, Karren, Schlitten ꝛc. ſowohl mit Inbegriff des dazu gehörigen Zugviehes, als ohne deſſelbe. Ein ſchlechtes Fuhrwerk. Mit ſeinem eigenen Fuhrwerke reiſen. 2. Die Beſchäftigung, Güter und Perſonen um Lohn zu fahren, ohne Plural. Sich mit dem Fuhrwerke nähren. 3. Das Fuhrweſen, auch ohne Plural. Das Fuhrwerk in einem Lande beſſer einrichten. 4. Im Oberdeutſchen wird dieſes Wort oft für Vorwerk gebraucht.

Fuhr-Weſen, alles was die Fortſchaffung der Waren und Güter auf der Achſe und um Lohn betrifft, und was dazu gehört. Das Fuhrweſen in einem Lande verbeſſern.

Füchſeln, ein nur bey den Jägern übliches Wort.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. 1) Auf Füchſe jagen. 2) Nach Füchſen riechen. Es füchſelt.

2. Als ein Activum. Einen füchſeln, ihn vexiren, von welchem Worte es in dieſer Bedeutung vielleicht verderbt iſt.

Füchſen, ſo nur im Oberdeutſchen gewöhnlich iſt, von Füchſen. Füchſenes Futter, Gebräme.

Füderig, ſiehe Fuderig.

Fuie, ſiehe Tauben-Schlag.

Fügen (*), ein Wort, welches in doppelter Gattung üblich iſt.

(*) Im Niederſ. lautet dieſes Wort in der eigentlichen und den meiſten figürlichen Bedeutungen fögen, im Oberd. fugen, bey dem Ottfried gifuagan, bey dem Willeram voigen und viogen, im Angelſ. gefegan, im Schwed. foga, im Dän. foye, und in der zweyten figürlichen Bedeutung im Engl. fadge. Da der Begriff des Einſteckens, allem Anſehen nach, der erſte und eigentlichſte in dieſem Worte iſt, ſo gehört es ohne Zweifel zu dem Lat. figere, dem Griech. πηγειν, und dem Altlatein. pagere, woraus nachmahls pangere geworden. Bey den ſchwäbiſchen Dichtern bedeutet Fügerinn, eine Mittelsperſon in der Liebe, ſowohl im guten Verſtande, als auch im nachtheiligen, eine Kupplerinn.

I. Als ein Activum, geſchickt mit einander verbinden.

1. Eigentlich, wo dieſes Wort im eigentlichſten Verſtande diejenige Art der Verbindung bezeichnet, wo ein Theil des einen Körpers genau in den andern hinein geſteckt wird. Die Breter ſind nicht recht gefügt. In etwas weiterer Bedeutung iſt dieſes Wort ein allgemeiner Ausdruck, der die Art und Weiſe der Verbindung unbeſtimmt läßt. Zwey Breter zuſammen fügen, ſie entweder zuſammen leimen, oder vermittelſt einer Nuth mit einander verbinden. Die Faßdauben fügen, bey den Böttchern, ſie zuſammen fügen. Im gemeinen Leben bedient man ſich, wenn die Art und Weiſe der Verbindung genauer beſtimmet werden ſoll, anderer Ausdrücke.

Hierher gehört auch der beſondere Gebrauch dieſes Wortes, von der fleiſchlichen Vermiſchung zweyer Perſonen. Um die obere Gegend des Rhein-Strohmes war es eine alte Gewohnheit, welche offenbar unter die Mißbräuche des deutſchen Rechtes gehört, daß zwey Verlobte ſich noch eher, als die Ehe durch prieſterliche Trauung vollzogen worden, mit Einwilligung der Aeltern, zuſammen betteten. Dieſes wird durch dasjenige erläutert, was Keyßler, im 1 Th. ſeiner Reiſen, Hannov. 1776, 4. S. 17, f. mit folgenden Worten erzählet:

„In den Dörfern des benachbarten Bregenzer Waldes, hat bisher die wunderliche Gewohnheit regieret, daß die unverheuratheten Bauern-Söhne und Knechte ohne Scheu ſo lange bey einem ledigen Mädchen haben ſchlafen können, bis dieſelbe ein Kind von ihnen bekommen hat, da denn jene erſt, und zwar bey höchſter Strafe, verbunden waren, ſie zu heurathen. Dieſe Art von Galanterie heißen ſie fügen; und ſie finden daran ſo wenig auszuſetzen, daß, da man ſeit etlichen Jahren, kraft obrigkeitlichen Amtes, dieſe ſchändliche Weiſe abſchaffen wollen, es zu einer Art von Aufruhr gediehen, und die Sache noch in einen Proceß, zu deſſen Führung ſie einen Advocaten aus Lindau angenommen haben, verwickelt iſt. In einer Verſammlung, welche die Bauern wegen dieſer Sache hielten, ſtand ein alter

alter Greis auf, und rieth zu Fortſetzung des Proceſſes mit folgendem treff lichen Voto: Mein Großvater hat gefüget, mein Vater hat gefüget, ich habe gefüget, und alſo will ich, daß mein Sohn und ſeine Nachkommen auch fügen ſollen."

S. auch das 37 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 145, f.

2. Figürlich.

1) Hinzu fügen, hinzu thun, hinzu ſetzen. Ich habe zu der vorigen Summe noch zehn Thaler hinzu gefüget.

2) Sich ziemen, ſich ſchicken, den Umſtänden oder dem Wohlſtande gemäß ſeyn, als ein Reciprocum, eine im Hochdeutſchen ziemlich unbekannte Bedeutung. Das füget ſich nicht, ziemet, ſchickt ſich nicht. Im Weſtphäliſchen iſt ſich fuken, im eigentlichen Verſtande paſſen.

3) Sich in etwas fügen, ſich darein ſchicken, allen Umſtänden mit Leichtigkeit gemäß denken und handeln. Er weiß ſich in alles zu fügen.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1. Einem fügen, ihm zu Willen ſeyn, ihm nachgeben, ſein Verlangen erfüllen, am häufigſten im Ober-Deutſchen, wo es auch in der breitern Ausſprache fugen lautet. Ich will dir gern in allem fügen.

2. Nützlich ſeyn, zum Nutzen gereichen. Es fugt oder fügt mir, es gereicht zu meinem Nutzen.

Füge=Bank, ſ. unter Hobel der Böttcher.

Füge=Bock, bey den Stell=Machern, beſteht aus einem ſtarken und ſenkrechten Holze ab, Fig. 816, welches auf 3 Füßen ruhet, und in a einen Zapfen hat. Auf dieſen Zapfen ſteckt der Stell=Macher die ausgebohrte Nabe des Rades, wenn die Speichen bereits in die Nabe eingezapfet ſind. Der Zweck dieſes Füge=Bockes iſt, die Länge der Felgen nach Maßgebung der Speichen zu beſtimmen.

Füge=Eiſen, Fügt=Eiſen. 1. Ein ſcharfes Eiſen in der Füge=Bank der Böttcher; ſ. unter Hobel der Böttcher.

2. Bey den Glaſern, ein an beyden Enden mit krummen Haken verſehenes Werkzeug, um die Zacken, welche der Diamant an den Scheiben ſtehen gelaſſen, oder das überflüſſige Glas von den Scheiben damit abzufügen, d. i. abzukneipen, welches auch das Fieder=Meſſer und der Kröſel genannt wird; Fr. Gréſoir; ſ. Fig. 817.

Füge=Hobel, bey den Holz=Arbeitern; ſiehe unter Hobel.

Fühlen, ein Wort, welches in einer doppelten Haupt=Bedeutung üblich iſt.

I. Vermittelſt des Gefühles ſich bewußt zu werden ſuchen, durch Berührung mit den Nerven=Wärzchen in der Haut der Finger ſich vorzuſtellen ſuchen. Einem Kranken den Puls fühlen, oder einen Kranken an den Puls fühlen.

Im Bergbaue fühlt man das Geſtein, wenn man es mit dem Hand=Fäuſtel beklopfet, um zu erfahren, ob es locker oder feſt iſt.

Einem auf den Zahn fühlen, ihn auszuforſchen ſuchen, imgleichen, ihn auf die Probe ſtellen.

II. Sich vermittelſt des Gefühles bewußt ſeyn.

1. Eigentlich, ſich vermittelſt der Berührung der in den Spitzen der Finger vertheilten Nerven=Wärzchen vorſtellen. Fühlen ſie den Knoten? Ich fühle nichts.

2. In weiterer Bedeutung, ſich vermittelſt der über den ganzen Leib verbreiteten Nerven=Wärzchen bewußt ſeyn. Hitze, Kälte, Schmerzen fühlen. Linderung fühlen. Er fühlet nichts mehr. Wer nicht hören will, muß fühlen. In noch engerm Verſtande, lebhaft fühlen. Er fühlet die Schläge nicht. Siehe Gefühl.

3. Figürlich. 1) Von der innern Empfindung. Vergnügen, den Reitz der Liebe, einen innern Trieb

zu etwas fühlen u. ſ. f. 2) Sich fühlen, gewiſſe Eigenſchaften, Schwachheiten, Vorzüge an ſich fühlen oder empfinden. Wenn ſich der Kranke fühlt, wenn er Schmerzen fühlt, wenn er fühlt, daß er krank iſt. Ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlt, der lebhaft überzeugt iſt, daß er ſich in ſeinem Fache befindet.

Fühl=Faden, Fühl=Spitzen, L. Tentacula, Palpi, ſind lange ſchmahle Fortſätze, Spitzen oder Fäden am Vorder=Kopfe einiger Gewürme und Inſecten, ohne Gelenke, welche, wie man glaubt, das Fühlen bey denſelben erleichtern. Siehe auch Fühl=Hörner.

Fühl=Gras, Mimoſa viva *L.*; ſ. unter Sinn=Pflanze.

Fühl=Hörner, L. Antennæ, Fr. Antennes, die länglichen Fortſätze an dem Vorder=Kopfe eines jeden Inſectes, welche bey einigen wie Hörner ausſehen, und dieſen Thieren zu Werkzeugen der Empfindung dienen. Sie ſind allemahl aus mehrern Gelenken zuſammen geſetzt, (wodurch ſie ſich eben von den Fühl=Fäden oder Fühl=Spitzen, welche nicht aus mehrern Gelenken zuſammen geſetzt, ſondern einfach ſind, unterſcheiden,) und haben eine ſehr verſchiedene Stellung und Geſtalt. Es gibt kammförmige, buſchige, faden=, borſten=, keulen=, ſchnur=, ſägen=, ſchüſſelförmige und noch anders geſtaltete Fühl=Hörner. Bey einigen Inſecten ſind ſie gebogen oder gebrochen, und bey manchen zweigig. Nach der Meinung des Hrn. v. Linné und einiger andern Naturforſcher, ſoll der in den Fühl=Hörnern wohnende Sinn uns noch unbekannt, und dieſen Thieren allein eigen ſeyn. Siehe Inſect.

Neue Mannigfaltigkeiten, 4 Jahrg. Berl. 1777, gr. 8. S. 84, fgg.

Fühl=Kraut, Mimoſa; ſiehe Sinn=Pflanze.

Fühlloſigkeit der Finger, ſiehe Th. XIII, S. 408.

Fühl=Spitze, ſiehe Fühl=Faden.

Fühne, ſiehe Finne 1.

Führ=Band, ſiehe unter Gängeln.

Führen (*), ſo das Factitivum des Neutrius fahren iſt, fahren machen.

1. Eigentlich die Richtung der Bewegung eines Dinges beſtimmen, beſonders in folgenden Fällen.

1) Vermittelſt eines Fuhrwerkes, Fahrzeuges oder auf ähnliche Art von einem Orte zum andern ſchaffen. Waren aus dem Lande führen. Waren zu Markte führen, vermittelſt eines Fuhrwerkes. Korn, Steine, Kohlen zur Stadt führen, in die Stadt fahren. Perſonen, Güter über einen Fluß führen, auf einem Kahne, Schiffe u. ſ. f. Geld aus dem Lande führen. Dahin gehört auch die R. A. wenn man von Kaufleuten ſagt, daß ſie Bücher, Eiſen-Waren, ſeidene Waren, Spezereyen u. ſ. f. führen, wenn ſie damit gewöhnlich handeln, welches von den ehemahligen wandernden Kaufleuten hergenommen iſt, welche ihre Waren im eigentlichen Verſtande mit ſich herum führeten. Sonſt aber iſt das Führen und Verſchneiden oder Ausſchneiden in den Manufactur- und Handwerks-, inſonderheit Zeug- und Tuch-Waren, zweyerley. Denn einer, der im Ganzen mit ſolchen Waren handelt, führet ſie zwar, aber er verſchneidet und vereinzelt ſie nicht; wer aber nur den Hand-Kauf damit treibt, führet und verſchneidet ſie.

2) Den Gang oder die Bewegung eines lebendigen Geſchöpfes durch phyſiſche Mittel beſtimmen. Einen Blinden führen, leiten. Ein Kind am Leit- oder Gängel-Bande führen. Einen bey der Hand, an der Hand führen. Einen Verbrecher, ein wildes Thier an einer Kette, ein Pferd an einem Stricke führen. Einen Hund am Hänge-Seile führen. Das Vieh auf die Weide, zur Tränke führen.

2. Fi-

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. fören, im Schwed. föra, im Isländ. faera, bey dem Ottfried, Notker und Kero fuoran, fuaren, bey welchen es aber auch ſetzen, imgleichen als ein Neutrum, gehen, bedeutet, und alsdann für das Neutrum fahren ſtehet.

2. Figürlich.

1) Die Bewegung eines lebloſen Körpers und deren Richtung beſtimmen. Den Wagen führen. Der Steuermann führet das Schiff in den Hafen. Einem Kinde die Hand führen. Er weiß den Degen geſchickt zu führen. Wer hat die Feder hierbey geführet? wer hat dieſen Aufſatz verfertiget? Den Pinſel gut zu führen wiſſen. Einen Streich führen.

2) Nach einer gewiſſen Richtung verfertigen. Einen Zaun, einen Graben, einen Wall führen. Eine Mauer um eine Stadt, um einen Platz führen.

3) Der Weg führet nach der Stadt, gehet nach der Stadt, auf dieſem Wege kommt man zur Stadt. Der Weg führet in das Holz. Der Gang, der zur Treppe führet.

4) Durch Zeigung des Weges, Befehl, Ueberredung u. ſ. f. die Bewegung einer Perſon oder Sache und deren Richtung beſtimmen. (a) Durch Zeigung des Weges. Einen verirreten auf den rechten Weg führen, ihn auf den rechten Weg bringen. Aber, ihn auf dem rechten Wege führen, ihn ſo führen, daß er immer auf dem rechten Wege bleibe. Statt dieſer Wortfügung iſt im Hochdeutſchen auch die vierte Endung mit Auslaſſung des Vorwortes üblich. Einen die rechte Straße führen. (b) Durch Begleitung. Einen Fremden in ſein Haus führen. Eine Braut zur Kirche, in die Kirche führen. Einen Delinquenten zum Tode führen. Ein Frauenzimmer führen. (c) Durch Gründe, durch Beredung. Einen auf das Eis führen, hinter das Licht führen, um die Fichte führen, d. i. ihn durch liſtige Beredung hintergehen. (d) Durch Befehl. Die Truppen in das Feld, in die Schlacht, zum Sturme, in das Lager führen, ſie bey dieſen Vorfällen commandiren. Wo man auch dieſes Zeitwort abſolute zuweilen für commandiren braucht. Die Armee führen, ihr Befehlshaber ſeyn. (e) Durch

den

den Vorgang, der erſte ſeyn, dem die andern nachfolgen. Den Tanz, den Reihen führen.

5) Veranlaſſen, die Urſache einer Wirkung ſeyn; eine Fortſetzung der vorigen Figur. Die Tugend führet nicht allemahl zur Ehre. Einem etwas zu Gemüthe führen, ihm daſſelbe nachdrücklich vorſtellen.

6) Eine Sache nach ihren Umſtänden anordnen, derſelben vorgeſetzt ſeyn, ſie verwalten; eine Fortſetzung der vorigen Figur. Das Regiment, die Regierung führen. Ich führe ſeine ganze Haushaltung. Die Aufſicht über etwas führen. Eine Rechnung führen; ſ. Rechnungs-Führer. Einen Bau führen, demſelben vorgeſetzt ſeyn. Ein Amt führen, bekleiden. Einen Proceß führen, als Sachwalter; in einem andern Verſtande auch als Partey, einen Proceß haben, ſo wie man auch ſagt Krieg führen. Eine Intrigue führen, veranſtalten und anordnen. Das Wort führen, im Nahmen der übrigen ſprechen, imgleichen eines Wort führen, für ihn ſprechen, zu ſeinem Beſten reden.

7) In ſich enthalten, an und bey ſich tragen. (a) Enthalten. Der Fluß führet Eis, gehet mit Eiſe, oder hat zerbrochene Eisſchollen. Der Teich führet Hechte, Karpfen u. ſ. f. enthält Hechte ꝛc. (b) Zum Gebrauche bey ſich tragen. Geld bey ſich führen. Verbothene Waffen bey ſich führen. Die Bienen führen Honig, wenn ſie Honig ſammeln. Der Bergmann führet (nimmt) allerley Gezähe (allerley Werkzeng) mit ſich in die Grube. (c) Haben. Einen gewiſſen Nahmen, Titel führen. Einen Adler, einen goldenen Stern u. ſ. f. im Wapen führen. Dahin gehört auch die figürliche von dem Wapen-Schilde und deſſen Figur entlehnte R. A. Etwas im Schilde führen, ein Vorhaben haben, damit umgehen, mehrentheils im nachtheiligen Verſtande. Eine wiedrige Meinung führen, hägen.

8) Ein elendes Leben führen, elend leben. Ein ſtilles ruhiges, glückliches Leben führen.

Führer, Führerinn, der oder die eine Perſon oder Sache führet, ſowohl in den eigentlichen, als in den ſechs erſten figürlichen Bedeutungen des Zeitwortes. Der Führer eine Schiffes, eines Blinden, eines wilden Thieres.

In einigen oberd. Gegenden iſt der Führer bey den Armeen ſo viel als im Hochdeutſchen der Caporal oder Corporal, weil er die Rotte führet. Bey der ſchwediſchen und einigen andern Armeen iſt der Führer ein Unter-Officier, welcher in Zügen hinter dem Fähnrich gehet, wenn derſelbe die Fahne trägt, und ſie ihm im Nothfalle abnimmt. Bey den meiſten deutſchen Truppen heißt er Fahn-Junker. Aber alsdann bedeutet dieſes Wort ſo viel als Furier, weil er ehedem zugleich die Zufuhre zu beſorgen hatte; ſ. Furier.

An verſchiedenen Maſchinen iſt der Führer ein Werkzeug, welches die Richtung eines andern in Bewegung geſetzten Körpers beſtimmet, wie an den Elektriſir-Maſchinen.

Führig, bey den Jägern, was ſich führen läßt. Einen Hund führig machen, ihn abrichten, daß er ſich am Hänge-Seile führen läßt. Ein führiger Hund, der ſo abgerichtet iſt; imgleichen, ein Hund, der ſo alt iſt, daß er an das Hänge-Seil geleget werden kann; ſiehe Leit-Hund, im Art. Hund.

Führung, oder Beylaſt, Fr. Pacotille, Paquotille, Portage, Portée, Quintelage, oder Quintillage, nennt man in der Seefahrt diejenige Fracht oder Laſt, welche jedem Schiffs-Bedienten für ſich auf dem Schiffe mitzunehmen erlaubt iſt; oder die Erlaubniß, vermöge welcher die ſo genannten Schiffs-Kinder eine gewiſſe Anzahl Waren, welche ihnen insgemein ſchon in den See- und Schiffs Ordnungen beſtimmt und vorgeſchrieben iſt, frey in das Schiff laden und zu ihrem Privat-Vortheil über-

überführen können. Von dieſer Führung wird weder Fracht noch Zoll bezahlet, doch genießen die Schiffs-Kinder dieſe Freyheit nicht aller Orten, noch unter einerley Bedingungen; wie denn derſelben auch ordentlicher Weiſe, in ihren Heuer- oder Beſtallungs-Contracten keine Erwähnung geſchieht, weil ſelbige eigentlich nur auf einem abſonderlichen und mündlichen Vergleiche beruhet, welcher zwiſchen dem Schiffs-Volke und den Reedern oder den Eigenthümern der Kauffahrdey-Schiffe, und inſonderheit ſolcher, errichtet wird, welche beſtimmt ſind, lange Fahrten zu thun, und in weit entlegene Länder zu gehen, um daſelbſt zu handeln. Die Führung darf auch nicht anders, als an dem ohne hin zur Löſchung beſtimmten Orte verkaufet werden. Jedoch haben auch die Reeder oder Schiffer das Recht des Näher-Kaufes, da ſie deshalb das Schiff um ſo viel weniger befrachten dürfen. An verſchiedenen Orten aber iſt die Führung nunmehr faſt gänzlich abgeſchaffet, und an deren Stelle eine gewiſſe Belohnung an Gelde eingeführt.

Führung, ein Gewicht; ſiehe Föring.

Fülle, das Abſtractum ſowohl des Beywortes voll, als auch des Zeitwortes füllen.

1. Der Zuſtand, da ein Ding von einem andern voll oder mit demſelben angefüllet iſt. 1) Eigentlich. Die Fülle eines Faſſes, eines Gefäßes. 2) Figürlich. (a) Die Fülle des Herzens, der Zuſtand deſſelben, da es voll Empfindungen iſt. (b) Ueberfluß. In dieſem Verſtande braucht man es im täglichen Umgange nur noch wie das Wort Menge. Der Boden hat Feuchtigkeit die Fülle. Die Hülle und die Fülle, Kleidung und überflüſſige Nahrung.

2. Dasjenige, womit eine andere Sache gefüllet wird. 1) In den Küchen dasjenige, womit eine Speiſe gefüllet wird, im gem. Leben das Füllſel. Die Fülle einer gebratenen Gans, eines Hauptes Kohl u. ſ. f. Siehe Farße. 2) Der Füll-Wein, das Füll-Bier wird gleich-

gleichfalls zuweilen nur ſchlechthin die Fülle genannt. 3) In Luthers deutſchen Bibel iſt Fülle die Erſtlinge aller Früchte, beſonders der harten, welche Gott geopfert wurden, weil damit die Hände der Prieſter gleichſam gefüllet wurden. Deine Fülle und Thränen ſollt du nicht verziehen, 2 Moſ. 22, 29. wo Thränen die Erſtlinge der weichen Früchte, als Weintrauben, Oehl-Beeren u. ſ. f. bedeutet. Fülle der Kelter, 4 Moſ. 18, 27. Daß du nicht zur Fülle heiligeſt, ſolchen Samen u. ſ. f. 5 Moſ. 22, 9.

3. Dasjenige, was ausgefüllet werden muß. In dieſem Verſtande pflegen nur die Köhler die Grube, welche an denjenigen Oertern eines Meilers entſteht, wo das Feuer am ſtärkſten arbeitet, eine Fülle zu nennen, weil ſie zugefüllet werden muß. Daher die Füll-Stange, oder Rühr-Stange, eine Stange, womit die Fülle eines Meilers aufgeſchüret und ausgerühret wird.

Füllen, das Füllen (*), die Jungen der Kamele, Eſel und Pferde. Am häufigſten wird dieſes Wort ohne Beyſatz von einem jungen Pferde gebraucht, bis es vier Jahr alt iſt. Ein ſäugendes Füllen. Siehe den Art. Pferd. Ein Füllen der übrigen jetzt genannten Thiere zu bezeichnen, braucht man die Zuſammenſetzungen Eſels-Füllen, Kamel-Füllen.

Was

(*) Dieſes Wort lautet in den gemeinen, ſelbſt hoch- und oberdeutſchen Mund-Arten ſehr häufig Fohlen, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Vole, bey dem Ottfried Fulin, im Niederſ. Vale, im Engl. Filly und Fole, im Dän. Angelſ. und Schwed. Fole, bey dem Ulphilas Fula, im Iſländ. Fola, im Walliſ. Ebewl, im mitlern Lat. Fola und Poledrus, im Lat. Pulius, im Griech. πωλος. Wachter leitet es von fallen her, ſo fern ſolches gebohren werden bedeutet, Ihre aber von dem Angelſ. filian, Schwed. följa, folgen. Iſt es ehedem ein allgemeiner Ausdruck geweſen, der überhaupt ein junges Thier bedeutet hat, ſo ſcheint auch das Lat. Filius zu deſſen Verwandtſchaft zu gehören. Im Oberſchwäbiſchen iſt Föhl ein junges Weibsbild. Im Oſnabrückiſchen wird ein Füllen auch Watte, und in Franken Hankerlein genannt, ſo wie die Lateiner es von hinnire auch Hinnulus nannten.

Was die Tuch-Macher unter Füllen oder Pferd verſtehen, ſ. unter Pferd.

1. Füllen, voll machen. 1. Eigentlich. Ein Gefäß füllen. Einen Graben mit Erde füllen, ausfüllen. Die hohlen Wege mit Steinen füllen, ausfüllen. Ein Küſſen mit Federn füllen.

In den Küchen bedeutet füllen ausgenommene Thiere, ausgehöhlte Früchte mit gehackten Speiſen voll ſtopfen. Gefülltes Kraut. Eine gefüllte Gans. Gefüllte Fiſche; ſ. Th. XIII, S. 532.

Gefüllte Blumen, in den Gärten, im Gegenſatze der einfachen.

2. Wenn ſich dieſes Zeitwort auf denjenigen Körper beziehet, mit welchem ein anderer gefüllet wird, ſo verliert ſich oft der Begriff der Fülle, und es bezeichnet alsdann bloß, ſchöpfen, beſonders von flüſſigen Körpern. Waſſer in die Flaſche füllen. Drey Maß aus dem Faſſe füllen. Vornehmlich, wenn ſolches mit einem Löffel, oder ähnlichem Gefäße geſchieht. Erz, Kohlen, Sand in einen Kübel füllen. Das Bier füllen, neu gebrauetes Bier aus dem Gähr-Bottiche in Fäſſer bringen. Federn in ein Küſſen füllen.

2. Füllen, mit dem Hülfsworte haben, von dem Haupt-Worte das Füllen, ein Füllen werfen. Die Stutte hat gefüllet, wird bald füllen. Im Niederſ. valen, in einigen gemeinen hochdeutſchen Mund-Arten auch fohlen, im Dän. folle, im Schwed. föla.

Füll-Band, bey den Schlöſſern; ſ. Thür-Band.

Füll-Bier, Bier, welches nachgegoſſen wird, um das abgetrunkene Bier aus dem Faſſe zu erſetzen.

Füll-Bret, ſ. Füllung.

Füll-Eimer, ein bey dem Salzwerke zu Halle übliches Maß, nach welchem die Sohle gemeſſen wird, und welches 12 halliſche Maß hält. Ein Zober hält 8, und eine Pfanne $4\frac{1}{2}$ ſolcher Füll-Eimer.

Füll-Erde. 1. In dem Deich-Baue, diejenige Erde, woraus der Körper eines Deiches beſteht, womit derſelbe, und die in demſelben entſtandenen Lücken ausgefüllet werden. Niederſ. Vullerde.

2. Ein weißer Thon, ſo fern derſelbe zum Walken und Waſchen der Tücher und Wolle bey den Tuch-Machern und Tuch-Bereitern gebraucht wird; Waſch-Thon, Fuller-Erde, Fett-Thon, Terra fullonum; ſ. Fuller.

Füll-Faß. 1. Im Bergbaue, ein Faß von einer beſtimmten Größe, mit welchem die Kohlen in die Kübel gefüllet, oder auf den Schmelz-Ofen getragen werden. Die Füll-Fäſſer ſind von Spänen oder geſpaltenen Ruthen zuſammen geflochten.

2. Bey den Müllern und Bäckern in Sachſen hält ein Füll-Faß zwey dresdener Scheffel. S. Füll-Kleye.

3. Bey den Weißbier-Brauern; ſ. Th. V, S. 164.

Füll-Haare, diejenigen Haare, womit ein Kummet, ein Sattel u. ſ. f. gefüllet, d. i. ausgeſtopfet wird; ſiehe Bourre.

Füll-Hals, ein großer hölzerner Trichter, Wein und Bier in die Fäſſer zu füllen. Auch eine Art Trichter, einen Bienen-Schwarm damit in die hölzernen Stöcke oder Beuten zu faſſen.

Füll-Holz, bey den Seilern, dasjenige, welches, wenn ſie einen Kammerhöhen, mit dem Einſchlage durch den in zwo Hälften geſpaltenen Einſchlag ſtecken.

Sprengels Handwerke und Künſte, 12 Samml. S. 274, f.

Füll-Horn, ſiehe Frucht-Horn.

Füllhorn-Gras, Cornu copiæ *Linn.*; ſiehe unter Gras.

Füll-Huhn, Zinshuhn; ſiehe unter Huhn.

Füll-Kanne, eine Kanne, Wein oder Bier damit aufzufüllen, welche auch die Looß-Kanne genannt wird.

Füll-Kleye, Füll-Kleyen, in Sachſen diejenige Kleye, welche die Bäcker den Müllern noch auſſer der gewöhnlichen Metze für das Mahlen geben müſſen, und welche auf 28 Scheffel Weitzen ein Füll-Faß beträgt.

Füll-Lager, ſind, in wohlbeſtellten Brau-Häuſern, lange, aus einem Eichen-Stamme gehauene, und ungefähr im Lichten $\frac{3}{4}$ Ellen oder 18 Zoll weite Tröge, worauf man die Bier-Gefäße leget, wenn ſie aus dem Gähr-Bottiche gefüllet werden ſollen. Sie dienen alſo nicht nur zu Lagern des Gefäßes, ſondern auch dazu, daß, wenn das Bier aufſtößt, die Hefen ſogleich in dieſe Tröge laufen können, und man nicht erſt noch einige Geſchirre darunter ſetzen darf.

Man hat auch dergleichen Füll-Lager in den Bier-Kellern, und werden deren gemeiniglich zwey an einander geſetzt; in der Mitte aber, oder wo ſie zuſammen ſtoßen, oder quer über ein kurzer, jedoch weiter und tiefer eichener Trog unter denſelben in die Erde eingeſenket, damit man, wenn die Zapfen in den Füll-Lagern gezogen werden, die Hefen aus denſelben darein ablaſſen, und ſie rein auswaſchen könne.

Füll-Mund (*), wird nicht nur bey einer Lehm-Wand der etwas in die Erde gegrabene, und darauf mit großen Feld-Waken und andern groben Feld-Steinen ordentlich ausgefüllte Grund, worauf hernach die erſte und Haupt-Schicht der Lehm-Wand oder des mit kurzem Strohe vermiſchten Lehmes geſetzt wird, ſondern auch bey andern Mauern und ſteinernen Gebäuden, das Fundament oder der Grund-Bau genannt, welches das darauf geſetzte Gebäude tragen muß. Siehe Grund.

Füll-Ort, in dem Bergbaue, derjenige Platz unter dem Treibe- und andern Förder-Schächten, wo die Tonnen gefüllet und ausgeleeret werden.

Füll-

(*) Schon bey dem Notker iſt Follemunt, der Grund einer Säule, und in den ſchwäbiſchen Dichtern Fullemunt und Follemunt, die Grundfeſte. In den ſpätern Zeiten lautet es bald Pfulment, Follmundt, Vollmunde, Vullement, bald aber auch Pfummment und Pfimmwande, und in der Schweitz noch jetzt das Pfimmet. Es iſt ohne Zweifel aus dem Lat. Fulmentum für Fulcimentum oder Fundamentum verderbt.

Füll-Platte, an der Achſe der Rüſt- und Bauer-Wägen, eine hölzerne Platte, welche mit zwey Ringen oben auf der Achſe befeſtiget wird, die dazwiſchen durchgehenden Arme feſt zu halten.

Füll-Stange, bey den Köhlern; ſ. oben, S. 447.

Füll-Wein, derjenige Wein, womit die Wein-Fäſſer nach- oder aufgefüllet werden; im mittlern Lat. Adoliagium, Fr. Vin de remplage, oder de rempliſſage.

Füllſel (das), in den Küchen, diejenige Speiſe, womit eine andere gefüllet, oder ausgeſtopfet wird; das Gefüllſel, in der anſtändigen Sprechart die Fülle, Niederſ. Vüllſel, Ingedömte, Uutkrupels. Siehe Farſe.

Füllung. 1. Die Handlung des Füllens.

1. Was gefüllet oder ausgefüllet iſt. In dieſem Verſtande heißt Füllung, in der Bau-Kunſt, ein jeder Raum, der durch eine erhöhete Einfaſſung eingeſchloſſen iſt. Die Füllung des Frieſes, der Zwiſchenraum zwiſchen den Kälberzähnen, Triglyphen und Krag-Steinen. An einem Schiffe verſteht man unter Füllung den Zwiſchenraum zwiſchen zwey Bark-Haltern (Bark-Hölzern), weil dieſe um etliche Zoll über die äuſſere Verkleidung vorſtechen. Hiervon aber iſt der Raum, den der dritte und vierte Bark-Halter einſchließen, ausgenommen, welcher 5 Fuß Höhe hat, da die andern und eigentlichen Füllungen nur 1½ Fuß Höhe bekommen; weßhalb jener auch der breite Gang genannt wird.

Bey denen Thüren, die nicht aus ganzen zuſammen geleimten Bretern beſtehen, ſondern in Rahmen eingeſetzte Stücke Breter oder Felder haben, nennt man ein jedes ſolcher Felder, oder die ober- und unterhalb des Schloſſes verſetzte und mit Leiſten eingefaßte Vertiefung, die Füllung oder das Füll-Bret, weil es den leeren Raum zwiſchen den Rahmen ausfüllet; ſonſt auch den Spiegel, L. Tympanum valvæ, Fr. Paneau Panneau, Ital. Quadro. Eine Thür oder ein Thür-Flügel

kann 2, 3 oder 4 ſolcher Füllungen bekommen, manchmahl auch wohl nur eine. Man macht dieſelbe insgemein viereckig, oder aus verſchiedenem Leiſtenwerke vieleckig zuſammen geſetzt. Sehr wenig aber wird die runde Figur daran beliebet.

Fümmel-Holz, bey den Schuſtern, ein Holz, den Rand der Sohlen damit zu polieren.

Es ſcheint, daß dieſes Wort zu dem im Hannöveriſchen üblichen femeln, wanken, hin und her beweget werden, gehöre. Siehe auch Fimmel.

Fündel-Haus, **Fündel-Kind**; ſ. Findel-Haus.

Fündig, im Bergbaue. Einen Gang fündig machen, ihn finden, d. i. entdecken, wo doch dieſes Wort richtiger findig lautet. Figürlich iſt ein fündiger Gang, welcher Erze führt, und daher werth iſt, daß er gefunden worden iſt, im Gegenſatze eines tauben Ganges.

Fümet, Fr. Fumet. Durch dieſes Wort bezeichnet man die den Geruchs- und Geſchmacks-Nerven mit einem angenehmen Prickeln auffallenden Düfte oder zarten Dünſte von gewiſſen Weinen, oder von zugerichteten Fleiſch-Speiſen und Wildbret; einen flüchtigen Kitzel, womit gewiſſe Weine und Gerichte auf eine angenehme Art die Zunge und den Geruch reitzen. Das Fümet vom Burgunder. Von gebratenen Repphühnern bedient man ſich inſonderheit dieſes Wortes, nicht nur den lieblichen Brodem, der aus ihnen aufſteigt, ſondern auch den angenehmen Geſchmack auszudrücken, den ſie noch zuweilen von der grünen Saat haben. Ueberhaupt aber ſagt man vom Wildbret, welches man ſo lange hängen, oder in einer Eſſig-Beitze liegen läßt, bis es ein wenig zu riechen anfängt, oder einen Faſanen-Geſchmack, oder, wenn man lieber will, einen kleinen Grad der Müſſigkeit erlangt: es hat ein Fümet an ſich; es wildenzt, oder wildert, Fr. ſe faiſander. Ein junger Haſe, der ſchon ein Fümet bekommen hat, der ſchon etwas wildenzt, Fr. un levreau qui commence à ſe faiſander.

Die

Die Köche nennen auch Fumet eine gewiſſe Brühe von haut goût, welche ſie an die gebratenen Rephühner machen, z. E. eine Soße von Schöpſen-Fleiſch, mit Champignons und Trüffeln; ſ. unter Repphuhn.

Fünf (*), eine Grund-Zahl, welche zwiſchen vier und ſechs in der Mitte ſteht. Seine fünf Sinne noch beyſammen haben. Er kann nicht fünfe zählen. Fünfe gerade ſeyn laſſen.

Das fünfer Gericht, oder zuſammen gezogen das Fünfergericht, in Nürnberg, ein mit fünf Raths-Herren beſetztes Gericht, welches über Ungehorſam, Verläumdung, Scheltworte, Frevel u. ſ. f. richtet, und auch die Fünfe, oder das Rüge-Amt genannt wird.

Fünf-Blatt, Quinquefolium; ſiehe Finger-Kraut.

Fünf-Finger-Fiſch, Coryphæna pentadactyla *L.* Blennius, maculis quinque verſus caput nigris, ein chineſiſcher Fiſch, dem der ſchwediſche Viceadmiral, Ancarkrona, die Benennung des Fünffinger-Fiſches gegeben hat, weil er an beyden Seiten der Kiemen fünf ſchwarze Flecken hat, deren einer von den vier andern etwas entfernt ſteht, gleichſam als ob jemand 4 ſchwarze Finger und den Daumen angedruckt hätte. Dieſer Fiſch iſt den Auſtern ſchädlich; denn wie ſie ſich öffnen, geht er hinein, und ſauget ſie aus; daher den Auſter-Fiſchern in England ausdrücklich angedeutet iſt, denſelben auf den Strand zu werfen, mit den Füßen zu treten, und zu ver-

(*) Dieſes Zahlwort lautet bey dem Ulphilas und Kero fimf, im Tatian finevi, bey dem Ottfried finſi, im Dän. und Schwed. Fem, im Isländ. Fimm, im Bretagniſchen pemp, im Griech. πεντε, im Aeol. πεμπε, im Perſ. Peng. Andere Mund-Arten verſchlingen das n, wie das Angelſ. fif, das Niederſ. five, das Holländ. vyf, das Engl. five, das Poln. piec, und das Krainериſche und Böhm. pet. Gemeiniglich glaubt man, daß es von Finger herkomme, weil es die Zahl der Finger an einer Hand ausdruckt. Diejenigen, welche das erſte Eiſen auf dem Berge Ida ſchmiedeten, wurden Idæi dactyli genannt, weil der vornehmſten fünfe waren.

derben. Man findet ihn im 2 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1740, S. 242 — 245, beſchrieben und abgebildet.

S. auch den 3 B. des neuen Schaupl. d. Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S. 225, f.

Den Nahmen Fünffinger-Fiſch, oder nach dem Holländ. Vingerviſch, Finger-Fiſch, Polynemus quinquarius *Linn.* führt auch ein gewiſſes Geſchlecht amerikaniſcher Fiſche, welche an den Bruſt-Floſſen etliche faſerige freye Fortſätze haben, welche Linnäus mit den Fingern vergleicht.

S. den 3 B. des neuen Schaupl. der Nat. S. 226, fgg.

Fünf-Finger-Kraut, Potentilla *Linn.*; ſiehe Finger-Kraut.

Fünf-Herr, ein Mitglied eines Collegii von fünf Perſonen; z. B. des im Art. Fünf gedachten fünfer Gerichtes in Nürnberg.

Fünf-Porte, Fünf-Thüre, bey den Fiſchern ein Fiſcher-Garn, welches auſſer dem Boden aus fünf Stücken zuſammen geſetzt iſt, und fünf Porten oder Eingänge bekommt; ſiehe Th. XIII, S. 649.

Fünf-ſchäftig, mit fünf Schäften oder Schämeln, bey den Webern. Fünfſchäftig arbeiten. Ein fünfſchäftiger Weber. Siehe Ludler und Schaft.

Fünf-tägig, was fünf Tage dauert oder gedauert hat. Eine fünftägige Krankheit. Imgleichen was allemahl den fünften Tag wieder kommt. Das fünftägige Fieber; ſ. Th. XIII, S. 279.

Fünf-Thüre, ſiehe Fünf-Porte.

Fünfe, das Hauptwort von dem Zahlworte fünf, die Zahl-Figur, welche die Zahl fünf ausdrücket. Eine römiſche Fünfe (V,), arabiſche oder deutſche Fünfe (5).

Zuweilen bedeutet dieſes Wort auch, z. B. in Nürnberg, ein Collegium oder Gericht von fünf Perſonen, das fünfer Gericht, ſ. oben, S. 453, imgleichen das Haus, wo ſich daſſelbe verſammelt.

Fünfer, eine Zahl von fünfen, fünf Einheiten als ein Ganzes betrachtet.

Fünfer-Gericht, ſiehe oben, S. 453.

Fürbiether, eine im Oberdeutſchen übliche Benennung des vornehmſten Gerichts-Dieners, der die Parteyen vor Gericht biethet oder ladet; der Gerichts-Frohn. Ein Hochdeutſcher müßte Vorbiether ſagen. Eben daſelbſt iſt auch fürbiethen, für laden, citiren, und das Fürboth oder Fürbiethung für Citation üblich.

Fürmeiſter, ſiehe Vormeiſter.

Fürniß, ſiehe Firniß.

Fürſt (*), L. Princeps, Fr. Prince. 1. Der erſte und vornehmſte ſeiner Nation, ſeiner Provinz oder ſeines States, ein regierender Herr, ohne Rückſicht auf deſſen anderweitige Unterſcheidungs-Würde. In dieſem Verſtande ſind Kaiſer, Könige, Herzoge u. ſ. f. Fürſten. Auch Fürſten (gekrönte Häupter, regierende Herren) haben Geſetze, die ſie nicht überſchreiten dürfen. In der deutſchen Bibel werden Abraham und Hiob Fürſten genannt, weil ſie unabhängige Häupter zahlreicher Familien und vieler dazu gehörigen Knechte waren.

(*) Fürſt, bey dem Willeram Vorſt, bey dem Ottfried Furiſta. im Niederſ. Förſte, und Forſte, im Schwed. Förſte, im Dän. Fyrſte, iſt der Superlat. von für, ſo fern es nach der oberdeutſchen Mund-Art ſo viel als vor iſt, und bezeichnet das vorderſte oder erſte in ſeiner Art. Im Engl. bedeutet firſt, und im Schwed. förſt, noch der erſte, und es ſcheint, daß auch das Griech. Φεριστος, der beſte, eigentlich der erſte in ſeiner Art bedeute. Im Schwabenſpiegel Cap. 115. wird ſchon Princeps und Furſt durch den vorderſten erkläret, und zugleich, obgleich nicht ganz richtig, hinzu geſetzet, daß er dieſe Benennung um deswillen habe, weil er der vorderſte an dem Lehen ſey, d. i. wie es daſelbſt erkläret wird, ſein Lehen von dem Kaiſer und Reiche empfähet, und nicht bloß ein Afterlehensmann iſt. Auf eben die Art wird ein Fürſt bey den alten oberdeutſchen Schriftſtellern auch Heroſto genannt, von her, eher, gleichſam der Erſte, Princeps. Das ſt wird in Fürſt und deſſen Ableitungen und Zuſammenſetzungen bey den Hoch- und Oberdeutſchen mit einem unangenehmen ſch ausgeſprochen, als wenn es Fürſcht lautete, welche Ausſprache auch in Bürſte, durſtig, garſtig, Wurſt u. ſ. f. eingeführt iſt.

2. Im deutſchen Reiche bezeichnete dieſes Wort, als ein allgemeiner Ausdruck, ehedem gleichfalls die erſten und vornehmſten unter den deutſchen Ständen, von dem Kaiſer an bis auf die Grafen und Dynaſten; ſiehe Fürſten-Rath, welches noch zum Theil in dieſer weitern Bedeutung üblich iſt, nur daß die Churfürſten hier nicht mit begriffen werden. Jetzt wird es nur noch mit Ausſchließung der Grafen und Herren gebraucht. Ein geiſtlicher Fürſt, ein weltlicher Fürſt.

3. In engerm Verſtande iſt es eine Benennung desjenigen hohen Adels, der zwiſchen den Churfürſten und Grafen mitten inne ſtehet, und die Herzoge, Mark-Grafen, Landgrafen, einige Burggrafen, einige vornehme mit der fürſtlichen Würde verſehene Geiſtliche, und die Fürſten im engſten Verſtande begreifet.

4. Zu den letztern oder den Fürſten im engſten Verſtande, gehören nicht nur die gefürſteten Grafen, Aebte und Prälaten, ſondern auch diejenigen Geſchlechter vom hohen Adel, welche von den Kaiſern in den neuern Zeiten mit der fürſtlichen Würde bekleidet worden ſind; dagegen die ältern fürſtlichen Häuſer ſich lieber Herzoge nennen laſſen.

Siehe auch Groß-Fürſt.

Fürſten, in den Fürſten-Stand erheben, von welchem aber nur das Mittelwort gefürſtet üblich iſt. Ein gefürſteter Graf, gefürſteter Prälat, gefürſteter Abt, ein Graf, Prälat oder Abt, der mit der fürſtlichen Würde bekleidet iſt, fürſtlichen Rang hat. Eine gefürſtete Grafſchaft, eine Grafſchaft, welche den Titel eines Fürſtenthumes erhalten hat.

Fürſten-Brunnen bey Jena, ſiehe unter Jena.

Fürſten-Groſchen, werden diejenigen Groſchen genannt, welche Landgraf Balthaſar in Thüringen, im J. 1397, ſehr geringe von fünflöthigem Silber, und die Markgrafen zu Meißen, Fridericus bellicoſus, Wilhelm der Reiche, und Fridericus pacificus, haben münzen laſſen.

Fürſten-

Fürſten-Rath, auf dem Reichs-Tage zu Regensburg, die Fürſten und ihre Geſandten, als ein Ganzes betrachtet, in der zweyten Bedeutung dieſes Wortes, ſo daß alle Reichs-Stände auſſer den Churfürſten und Reichs-Städten, folglich auch die Grafen und ungefürſteten Prälaten mit dahin gehören; das fürſtliche Collegium. Siehe Fürſt 2.

Fürſten-Ruf, im Jagdweſen, Stücke, ſo bey der Parforce-Jagd geblaſen werden, den Herrſchaften dadurch die Richtung der Jagd zu bezeichnen. Siehe Ruf.

Fürſten-Schnepfe, ſ. Schnepfe.

Fürſten-Schule, Schola illuſtris, Schola provincialis, Gymnaſium illuſtre, eine von einem Landes-Fürſten, vornehmlich für die armen und zum Studieren tüchtigen Landes-Kinder geſtiftete, und mit Einkünfte verſehenen Schule. Dergleichen ſind hin und wieder in Deutſchland von den evangeliſchen Fürſten angelegt; beſonders aber ſind in dieſem Verſtande die drey churſächſiſchen Gymnaſia zu Meißen, Pforte und Grimme, unter dem Nahmen der Fürſten-Schulen bekannt. Was ſolche Schulen mit den übrigen gemein haben, werde ich im Art. Schul- und Erziehungs-Anſtalten zeigen.

Fürſtenthum, L. Principatus, Fr. Principauté. 1. Die Gewalt und Würde eines Fürſten, ſo fern dieſes Wort in der allgemeinſten Bedeutung, den Erſten und Oberſten eines Statskörpers bezeichnet.

2. Das Land, das Gebieth eines Fürſten. 1) In der weiteſten Bedeutung, das Land eines regierenden Herren. 2) In engerm Verſtande iſt es ein Land, welches von ſeinem eigenen Fürſten beherrſchet wird, oder doch ehedem beherrſchet worden iſt; wo es bald als ein allgemeiner Ausdruck auch von Herzogthümern, Landgrafſchaften, Markgrafthümern, und einigen Burggrafthümern gebraucht, bald aber auch im engſten Verſtande noch davon unterſchieden wird; ſ. Fürſt 3. 4.

Die Fürſtenthümer ſind entweder ſelbſtwaltig, ſouverän, und niemand unterworfen, oder ſie gehören zu dem römiſchen Reiche, und ſind Reichs-Lehen; oder ſie ſtehen in einiger Dependenz; wegen der Lehenſchaft, oder Schutz-Gerechtigkeit, oder ſie haben nichts, als den bloßen Nahmen, und ſtehen, wie andere Güter, unter der höchſten Landes-Obrigkeit.

Fürſtenwalder Bier, ſ. Th. V, S. 28.

Füße, ſ. Fuß.

Füßling, derjenige Theil des Strumpfes, welcher den unterſten Theil des Fußes bedecket. Jngleichen eine Art Bekleidung für dieſen unterſten Theil; eine Socke, Niederſ. Fötling.

Fuite, ſ. Bankerot. Flucht.

Fütterer, (Bunt-) ſ. Th. VII, S. 419.

Fütterig, ſo nur von einer ſchlechten Beſchaffenheit der Wolle gebraucht wird, welche von einer ungleichen Eintheilung des Schaf-Futters herrührt. Fütterige Wolle.

1. **Füttern** (*), eine Sache von auſſen oder innen überziehen, mit einem Futter bekleiden.

1. Von auſſen. Eine Kugel füttern, ſie, ehe man ſie ladet, in Leder, Papier oder Barchent einwickeln.

2. Von innen. Ein Schiff füttern, von innen bekleiden. Ein Zapfen-Loch füttern. Ein Futteral mit Sammet füttern. Am häufigſten von Kleidungs-Stücken. Ein Kleid mit Taffet, die Schuhe mit Flanell, einen Rock mit Pelzwerk füttern, Fr. doubler.

2. **Füttern** (**), Fr. affourager, affourrer, ſo in doppelter Gattung üblich iſt.

1. Als

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. foren, im Franz. fourrer, im Span. aforrar, im mittlern Lat. und Jtal. foderare, im Franz. feultrer, im Engl. fodder, im Dän. foern, im Schwed. fodra. Siehe Futter 1. Jn den breitern oberdeutſchen Mund-Arten lautet es futtern.

(**) Füttern, im Tatian fuotiran, im Schwed. fodra, im Dän. foere, iſt das Frequentativum von dem noch im Niederſ. üblichen föden, füttern, ernähren, im Griech. βοτειν, bey dem Ulphi-

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Futter oder ein Nahrungs-Mittel für das Vieh abgeben. Brach-Diſteln füttern gut, ſind ein gutes Futter für das Vieh.

2. Als ein Activum, Futter, Nahrung reichen, und zwar,

1) In Beziehung auf den Gegenſtand, dem es gereicht wird, wo dieſes Wort ehedem ein allgemeiner Ausdruck war, der aber jetzt nur noch im Scherze oder aus Verachtung von Menſchen gebraucht wird. Füttern ſie mich immer zu Tode, ernähren ſie mich immer ſo lange als ich noch lebe. Am häufigſten braucht man es von der Nahrung, welche Thieren gereicht wird. Die alten Vögel füttern ihre Jungen. Die Pferde, die Schweine, die Tauben füttern u. ſ. f.

2) In Beziehung auf dasjenige, was zum Futter gereichet wird, zur Nahrung reichen. Gras, Haber, Heu, Stroh füttern. Wir haben den ganzen Winter Korn füttern müſſen.

Daher die Fütterung, Fr. Affourragement. 1. Die Handlung des Fütterns, die Austheilung des Futters. 2. Das Futter ſelbſt. Keine Fütterung mehr haben. Luther braucht dieſes Wort oft in dem jetzt ungewöhnlichen Verſtande für Lebens-Mittel, menſchliche Nahrung, z. B. Richt. 7, 8. 2 Chron. 11, 23. Neh. 10, 31. Cap. 13, 15. Apoſtel. 7, 11.

Von der Futterung, oder Art und Weiſe, wenn und wie man das Vieh füttern ſoll, geſchieht bey Abhandlung einer jeden Gattung von Viehe Meldung. Ueberhaupt muß man bey der Fütterung das rechte Futter, die

Ulphilas fodan, im Schwed. föda, im Engl. feed; doch kann es auch unmittelbar von Futter abſtammen; ſiehe Futter 2. Im Oberdeutſchen lautet dieſes Wort futtern, und viele Hochdeutſche wollen es eben ſo geſprochen wiſſen, ſo ſehr es auch wieder den hochdeutſchen Sprachgebrauch iſt, wenn auch die Ableitung von Futter oder von dem Niederſ. föden nicht dem ü den Vorzug geben ſollte.

die gehörige Art der Zubereitung, inſonderheit nach der Gewohnheit des Viehes an einem Orte, ferner das rechte Maß, ſeine Abwechſelung und Veränderung, die rechte Zeit, gute Ordnung und Eintheilung, beobachten, ſich nach ſeinem Ackerbaue, ſeinen Gärten und ſeiner Weide richten, hauptſächlich aber auch auf die Auswinterung und das Winter-Futter ſehen; denn, im Sommer kommt man noch eher durch. Die Fütterung iſt entweder die Haus- und Stall- oder Feld-Fütterung, welche letztere auch Weide heißt, für Arbeits- Zucht- oder Maſt-Vieh. Jede hat ihre beſondere Vortheile; wovon an ſeinem Orte ein Mehreres.

3. Die Furragirung, im Kriegsweſen Ober-Deutſchlandes; ſiehe Furragiren.

Fütterung, ſiehe in dem vorhergeh. Artikel.

Fulica, ſiehe Waſſer-Huhn.

Fuligo, ſiehe Ruß.

Fuller, ein in einigen Gegenden übliches Wort, einen Walk-Müller zu bezeichnen, aus dem mittlern Lat. Fullo, ein Walker, folare, Franz. fouler, Engl. full, walken; welches deutſche Wort ſelbſt damit verwandt iſt. Siehe daſſelbe. Daher Fuller-Erde; ſiehe eben daſelbſt.

Fullo; Scarabæus Fullo *Linn.*; ſiehe Julius-Käfer.

Fulvia, nennen die Blumiſten eine gewiſſe Art Primeln; ſiehe Schlüſſel-Blume.

Fumage, ſiehe Herd-Geld.

Fumaria altera; Fumaria bulboſa; ſ. tuberoſa radice cava major; Pſeudofumaria bulboſa; ſiehe Ariſtolochia No. 1.

Fumaria offic. ſiehe Erdrauch.

Fumée, ſiehe Rauch.

Fumées, bey den Jägern; ſiehe Loſung.

Fumer, ſiehe Räuchern. Rauchen.

Fumeron, ſiehe Rauch-Kohle.

Fumet, ſiehe Fümet.

Fumeterre, ſiehe Erdrauch.

Fumier, ſ. Miſt.
Fumigatio ſ. Räuchern.
Fummel-Holz, ſ. Fümmel-Holz.
Fumus, ſ. Rauch.
Funckeln, Funcken; ſ. Funkeln, Funken.
Fund (der), von dem Zeitworte finden.

1. Die Handlung, da man eine Sache findet. Einen guten Fund thun.

2. Die gefundene Sache. 1) Eigentlich. Er freuet ſich über ſeinen Fund. 2) Figürlich. (a) Die Erfindung, Entdeckung, und die entdeckte Sache. Auf einen Fund bedacht ſeyn, Mittel und Wege erdenken. Neue Herren, neue Fünde. (b) Schädliche Erfindungen, Liſt, Ränke. In dieſer Bedeutung iſt im Hochdeutſchen ſtatt deſſen auch inte Füblich, welches aber aus dem Franz. Feinte entlehnt iſt.

Fund-Buch, ſ. Finde-Buch. Inventarium. Lager- und Saal-Buch.

Fund-Grube, im Bergbaue, eine Grube, wo man das geſuchte Erz gefunden hat, und darauf fort arbeitet; Fr. Mine. Die Fund-Grube entblößen, eine entdeckte Grube wirklich mit Arbeitern belegen. Die Fund-Grube forttragen, an einem andern Orte Kübel und Seil einwerfen, d. i. nach Erz graben.

Einer ſolchen Fund-Grube iſt von alten Zeiten her ein Raum von 42 Lachtern in die Länge und Breite zugeſtanden worden; daher dieſer Ausdruck zugleich ein Flächen-Maß bezeichnet, welches 3 Wehr, 6 Lehen, oder 42 Lachter in die Länge und Breite enthält, ſo daß die eigentliche Fund-Grube in der Mitte dieſer Fläche angenommen wird. Die Fund-Grube ſtrecken, dieſelbe vermeſſen.

Fund-Grübner, im Bergbaue. 1. Der Beſitzer oder Eigenthümer einer Fund-Grube. 2. Derjenige, welcher eine Zeche allein bauet. 3. Zuweilen wird auch ein jeder,

der, deſſen Haupt-Beſchäftigung der Bergbau iſt, ein Fund-Grübner genannt.

Fund-Recht, das Recht, welches der erſte Finder einer Sache an dieſelbe hat; beſonders im Bergbaue, das Recht deſſen, der einen Gang gefunden oder entblößet hat.

Fund-Regiſter, im Oberd. ein Inventarium, Fund-Buch; ſ. Finde-Buch und Fund-Zettel.

Fund-Schacht, ſ. unter Schacht.

Fund-Schoß, ſ. Grund-Schoß.

Fund-Zettel, im Oberd. eben ſo viel als Fund-Buch, Finde-Buch, Finde-Regiſter oder Inventarium.

In Schleſien führt dieſen Nahmen beſonders das Verzeichniß alles deſſen, was eine Ehefrau an Gelde, Silberwerk, Kleidern und Hausrath, dem Manne in die Ehe mitbringt, wie denn Letzterer auch vermittelſt eigenhändiger Unterſchrift darüber quittieren muß. Nach dieſem Fund-Zettel gibt der Ehemann, bey erfolgtem Ableben ſeiner Frau, den Pflicht-Theil (die Legitimam) an die Kinder, oder, in deren Ermangelung, an die nächſten Verwandten der Verſtorbenen, heraus.

Funda, ſ. Funta.

Fundament, ſ. Grund.

Fundulus, ſ. Gründling.

Fundus, ſ. Boden. Fonds. Grund.

Funfzehner (der), (im gem. Leben Fufzehner) ein Ganzes von funfzehen Einheiten. Ein Funfzehner oder funfzehen Kreutzerſtück, eine Münze, welche funfzehen Kreutzer gilt. Imgleichen ein Collegium von funfzehen Perſonen, dergleichen zu Straßburg iſt, das Funfzehner Amt.

Funfzehnerlein, ſ. Spitz-Groſchen.

Funfziger (der), (im gem. Leben Fufziger). 1. Ein Mitglied eines Collegii von funfzig Perſonen.

2. Funfzig Jahre alt. Er iſt ein Funfziger. Ein Funfziger, ein Wein, der funfzig Jahre alt iſt.

3. Was

3. Was 1750 gebauet oder verfertiget worden iſt. Ein Funfziger, ein Thaler von 1750.

4. Bey den Tuch-Machern bezeichnet es eine Art Tuches, welches in der Scher-Kübe 50 Gänge hat, als funfzig Mahl hinunter, und ſo viel hinaufwärts wieder, nach denen es unten und oben geleſen wird, daß die Werft in das Kreutz kommt.

Fungus, ſ. Boſiſt. Champignon. Schwamm.

Funis ſ. Seil. Strick.

Funke, ſ. Funken.

Funkel-neu, Niederſ. glootny, ganz neu, völlig neu, ſo neu, daß es noch funkelt; eine von metallenen Arbeiten, vielleicht von den Münzen, hergenommene Figur.

Funkeln (*), L. ſcintillare, Fr. étinceler, hell glänzen, einen ſtarken Glanz von ſich werfen. Ein funkelndes Gewehr. Die Sterne funkeln in einer hellen Nacht. Es funkelt alles von Gold und Demanten. Die Augen funkeln ihm im Kopfe, ein Merkmahl einer heftigen Begierde, einer heftigen Leidenſchaft.

Funken (der), (**) L. Scintilla, Fr. Étincelle, der kleinſte Theil des Feuers, oder eines brennenden Körpers.

1. Eigent-

(*) Dieſes Zeitwort erhält noch die erſte eigentliche Bedeutung des Wortes Funken, nach welcher es Schein, Glanz überhaupt bedeutete. Das Griech. φεγγειν, und Isländ. faenna, funna, ſcheinen, leuchten, ſind nahe damit verwandt.

(**) Funken, in dem alten Gedichte von Carls des Großen Kriege bey dem Schilter Funche, im Niederſächſ. und Dän. Funke, ſtammet nicht von fangen her, wie Friſch glaubt, ſondern von einem alten Worte, welches Schein, Glanz, Feuer bedeutet hat. Bey dem Ulphilas iſt Fon, Fun, Feuer, und funa brennen, im Isländ. Fun, Feuer, im Griech. φαινειν, leuchten. Die letzte Sylbe iſt vielleicht das niederſächſiſche Zeichen des Diminut. ken, Hochd. chen, ſo daß Funken ein kleines Feuer bedeuten würde. Dieſe Form ſtreitet zugleich für das n am Ende, welches im Hoch- und Oberdeutſchen ſehr oft verbiſſen wird, der Funke, für Funken; in welcher Geſtalt es auch in der deutſchen Bibel mehrmahls vorkommt. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt es zugleich weibliches Geſchlech-tes,

1. Eigentlich. Es glimmet noch ein Fünkchen in der Aſche. Es iſt kein Funken Feuer in dem Hauſe. Ein einiger Funken kann ein großes Feuer verurſachen. Einen Funken anblaſen. Beſonders, die kleinen glühenden Theilchen, welche von brennenden Körpern abſpringen. Funken werfen, Funken ſprühen. Imgleichen die Stückchen glühendes Stahles, welche der Feuerſtein von dem Stahle losreißt. Mit dem Feuerſteine Funken aus dem Stahle locken. Dürre Materien fangen leicht Funken.

2. Figürlich, ein kleiner Theil, als der Anfang, oder Ueberreſt eines größern. Wenn du noch einen Funken Ehre in deinem Herzen haſt.

Daher funken, Funken von ſich geben. Glühendes Eiſen funket.

Funken-Tag, ſiehe unter Johannis-Feuer.

Funta, unda ein ruſſiſches Gewicht, welches zum Abwägen des Silbers gebraucht wird. 1 Funta hält 96 Solotnichs, und 1 Solotnich wiegt etwas über 1 Quent.

Furca, ſiehe Forke. Gabel.

Furche (*), Sulcus, Fr. Sillon, Raye, Dérayure. In dem Feld- und Acker-Baue, die vermittelſt der Pflug-Schar gezogene Vertiefung in der Erde.

Eigent-

tes, die Funke. Uebrigens iſt ſtatt dieſes Wortes im Niederſächſ. auch Sparke, Angelſ. Spearca, Engl. Spark, Holländ. Spaercke, im Oberd. aber auch Gneiſt, Schwed. Gnista, Isländ. Gneiste, Neiste, Hebr. נצץ Funken werfen, imgleichen Glim und Glunſt üblich.

(*) Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Notker Furche, im Angelſ. Furh, im Engl. Furrow, im Holländ. Voore, im Schwed. For, Fora, im Lat. Porca und Forus, im Dän. aber Furre. In den niederſ. Mund-Arten, die den harten Hauch-Laut gern vermeiden, lautet es Fahre, Fuhre, Fore. Es ſtammt von fahren her, ſo fern es ehedem ziehen, pflügen bedeutete. Im Angelſ. iſt fyrian und im Lat forare, pflügen. Die von dem Pfluge aufgehäufte Erde neben dieſer Vertiefung heißt bey einigen gleichfalls die Furche, bey andern die Erd-Furche, im Mecklenburg. ein Balken, im Brem. der Remel, im Oberd. der Furchen-Rain.

Eigentlich ſowohl die auf dem Acker neben einander gezogenen Vertiefungen, welche eigentlich das Pflügen ausmachen, als auch die Vertiefung zwiſchen zwey Acker-Beeten, d. i. an einander ſtehenden Ackerſtücken, welche auch eine Gränz-Furche, eine Waſſer-Furche, Fr. Tranchée, Trenchée, weil ſie zugleich zur Ableitung des Waſſers dienet, im Brandenburg. Scheidfahre, im Schleswig. Scheidungs- oder Scheide-Furchen und grüne Furchen, und im Oberd. der Strang genannt wird. Daher das Zeitwort furchen, Fr. sillonner, Furchen ziehen, machen.

Die Gränz- oder Scheide-Furchen pflegt man, nach verrichteter Saat, mit dem Pfluge wohl auszufahren und auszuſtreichen, damit man nähmlich theils mit dem Seiten-Brete des Pfluges den in den Furchen liegenden Samen wieder erhebe, und auf das Beet hinauf ſtreiche, weil er daſelbſt beſſere Gelegenheit zum Einwurzeln und Wachſen hat, als wenn er in den Furchen liegen bleiben und umkommen ſollte; theils aber auch, damit ſich die Näſſe vom Regen und das Schnee-Waſſer in dem Acker nicht ſo leicht aufhalten, ſondern in den Furchen abſchießen und verlaufen könne. Wo man ſiehet, daß auf den Feldern viel Waſſer ſtehen bleibt, und dieſes durch die ordentlichen Furchen nicht ablaufen kann, wodurch der Same erſäuft, oder verſauert, mithin großer Schade geſchieht: da pflegt man entweder quer über den Acker, oder, wo derſelbe ſeinen Hang hin hat, nach geendigter Saat-Zeit und vollbrachtem Furchen-Ausſtreichen, Waſſer-Furchen zu machen.

Ein Landwirth muß die Waſſer-Furchen 1) bald nach eingeſäetem Acker mit dem Pfluge hin- und rückwärts aufführen, und auch ſogleich mit einer Schaufel rein auswerfen (ausſchüppen), die ausgeworfene Erde aber weit, und wenigſtens 2 Fuß, von der geführten Waſſer-Furche hinweg, werfen, ordentlich verbreiten, und die Erd-Klöße zerſtoßen, auch die etwa vorhandenen

Quecken wegſchaffen laſſen. In dieſer Abſicht iſt es ſehr gut, wenn die Arbeiter nebſt der Schaufel auch einen Rechen bey ſich haben; denn, wenn der Auswurf nicht richtig und gut gemacht wird, ſo verliert der Land-Wirth nicht nur den Platz, wo die Furche geführt worden iſt, ſondern auch denjenigen, wohin die ausgeworfene Erde gekommen, und wo die darunter liegende Saat erſtickt worden iſt; wie denn auch, wenn das geſäete Getreide ſchon gekeimet hat, oder gar ſchon aufgegangen iſt, nicht nur die Saat, welche in der aufgeführten Furche geweſen iſt, ſondern auch dasjenige, worauf der Auswurf gebreitet wird, entweder gänzlich verderbet oder doch im Wachsthume geſtöret wird. Die Führung der Furchen muß 2) nicht ohne Noth und an unnützen Orten geſchehen. Denn auf Bergen ſind dieſelben unnöthig, und auf ganz gleichen und ebenen Feldern unnütz. Bey durchfälligen Boden, unter welchem die Oberfläche und Acker-Furche ſandiger Grund iſt, ſind ſolche auch nicht gar zu nöthig, weil auch bey den größten Platzregen, und wenn auch das Waſſer auf und über die Beete ſteht, ſolches doch bald einſinkt, und weiter keinen Schaden verurſachet. Hingegen wollen ſolche Waſſer-Furchen bey der Winter-Saat, wegen öfters naſſer Witterung im Herbſte und Frühlinge, nöthiger, als bey der Sommer-Saat ſeyn. Auch ſind ſolche beym Weitzen nöthiger, als beym Korne, zumahl wenn die Weitzen-Saat auf lehmigen Boden geſäet worden iſt, oder unter der Acker-Furche lehmigen Grund hat. Endlich ſind die Waſſer-Furchen auch bey der Gerſte nöthiger, als bey dem Hafer. Die Waſſer-Furchen müſſen 3) nicht zu ſeicht, ſondern tiefer, als die Acker-Furchen, geführet und ausgeräumet werden, damit das Waſſer aus und zwiſchen den Acker-Beeten einen ordentlichen Abfall in die Waſſer-Furche haben, und daſſelbe nicht etwa aus der Waſſer-Furche in die Acker-Furchen treten, und die Saat mehr überſchwemmen könne, als wenn gar

keine

keine Waſſer-Furchen geführet worden; daher muß eine Waſſer-Furche wenigſtens 2 Zoll tiefer, als die Acker-Furchen, ſeyn. Auf abhängigen Feldern können zwar die Acker-Furchen auf der Seite gegen die Anhöhe völlig und rein ausgeſcharret werden, auf der andern Seite gegen die Tiefe zu, ſollten dieſelben entweder gar nicht, oder doch ſehr wenig, ausgeſcharret, und vielmehr mit dem Auswurfe aus der Waſſer-Furche zugeleget werden, damit das in der Waſſer-Furche öfters aufſchwellende Waſſer, gegen die Niederungen niemahls überſchlagen, und weder die Saat durchreiſſen, noch mit Sande und andern Erdreiche überſchwemmen könne. In dieſer Abſicht müſſen 4) auch die Waſſer-Furchen aus den Gründen nicht wieder gegen die Anhöhen geführet, ſondern vielmehr ſeitwärts zwiſchen zwey Beeten aus dem Felde heraus geführet und durchgeſtochen werden. Denn, wenn das abfließende Waſſer wieder ſteigen ſoll, ſo ſchlägt es in der Niederung über, und macht wohl 6, 10, und mehr unterwärts liegende Beete zu Schanden; daher es beſſer iſt, wenn man die Waſſer-Furche, welche quer durch die Beete geführt iſt, an ſolchen tiefen Orten, gleich der Länge nach zwiſchen zwey Beeten vollends durch den Acker, und entweder in die dabey liegende Wieſe oder Graben führt, als das Ueberſchlagen des Waſſers in der Waſſer-Furche zu geſtatten, welches hernach während der Waſſerfluth, oder bey einfallendem Thauwetter, zu ſpät iſt, und ohne größern Schaden nicht nachgehohlet werden kann. 5) Es müſſen die Waſſer-Furchen auch unterwärts und gegen die Tiefe, breiter als oberwärts ſeyn, weil unten immer mehr Zufluß des Waſſers ſich findet, welches die Ufer einer ſchmalen und engen Waſſer-Furche zu erhalten nicht vermögend ſind, zumahl, wenn die, quer durch die Saat-Felder und Beete geführten Furchen, wie kurz vorher erinnert worden iſt, dann und wann in den tiefſten Gegenden durchgeſtochen, und der Länge nach vollends durch die

Acker-Beete und Furchen in die Wieſen oder Gräben geleitet werden. An dem Orte der Anhöhe, wo die Waſſer-Furche ihren Anfang nimmt, iſt dieſelbe, wenn ſie $\frac{1}{2}$ Elle oder 1 Fuß Breite hat, breit genug; unterwärts hingegen und in der Tiefe erfordern dergleichen Abzüge über 1 Elle oder 2 Fuß Breite.

Ueberhaupt iſt bey kalten und naſſen Feldern anzurathen, eher einige Waſſer-Furchen mehr, als weniger, und auch lieber tiefere und breitere, als bisher gewöhnlich geweſen iſt, zu führen, weil durch die Erhöhung ſolcher Felder viel ſchwache Saat erhalten, und eher zum Treiben und Wachsthum befördert, auch der eingeſchlagene Dünger, durch zeitigen und hinlänglichen Abfluß des Waſſers, länger erhalten wird. Wenn auch gleich durch die Abzüge des Waſſers einiger Miſt von dem Felde mit abgezogen würde: ſo erhält der Landmann ſolchen doch auf den Wieſen oder in den Gräben allezeit wieder; und weil die Feld-Fluthen niemahls das bloße und reine Waſſer wegführen, ſondern allemahl etwas von dem Miſte oder der guten düngenden Erde mit ſich fort nehmen, ſo darf man kein Bedenken tragen, auch von ſeinen Gränz-Nachbarn, und allenfalls durch den Gränz-Rain eine Furche ſchneiden zu laſſen, und das von ihnen herunter kommende Waſſer zu übernehmen. Denn bliebe ſolches an der Gränze auf ſeiner Seite ſtehen, ſo bliebe ihm zwar die Fettigkeit auf ſeiner Seite, das leere Waſſer aber würde unterwärts doch durchdringen, und mir meine Felder und Saaten ausſaugen; ſchlüge es aber endlich bey großen Fluthen über den Damm weg, welches ich nicht verhindern kann oder darf, ſo würde es meine Felder zerreiſſen, oder zur Unzeit überſchwemmen. No. 39 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 410—413.

Was ſonſt noch in Anſehung der Ableitung der Näſſe von den Feldern zu beobachten iſt, wird im Art. Graben vorkommen.

2. Be

2. Bey den Spinnern, bedeutet Furche die verſchiedenen Erhöhungen, welche das Garn in verſchiedenen Weiten auf der Spindel machet, wenn es aufgeſpuhlet wird. Man nennt ſie deswegen ſo, weil ſie einiger Maßen denen Furchen, welche man mit der Pflugſchar in das Erdreich machet, gleich kommen. Dieſe Furchen müſſen aber nicht zu hoch ſeyn, damit das Garn ſich nicht verwirre, oder gar zerreiſſe.

Furchen=Eis, Eis, welches ſich bey den Nacht=Fröſten im Frühlinge in den Furchen anſetzt.

Furchen=Rain, ſiehe Furche Anm.

Furch=Genoß, derjenige, deſſen Acker an des andern Acker anſtößt; deſſen Acker nur durch eine Furche von dem ſeinigen unterſchieden iſt; der Furch=Nachbar.

Furchel, bey den Jägern; ſiehe unter Forke.

Furcht, im Niederſ. mit der nicht ungewöhnlichen Verſetzung des r, Frucht, L. Metus, Timor, F. Appréhenſion, Crainte, Peur, Engl. Fright, Holländ. Vrucht, die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, es mag nun wirklich, oder nur in der Einbildung bevor ſtehen; eine ängſtliche Gemüths=Regung, welche alsdann bey uns entſteht, wenn uns etwas nahe iſt, das wir haſſen, oder etwas, ſo wir lieben, uns entgehen will, oder auch, wenn man bey demjenigen, ſo man ins Werk richten will, allzu große Schwierigkeit findet.

Die Furcht iſt mit dem Schrecke ſehr genau verwandt; ſie hat ähnliche Wirkungen, welche aber nicht ſo gewaltſam ſind. Sie zieht die Haut und die Schweiß=Löcher zuſammen; die Muskeln werden convulſiviſch bewegt, und ſind halb geſpannt, halb erſchlappt. Die Lebens=Bewegungen gehen ſehr unordentlich von Statten; daher zittert der Furchtſame am ganzen Körper, er hat eine ſchwache lallende Stimme, er hohlt kurzen und geſchwinden Athem. Das Herz klopfet. Das Geſicht iſt bald blaß, bald roth. Der Angſt=Schweiß bricht ihm aus. Bald will er laufen, und kann nicht; bald aber

wird die Kraft ſeiner Muskeln ſo vermehrt, daß er auſſerordentlich ſchnell läuft, und der drohenden Gefahr zu entfliehen ſuchet. Bey einigen verurſachet die Furcht eine Diarrhoe; und es iſt merkwürdig, daß ſich dieſe Wirkung bey vielen äuſſert, die ſich vor einem Gewitter fürchten. Andern, und beſonders den Frauensperſonen, entgeht der Harn. Man hat auch Beyſpiele, daß verſchiedenen Perſonen die Haare aus Furcht weiß geworden ſind. Uebrigens ſind die Wirkungen der Furcht einem Fieber-Anfalle völlig gleich. Selbſt der Puls geht unordentlich ſchnell, und faſt ſo, wie in den Wechſel-Fiebern.

Man begreift leicht, daß eine anhaltende Furcht den Körper ſehr ſchwächen müſſe. Ein Jeder weiß, daß, wo bösartige Fieber wüthen, derjenige am leichteſten davon angeſteckt werde, der ſich davor fürchtet. Das Gift der Krankheit, welches in der Luft ſchwebet, muß er täglich durch den Athem einhauchen. Wenn er gleichgültig dabey bleibt, und nicht eben eine Diſpoſition zur Krankheit ſchon im Körper hat, ſo wird die Kraft ſeiner Faſern das Böſe wieder ausſtoßen, und er wird geſund bleiben. Wenn hingegen durch die Furcht die Faſern geſchwächet, und die Bewegungen des Herzens und der andern Lebens-Theile unterdrücket werden, ſo kann das Gift in dem Körper bleiben, Wurzel faſſen, das in Unordnung geſetzte Blut entzünden, und die bösartige Krankheit hervor bringen. Die Geſchicht-Bücher der Aerzte ſind voll von ſolchen Beyſpielen, wo die Furcht einzig und allein, in zärtlichen und ſchwächlichen Körpern, die Peſt, Pocken, Frieſel, Krätze, andere Ausſchläge, und die rothe Ruhr hervor gebracht hat. Auch hier iſt bloß einer ſtarken Leidenſchaft dasjenige zu zuſchreiben, was man ſonſt gern auf Rechnung der Einbildungskraft zu bringen pflegt. Selbſt der eingebildete Kranke wird alsdann erſt wirklich krank, wenn er ſich von der Furcht übermannen läßt. In vielen Krank-

heiten

heiten haben Furcht und Schreck gleiche gefährliche Wirkungen mit der Erkältung; ſie verſchlimmern nähmlich die Krankheiten, treiben die Ausſchläge zurück, und bringen den Tod. Diejenigen körperlichen Fehler, welche zum Schreck Anlaß geben, können auch die Entſtehung der Furcht befördern. Vorurtheile, und unſerer Seele in der Kindheit eingebildete Schreckbilder, ſind auch eine fruchtbare Mutter der Furcht und des Schreckes. Diejenigen verdienen unſer Mitleiden, die ein nagendes Gewiſſen und das Bewußtſeyn verübter böſer Handlungen unſtät und flüchtig machet, und ſich daher fürchten, wenn ſich nur ein Blatt reget.

In den Rechten entſchuldiget die Furcht, aus welcher man vielmahls etwas gezwungen thut, nicht allemahl, ſondern es heißt davon gar oft: ein gezwungener Wille iſt auch ein Wille.

Furet. Frett-Wieſel; ſ. unter Wieſel.

1. Furie, Furia infernalis. Mit dieſem Nahmen belegt Hr. v. Linné ein gewiſſes mit Borſten verſehenes Thierchen, welches in den großen torfigen und moraſtigen Wüſten des nördlichen Schwedens, aus der Luft, ohne daß man weiß, woher es weiter komme, auf Menſchen und Thiere herab fallen, in ihren Körper eindringen, und darin unleidliche Schmerzen, welche zuweilen in Einer Viertelſtunde den Tod nach ſich ziehen können, verurſachen ſoll. Er ſelbſt ward im J. 1728 zu Lund davon angefochten, hat aber dieſen Wurm nur getrocknet, in Geſtalt einer kleinen Faſer geſehen. Solander hat denſelben in den Nov. Act. Societ. Reg. Upſalienſ. 1773, 4. (welche Abhandlung im 67 und 68 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, überſetzt ſteht,) genauer beſchrieben. Der Körper iſt gleich ſchmahl, wie eine Linie, an beyden Seiten aber mit Härchen beſetzt, und mit umgebogenen Stacheln, die gegen den Körper angedrückt ſind, gleichſam gewaffnet. Müller nennt das Geſchlecht dieſes Wurmes, den Höllendrachen, und

dieſe Art ſelbſt den Toll-Wurm. Das Mittel gegen die ſchädlichen Wirkungen dieſes Wurmes, iſt ein Stückchen junger Käſe, welchen man auf den beſchädigten Ort leget, nachdem zuvor daſelbſt ein Einſchnitt gemacht worden iſt. Den verletzten Ort erkennt man an einem braunen Puncte. In den Käſe ſoll ein kleiner Wurm von $\frac{1}{8}$ Zoll lang, kriechen.

2. Furie, eine Art indianiſchen oder chineſiſchen Taffetes oder Atlaſſes, der entweder in dem Lande ſelbſt gemahlet, oder in Europa, vornehmlich in Frankreich, Holland und Flandern, nachgemacht worden iſt. Dieſer Atlaß iſt deswegen Furie genannt worden, weil die erſten, welche man nach Europa brachte, ſo ungewöhnliche Abriſſe hatten, die ſo unordentlich und ſo ungleich auf die Zeuge gleichſam geworfen waren, daß man hätte glauben ſollen, es wäre die Arbeit einer Furie (*) geweſen.

Anfangs bemühte man ſich in Frankreich, die thörichten Riſſe der Chineſer nachzumachen, und es gelang auch hierin den Franzoſen. Weil aber die franzöſiſche Unbeſtändigkeit auf Atlaſſe oder Taffete, Blumen, Vögel u. ſ. w. hatte mahlen laſſen: ſo machte die Gewohnheit, da man ſie Furies nannte, daß ſie dieſen Nahmen behielten, ob er ſich gleich nicht mehr für die ſchönſten Deſſeins dieſer Manuſactur ſchickte.

Dieſe Furien, ſie mögen nun in China und Indien gemahlt, oder in Europa nachgemacht worden ſeyn, gehören durchgängig unter die indianiſchen und chineſiſchen Zeuge, die durch ſo viele Arrêts des königl. Stats-Rathes in Frankreich verbothen, aber dennoch jederzeit getragen worden ſind; ſ. Th. II, S. 628.

3. Furie,

(*) Furien ſind, in der Götterlehre der Griechen und Römer, die drey Höllen-Göttinnen: Tiſiphone, Megära und Alecto, Töchter der Nacht und des Acheron, und zur Peinigung der in den Tartarus geſtürzten Seelen der Gottloſen beſtimmt. Mit einer Anſpielung auf dieſe Höllen-Göttinnen ſagt man von einem erzböſen Weibe, die immer wüthet und tobt: das iſt eine rechte Furie, eine hölliſche Furie, Fr. c'eſt une furie, c'eſt une furie d'enfer.

3. Furie, heißt auch ein ſeidener Zeug, oder faßonirter Atlaß, der auf dem Stuhle gewirket wird, und die erſten Riſſe der chineſiſchen Furien nachahmet.

Die Arbeiter zu Paris, Lyon und Tours legten ſich darauf, um dem Geſchmacke der franzöſiſchen Nation zu ſchmeicheln; und man hatte gar vortreffliche darunter. Sie fanden aber gleichwohl nur einen mittelmäßigen Debit, ſowohl wegen ihres Preiſes, welcher in Vergleichung deſſen, den die wahren Furien hatten, ziemlich hoch war, als auch wegen des Geſchmackes an den fremden Zeugen.

Furier (*). 1. An Höfen, ein Bedienter, der die Befehle des Hof-Marſchalles ausrichtet, für die Verſorgung der bey einem fürſtlichen Hofe ankommenden Gäſte, wie auch für die Quartiere der bey Hofe wohnenden Perſonen ſorget, und wo kein Futter-Marſchall vorhanden iſt, auch das Futter für den Marſtall anzuſchaffen, übrigens aber auch das Anſagen zur Galla oder Hof-Trauer, die Einladung zu Geſellſchaften oder zur Tafel bey Hofe, die gute Ordnung unter den Hof-Livree-Bedienten beym Aufwarten, Vorantreten vor den Wagen u. ſ. f. zu beſorgen hat. Er wird zum Unterſchiede von den folgenden auch Hof-Furier genannt. Beſorget er bloß die Quartiere der Herrſchaft ſelbſt, und der zunächſt zu ihrer Perſon gehörigen Perſonen, oder die Quartiere der zur Finanz-Kammer gehörigen Perſonen, ſo wird er Kammer-Furier; ſorget er aber nur für die Herberge und Verpflegung eines Hofes auf Reiſen, ſo wird er Reiſe-Furier genannt. S. auch Jagd-Furier.

2. Bey dem Soldatenweſen, ein Unter-Officier, der für die Compagnie das Commiß-Brod empfängt, und daſſelbe austheilet, auch für das Quartier der gemeinen Soldaten ſorget. Die gemeinen Soldaten, welche dem

(*) Dieſes Wort iſt zunächſt aus dem Ital. Foriere und Franz. Fourrier entlehnet, welches aber mit dem mittlern Lat. Fodrarius, aus dem Deutſchen Futter, Niederſ. Foder, Foer herſtammet. Es iſt eben ſo unnöthig, in dieſem Worte das Franz. ou auszudrucken, als noch ein unnützes er anzuhängen, Furierer.

Furier, bey der Verwaltung ſeines Dienſtes im Felde Hülfe leiſten, heißen Furier-Schützen.

Furkel, bey den Jägern; ſiehe unter Forke.

Furlong, ein engländiſches Längen-Maß, welches 40 Poles, 220 Yards, oder 660 Feet hält. 8 Furlongs machen eine engländiſche Meile von 868 geometriſchen Schritten oder 1760 Yards.

Furnier (das), bey den Tiſchlern, dünne Blätter von allerley ſchönem Holze, womit ſie ihre künſtliche Arbeiten auszulegen pflegen. Daher furnieren aus dem Franz. fournir, Ital. fornire, mit ſolchen Blättern auslegen. Furnierte Arbeit, ausgelegte oder eingelegte Arbeit, welches gleichſam eine gothiſche hölzerne Mahlerey iſt, wozu man nicht nur allerley Hölzer von natürlichen und künſtlichen Farben, ſondern auch ausgeſchnittene Figuren von Silber, Perlenmutter, Schildkröten-Schalen ꝛc. anbringt.

Zu der furnirten Arbeit ſchickt ſich, ſowohl auf Nußbaum-Art, an Tiſchen, Schränken, Bret-Spielen und Commoden, als im Schattieren der Laubwerke und Figuren, unter den einheimiſchen Land-Hölzern das Ahorn-Holz am vorzüglichſten, und nach dieſem das Birn-Weißbüchen und Elſen-Holz. Man verfertiget dergleichen Sachen auf der Hobel-Bank; und das Zerſchneiden zu dünnen Platten wird vermittelſt der Kloben-Säge verrichtet, welche von zwo Perſonen gezogen wird. Man zerſchneidet damit die gebeitzten oder farbigen Hölzer ſo dünn, als ein Meſſerrücken iſt. Hernach ſetzt man ſie in großen oder kleinen Stükken zuſammen, nach dem es die Zeichnung erfordert; und die Sachen werden in den aufgeſchnittenen Grund eingeleimt.

Die ſo genannten Silber-Kiſtler in Augsburg leimen ihre geſchnittene Figuren von Silber mit einem gewiſſen zugerichteten Leim, ſo wie Andere Perlenmutter, Schildkröten-Schale und Elfenbein, nach allerley Figuren in Tiſche und Schränke ein.
Hallens Werkſtäte, 3 Band, S. 60, f.

Siehe auch den Artikel Einlegen, Th. X, S. 436, f. und Eingelegte Holz-Arbeit, im Art. Holz.

Furnieren. 1. Bey den Kaufleuten, vorſchießen, an die Hand geben, anſchaffen, leihen, mit Waren verlegen ꝛc. ſiehe Lieferung.

2. Bey den Tiſchlern, Drechslern und andern Holz=Arbeitern; ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Furrage, Fourage, Fr Fourrage. 1. Eigentlich verſteht man hierunter alles dasjenige, wovon ein Pferd unterhalten werden kann, als: Heu, Stroh und Haber, oder überhaupt das Pferde=Futter. Große Herren oder anſehnliche Gemeinheiten, haben bey ihren zahlreichen Pferden, einen ſo genannten Furrage= oder Stall=Commiſſär, welcher das nöthige Futter kauft, auf deſſen Güte ſieht, daſſelbe wöchentlich oder täglich, nach der Verordnung des Stall=Meiſters, an die Knechte austheilt, eine Rechnung davon führt, und am Ende der Woche von der verbrauchten Furrage an den Stall=Meiſter einen Rapport gibt.

Ein Furrage Commiſſär muß zuvörderſt gut rechnen und ſchreiben können, ein ehrlicher Mann ſeyn, und die Güte der Furrage beurtheilen wiſſen. Er empfangt die für das Stall-Departement ausgeſetzte etatsmäßige Summe, worüber er alle Jahr oder alle halbe Jahr Rechnung ablegt. Durch ihn wird alles, was in dieſem Departement ausgegeben werden muß, bezahlet. Die Ausgaben beſtehen in dem Gehalte der Bedienten, in Ankaufung der Furrage, in Bezahlung der Handwerke, welche für den Stall Arbeit verfertigen, in Anſchaffung des nöthigen Holzes und Lichtes, und in Bezahlung außerordentlicher Ausgaben, welche in dieſem Departement vorfallen, zu welchen letzten er jedoch jedes Mahl eine beſondere Anweiſung von dem Ober=Stallmeiſter erhalten muß. Um allen Betriegereyen vorzubeugen, iſt es gut, wen der Leib=Kutſcher, Wagen-Meiſter und Sattel=Knecht, mit allen Handwerkern, womit ſie zu thun haben, Rechnungs Bücher halten, in welche ſie das Verfertigte ſogleich nebſt den Preiſe ſchreiben laſſen, welche Bücher alle Woche dem Bereiter vorgezeiget werden, der die beſondere Aufſicht über den Stall hat, in welchem die Reparatur geſchehen, damit er unterſuche, ob auch zu viel angeſchrieben ſey, oder nicht. Alle Monath oder Quartal werden die Rechnungen von den Handwerkern eingefordert, und mit den Büchern verglichen; ſind ſie richtig, ſo beſcheiniget der Bereiter die Rechnung, welche ſodann der Furrage=Commiſſär bezahlen muß; iſt aber die Beſcheinigung des Bereiters nicht auf der Rechnung

zu

zu finden, ſo bezahlt er ſie nicht, oder ſie werden ihm bey der Abrechnung moniret. Durch dieſe Ordnung iſt auch dem Betruge der Handwerker vorgebauet, und gar kein Fall möglich, daß der Herr hintergangen werde, es müßten ſich denn die Bereiter mit dem Wagen-Meiſter, Leib-Kutſcher, Sattel-Knechte und den Handwerkern verſtehen, welches ſich aber nicht gedenken läßt. Eine ſolche Ordnung wird dem Furrage-Commiſſär eine große Erleichterung verſchaffen.

Bey Ankaufung der Furrage, muß der Commiſſär vorzüglich auf deren Güte ſehen, weil das Gedeihen und der gute Zuſtand der Pferde lediglich davon abhängt. Einem jeden Haushälter, und demjenigen, welcher mit Pferden umgeht, iſt der Unterſchied zwiſchen dem Haber bekannt. Oft ſteckt in 1 Scheffel Haber mehr gutes Mehl, und mithin mehr Nahrung, als in zwey andern; wenn alſo der im Stalle zu verfütternde ſchlecht iſt, ſo muß der Stall-Meiſter, um die Pferde in gutem Stande zu erhalten, mehr zulegen, wodurch nothwendig die Ausgabe vermehrt wird. Auch das Heu iſt ſehr unterſchieden; aber man kann, wenn es ſchlecht iſt, den Schaden nicht mit der Verdoppelung erſetzen, weil es die Pferde gar nicht freſſen; daher man niemahls ſchlechtes Heu kaufen muß. Ein feines ſüßes Heu, welches mit guten Kräutern, als: Klee ꝛc. vermiſcht iſt, iſt das beſte. Die Art, das Heu nach dem Gewichte einzukaufen, iſt die zuverläſſigſte, wobey weder der Käufer, noch Verkäufer, Schaden leidet, und der Ordnung angemeſſen, weil man ſodann eine richtigere Balance von dem Einkaufe und dem Verbrauchten machen kann. Die in dieſer Abſicht erfundenen Heu-Wagen werde ich an ſeinem Orte beſchreiben.

Wie der Rapport des Furrage-Commiſſärs eingerichtet ſeyn müſſe, iſt aus folgendem tabellariſchen Modelle zu erſehen.

Wö-

Wöchentlicher Rapport
von der ſeit dem ten = = 1778, bis den ten = = verbrauchten Furrage bey dem N. N. Stall-Departement.

Für den Hengſt-Stall.				Für die Reitpferde.				Für die Zugpferde.				Für die Maul-Thiere.				Auſſerordentliches Futter für fremde Pferde				Sämmtliches Futter.			
Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.

Anmerkungen.

In den Hengſt-Stall ſind 3 Scheffel Haber und 2 Scheffel Gerſte zugelegt.

In den Maulthier-Stall iſt 1 Scheffel Haber weniger gegeben.

N. N. Fourage-Commiſſarius.

Hrn. Hptm. Prizelius vollſtänd. Pferdewiſſenſchaft. Leipz. 1777, 4. S. 304, f.

Siehe auch Futter-Marſchall. Futter-Schreiber.

Bey den Land-Truppen wird das Maß an Furrage, welche zum Behuf der Pferde ausgetheilet wird, die Ration genannt. Bey der königl. preußiſchen Armee, erhält ein Huſaren Regiment täglich 1440 Rationen; die Ration zu $1\frac{1}{15}$ Metze Haſer, (alles nach berl. Maße

und

und den Scheffel zu 45 Pfund wenigſtens gerechnet,) 6 Pfund Heu, ⅓ Gebund Stroh, à 24 Pfund. Ein Dragoner-Regiment: 750 Rationen, à 2 Metzen Haſer, 6 Pfund Heu, ½ Schütte Stroh. Ein Küraſſier-Regiment: 750 Rationen, à 2⅖ Metzen Haſer, 8 Pfund Heu, ½ Gebund Stroh.

No. 7 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 56.

In den königlich preußiſchen Staten iſt ſeit einiger Zeit die Furrage-Lieferung für die königliche Reiterey eingeführt, welche mit dem Cavallerie-Gelde, oder Cavallerie-Verpflegungs-Gelde (ſ. Th. VII, S. 729, f.) eine große Aehnlichkeit hat. Nach der gegenwärtig gemachten Einrichtung, muß dieſelbe vier Monathe mit Gras, acht Monathe aber mit Hart-Futter, verpfleget werden. Die Verpflegung ſowohl mit Graſe als Hart-Futter, iſt ebenfalls eine Schuldigkeit, welche nur den Beſitzern der contribuabeln Hufen obliegt, und wovon die Herrſchaften, in ſo fern ſie nicht ſteuerbare Hufen unter dem Pfluge haben, gänzlich befreyt ſind. Eine jede Provinz iſt für die in derſelben einquartierte Reiterey, nach einer gewiſſen von den Land-Ständen ſelbſt zu machenden Anlage, die Verpflegung, ſowohl in den Sommer- als Winter-Monathen, zu beſorgen verbunden. In der Neumark z. B. ſtanden, vor dem jetzigen Feldzuge, 14 Escadrons, deren Verpflegung dieſer Provinz obliegt. Indeſſen iſt doch dieſes nicht als eine wirklich neue Landes-Abgabe anzuſehen; denn dasjenige, was die contribuabeln Unterthanen dieſerhalb liefern müſſen, wird, nach einem gewiſſen beſtimmten Satze, aus den königlichen Caſſen, ſo bald die wegen wirklich geſchehener Lieferung eingereichten Liquidationen an gehörigem Orte einlaufen, ſofort promt und bar bezahlet. In der Neumark ſind die Sätze, in den Gras-Monathen, für jedes Pferd monathlich 1 Rthlr. 8 Gr. In Anſehung des Hart-Futters aber wird jeder Scheffel Haſer mit 8 Gr., der Centner Heu ebenfalls mit 8 Gr., und ein

Schock

Schock Stroh mit 2 Rthlr. 12 Groſchen bezahlet. In Provinzen, worin, wegen ihrer Lage, der gewöhnliche Preis des Hafers und Heues höher ſteigt, ſind auch die deshalb feſtgeſetzten Sätze verhältnißmäßig erhöhet.

Unter den Land-Ständen ſelbſt verurſachet dieſe neue Cavallerie-Verpflegung viele Zwiſtigkeiten und Debatten. Die unbequartierten Kreiſe glauben immer, mehr als die bequartierten, dadurch beſchwert zu ſeyn, daß ihnen die Lieferung der von ihnen hierzu beyzutragenden Furrage, wegen der Entfernung weit läſtiger falle, und ſie ſich, um ihrer Schuldigkeit eine Genüge zu thun, gemeiniglich den Händen wucherhafter Lieferanten zu überlaſſen genöthigt ſehen. Die bequartierten Kreiſe, welche dieſe Unbequemlichkeiten an und vor ſich ſelbſt nicht läugnen können, glauben inzwiſchen auf ihrer Seite ebenfalls von der Sache Laſten zu haben, wovon die unbequartierten nichts wiſſen, ſondern gänzlich befreyt ſind. Die vielen Hin- und Her-Märſche, welche an den Stand-Orten der Truppen nicht unterbleiben können, imgleichen die Bequartierung der Dörfer in den Exercier-Zeiten, werden hierunter beſonders entgegen geſetzet, und in Compenſation zu bringen geſuchet.

Königl. Preußiſches Patent wegen der Heu- und Stroh-Lieferungen, *d. d.* 27 Febr. 1741, ſt. in der Samml. Schleſ. Ordn. a. dieſes Jahr.

Es fragt ſich: Ob, wegen der Laſten, die den Beſitzern der Land-Güter hierunter zufallen könnten, bey den Güter-Taxen etwas in Abzug zu bringen ſey? In dieſem Stücke etwas Gewiſſes feſt zu ſetzen, fällt ſehr ſchwer. An Orten, wo die Herrſchaften bloß Ritter-Acker beſitzen, iſt die ganze Frage ohne hin unnütz. Nur auf ſolchen Land-Gütern, wo die Obrigkeiten neben dem Ritter-Acker auch eine gewiſſe Anzahl ſteuerbarer Hufen unter dem Pfluge haben, kann dieſe Ausmittelung eine Wirkung haben. Inzwiſchen iſt der Preis, welcher aus den königlichen Caſſen für die Graſung und Furrage-Lieferungen bezahlet wird, von der Beſchaffenheit, daß er in einigen Jahren zwar den gewöhlichen Markt-Preiſen nicht gleich kommt, in andern aber hinwiederum dieſelben vollkommen erreicht, auch wohl gar zu gewiſſen Zeiten überſteigt. Die Graſungs-Monathe wer-

werden, wenn nur von den Land-Ständen ſelbſt Ordnung gehalten, und nicht eine Gegend vor der andern gar zu ſtark beleget wird, gar füglich für die aus den königlichen Caſſen dafür erfolgende Vergütung beſtritten werden können. Das Heu und Stroh, beſonders das letztere, wird ſehr ſelten in einem höhern Preiſe, als es bezahlet wird, ſtehen. Dieſes gilt jedoch nur von denjenigen, welche die Furrage von ihrem eigenen Zuwachſe liefern; denn fremde Lieferanten ſuchen freylich in allen Stücken Wucher und Vortheile. Der einzige Haſer hat ſeit einigen Jahren, mehr, als die landesherrlichen Preiſe ſind, gegolten; und bloß in Anſehung deſſen möchte, daß die Guts-Beſitzer dabey einigen Schaden hätten, behauptet werden.

Bey Würdigung, imgleichen Verkauf und Verpachtung der Land-Güter, wo billig alle Laſten getreulich angegeben, und in Abzug gebracht werden müſſen, entſteht beſonders die Frage: ob und in wie weit auf dieſe Furrage-Lieferungen Rückſicht zu nehmen ſey? Hierunter im Allgemeinen etwas gewiſſes zu beſtimmen, iſt, aus den vorhin angeführten Urſachen, um ſo weniger möglich, als hierbey unter den dem Orte der Ablieferung nahe belegenen, oder davon weit entfernten Gütern, ein großer Unterſchied zu machen iſt. Jenen wird dieſe Präſtation, wie es die Natur der Sache von ſelbſt gibt, bey weitem nicht ſo ſchwer, als dieſen. Die Frage kann daher, in jetzt erwähnten Fällen, wohl nicht anders entſchieden werden, als daß man entweder nach einem ſechs oder neunjährigen Durchſchnitte etwas gewiſſes feſtſetze, oder aber dieſe Schuldigkeit nur überhaupt in den Taxen anmerke, und den Käufern oder Pächtern mit anzeige, damit es nicht für verſchwiegen geachtet werde, ſondern ein jeder bey ſeinem Gebothe ſich darnach richten könne. Der letzte Vorſchlag möchte wohl der bequemſte und ſicherſte ſeyn, weil es ungewiß iſt, ob dieſe mit der Furrage-Lieferung gemachte Einrichtung von immerwährender Dauer ſeyn

werde; wenigſtens fällt ſie zu Kriegszeiten von ſelbſt hinweg. Wäre nun, beſonders in den Kauf-Anſchlägen, deshalb etwas gewiſſes abgezogen, und dadurch der Werth des Gutes um ſo viel vermindert worden: ſo würde ſolches zum offenbaren Nachtheil des Verkäufers gereichen.

Oeconomia forenſis. 1 Band, Berl. 1775, 4. S. 226, f.

Wir wollen unterſuchen, ob und wie ein Landes-Herr, zu großem Soulagement ſeiner Unterthanen, und wirklichem Vortheil ſeiner Truppen, ſtatt der Natural-Lieferung der Rationen, überhaupt eine proportionirliche Geld-Zahlung annehmen könne? und wollen hierbey die ſächſiſche Verfaſſung zum Grunde legen.

In dem Churfürſtenthume Sachſen wird die Repartition wegen Verpflegung der Cavallerie-Regimenter, nach den Steuer-Schocken gemacht. Die Furrage-Lieferungen werden nach der Anzahl der Truppen regulirt, und es ändern ſich dieſelben, nachdem die Armee verſtärkt oder verringert wird; es heißt z. E. 1000 Sch. oder 1200 Sch. verſchaffen die Verpflegung eines Reiters. Da nun dieſe Ausrechnung ein einfältiger Bauer gar nicht verſteht, und bereits Klügere, deren Güter mit Schocken von ungleicher Zahl beſchwert ſind, Mühe genug haben, ihr ſchuldiges Contingent ſo auszurechnen, daß ſie dabey gänzlich nicht verfehlen, ſo werden gemeiniglich die Einfältigen von den Klügern, und ganze Gemeinden von ihren zum Theil ungewiſſenhaften Richtern in ſolcher Ausrechnung hintergangen. Bey dem Zuſammenbringen ſolcher Furrage-Lieferung muß der Hafer nach gehäuftem Maße, alles Heu aber ſehr reichlich, und faſt doppelt abgeliefert werden, indem nicht ein jeder Bauer Wage und Gewicht beſitzt. In manchen Dörfern wird die weite Zufuhre der Furrage beſchwerlicher und koſtbarer, als ſelbſt die Lieferung am Werthe beträgt; wie denn auch, wenn Dörfer und Gemeinden ans ſchlechter Landes-Pflege liefern müſſen, ſelbige ſich öfters die Rückfuhre ihre Furrage (wenn dieſe als untüchtig verworfen und nicht angenommen wird,) gefallen laſſen, von ihren Nachbarn das beſte und koſtbarſte Futter, ſtatt des ihrigen untauglichen, erkaufen, und die Zufuhre wiederhohlen müſſen. Wenn, wie es ſich gemeiniglich zuträgt, übrige oder fehlende Schocke zu einer völligen Ration in einem Dorfe be-

findlich ſind, zu deren Genugthuung manchmahl 2, 3, und 4 Dörfer concurriren müſſen, ſo wird, wegen ſolcher Ausgleichung und nöthigen Zuſammenkünfte der Richter, auch wegen vieles deshalb nöthigen Bothen-Lohnes, den intereſſirten Dorfſchaften doppelter und noch höherer Aufwand verurſachet, als der Beytrag eines jeden Dorfes beträgt. Da auch, nach bisheriger Verfaſſung, die Quartier-Stände von Ort zu Ort verleget werden, ſo werden eben dadurch die Unterthanen, wegen des Fortſchaffens der Regimenter, und des dazu nöthigen ſtarken Vorſpannes und koſtbaren Verpflegungen, nicht weniger mitgenommen; wobey jedoch auch den Regimentern ſelbſt kein Vortheil zuwächſt, ſondern nothwendig alle ihre Montirungs-Stücke leiden, und Mann und Pferd öfters ſchlechten Nutzen davon haben. Den Gerichts-Obrigkeiten jeden Ortes werden monathlich 1, 2 auch 3 Hof-Dienſttage, und zwar öfters in der ſo koſtbaren Saat- und Aernde-Zeit, durch die monathlichen Furrage-Lieferungen entzogen, ſo daß die ſonſt von allen Militär-Beſchwerungen befreyten Rittergüter zu ſolcher Zeit faſt mehr, als die Bauern und Unterthanen ſelbſt, zu leiden haben.

Wenn aber auch die bisherige Einrichtung des Militärweſens aus wichtigen Urſachen nicht ſollte abgeändert werden können: ſo wäre doch, zu mehrerer Conſervation der Landes-Unterthanen, denjenigen kleinen Dorfſchaften und Gemeinden, welche beſonders von entlegenen Orten monathlich nur einen geringen Beytrag an Rationen einzubringen ſchuldig ſind, zu verſtatten, daß dieſelben ihr Contingent auf 3 oder 4 Monathe zugleich abtragen dürften.

Es läßt ſich aber auch beweiſen, daß den Regimentern ſelbſt die Rationen-Lieferung mehr nachtheilig, als vortheilhaft, ſey: indem 1) von dem Uebermaße der Furrage, welche den Bauern zur Ungebühr über ihre Schuldigkeit abgedrungen wird, wohl diejenigen, welche damit zu thun haben, ſich bereichern, ſelten aber die königlichen Dienſt-Pferde beſſer gedeihen und zunehmen werden. 2) Werden die Pferde durch den von ſo vielen unterſchiedenen Wirthen, zum Theil ſchlecht eingebrachten, oder in ſchlecht verwahrten Scheunen durch das eindringende Regen-Wetter dumpfig gewordenen, zum Theil auch durch die Bosheit vieler Bauern aufgequelleten Hafer betrogen. 3) Wird des erforderlichen, ungebührlich ſchweren Gewichtes halber, das älteſte und gemeiniglich halb verdorbene, und mit vielem Geſäme vermengte Heu zu dieſem Behuf von den Bauern mit Fleiß ausgeſuchet und geliefert, wodurch den Pferden eben ſo viel Tort geſchieht,

geſchiehet, als 4) durch die von Zeit zu Zeit, und von einem Quartiere zum andern untermengte gute und ſchlechte Fütterung, da, nach Beſchaffenheit der Gegenden ſelbigen bald von ſauern, und bald von guten Wieſen, ſo auch von redlichen und betrieglichen Wirthen das Futter zugetheilet werden muß. 5) Da auch nach den, auf Befehl der Herren Officier angeſetzten, Monaths-Tagen die Lieferung der jedes Ortes ſchuldigen Furrage ſtricte präſtiret werden muß: ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß bey dem zu ſolcher Zeit unvermuthet einfallenden Regenwetter, zumahl wenn die Zufahre von entlegenen Orten geſchieht, alles Futter, an Hafer, Heu und Stroh, Schaden leiden, und 6) in ſolchen Quartieren, wo der Wirth ſchlechtes Obdach, und keine verwahrte Behältniſſe zu ſolcher Furrage darzureichen hat, faſt gänzlich verderben, und mithin den Pferden ſchädlich werden muß. 7) Müſſen die Cavallerie-Regimenter im Lande, wegen Repartition ſolcher Furrage-Lieferungen zerſtreut liegen, da die Nothwendigkeit erforderte, daß dieſelben, mehrerer Aufſicht, Zucht und Exercitien wegen, zuſammen gezogen, und beſonders an Gränz- und ſolche Orte des Landes, wo es nicht ſowohl an Futter, als an Conſumtion deſſelben mangelt, verleget werden könnten. 8) Will man aber auch die beſonders theuren und ſeltenen großen Mißwachs-Jahre, zum Behuf aller Vertheidigung des bisher getroffenen Reglements ſolcher unumgänglich nöthigen Rationen-Lieferungen nehmen: ſo kann auch dieſer Nothwendigkeit vorgebauet werden; wenn nähmlich die Unterthanen, und zwar ein jeder nach Proportion ſeiner Steuer-Schocke und Beſchwerungen, gegen promte Bezahlung, zu Ablieferung mehrern Magazin-Getreides, beſonders in wohlſeilen Jahren, angehalten würden, welchem Befehle bey ohne hin im Unwerth ſtehenden Getreide der Landmann willig und gern gehorſamen würde.

Leipz. Sammlungen, 6 Band, 1750, 8. S. 212, fgg.

2. In der Kriegs-Sprache, bedient man ſich der Wörter und Redens-Arten: **Furragiren, furragiren gehen, die Furragirung, auf Furrage ausgehen**, das Futter-Schneiden im Felde durch eine dazu commandirte Mannſchaft; **die Reiterey in Furragirungs-Quartiere verlegen**, d. i. in eine Gegend (beſonders in feindlichen Landen,) wo ein guter Vorrath von Furrage anzutreffen iſt, es ſey nun auf dem Felde, oder in den Scheunen; daher ein **Furragirer**, einer, der auf das Futterhohlen ausgeht, Fr. Fourrageur.

Die Furragirung geſchehe im Trocknen oder Grünen, ſo muß man dabey auf die Lage der Gegend ſehen, ob die Avenues, welche beſetzt werden müſſen, ſich weit erſtrekken, und ob viele Berge umher liegen; ob man nicht durch eine in der Nähe liegende Stadt, nicht zu paſſirenden Bruch oder Wald, die Furragirung decken kann; wie groß der Platz genommen, und für wie viel Truppen furragiret werden kann. Man zählet z. E. in einem Dorfe die Scheunen, und ſieht, was und wie viel darin vorräthig iſt, und wie viel an Garben und gedroſchenem Korne ſich darin befindet. Auf dem Felde muß man einen Ueberſchlag machen, wie viel Korn auf 5 Quadrat-Schritt ſteht, ob es 2, oder $2\frac{1}{2}$, oder aber nur 1 Bund gilt. Man überſchreitet das Feld, welches man furragiren will, in die Länge und Breite, und multipliciret beydes mit einander: ſo bekommt man deſſen Quadrat-Inhalt, worauf leicht erforſchet werden kann, wie viel Bund oder Garben darauf befindlich seyn. Da aber ſolches nicht gänzlich genutzet werden kann, weil vieles vertreten und verſchleppet wird, ſo rechnet man $\frac{1}{3}$ des ganzen Inhaltes ab. Bey Gras verſährt man auf eben dieſelbe Art. Da man weiß, wie viel Bund ein Furragirer fortbringen kann, ſo wird es leicht ſeyn, das Terrein zu überſchlagen, wie groß der Platz ſey, wie viel Truppen zur Bedeckung erfordert werden, und wie weit die zu beſetzende Chaine ſeyn muß, um alle nachtheilige Avenues einzuſchließen.

J. D. C. Pirſchers Coup d'oeil militaire, Berl. 1775, 8, S. 54, f.

Ich betrachte hier die Furragirung, als einen Kriegs-Schaden, und ob derſelbe der Grund-Herrſchaft, oder dem Pachter, zur Laſt falle. Die Furragirung oder Ausfurragirung, da nähmlich Getreide, Heu und Stroh mit Gewalt zuſammen geleſen und fortgeſchleppet wird, iſt eigentlich eine Gattung von Plünderung. Dasjenige Getreide, welches dem Pachter eigenthümlich gehört, wird ihm, das übrige aber dem Verpachter furragiret. Um dieſes zu verſtehen, muß man zuvörderſt unterſcheiden, ob die furragirten Früchte in dem erpachteten Gute, und zwar in eben dem Pacht-Jahre erbauet worden, in welchem die Furragirung geſchehen

ſchehen iſt, oder ob ſie noch von der vorigen Aernde ſind. Nun iſt aber, wie ich bey anderer Gelegenheit erweiſen werde, bey aller Vergütung der Krieg-Schäden bloß auf dasjenige Jahr zu ſehen, in welchem der Schade ſich zugetragen hat; und die dem Pachter von den vorigen Jahren übrig gebliebenen und von ihm zurück gelegten Früchte ſind ſein unſtreitiges Eigenthum, als welches er durch völlige Perception derſelben erlangt hat. Hieraus fließt von ſelbſt, daß, wenn dem Pachter das von den vorigen Aernden aufgeſchüttete Getreide furragiret wird, er als Eigenthümer den Schaden allein zu tragen verbunden ſey. Ja, da dieſe Aufſchüttung von den Pächtern gemeiniglich in der Abſicht geſchieht, um durch die gehoffte Theurung deſſelben ſich einen Gewinn zu verſchaffen: ſo würde es aller Billigkeit zuwieder zu ſeyn ſcheinen, wenn dieſes dem Verpachter zum Nachtheil gereichen ſollte, da derſelbe nicht ſchuldig iſt, dem Pachter für einen im Pachte gehofften, aber durch den Krieg entbehrten Gewinn zu ſtehen. Hierzu kommt, daß, da der Pachter wiſſen, und alle Tage vor Angen ſehen muß, daß im Kriege ſehr öfters Furragirungen vorfallen, er ſelbſt Schuld hat, wenn er mehr Getreide aufſchüttet, als er nöthig hat, und hierdurch dem Feinde Gelegenheit gibt, daß er ſolches wegfurragiren kann. Allen Schaden aber, der dem Abpachter durch ſeine Schuld wiederfährt, trägt er allein. Eben dieſes, was ich von den im Gute erzielten Früchten der vorigen Aernden geſagt habe, findet auch bey denen Statt, welche der Pachter von andern Orten in das Gut gebracht, entweder von ſeinen eigenen Grundſtücken, oder wenn er dieſelben gar aufgekauft hat. Denn es iſt offenbar, daß auch dieſe ihm eigenthümlich zuſtehen, und mithin geben ſie ebenfalls bey der Furragirung ſonſt niemanden, als ihm, verloren.

Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit denen Früchten, welche von der letzten Aernde des erpachteten

teten Gutes ſind. Wenn dieſe furragiret werden, ſo hat der Verpachter dem Pachter den Schaden gut zu thun, und ihm aus der Urſache Pacht-Zins zu erlaſſen, die Früchte mögen nun vom Felde, aus der Scheune, oder vom Kornboden genommen werden, imgleichen ſchon ausgedroſchen ſeyn, oder nicht. Die in jedem Jahre erbauetem Früchte ſind nicht eher für völlig percipirt zu achten, als wenn der Pachter auch ſo viel Zeit gehabt hat, daß er ſolche hat ausdreſchen laſſen, und ins Geld ſetzen können. Wie nun dieſer Zeitraum nicht füglich auf gewiſſe Wochen oder Monathe ſich einſchränken läßt, indem mancher Pachter viel, und mancher wenig Zeit dazu brauchet: alſo ſcheint es das billigſte zu ſeyn, dem Pachter hierzu bis zu Ende deſſelben Pacht-Jahres Zeit zu laſſen. Denn es iſt allemahl beſſer und zuträglicher, eine zweifelhafte Sache gewiß beſtimmen, und dabey lieber etwas nachgeben, als dieſelbe in beſtändiger Ungewißheit laſſen, und hierdurch zu unaufhörlichen Streitigkeiten Gelegenheit geben. Setzt man nun dieſen Zeitraum bis zu dem Ende deſſelben Jahres hinaus: ſo hat weder der Pachter, noch der Verpachter, Urſache ſich darüber zu beſchweren, da jener auf dieſe Weiſe Zeit genug hat, die Früchte zu Erlangung des Pacht-Zinſes zu verſilbern, ohne nöthig zu haben, mit deren Verkaufung ſich zu übereilen, und dieſelben zu verſchleudern; der Verpachter hingegen hat zu bedenken, wie ihm obliege, dem Pachter den Gebrauch der verpachteten Sache die ganze Pacht-Zeit über zu gewähren. Da nun, wenn der Zins jahrweiſe bezahlet wird, es ſo viel Pächte zu ſeyn ſcheinen, als Pacht-Jahre, hingegen der hauptſächlichſte Gebrauch eines Landgutes und der darin erbaueten Früchte darin beſteht, daß der Abpachter, durch deren Verkaufung um einen billigen Preis, den jährlich verſprochenen Zins ganz oder zum Theil heraus bringe: ſo iſt klar, daß ihm der Verpachter die Möglichkeit, ſolches zu thun, bis zum Ende des

Jahres

Jahres zu gewähren verbunden ſey. Zu allem dieſen kommt noch, daß bey einer jeden Vergütung gehabter Kriegs-Schäden lediglich auf dasjenige Jahr zu ſehen iſt, in welchem der Schade ſich zugetragen hat, und daß allererſt nach Beendigung eines jeden Pacht-Jahres, die Kriegsſchäden-Rechnung zu fertigen, und darin unter andern die das ganze Jahr hindurch erhobenen Nutzungen zu bringen, und hiernach der Schade ſelbſt nebſt dem zu erlaſſendem Pacht-Zinſe auszurechnen iſt. Gleichwie aber der Abpachter keinen andern Schaden, als dadurch erleiden kann, wenn ihm der Gebrauch der erpachteten Sache entzogen wird: ſo folgt hieraus, daß ihm auf das ganze Jahr hindurch frey gelaſſen ſeyn müſſe, des erbauten Getreides durch Verſilberung deſſelben ſich zu bedienen, zumahl es zugleich des Verpachters Vortheil iſt, wenn der Abpachter durch theuern Verkauf die erhobenen Nutzungen, welche er bey etwa ſich eräugnenden Kriegs-Schäden in Einnahme bringen muß, vermehren kann. Und aus eben dieſer Urſache muß er auch für alle und jede Verhinderung, welche dem Pachter von ſolchem freyen Gebrauche des zum Pachte gehörigen Getreides zuſtößt, das ganze Pacht-Jahr hindurch ſtehen. Es iſt aber der Verpachter dem Pachter nicht alles und jedes ausfurragirte Getreide zu vergüten ſchuldig, ſondern, wenn nur eine Gattung deſſelben, z. E. Hafer, furragiret worden iſt, der Pachter hingegen das Korn, den Weitzen, die Gerſte und dergl. behalten hat, und hieraus nebſt den übrigen Guts-Nutzungen die Summe des Pacht-Anſchlages, oder, wo dergleichen nicht vorhanden iſt, den jährlichen Pacht-Zins zu bringen im Stande iſt, ſo bekommt er für den wegfurragirten Hafer keinen Erſatz. Uebrigens ſind in die Schäden-Rechnung bloß die von der letzten Aernde furragirten Früchte, jedoch dieſe, wenn ſie auch ſchon in der Scheune liegen, zu bringen.

Hiernächſt haben wir, in Anſehung der Furragirung, noch auf einen Unterſchied Achtung zu geben, ob nähmlich ſolche auf Befehl des in dortiger Gegend commandirenden Officiers durch hierzu ausgeſchickte Commando bewirket wird, oder ob ſie ohne dergleichen Befehl nur von ſtreifenden Parteyen geſchieht. Wegen jener hat der Pachter auf die jetzt angezeigte Weiſe, befundenen Umſtänden nach, Erlaß vom Pacht-Gelde zu erhalten, da hingegen die bloß von vorbey ſtreifenden Parteyen unternommene Furragirung bloß dem Abpachter zur Laſt fällt. Letzteres behauptet Ulpian mit deutlichen Worten: Damnum coloni eſt, ſi exercitus præteriens per laſciviam aliquid abſtulit. Die Urſache davon iſt dieſe, weil der Schade, den dergleichen Streif-Parteyen in der Geſchwindigkeit thun können, gemeiniglich nicht beträchtlich zu ſeyn pflegt; den geringen Schaden aber trägt allemahl der Abpachter. Unter dem Furragiren der vorbey ſtreifenden Parteyen aber verſtehe ich nicht nur, wenn die bey dem Gute vorbey marſchirenden Soldaten die Früchte vom Felde wegnehmen, ſondern auch, wenn ſie in das Gut ſelbſt hinein ſtreifen, und das Getreide aus den Scheunen und von den Böden rauben.

Endlich iſt noch des Falles zu gedenken, wenn dem Abpachter, bey dem Anfange des Pachtes, mit den übrigen Inventarien-Stücken auch eine gewiſſe Anzahl Getreide unter der Beding-ung übergeben worden iſt, daß er bey dem Abgange hinwiederum eben ſo viel zurück laſſen ſoll. Wenn dieſes Getreide bey Gelegenheit einer Furragirung im letzten Pachtjahre und nach der letzten Aernde geraubet wird, ſo geht der Schade über den Verpachter, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Pachter aus den übrigen erhobenen Nutzungen den Pacht-Zins oder die Summe des Pacht-Anſchlages gelöſet hätte. Denn da alles, was im Inventario enthalten iſt, mit verpachtet wird, folglich von dem Abpachter gebrauchet werden kann, der Gebrauch von ſolchen Dingen hingegen, welche man Fungibilia nennet, bloß darin beſteht, daß man ſie verzehret und verthut: ſo ſcheint der Verpachter, indem er dem Pachter etwas Getreide mit verpachtet, mit demſelben dahin überein zu kommen, daß jener ſolches nach angetretenem Pachte aufzehre, und erſt dereinſt von der letzten Aernde ſo viel wiederum zum Inventario bringe. Wenn nun letzteres geſchehen iſt, und es geht ſodann dieſer Theil des Inventarii nach der letzten Aernde durch Furragirung verloren: ſo wird es natürlicher Weiſe eben die Beſchaffenheit damit haben, als wenn andere Inventarien-Stücke geplündert

und

und weggenommen worden; d. i. der Abpachter wird hierdurch von der Verbindlichkeit, gedachtes Getreide als ein Inventarien-Stück, bey dem Abgange von dem Pachte wieder zu übergeben, befreyet. Was hier vom Getreide geſagt worden iſt, gilt auch von dem Heue und Strohe. Hieraus folgt zugleich dieſes, daß, wenn im Gegentheile die Furragirung in einem der vorhergehenden Jahre geſchicht, der Verpachter wieder Willen nicht genöthiget werden könne, von dem furragirten Getreide ſo viel, als das Inventarien-Getreide beträgt, dem Pachter von dem Inventario abzuſchreiben.

D. Winklers rechtliche Abhandl. von Kriegsſchäden der Pachter und Miethleute ꝛc. Lpz. 1762, gr. 8. S. 336, fgg.

Furth, (die) (*), L. *Trajectus*, *Vadum*, Fr. *Gué*, ein ſeichter Ort in einem Waſſer, wo man durch daſſelbe fahren, gehen oder reiten kann. Ueber eine Furth gehen.

Furtum, Diebſtahl; ſiehe Dieb.

Furubu, ein japaniſcher Fiſch. Er wird von den Holländern Bläſer genannt, weil er ſich ſehr aufblaſen kann, daß er zuletzt die Geſtalt einer Kugel bekommt. Man rechnet ihn unter die giftigen Fiſche, und behauptet, wer einen ganzen eſſe, der müſſe ſterben. Es gibt dreyerley Gattungen. Die Bläſer von der erſten Gattung, Suoumebukas, ſind klein, und ſehr gefährlich. Die von der zweyten, heißen Mabaku, und werden für ungemein ſchmackhaft gehalten; nur muß man den Kopf, das Eingeweide und die Knochen wegwerfen, und das Fleiſch wohl wäſſern und reinigen, weil man ſonſt unfehlbar ſterben müßte. Ja, man behauptet ſo gar, es behalte dieſer Fiſch, aller daran gewandten Mühe ungeach-

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Strycker Fuert, im mittlern Lat. Forda, im Angelſ. und Engl. Forth, im Holländ. Voord, im Dän. Vort, im Böhm. Brod, im Griech. πορος. Es ſtammet von fahren ab, ſo fern es gehen, reiſen überhaupt bedeutete. In einigen Gegenden iſt es männliches Geſchlechtes. Im Oberd. iſt Furth im männl. Geſchlechte auch das Bett eines Fluſſes. Statt Furth brauchen die Niederſachſen ihr Wadt, ein Ort, wo man durchwaten kann; womit das Lat. Vadum ſehr deutlich verwandt iſt.

geachtet, doch noch etwas giftiges an ſich, und mancher Japaneſer, der ſeines Lebens überdrüſſig iſt, wähle lieber dieſen Fiſch, als den Dolch oder Strick. Anfänglich verurſachet er eine Ohnmacht, hernach gewaltſame Zuckungen und Aberwitz, worauf Blutſpeyen und endlich der Tod folget. Den Kriegsleuten iſt es verbothen, den Mabaku zu eſſen, ja nur zu kaufen. Stirbt jemand davon, ſo verliert ſein Sohn das Recht zu ſeines Vaters Bedienung. Zwar wird dieſer Fiſch nichts deſto weniger theuer bezahlet, und ein Leckerbiſſen daraus gemacht; er muß aber doch wenigſtens ganz friſch ſeyn. Die dritte Gattung heißt Kimadura, d. i. Nordküſſen, vermuthlich weil er den Kopf gemeiniglich gegen Norden wendet; denn man gibt denen, welche in dieſer Stellung ſchlafen, eben den Nahmen. Sein Gift iſt ohne alles Gegenmittel. Es verlangt ihn auch ſonſt niemand, als wer ſich vom Brode helfen will.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 11 Band, S. 696.
Kämpfers Reiſe nach Japan, S. 215.
Neuer Schauplatz der Natur, 3 Band, S. 229, f.

Furunculus, Blutſchwär; ſiehe unter Geſchwür.

Fuſain, L. Fuſanus, Evonymus; ſ. Spindel-Baum.

Fuſcus color, ſiehe Braun.

Fuſeau, ſiehe Spindel.

Fuſées, ſiehe Ueberbein.

Fuſel, im gem. Leben Ober- und Nieder-Sachſens eine Benennung des gemeinen und ſchlechten Korn-Branntweines. Daher fuſeln, ſolchen Branntwein trinken. Siehe Branntwein und Finkeljochen.

Mit eben dieſer Benennung belegt man auch den ſchlechteſten Toback.

Fuſelée, Crepis *Linn.*; ſiehe unter Habichts-Kraut.

Fuſerolle, ſiehe Sele, bey den Tuchmachern.

Fuſil, eine Flinte oder ein Feuerrohr mit einem Feuer-Schloſſe und Steine; ſiehe Büchſe. Flinte. Gewehr. Schießen.

Fuſor, ſiehe Bild-Gießer.

Fuß, (mit einem langen u) (*), dasjenige Gliedmaß des thieriſchen Körpers, welches demſelben zur Bewegung auf der Erde dienet.

1. Eigentlich, da es denn ſowohl in weiterer Bedeutung von dieſem ganzen Gliedmaße bis an den Unterleib, als auch in engerer nur von dem unterſten Theile deſſelben, gebraucht wird. In weiterer Bedeutung begreift man hierunter bey dem Menſchen die beyden unterſten Gliedmaßen, Extremitates inferiores, welche ſich von den ungenannten Beinen an, bis zu den äuſſerſten Zehen erſtrecken; bey allen übrigen Thieren aber, welche mit Füßen verſehen ſind, als z. E. bey den vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln, Amphibien und Inſecten, diejenigen am Körper hervor ſtehenden Theile, auf welchen ſich die ganze Laſt des Körpers ſtützet, es mögen nun derſelben 2, 4, 6, oder mehrere ſeyn. Dieſe Gliedmaßen werden bey allen Thieren, im gemeinen Leben auch Beine genannt. Nach dieſer allgemeinen Benennung, kann man den Fuß in drey beſondere Glieder zergliedern, nähmlich in den oberſten Theil, oder den Schenkel, Femur, in den mittlern Theil, oder das Schienbein, Crus, welches, auſſer der Knieſcheibe, Patella oder Rotula, aus dem Schienen-Knochen, Tibia, und der Schienen-Röhre, Fibula, beſteht, und in den äuſſerſten oder Unter-Fuß, Pes extremus, welches zuſam-

(*) Einige, z. B. die ſchleſiſchen Mund-Arten ſprechen das u in dieſem Worte kurz aus, Fuß, Füſſe, ſtatt Füße. Bey dem Kero lautet es Fuazz, bey dem Ottfried Fuaz, im Iſidor Fuozsſ, bey dem Raban Maurus Phuoz, bey dem Notker Fuoz. Die niederſächſiſche und damit verwandten Mund-Arten haben ſtatt des Ziſchlautes ein t; Niederſ. Foot, Schwed. Fot, Walliſ. Pedd, Goth. Fotus, Ißländ. Fotus, Engl. Foot, Angelſ. Fot, Holländ. Voed. Das Griech. πȣς und Lat. Pes, folgen in der erſten Endung dem Oberdeutſchen, in den andern aber ποδος, Pedis u. ſ. f. dem Niederdeutſchen. Im Perſ. heißt der Fuß Pah, Franz. Pié; ſiehe Pfote, welches gleichfalls daher ſtammet. In der Nieder-Lauſitz iſt dieſes Wort ungewiſſes Geſchlechtes, das Fuß.

zuſammen genommen, bey den vierfüßigin Thieren den Hinterfuß ausmachet. Im engern Verſtande iſt unter dem Fuße nur der unterſte oder äuſſerſte Theil des Fußes gemeint, welcher die Fuß-Wurzel, den Mittel-Fuß, und die Fuß-Zehen begreift, wozu auch noch die linſenförmigen Knochen gehören. Die Fuß-Wurzel, Tarſus oder Podium, iſt aus 7 beſondern Knochen, nähmlich: dem Sprung, Lauf, Aſtragalus, Talus; dem Ferſen-Knochen, Os calcis; dem Schiff-Bein, Os cymbiforme oder ſcaphoides; dem Würfel-Bein, Os cuboides oder polymorphon, und drey keilförmigen Beinen, tria oſſa cuneiformia, welche ſämmtlich unter einander in einer Verbindung ſtehen, im Grunde aber doch eine ſehr eingeſchränkte Bewegung und Gelenke ausmachen, zuſammen geſetzt. Den zweyten Theil des Unter-Fußes, oder den Mittel-Fuß, Metatarſus oder Metapodium machen fünf Knochen aus; und den dritten Theil, die Zehen, digiti pedum, deren an jedem Fuße fünfe ſitzen, wovon die erſte die große Fußzehe, oder die Daumenzehe, die folgenden, die zweyte, die dritte, die vierte, und endlich die letzte die fünfte, genennet werden. Jede dieſer Zehen beſteht aus drey beſondern Gliedern, die große oder Daumenzehe ausgenommen, welche deren nur zwey hat. Außer dieſen Knochen findet man auch noch ſehr öfters zwiſchen den Gelenken derſelben kleine linſenförmige Knöchelchen, Oſſa ſeſamoidea. Alle dieſe verſchiedene Knochen nun, werden nicht nur durch allerley Bänder und ſehnige Knochenhäute unter und neben einander verbunden und befeſtiget, ſondern auch die hier und da zurückgelaſſenen leeren Plätze und Zwiſchenräume, theils mit muskulöſem Fleiſche, theils mit Adern, Nerven, Fett, und andern weichen Theilen ausgefüllet, auch an die hin und wieder hervor ragenden Spitzen verſchiedene Sehnen angeheftet, und endlich dieſes alles mit den allgemeinen Decken überzogen; das äuſſerſte Glied der Zehen aber iſt noch dazu oben

obenher mit den Nägeln bedeckt. An dem Fuße ſelbſt unterſcheidet man auch noch zwo beſondere Gegenden, den obern gewölbten und in einen ſchiefen Bogen zulaufenden Theil, den man den Rücken oder das Fuß-Blatt, dorſum pedis, nennet, und den untern platten, aber auch hin und wieder mit Höhlungen verſehenen Theil, oder die Fuß-Sohle, planta pedis, welches eigentlich eben derjenige Ort iſt, auf welchem man ſich im Gehen oder Stehen ſtützet, und auf welchem die ganze Laſt des Körpers ruhet. Eigentlich beſchreibt man alsdann ein ordentliches Dreyeck, indem man theils hinten auf die Ferſe, vorn aber theils auf den unterſten Theil der großen Fußzehe, theils aber auch auf die unterſte Hervorragung der kleinen Fußzehe auftritt, und ruhet. Die Fußzehen ſelbſt geben dem menſchlichen Körper in ſeiner aufrechten Stellung das Gleichgewicht; daher man ganz unſicher auftritt, ſobald ſie mangeln oder zuſammen gewachſen ſind.

Wenn man die Füße von dem Zwiſchenraume zwiſchen dem Hintern und der Schaam, bis an die Ferſen abmißt, ſo bekommt man gerade die halbe Menſchen-Länge einer vollkommen gewachſenen und regelmäßigen Perſon. Bey Buckeligen hingegen wird man gewahr, daß die Füße gemeiniglich länger ſind, als der übrige Theil des Leibes nebſt dem Kopfe.

Leute, welche wieder alles regelmäßige Verhältniß gar zu lange Füße haben, ſo daß es ſcheint, als ob ſie auf Stelzen gingen, wurden ehedem von den Lateinern Pedones genennet; heutiges Tages aber nennt man ſie, um der Mode willen, weit geſpaltene Herren. Diejenigen, welche mit ſehr langen Füßen verſehen ſind, pflegen auch gemeiniglich lange Hände und einen langen Hals zu haben. Sie ſollen von Natur ſolche Leute ſeyn, welche nach hohen Dingen trachten. Freylich, denn wer hohe Beine hat, iſt würdig, hohen Bedienungen vorgeſetzt zu werden. Ja, man will ſolchen langfüßigen Perſonen ſo gar Schuld geben, als wenn ſie, beſondere Bosheiten ausfindig zu machen, und in das Werk richten zu können, vorzüglich geſchickt wären. Einige glauben, daß langfüßige Leute fruchtbarer wären, als diejeni-

diejenigen, welche kurze Füße haben. Den Grund hiervon einzuſehen, bin ich nicht im Stande. Spigelius will angemerkt haben, daß dergleichen Perſonen zu einem flüſſigen Leibe ſehr geneigt wären; und ermahnet daher recht treuherzig alle Aerzte, daß ſie langfüßigen Leuten keine ſtarke (draſtiſche) Purgier-Mittel verſchreiben ſollten, weil ſie ſonſt dadurch in die größte Gefahr geſtürzet werden könnten. Meinem Bedünken nach aber iſt dieſer Erfahrungs-Satz durch die Vernunft noch nicht erweislich genug gemacht.

PETR. ROMMELII Obſ. quod facilius purgentur, qui longos habent pedes, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II. A. VI. Obſ. 227.

Einige ſind gar ſo kühn, die langfüßigen Leute mit den Reihern und Störchen in Vergleichung zu ſetzen, und ſie zu beſchuldigen, daß ſie gern raubten, und ſich vom Stehlen ernähreten. So viel iſt auſſer Streit, daß weit geſpaltene Perſonen ungemein große Schritte zu machen geſchickt ſind, und mit Einem Schritte auf ein Mahl weiter kommen können, als die kurzfüßigen kaum mit zwey Schritten. Solche Leute werden gute Läufer und Bothen abgeben, es wäre denn, daß ſie von Fette daran verhindert würden.

Diejenigen Perſonen, welche einen langen Leib, und dabey kurze Füße, wie die Dachſe, haben, ſollen ein Herz führen, welches an Schalkheit und Liſt ſeines gleichen nicht hat.

Es gibt Menſchen, welche ſowohl in Anſehung der Knochen, als auch der Muskeln und des Fleiſches, ſehr ſtarke Füße haben. Diejenigen, welche an den Füßen ſtark von Knochen ſind, und ſehr hervor ragende und ſichtbare Muskeln haben, ſind von guter Leibesbeſchaffenheit, eines tapfern, unerſchrockenen und heldenmüthigen Geiſtes, und haben ſich eine lange Lebens-Dauer zu verſprechen. Nur diejenigen Perſonen ſind eines ſchwächlichen Leibes, welche ein weiches, ſchlotterndes Fleiſch an den Füßen haben. Man hält dergleichen Leute für weibiſch, und von blödem Verſtande. Die Füße, welche ſtark von Muskeln ſind, machen eine wirkliche Schönheit aus. Gemeiniglich ſind die Füße bey den Frauensperſonen fleiſchiger, als bey den Mannsperſonen, doch iſt ihr Fleiſch mehr weich, und nicht mit ſo ſtarken Muskeln begabt.

Perſonen, welche lange Fuß-Blätter haben, hält man für ſchalkhaft und liſtig. Kleine und ſchmahle Fuß-Blätter ſehen ſchöner aus, als langbreite. Man will angemerkt haben, daß diejenigen, welche dicke und mit vielem Fleiſche verſehene Fuß-Blätter hätten, gemeiniglich ſchwach am Verſtande wären. Gar

zu

zu gleiche und vorwärts ſtehende Fuß-Blätter ſind nicht ſo angenehm, als ſolche, die ein wenig auswärts gebogen ſind. Allzu weit nach auſſen ſtehende Fuß-Blätter aber, ſehen eben ſo ungeſtaltet aus, als allzu weit nach einwärts gedrehete. Solche Perſonen müſſen allemahl, wenn ſie einen Schritt machen wollen, über die große Zehe ſchreiten; ſie haben daher einen ungewiſſen Gang, und müſſen nothwendig öfters ſtolpern oder fallen.

Natürlicher Weiſe ſoll die Fuß-Sohle in der Mitte etwas hohl ſeyn. Albertus Magnus hält dergleichen Perſonen für ehrlich, aufrichtig und vorſichtig. Diejenigen, deren Fuß-Sohle nicht ausgehöhlt, ſondern platt und gleich iſt, daß ſie den Fuß-Boden ganz berührt, wurden von den Römern Plauti oder Ploti genannt, und man eignete ihnen die Eigenſchaft der Füchſe, die Liſt, zu.

Es iſt eine bey den Japaneſern ſowohl, als Chineſern, ſehr ſonderbare Gewohnheit, daß ſie die Füße der Weiber in eine ſo kleine Form bringen, daß ſie kaum darauf ſtehen können. Einige Reiſe-Beſchreiber melden, daß, wenn ein Mädchen in China über 3 Jahr iſt, man ihm den Fuß entzwey bricht, dergeſtalt, daß die Zehen unter die Fuß-Sohlen gebogen werden; daß ſie hernach das Fleiſch durch ein ſtarkes und hitziges Waſſer verzehren laſſen, und den Fuß in verſchiedene Band-Werke ſo lange einwickeln, bis derſelbe die Krümme völlig angenommen habe. Dieſe Schriftſteller fügen hinzu, daß die Weiber die Schmerzen davon während ihrem ganzen Leben empfinden, daß ſie kaum gehen können, und daß ſie daher einen ſehr unangenehmen Gang bekommen; daß ſie dieſe Beſchwerlichkeit gleichwohl mit Freuden ausſtehen, und daß, weil dieſes ein Mittel iſt, ſich Liebhaber zu erwerben, ſie die Füße ſo klein zu machen ſuchen, als es nur immer möglich iſt. Andere Reiſe-Beſchreiber ſagen nicht, daß man ihnen die Füße in der Kindheit entzwey breche, ſondern nur dieſes, daß man dieſelben ſehr ſtark preſſe, und dadurch ihr Wachsthum verhindere; und ſie ſtimmen darin einmüthig überein, daß ein vornehmes oder auch nur ein artiges

tiges Frauenzimmer in China einen ſo kleinen Fuß haben müſſe, daß ihm der Pantoffel eines Kindes von 6 Jahren zu groß ſey. Ueberhaupt müſſen ihre Füße nicht über 5½ bis 6 Zoll pariſer Maßes, lang ſeyn.

Die Chineſer wiſſen ſelbſt nicht recht zu ſagen, woher dieſe wunderliche Gewohnheit entſtanden ſey. Daß die Alten um deswillen die kleinen Füße aufgebracht haben ſollen, damit ihre Weiber fein zu Hauſe bleiben möchten, wird von Einigen für eine Erdichtung gehalten. Viele von ihnen glauben, man hätte eine Stats-Abſicht dabey gehabt, und die Weiber in beſtändiger Unterwürfigkeit erhalten wollen. So viel iſt gewiß, daß ſie ſehr eingeſchloſſen leben müſſen, und ſelten einen Fuß aus ihren Zimmern ſetzen dürfen, welche an dem abgelegenſten Orte des Hauſes ſind. Sie haben auch mit niemanden einige Gemeinſchaft, als mit ihren Mägden. Die Haupt-Urſache iſt wohl einer eingebildeten Schönheit zuzuſchreiben, da kleine Füße faſt überall für ſchön gehalten werden.

Schuhe an den Füßen haben. Mit bloßen Füßen gehen. Sich zu jemandes Füßen ſetzen. Sich einem zu Füßen werfen, vor ihm niederfallen; einem zu Fuße fallen. Zu Fuße reiſen, gehen, Fr. aller à pié, im Gegen-Satze des Reitens oder Fahrens. Gut zu Fuße ſeyn, gut gehen können. Ein Soldat zu Fuße, im Gegenſatze eines Soldatens zu Pferde oder eines Reiters. Zu Fuße dienen, ſervir à pié, ein Soldat zu Fuße oder Infanteriſt ſeyn. Einem auf dem Fuße nachfolgen, ſehr nahe. Fuß für Fuß, pié à pié, einen Schritt nach dem andern. Zu Füßen im Bette, in demjenigen Theile des Bettes, wo ſich gemeiniglich die Füße befinden. Etwas mit Füßen treten, fouler aux piés. Trockenes Fußes durch einen Fluß gehen, ohne die Füße zu benetzen, Fr. à pié ſec.

Dahin gehören auch eine Menge größtentheils nur im gem. Leben üblicher figürlicher Redens-Arten des Ausdruckes, zu welchen dieſes nothwendige Glied das Bild hergeliehen hat. Etwas unter die Füße treten, Fr. mettre ſous ſes piés, es verachten und zu vernichten ſuchen. Sich auf die Füße machen, anfangen zu gehen, ſich auf den Weg machen. Einem

Fü-

Füße machen, ihn forttreiben, antreiben zu eilen, Fr. faire retirer quelcun; le faire gagner au pié. Sich mit Händen und Füßen wehren, aus allen Kräften. Jemanden auf freyen Fuß ſtellen, ihn in Freyheit ſetzeen. Einen Fuß ſchon im Grabe haben, Fr. avoir un pié dans la foſſe, von dem Tode nicht weit mehr entfernt ſeyn. Die Sache hat Hand und Fuß, hat Geſchick, iſt ihrer Beſtimmung völlig gemäß. Feſten Fuß faſſen, ſich feſt mit den Füßen ſtellen, imgleichen ſich an einem Orte feſt ſetzen. Feſten Fuß halten, nicht weichen, Fr. tenir pié ferme. Einem auf die Füße helfen, ſeinen häuslichen Zuſtand verbeſſern. Ein Land unter den Fuß bringen, es bezwingen, erobern. Ich habe heute noch keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt, bin nicht aus dem Hauſe gekommen. Stehenden Fußes, ſogleich, den Augenblick. Sich ſtehenden Fußes auf den Weg machen. Einem etwas unter den Fuß geben, L. ſuppeditare, ihm heimlich Nachricht davon geben, es ihm heimlich anrathen.

Bey neu gebornen Kindern iſt zuweilen der Fuß ſo krumm, daß ſie bey heranwachſenden Alter nicht darauf gehen können. Die Engländer nennen dieſes Gebrechen Clubfoot. Wie demſelben durch gehörige Bandagen abzuhelfen ſey, zeigt Cheſelden, im 8 Th. ſeiner Obſervations after the operations in ſurgery of Mr. *le Dran*, S. 742. Smellie bindet die Fußſohlen an ein Stück Leder an, welche Methode vor Cheſeldens den Vorzug verdient; ſ. Deſſen Caſes Th. 3, S. 455. Eine beſondere Maſchine von Blech, die mit Leder überzogen iſt, hat auch White, in ſeinen Caſes in ſurgery, T. I. tab. 5. Geſchieht dieſes nicht, ſo gehen die Kinder auf den Knöcheln, und kehren die großen Zehen einwärts. Es ſcheint als ob ſie auf dieſe Art ſowohl im Gehen, als Stehen, auf ihren Beinen feſter und ſicherer ſind.

Die zuſammen gepreßte Lage, worin die Schenkel des Kindes ſich im Mutterleibe eingezwängt befinden, iſt die Urſache, daß ſolche bey allen krumm und auswärts gebogen ſind. Sie bekommen indeſſen ihre gehörige Geſtalt von ſelbſt, und darf daran nichts gethan werden.

Siehe auch im Art. Kind.

Viele Kinder bekommen erſt hernach krumme Schenkel und Beine, welches öſters daher rührt, daß man die Kinder allzu zeitig, ehe ihre Schenkel hinlängliche Feſtigkeit erlangt haben, die Laſt des Körpers zu tragen, gehen läßt. Die Aeltern müſſen daher Acht darauf haben, ehe ſie ihre Kinder allein, und ohne ſie zu führen, gehen laſſen.

Wenn ein Kind zu gehen anfängt, und die Schenkel für den Körper allzu ſchwach ſind, wird man bemerken, daß das Kind, wenn es ſteht, um ſich zu erhalten, ſeine Knie an einander zu lehnen ſuche. Alsdann muß man daſſelbe, ſo viel möglich, ſitzend erhalten, bis ſeine Schenkel ſtärker geworden ſind; ſonſt werden ſie ſich nach und nach krümmen, und endlich dermaßen ungeſtalt werden, daß ſie nie wieder gerade zu bringen ſind.

Man muß, wenn man des Kindes Knie ſich nur im geringſten einwärts biegen ſieht, das Kind ſofort vom Gehen abhalten, und, wenn aus Mangel dieſer Vorſicht, der Schenkel bereits gekrümmt iſt, muß man, ſo geſchwinde als möglich, eine kleine Schiene von Eiſen über die hohle Seite des Schenkels legen, und ſodann eine Binde von Leinwand über die Schiene und den buckeligen Ort des Schenkels wickeln. Dieſe Binde muß man alle Tage etwas ſchärfer anziehen, bis ſie den Ort, der den Buckel machet, hinlänglich niederdrücket; und damit dieſes Drücken keinen Schaden thue, muß man über den Theil des Verbandes, der über dem buckeligen Orte des Schenkels iſt, ein Bäuſchchen legen.

Wäre der Buckel, welcher die Krümme des Schenkels macht, an einem ſolchen Orte, daß man das eiſerne Blech auf die Wade des Schenkels legen müßte: ſo müßte man alsdann eine Schiene machen laſſen, wo der Ort, der auf dieſe Wade träfe, ein wenig ausgehöhlt wäre, weil ſonſt die Wade, da ſie allzu ſehr niedergedrückt würde, eine üble Geſtalt annehmen möchte.

Bey ſehr jungen Kindern, iſt es unnöthig, Fett oder etwas dergleichen auf den Schenkel zu legen, um das Schenkelbein zu erweichen, weil dieſes ſchon zart genug iſt; bey bereits erwachſenen Kindern hingegen, wo die Beine ſchon ihre Dichte angenommen haben, iſt das Schmieren mit erweichenden Oehlen ꝛc. dienlich.

Zuweilen kommt die Krümme der Schenkel davon, daß das Kind zweywüchſig iſt; alsdann iſt das jetzt Geſagte noch ſorgfältiger zu beobachten.

Oft werden die Schenkel eines Kindes verdrehet, weil die Amme oder Wärterinn, wenn ſie daſſelbe auf den Armen trägt, es allezeit auf ein und eben derſelben Seite hält; denn dadurch geſchieht es, daß, da ſie die Schenkel, vornehmlich an dem Orte der Knie, allezeit auf Eine Seite drückt, ſie die Schenkel des Kindes zwingt, ſich zu krümmen; an ſtatt, daß die Schenkel, wenn die Seite oft verändert wird, keinen Schaden leiden können.

Die Gewohnheit der Ammen, bey dem Einwindeln eines Kindes die Schenkel allzu ſehr einzuſchnüren, iſt ebenfalls eine ſehr gemeine Urſache der Ungeſtalten, welche dieſe Gliedmaßen annehmen.

Einige Füße ſind ſtark auswärts, und andere ſtark einwärts gedrehet. Dieſe Ungeſtalt kommt entweder von Geburt, oder durch Zufälle. Im erſtern Falle muß ſich die Amme alle Tage bemühen, durch Bewegung des Kindes, ihm die Füße ſacht in die natürliche Lage zu drehen. Die alsdann noch zarten Ligamente gehorchen dieſer kleinen Bemühung, wenn ſie zum öftern behutſam wiederhohlt wird, leicht. Wenn hingegen dieſe üble Drehung lange Zeit verabſäumt worden iſt, oder von einem Zufalle herrührt: ſo muß man zuvörderſt Mittel, welche die Ligamente zu erweichen vermögend ſind, als: Bähungen mit Kaldaunen-Brühe, Reiben mit Lilien-Oehl, und Umſchläge von Eibiſchkraut und Wurzeln, in Gebrauch ziehen; und hiernächſt alle Tage mit der Hand, den Fuß in ſeine natürliche Form zu bringen, ſich bemühen; ſich auch, zu dieſer Abſicht ſtarker Pappen, oder Späne von Holz, oder kleiner Bleche von Eiſen bedienen, welche man vermittelſt einer Binde feſt anziehet.

Es gibt noch eine andere üble Drehung der Füße, welche, in Anſehung der Urſache, von der vorhergehenden unterſchieden iſt; nähmlich diejenige, welche von der Trägheit herrührt, die Füße auswärts zu ſetzen, oder von dem gezwungenen Weſen, ſie allzu ſehr einwärts zu ſetzen. Manche Perſonen ſind,

in Anſehung der Art, die Füße zu ſetzen, äuſſerſt nachläſſig, daß, ob es gleich nur an ihnen liegt, ſie auswärts zu haben, ſie dieſelben beſtändig einwärts ſetzen. Man nennt ſolche Leute Einwärtsfüßige. Dieſes Gebrechen iſt vornehmlich den Frauensperſonen gemein, und rührt blos von ihrer Nachläſſigkeit her. Andere dagegen, (welches man inſonderheit bey vielen Leuten vom Lande wahrnimmt), zwingen ſich dermaßen, die Füße auswärts zu drehen, daß ſie ſich dadurch lächerlich machen.

Was die Perſonen betrifft, welche ſich aus Faulheit angewöhnen, die Füße einwärts zu ſetzen, ſo wird ihnen dieſe Ungeſtalt mit der Zeit ſo natürlich, daß es eben ſo ſchwer hält, ſie davon zu verbeſſern, als wenn ſie durch Zufall oder von Geburt herkäme. Die Aeltern müſſen der Sache zuvor kommen. Sehen ſie aber, ihrer Sorgfalt und Erinnerungen ungeachtet, daß die junge Perſon allzu unachtſam darin iſt, müſſen ſie Fuß-Schämel machen laſſen, in welchen zwo abſonderliche Vertiefungen ſind, um die Füße hinein zu ſetzen; und zwar müſſen dieſe Vertiefungen dergeſtalt ausgeformt ſeyn, daß ſich jeder Fuß, der darin ſteht, nothwendig auswärts drehen muß. Dieſes Fuß-Schämels muß ſich das Kind allemahl bedienen, wenn es ſitzt. Hierbey aber iſt die Ungemächlichkeit, daß daſſelbe, wenn es mit auswärts geſetzten Füßen gehen wollte, wanken und in Gefahr, zu fallen, ſeyn würde. Daher muß man es unter den Armen halten, um es nach und nach zu gewöhnen, daß es auf die gehörige Art gehe. Alle Tage zwo Vielelſtunden auf dieſe Uebung zu wenden, wird hinreichend ſeyn.

Wenn ein Kind aus einer böſen Angewohnheit die Füße einwärts drehet, muß man ihm die Knie mit Behutſamkeit auswärts drehen, da ſich alsdann auch die Füße von ſelbſt drehen.

Man kann die Füße auswärts haben, ohne daß man dergleichen Knie hat; alsdann hat man allezeit einen übeln Stand; allein man kann die Knie nicht auswärts haben, wenn es die Füße nicht auch ſind; und alsdann ſtehet man allezeit gut.

Manche Aeltern laſſen ihre Kinder hölzerne Schuhe tragen, um ihnen die Füße in die gehörige Form zu bringen. Dieſer Gebrauch aber iſt nicht ohne Beſchwerlichkeit; er ſetzt bey jedem Schritte das Kind in Gefahr, zu fallen, und macht ihm überdieß einen ſchweren Gang. Es läßt ſich dieſes nachher ſchwer wieder abgewöhnen. Die meiſten Kinder haben aus keiner andern Urſache die Füße einwärts, und andere Ungeſtalten, als durch das Verſehen derjenigen Perſonen, welche ſie übel einwindeln; indem man ihnen gemeiniglich die Füße, Spitze gegen

Spitze

Spitze, leget, an ſtatt daß man ihnen dieſelben, Ferſe gegen Ferſe, legen ſollte. Andry, in ſeiner Orthopädie, Berl. 1744. 8. empfiehlt in dieſer Abſicht, S. 283, den Gebrauch eines kleinen herzförmigen Küſſens, welches man den Kindern zwiſchen die Füße, (die Spitze zwiſchen die Ferſen, und die breite Seite zwiſchen die zwey Enden der Füße) legen ſoll, um hierdurch die Zehen auswärts zu gewöhnen.

Wenn die Füße mehr nach einer Seite, als nach der andern, hängen, muß man dem Kinde Schuhe geben, welche gegen den Ort, wo der Fuß hinhängt, von Sohlen und Abſätzen höher ſind. Dieſes wird ſie veranlaſſen, ſich nach der entgegen ſtehenden Seite zu neigen. Auſſer dieſen Fällen muß man verhüten, daß die Schuhe der Kinder nicht, am wenigſten aber auswärts, ſchief ſeyn, weil dieſes ſonſt Anlaß gibt, die Spitze des Fußes einwärts zu drehen.

Was diejenigen Perſonen betrifft, welche ſich allzu ſehr zwingen, die Füße auswärts zu ſetzen, ſo hat man bey dieſen eher Erinnerungen, als Hülfsmittel, zu gebrauchen.

Begebenheit des Nic Reeks, der mit einwärts gekehrten Füßen auf die Welt gekommen, und dadurch daß er einige Zeit lang mit den Füßen kreutzweiſe geſchränkt geſeſſen, zurecht gekommen, von Wilh. Milner; aus No. 493 der *Phil. Transact.* ſt. im 7 B. des Hamb Magaz. S. 417, f.

Es gibt eine gewiſſe Ungeſtalt der Füße, welche man Pferde=Fuß nennt. Man verbirgt dieſes Gebrechen durch Schuhe, welche auswendig wie ordentliche Schuhe gemacht, inwendig aber mit einem Stücke Kork, oder mit grober Wolle ausgeſtopft ſind, welche den Ort des Schuhes, den der allzu kurze Fuß leer läßt, ausfüllet.

Obgleich dieſe Ungeſtalt mit auf die Welt gebracht wird: ſo iſt ſie doch nicht ganz und gar unheilbar. Man kann derſelben, wo nicht gänzlich, doch zum Theil abhelfen, wenn man die Zehen eines ſolches Kindes zum öftern, aber ganz ſanft, ziehet. Zugleich kann man an beyde Füße ein kleines Bandwerk legen, indem man nähmlich jeden Fuß beſonders mit einer Binde umwickelt, welche die Seiten des Fußes ein wenig drückt, und den Fuß unvermerkt nöthiget, ſo wie er wächſt, ſich gegen die Spitze zu verlängern.

Von Geſchwüren, Geſchwulſt, und Verſtauchungen oder Verrenkungen der Füße, werde ich in den

Art. Geſchwür, Geſchwulſt und Verrenkung handeln.

Ich komme auf die Nothwendigkeit der Erwärmuug und Bedeckung der Füße bey Kindern. Die Füße ſind am weiteſten vom Herzen entfernt, welches nicht mit ſo ſtarker Kraſt durch deren Gefäße das Blut treiben kann, als durch die andern Theile des Körpers; daher haben die Füße eine geringere Wärme, und die Eindrücke der äuſſern Luft ſind in denſelben am ſtärkſten, vornehmlich, wenn der Körper in Ruhe iſt. Doch können auch die Füße durch die Gewohnheit viele Kälte ertragen lernen. Der Grönländer, Lappländer und Ißländer läuft mit bloßen Füßen auf dem Eiſe herum, und fühlt nicht einmahl die Kälte. Dieſe Völker ſind theils von Jugend auf dazu gewöhnt, und die Füße bekamen bald, indem ſie der Kälte beſtändig ausgeſetzt waren, eine harte unempfindliche Haut; theils aber unterhält die Bewegung die Wärme in den bloßen Füßen. Unſere Bauer-Jungen gehen auch in Kälte und Schnee ohne Schaden barfuß. Dieſe Beyſpiele haben manchen zu den übereilten Schluß gebracht, daß es gut ſey, wenn alle Kinder barfuß gingen. Aber geſetzt, daß ſolches nicht wieder die Sitten wohlerzogener Kinder wäre: ſo würde es doch bey allen vornehmen und zärtlichen Bürger-Kindern darum nicht angehen, weil die feine Haut und die empfindlichen Nerven in dieſen von Natur ſchon weniger erwärmten Theilen von der Kälte zu ſtark würden zuſammen-gezogen und zu ſchmerzhaft verletzet werden. Die Menge erſrorner Füße und hinkender Menſchen würde unzählig ſeyn. Nur gar zu oft thun ſich ſchon jetzt die Kinder durch Muthwillen und Leichtſinn großen Schaden, wenn ſie die Füße unbeſonnener Weiſe und zur Unzeit entblößen. Hierher gehört, wenn ſie des Morgens mit bloßen Füßen, welche kurz vorher noch transſpirirt haben, auf dem kalten Fußboden herum laufen; oder, wenn ſie aus ſtråf lichem Uebermuth barfuß

im

im Schnee gehen, und um den Vorzug ſtreiten, wer am längſten darin aushalten könne. Im erſten Falle bringen ſie ſich böſe Köpfe, Bruſt-Krankheiten, Durchfälle und ſtarke Flüſſe zuwege; und im andern Falle entſtehen erfrorne Füße. Man muß daher ſorgfältig Acht geben, daß dergleichen muthwillige Handlungen nicht vorgenommen werden. Man muß die Kinder gewöhnen, die Hoſen, Strümpfe und Schuhe ſofort bey dem Aufſtehen aus dem Bette anzuziehen. Im Sommer bedeckt man ihre Füße nur mit Einem Par Strümpfe, welche jedoch nicht dünn ſeyn müſſen; im Winter aber vermehrt man dieſe Bedeckung mit noch einem Pare. Dabey läßt man Schuhe mit etwas dicken Sohlen tragen, welche der den Füßen ſo ſchädlichen Näſſe wiederſtehen. Solche hinlängliche Erwärmung der Füße gereicht den Kindern zur großen Geſundheit; indem ſie den freyern Umlauf des Blutes durch dieſe untere Theile befördert und erhält, wodurch vorzüglich der Kopf und die Bruſt von einem zu ſtarken Antriebe des Blutes und der Säfte befreyt bleiben. Aus dieſer Urſache kann ich mich daher mit denen nicht vereinigen, welche eine ſehr leichte Bedeckung der Füße anrathen. Die Stiefeln ſind den Kindern unnütz und beſchwerlich. Ich habe bemerkt, daß Kinder, die man in den zarteſten Jahren nach Huſaren-Art gekleidet hat, ſich einen ſchleppenden Gang angewöhnt haben, wovon die Schwere und Unbequemlichkeit der Stiefeln die Urſache war. Man muß es jedoch auch mit der Warmhaltnng der Füße nicht übertreiben. Die vorher angezeigte Bedeckung iſt die beſte. Hält man die Füße in der Jugend mit dicken Strümpfen gleich zu warm, ſo iſt man bey höhern Jahren, wo die natürliche Wärme ſchon abgenommen hat, genöthigt, ſie mit Socken und Pelz-Strümpfen noch beſſer zu verwahren; welche Weichlichkeit zwar den Kranken nachzulaſſen, den Geſunden aber ſchändlich iſt.

Auch bey Erwachſenen, ſowohl Geſunden als Kranken, iſt das Warmhalten der Füße nöthig. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Bewegung des Blutes in den Füßen langſam ſey. Dieſes beweiſet auch die Erfahrung. Denn man wird finden, daß die Füße bey vielen gleichſam kalt anzufühlen ſind, wenigſtens nicht den Grad der Wärme haben, den andere Theile beſitzen, in welche das Blut mit einer ſtärkern Gewalt hingeſchickt wird. Es kann alſo unmöglich die Geſundheit dadurch erhalten werden, wenn man noch dazu die Füße nicht warm hält, vielmehr leidet dieſelbe großen Schaden, wenn man, durch Verabſäumung der Wärme durch Kleidung, die Füße erkältet; denn dadurch werden die Blut-Gefäße zuſammen gezogen und verengert, daß das Blut durch die Röhrchen nicht frey circuliren kann; dadurch wird ferner das Blut verdicket, es hängt mehr zuſammen, und geht alſo ſehr langſam durch die kleinen Gefäße.

Da das Blut und die übrigen Säfte in den Blut-Gefäßen der Füße mit einer verminderten Geſchwindigkeit circuliren, ſo müſſen nothwendig, wenn die Füße noch dazu nicht warm genug gehalten werden, die auszudunſtenden Theile mehr, und dermaßen zuſammen hangen, daß ſie, durch die Schweißlöcher der Haut zu treten, nicht geſchickt ſind. Selbſt die Kälte zieht die Haut zuſammen, die Schweißlöcher ſind nicht offen genug, mithin muß auch die Ausdunſtung in den Füßen, in Abſicht der Schweißlöcher ſelbſt vermindert ſeyn. Ueberdieß erfordern die Abſonderungen, daß die abzuſondernde Materie mit einer gewiſſen Gewalt nach dem Orte der Abſonderung hingetrieben werde. Da alſo der Trieb des Blutes und der Säfte in den Füßen langſam iſt, ſo erhellet daraus, wie die Ausdunſtung in dieſen Theilen aus verſchiedenen Urſachen gehindert wird. Die ganze Maſſe muß nothwendig in ihrer Beſchaffenheit ſo verändert werden, daß kein gehöriges Verhältniß der Theile unter einander Statt findet, weil ſie nicht gehörig gereiniget wird; ja, es muß die wäſſerige Feuchtigkeit in den Füßen ſtocken bleiben; und wie oft bemerkt man nicht, wie davon dicke Füße entſtehen! Noch leichter geſchieht dieſes, wenn bereits eine Neigung zu dieſem Zufalle da iſt, und wenn andere Fehler in der

Lebens-

Lebens-Ordnung dazu kommen, welche hierzu ſehr viel beytragen können.

Dieſes iſt aber das allerwenigſte; es entſtehen weit mehrere und bedenklichere Zufälle von einem nicht hinlänglichen Warm-Halten der Füße. Die Verkältung der Füße hindert den freyen Durchgang des Blutes; es muß ſich alſo daſſelbe nach andern Theilen des Körpers begeben, und zwar geſchieht dieſes deſto mehr, je weniger Wiederſtand der Theil thut. Wenn alſo die Blut-Gefäße der Lunge, und die Lunge ſelbſt, verhältnißweiſe eine größere Schwäche haben, ſo werden natürlicher Weiſe, dieſe Gefäße mehr mit Blut angefüllet; ſie werden ausgedehnet; ſie werden geſchwächet, und dieſes kann in dem Grade geſchehen, daß ſie endlich gar zerreiſſen. Bey der Verletzung kleiner Gefäße kann ein Blut-Speyen, und bey der Zerreiſſung größerer eine Blut-Stürzung ſelbſt erfolgen. Wie nöthig iſt es daher, daß diejenigen, welche zu dieſen Zufällen geneigt ſind, ihre Füße fein warm halten! Tritt das Blut nach dem Gehirne, ſo werden die Blut-Gefäße gleichfalls ſehr ausgedehnet; da ſie nun von Natur in Anſehung anderer Blut-Gefäße ſchwächer ſind, ſo können ſie dermaßen mit Blute angefüllet werden, daß ſie endlich das Gehirn drücken, ſo daß der Einfluß des Nerven-Saftes in andere Theile des Körpers weniger oder mehr gehindert wird, da in dem erſten Falle verſchiedene Arten der Lähmung, in dem zweyten aber ein wirklicher Schlagfluß erfolget. Zerreiſſen die Gefäße ſelbſt, ſo daß viel Blut aus ſeinen Behältniſſen tritt, ſo erfolgt ein tödlicher Schlagfluß. Ein beſtändiges Ohren-Klingen, der verdächtige Schwindel, Kopf-Schmerzen im Nacken und Hintertheile des Hauptes, ſind oft die Vorbothen dieſes Zufalles. Auch muß eine Erkältung der Füße bey der Reinigung des Frauenzimmers und dem Fluſſe der goldenen Ader, eine Veränderung hervor bringen. Ich ertheile allem Frauenzimmer, bey welchem die monathliche Reinigung ſparſam oder unordentlich iſt, den heilſamen Rath, die Füße, nicht nur den untern ſondern auch den obern Theil, gehörig warm zu halten, und dadurch eine Bewegung des Blutes, wie auch einen ſtärkern Trieb nach den untern Theilen, zu befördern. Es wird eben die Wirkung thun, als ein warmes Reiben der Füße mit warmen Tüchern, und die Fuß-Bäder. Aus gleichem Grunde ſollten auch alle Hämorrhoidarii von Rechts wegen eine Erkältung der Füße vermeiden.

Unter die verdrießlichen Krankheiten gehört die Hypochondrie; dieſe wird von Erkältung des Körpers überhaupt vergrößert, wird aber inſonderheit von Erkältung der Füße ärger.

Wird das Blut durch eine Erkältung der Füße zu ſehr nach den Blut-Gefäßen der Bruſt getrieben, ſo kann eine Engbrüſtigkeit, oder gar eine Herz-Klopfen erfolgen. Iſt der Trieb nach dem Kopfe vergrößert, ſo können verſchiedene Arten des Kopf-Schmerzens, und andere Zufälle, entſpringen.

In den bisher angeführten Krankheiten nutzet das Erkälten der Füße eben ſo wenig, ja wohl noch weniger, als wenn man geſund iſt. Das Podagra kann durch Erkältung des behafteten Gliedes gar bald vertrieben werden; ich weiß aber nicht, ob das die Krankheit gehoben genennet werden kann, wenn dadurch die Materie zurück getrieben wird, und ſich wohl gar in den innern Theilen feſt ſetzt. Das Warmhalten der Füße bey Podagriſten befördert die Zertheilung und den Abgang der ſtockenden Materie durch eine vermehrte Ausdunſtung.

Ich muß auch von dem Warmhalten der Füße in hitzigen Krankheiten etwas gedenken. Die mehreſten derſelben endigen ſich durch einen Dunſt oder Schweiß; nun wird die Erkältung der Füße den Dunſt und Schweiß hindern; folglich muß die Krankheit alsdann nicht ſo bald und ſicher gehoben werden können. Die Erfahrung bezeuget, daß man bey Erkältung der Füße nicht ſo leicht einſchlafen könne, als wenn die Füße erwärmt ſind. Um ſo mehr findet dieſes in Krankheiten Statt, wo ſchon der Trieb des Blutes gar zu heftig nach dem Kopfe iſt.

Ich habe noch die Mittel anzuzeigen, wodurch die Füße in gehöriger Wärme erhalten werden, um den Umlauf des Blutes und der übrigen Säfte durch dieſe Theile zu befördern. Das erſte beſteht darin, daß man durch genugſame Kleidung die Kälte abzuhalten ſuche. Dieſes bedarf keiner weitern Erklärung. Zweytens iſt nöthig, die Füße durch Gehen fleißig zu bewegen. Dadurch wirken ſo viele Muskeln, und vermittelſt derſelben wird das Blut geſchwinde fortgepreßt, und dem Herzen bald wieder zugeſchickt. Das Schwitzen der Füße nach vielem Gehen zeigt offenbar, wie die Säfte in ihrer Bewegung fortgeholfen werden. Daher kann bey geſchwollenen Füßen, inſonderheit denen, die vom vielem Sitzen kommen, die ſtockende Feuchtigkeit

ge-

gehörig ausdunſten. Da auch das Gehen eine Bewegung des ganzen Körpers iſt, ſo wird das Blut überhaupt von dem Herzen ſtärker fortgepreßt; es hat alſo einen ſtärkern Trieb, in, durch und aus den Füßen zu gehen. Drittens wird der Umlauf des Blutes durch die Füße durch das Reiben mit wärmen Tüchern erhalten. Dadurch werden die flüſſigen Theile in den Gefäßen fortgedrückt, und ihrer Bewegung nachgeholfen. Die Theile werden gleichſam gereitzet, und die Bewegung des Blutes nach den untern Theilen vermehret. Bey dicken Füßen, wo viele Feuchtigkeit ſtecket, werden die Füße anfangen zu ſchwitzen, und die ſtockenden Theile ausdunſten. Endlich dienen auch die Fuß-Bäder, nach Beſchaffenheit der Umſtände, welche die untern Theile erweichen, daß ſie alſo dem Theile des Blutes weniger wiederſtehen. Einen weitern Nutzen der Fuß-Bäder, werde ich weiter unten, in dem ihnen gewidmeten beſondern Artikel, zeigen.

* * *

Bey den übrigen Thieren, welche auch mit Füßen verſehen ſind, findet ſich auſſer der verſchiedenen und mehrern Anzahl, auch in Anſehung der Structur ſelbſt und der Einrichtung derſelben, ein ſehr merklicher Unterſchied. Die Fuß-Wurzel und der Mittel-Fuß ſtehen bey den vierfüßigen Thieren meiſtentheis in die Höhe gereckt, und ſie treten daher nicht ſowohl, wie der Menſch, auf die Fuß-Sohle, ſondern auf die Zehen; daher an ihren Hinter-Füßen die eigentliche Ferſe, unter der Geſtalt einer falſchen Knieſchneibe, oder des ſo genannten Sprunges, hervor raget. Die Zehen liegen auch nicht bey allen ſo bloß und frey, als bey den Menſchen, ſondern ſie ſind bey einigen in ein rundliches, erhabenes und hartes, hornichtes Weſen eingewickelt, welches entweder einen einfachen Huf, oder verſchiedentlich geſpaltene Klauen ausmachet. Der Gang aller vierfüßigen Thiere ſelbſt geſchieht, indem ſie die Füße gleichſam

ſam kreuzweiſe bewegen. Nähmlich, der linke Hinter-Fuß iſt gemeiniglich der erſte, auf dieſen folgt der rechte Vorder-Fuß, ſodann hebet ſich der rechte Hinter-Fuß, und endlich nach dieſem der linke Vorder-Fuß.

An den Vögeln nimmt man ſelten mehr als 4 vollkommene, worunter die mittelſte allemahl die längſte iſt, und weniger als 2 Zehen, wahr. Die meiſten Vögel führen 3 Zehen vorn; und eine, die man den Daumen nennet, wendet ſich als eine Gegenlage der übrigen nach hinten; die Mauer-Schwalbe ausgenommen, welche alle 4 Zehen vorwärts, keine nach hinten zu, gerichtet hat. Die Hinter-Zehe beſteht aus einem Knochen, die äuſſerſte von vorn, aus zween, die mittlere aus drey, und die innerſte aus vier Knochen. Die Zehen ſind nun entweder ganz bis an ihre vorderſte Spitzen mit einer dazwiſchen liegenden Haut verbunden, pedes palmati, oder halb damit verbunden, pedes ſemipalmati, oder mit einer lappichten und ſchlechten Haut, pedes pinnati ſ. lobati, oder ſie liegen auch ganz frey, und ſind durch nichts unter einander vereinigt, pedes fiſſi. In dieſer verſchiedenen und beſondern Einrichtung der Vogel-Füße liegt auch der Grund des verſchiedenen Ganges derſelben, indem einige, welche den größten Theil ihres Lebens auf dem Waſſer zubringen, ihre Füße als Ruder gebrauchen, und mit denſelben das Waſſer ſeitwärts von ſich wegſtoßen, und auf ſolche Weiſe ſchwimmen können; andere den einen Fuß hoch auf heben, und mit dem andern mit ſteifen Gelenken ſich auf der Erde ſtützen, auch einen Fuß nach dem andern ſchrittweiſe fortſetzen können; noch andere zugleich gehen und laufen, etliche mit beyden Füßen zugleich gehen und hüpfen, etliche auch hüpfen und klettern können.

Die Jäger nennen die Füße an den Auerhahnen und ähnlichem Feder-Wildbrete Ständer, die Beine der Hunde und alles haarigen Wildbretes Läufe, der Bären Arme, und den unterſten Theil derſelben, der im gem. Leben bey den mit Zehen verſehenen Thieren die Pfote heißt, die Tatze. Fuß wird bey ihnen nur von der Sohle des Hirſches und Thieres gebraucht.

Die-

Diejenigen Amphibien, welche ſich auf Füßen bewegen, Reptilia, haben bald getheilte Zehen, pedes fiſſi, bald mit Lappen verſehene, pedes lobati, bald durch eine Haut verbundene, pedes palmati, welche eigentlich zum Schwimmen taugen; bey einigen ſind ſie aber auch mehr den Floßfedern ähnlich, pedes pinniformes, und die Anzahl derſelben iſt vier oder fünf. Bey den Fiſchen vertreten die Floßfedern, welche am Bauche ſitzen, die Stelle der Füße, daher auch diejenigen, welche dergleichen nicht haben, fußloſe Fiſche, Apodes piſces, genannt werden.

Die Füße der Inſecten, ſind bey denen, welche nur drey Par haben, gewöhnlicher Weiſe an der Bruſt befeſtigt; wenn aber deren mehrere vorhanden ſind, ſo ſind es theils Bruſt-Füße, pedes pectorales, theils Bauch-Füße, pedes ventrales, theils Schwanz-Füße, pedes caudales. Man unterſcheidet an ihnen mehrentheils die Hüfte, die Schenkel, die Fußblätter, und die Klauen, welche aber auch zuweilen fehlen. Die Füße dienen den Inſecten bald zum Gehen oder Laufen, pedes ambulatorii ſ. curſorii, bald zum Schwimmen, pedes natatorii, bald zum Graben, pedes foſſorii; öfters gebrauchen ſie aber auch die Füße, um den Körper im Fluge zu lenken. Ihre Füße beſtehen aus 3, 4 oder auch 5 Gliedern, welche durch Gelenke an einander hängen. Der obere dicke und fleiſchige Theil ſtellt gleichſam den Schenkel vor, aus welchem vermittelſt eines Gelenkes ein ziemlich ſtarkes Glied, aus dem zweyten das dritte heraus geht, und die übrigen ſofort auf einander folgen. Das letztere Glied iſt gemeiniglich kurz und ſchlank, und endigt ſich in eine einfache oder auch doppelt ſcharfe und krumme Klaue. Das Ende eines jeden Gliedes iſt um die Gegend des Gelenkes mit einem kleinen Rande umgeben, und öfters mit Haaren, oder auch kleinen weichen Stacheln beſetzt.

Die

Die verſchiedenen Zufälle und Krankheiten, denen die Füße insbeſondere bey unſtrn vierfüßigen Haus-Thieren ausgeſetzt ſind, machen es nothwendig, daß wir die Knochen, welche in ihrer Zuſammenſetzung dieſe Stützen des ganzes Körpers bilden, etwas näher betrachten.

Der obere Theil der Vorder-Füße des Pferdes, welchen die Pferde-Verſtändigen die Schulter nennen, enthält an jeder Seite zwey Knochen; einen breiten, oder das ſo genannte Schulterblatt, und einen in deſſen runde Höhlung eingefügten und in derſelben durch ein Gelenk beweglichen röhrförmigen Knochen, den Kegel oder das Armbein, welche beyde mit dem dicken Fleiſche der Schulter bekleidet ſind. Mit dieſem letztern iſt der Knochen des Vor-Armes oder des Schenkels verbunden, welcher etwas länger iſt, und eigentlich aus zwey neben einander liegenden Knochen beſteht. Das Gelenk zwiſchen ihm und dem Kegel nennt man den Elbogen. Wegen einer am Knochen des Armes befindlichen Hervorragung, kann der Arm nur nach vorn, nicht aber nach hinten, gebogen werden. In dem ſo genannten Knie befinden ſich 7 kleine, in zwo Reihen geordnete Knochen, mit welchen das Schienbein dergeſtalt verbunden iſt, daß es nur nach hinten gebogen werden kann. Mit dem Schienbeine iſt wieder in demjenigen Gelenke, welches man die Köthe nennt, in welchem nach hinten zu zwey kleine Knochen liegen, der Feſſel-Knochen verbunden, welcher in dem breiten Kronen-Beine eingelenkt iſt. Dieſes letztere endlich iſt mit dem äuſſerſten Knochen des Fußes, oder, wie es beſonders genannt wird, mit dem Knochen des kleines Fußes, verbunden; und hinter dem Gelenke zwiſchen ihnen liegt noch ein kleiner rundlicher Knochen, welchen man den Kern nennt. Der Knochen des kleinen Fußes hat ungefähr einerley Bildung mit dem Horne des Hufes, von welchem er überall umgeben iſt, und iſt ſeiner Subſtanz nach lockerer, als die andern Knochen. Bey den Hinter-Füßen iſt der erſte röhrförmige Knochen, von dem

Körper an gerechnet, der Hanken- oder Backen-Knochen, der ſich unten mit dem obern Röhr-Knochen verbindet. Auf dem Gelenke, welches man auch die Leiſte oder den Leiſt nennt, liegt nach vorn zu die Knieſcheibe, welche verhindert, daß der obere Röhr-Knochen nicht anders, als nur nach hinten, gebogen werden kann. Nach auſſen geht von dieſem Knochen ein kleinerer gleichſam herabhängender ab, der ſich in eine Spitze endiget. Das Gelenk der Kniekehle oder am Elbogen der Hinter-Füße, enthält ſechs unter einander verbundene Knochen, von welchem der untere Röhr-Knochen abgeht, der mit den darauf folgenden bis an die Spitze des Fußes eben ſo gebildet iſt, als das Schienbein, und die unter demſelben gelegenen Knochen des Vorder-Fußes.

Von dem mit einem hornartigen Weſen umgebenen untern Theile des Fußes, ſ. den Art. Huf.

Bey dem Mauleſel und Eſel findet in allen Stücken derſelbe Bau der Füße Statt.

Bey dem Rind- Schaf- und Ziegen-Vieh findet ſich der Unterſchied, daß das Knie der Vorder-Füße 6, an den Hinter-Füßen aber nur 5 Knochen enthält. Wichtiger aber iſt die Abweichung von dem Baue des Fußes eines Pferdes, daß vorn mit dem Schienbeine, und hinten mit der Röhre, an ſtatt des bey dem Pferde vorhandenen Feſſel-Knochens, zwey, und in der bey dem Pferde ſo genannten Köthe folglich auch 4 kleine nach hinten liegendende Knochen vorhanden ſind; ſo wie auch der Knochen der Krone, der Knochen des kleinen Fußes und der Huf um denſelben doppelt iſt.

Ungeachtet die Füße eines Schweines den Füßen des Hornviehes im Aeuſſerlichen ſo ähnlich ſehen, ſo ſind doch eigentlich die Knochen von 4 Fingern inwendig ordentlich ausgebildet, wovon die beyden mittelſten in den Klauen ſtecken, auf welchen das Schwein geht; die beyden äuſſern Finger aber liegen in den kleinern Klauen, welche hinten am Fuße befindlich ſind. Das Knie der

Vor-

Vorder-Füße enthält 8 Knochen in zwo Reihen, an den Hinter-Füßen aber ſieben.

Die verſchiedenen Zufälle an den Füßen unſerer vierfüßigen Haus-Thiere, inſonderheit der Pferde, des Rind-Viehes nnd der Schafe, findet man unter beſondern Artikeln, z. E. Feigwarze, Feſſel, Fuß-Entzündung, Fuß-Fäule, Fuß-Schwinden, Galle, Geſchwür, Hinken, Horn-Kluft, Horn-Spalt, Huf, Knie-Geſchwulſt, Krebs, Lähmung Mauke, Rappe, Sohle, Spat, Vernageln, Verrenkung ꝛc. abgehandelt.

* * *

2. Figürlich.

1) Der unterſte Theil eines lebloſen Körpers, worauf er ſteht, beſonders wenn derſelbe eine breite Grund-Fläche hat, zum Unterſchiede von einem Beine. Der Fuß an einer Säule, der Säulen-Fuß. Der Fuß an einem Gränz-Steine, deſſen unterer dicker Theil. Der Fuß eines Tiſches, Bettes, Uhrgehäuſes, Weinglaſes, Hand-Faſſes u. ſ. f. Am Fuße des Berges, der auch deſſen Wurzel heißt. Der Fuß eines Zirkels.

Jeder ſtehende Körper, der das Anſehen eines Ganzen haben ſoll, muß einen von ſeinen übrigen Theilen unterſchiedenen Fuß haben, damit man deutlich bemerken könne, daß ihm von unten nichts fehle, und daß er ganz ſey. Eine Säule, deren Schaft ohne Fuß auf dem Grunde ſteht, ſieht wie ein abgebrochenes Stück aus; ein Haus, welches gegen den Grund keinen Fuß hat, ſieht aus, als wenn es in die Erde geſunken wäre Es iſt daher zum guten Ausſehen unumgänglich nöthig, daß ein ſtehender Theil einen Fuß habe; und man kann es durch keine einzige gute Regel des Geſchmackes rechtfertigen, daß die griechiſchen Baumeiſter bisweilen doriſche Säulen ohne Fuß gemacht haben, wie an den Tempeln des Theſeus und der Minerva in Athen.

Die allgemeine Beſchaffenheit des Fußes an ſtehenden Körpern kann aus dem Grundſatze der Feſtigkeit hergeleitet

geleitet werden. Wenn der Fuß etwas hervor ſteht, und dem ſtehenden Körper eine etwas breitere Grundfläche machet, ſo ſteht derſelbe feſter. Folglich iſt es in der Natur unſerer Vorſtellungen gegründet, daß der Fuß etwas breiter, als der über ihm ſtehende Theil des Körpers, ſey; daher kommen an den Häuſern die Plinthen, an den Säulen und Pfeilern aber die Fuß-Geſimſe. Die Natur hat ſchon die erſten Baumeiſter darauf geleitet. Man findet die Füße in den älteſten ägyptiſchen, in den gothiſchen, arabiſchen und chineſiſchen Gebäuden.

Es müſſen aber, ſowohl in der Höhe des Fußes, als in ſeiner Ausladung, gewiſſe Verhältniſſe beobachtet werden. Es muß dabey weder zu viel, noch zu wenig ſeyn. Wäre der Fuß ſo groß, daß er einen merklichen Theil des Körpers, den vierten oder fünften Theil ſeiner Höhe einnähme, ſo würde man ihn nicht bloß für den Fuß halten; denn der Kopf und der Fuß zuſammen müſſen bloß als kleine Theile eines großen Korpers erſcheinen. Daher können beyde in ihrer Höhe nicht wohl mehr als den fünften Theil der ganzen Höhe ausmachen. Da ſie aber beyde noch eine beträchtliche Stärke haben müſſen, ſo dürfen ſie auch nicht ſo klein ſeyn, daß ihre Höhe vor der ganzen Höhe des Körpers unbemerkt verſchwinde; welches beydes vielleicht geſchehen würde, wenn beyde weniger, als den zwölften Theil des ganzen Körpers ausmachten.

Es erhellet hieraus, daß man dem Fuße nicht wohl mehr, als den 10 oder 12ten Theil der Höhe des Körpers, und nicht wohl weniger, als den 20 oder 24ſten Theil derſelben, geben könne. Bey den Säulen, wo man am meiſten auf ein mit hinlänglicher Feſtigkeit verbundenes ſchönes Anſehen befliſſen geweſen iſt, trifft man die größten Füße nicht über den 14ten, und ihr geringſtes Maß nicht über den 20ſten Theil der ganzen Länge an. Ihre Ausladung aber kann aus der Höhe beſtimmet werden. Iſt ſie zu geringe, ſo bemerkt man ſie kaum; zu ſtark, gibt ſie das Anſehen der Zerbrechlichkeit. Der fünfte bis ſechste Theil ſeiner Höhe ſcheint die ſchicklichſte Größe der Ausladung zu ſeyn. Die Säulen-Stühle haben größere Füße; den ſie ma-

 chen

chen oft den 4 oder 5ten Theil der Höhe aus. Allein man kann dieſe Füße zugleich für die Füße der ganzen Ordnung halten. Bey einem ganzen Gebäude kann der Unterſatz oder die Plinthe nicht wohl kleiner, als der 20ſte Theil der Höhe, ſeyn.

Wenn ein Fuß ganz platt iſt, ſo wird er die Plinthe genannt; iſt er aber mit Gliedern verziert, ſo werden dieſe zuſammen das Fuß-Geſimſe genannt.

Im Bergbaue heißt die unterſte Fläche des Stollens, worauf das Waſſer abläuft, der Fuß, oder die Sohle.

2) **Ein Längen-Maß** (*), welches von verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern, vornehmlich im Bauen, und in Beſtimmung der Weiten gebraucht wird, von der Länge des unterſten Theiles des Fußes eines erwachſenen Menſchen hergenommen iſt, und auch ein Schuh genannt wird. Eines Fußes lang. Keinen Fuß breit weichen.

Der Fuß wird in den geometriſchen und gemeinen eingetheilet, welche beyde wiederum eine gewiſſe Anzahl von Zollen haben, ſo gleichſam die Einheiten ſind, aus denen der Fuß beſteht, ſo wie dieſer wiederum die Einheit verſchiedener anderer Maße, als: der Elle, der Klafter, der Ruthe, der Meile ꝛc. iſt; ſ. Elle, Klafter, Meile, Ruthe, Zoll. Der geometriſche oder mathematiſche Fuß, deſſen ſich inſonderheit die Erd- und Feld-Meſſer bedienen, wird, um beſſerer Bequemlichkeit im Rechnen willen, in 10 Zoll getheilet, (daher er auch Decimal-Fuß oder Decimal-Schuh genannt wird) und 10 ſolcher Füße machen eine geometriſche oder Decimal-Ruthe. Der gemeine

(*) In dieſer Bedeutung bleibt das Wort Fuß, wenn es mit einem Zahlworte verbunden iſt, im Plural unverändert, nach dem Beyſpiele ſo vieler andern Wörter, welche ein Maß, Gewicht u. ſ. f. bedeuten. Sechs Fuß hoch, vier Fuß breit, nicht Füße. Steht aber kein Zahlwort dabey, ſo wird es gemeiniglich auf oberdeutſche Art abgeändert. Ein Maß nach Füßen, das Fuß-Maß. Etwas nach Fußen und nicht nach Ellen meſſen, nicht nach Füßen.

gemeine oder Werk-Schuh hingegen wird in 12 Zoll eingetheilet; welche Zolle aber ſo wenig, als die gemeinen Fuße, an allen Orten einerley Länge haben.

Die Alten haben, wie *Vitruvius*, L. 3 C. 1 gar recht angemerkt hat, das Maß zu Ausmeſſung der Längen, von den Gliedmaßen des menſchlichen Körpers genommen, wovon die Nahmeu des Längen-Maßes ein deutliches Zeugniß geben als: bey den Lateinern Pes, Cubitus, Digitus, Pollex (*), und bey den Deutſchen: der Fuß, Daumen, daumenbreit, d. i. Zoll, handbreit. Es iſt auch kein Zweifel, daß es Jedem gleich im Anfange am allernatürlichſten geweſen iſt, Dinge, welche in der Hand gemeſſen werden, mit Spannen und Elbogen abzumeſſen und zu zählen; ſo wie man die kürzeſte Art, die Länge auf der Erde zu meſſen, dieſe zu ſeyn befunden hat, wenn man einen Fuß immer wechſelweiſe vor den andern ſetzte, und dieſe Fuß-Längen zuſammen zählte. Wer Schuhe trug, hat ſie deswegen nicht erſt ausgezogen, ſondern in Schuhen gemeſſen, und die Schuh-Längen für das Maß angenommen; daher Fuß und Schuh gleichgültige Benennungen geworden ſind. Da nun aber die Größe der Menſchen, mithin auch ihrer Gliedmaßen, unterſchieden, und es überhaupt eben ſo willkürlich iſt, das Maß oder die dazu benöthigte Eins lang oder kurz anzunehmen, als ich mich auf dem Papiere bey vorkommender Zeichnung eines größern oder kleinern Maßſtabes bedienen kann: ſo iſt es auch geſchehen, daß das Maß unter den Völkern ganz unterſchieden iſt; und haben ſchon die Alten zwiſchen dem römiſchen, griechiſchen, olympiſchen und hebräiſchen Fuß einen Unterſchied gemacht. Das Geſetz und die Gewohnheit haben überall die wahre Länge des Maßes gleichwohl beſtimmen müſſen damit man etwas Gewiſſes habe, wonach man ſich im Handel und Wandel richten, und alle Unordnung vermeiden könne

Das

(*) Weil einige Geometer zwiſchen Digitus und Pollex keinen Unterſchied zu machen wußten, haben ſie ein Verſehen begangen, welches ſich bis auf unſere Zeiten fortgepflanzt hat Die heutigen lateiniſchen Meßkünſtler halten Digitus und Pollex bey Beſtimmung des Längen Maßes für Synonymen, welches aber falſch iſt; denn ein rheinländiſcher Fuß hält 16 Digitos (Finger), oder 12 Pollices (Daumen). Die deutſchen Geometer haben den Nahmen Daumen in den Nahmen Zolle verwandelt, und nehmen auf die Finger keine Rückſicht mehr.

Das Längen-Maß, welches wenigſtens in Deutſchland aller Orten wirklich gebraucht wird, iſt der rheinländiſche Fuß. Wenn wir dieſen zwölf Mahl auf eine gerade Stange auftragen laſſen, ſo haben wir eine rheinländiſche Ruthe, womit wir große Längen mit keiner größern Mühe ausmeſſen können, als wir es mit einem andern willkürlichen Maße thun, welches nur uns, und kaum unſern nächſten Nachbarn bekannt iſt.

Einige holländiſche Ausmeſſer haben ſchon im 16ten Jahr-Hundert, dem rheinländiſchen Fuße eine beſtimmte Länge zu geben, angefangen. Die meiſten heutigen Verhältniſſe deſſelben gegen anderes Längen-Maß gründen ſich auf dieſe Beſtimmung. In ſpätern Zeiten nahm man daher, wenn es um die Vergleichung z. E. der Ellen zu thun war, ſeine Zuflucht zu dem rheinländiſchen Maße, und ſetzte 2 rheinl. Fuß für 1 rheinl. Elle oder Werk-Elle an. Indeſſen war noch immer die Länge des rheinländiſchen Maßes um deswillen ſehr ſchwankend, weil man davon kein Original anfweiſen konnte. Und eben dieſes bewog die Meßkünſtler, den leidener Fuß für den wahren rheinländiſchen anzunehmen. Man muß ſich aber hüten, den amſterdammer, brabanter oder flämiſchen Fuß mit dem leidener zu verwechſeln, da dieſer von jenen abgeht.

Mit dem rheinländiſchen Fuße hat der ſeit 6 Jahren durch eine königliche Verordnung feſtgeſetzte berliner Fuß einerley Größe. 12 ſolcher Fuße geben 1 Ruthe; und dieſe wird bey dem Feldmeſſen in 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien eingetheilet. Die Ruthen bezeichnet man mit°, wie die Grade; die Fuße oder Schuhe mit′, wie die Minuten, und die Zolle mit″, wie die Secunden. Auſſer dem rheinländiſchen Fuße, welcher eigentlich unſer deutſches Maß iſt, gibt es noch zwo Arten von Fuß-Berechnungen, welche allgemein bekannt ſind, und wonach man alle übrigen vergleichet. Die erſte iſt der franzöſiſche königliche Fuß, Fr. Pied du Roi, welcher nach einem beſtändigen eiſernen, an dem Châtelet zu Paris befeſtigten Maße gemeſſen wird. Ein ſolcher pariſer Fuß wird in 12 Zoll (Pouces), ein Zoll in 12 Linien, and jede Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1440 Theile getheilet. Der zweyte iſt der engliſche oder londoner Fuß, welcher, gleich jenem, in 12 Zoll (Inches), jeder Zoll in 10 Linien, und eine Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1200 Theile getheilet wird. Unſer deutſche oder rheinländiſche Fuß, wird, bereits gedachter Maßen, auf gleiche Art in Zoll und Linien abgetheilet, iſt aber

etwas kleiner, als der pariſer, und größer als der engliſche. Die Länge von dieſen 3 unterſchiedenen Maßen, und ihr Verhältniß unter einander, iſt auf das genaueſte beſtimmt. Solchergeſtalt,

wenn der pariſer Fuß hält - - - -	1440	Theilchen,
ſo hält davon der londoner - -	1355	‒
— — — der rheinländiſche -	1391 $\frac{1}{3}$	‒
Wenn der londoner hält - - -	1200	Theilchen,
ſo hält davon der pariſer - - -	1275	‒
— — — der rheinländiſche -	1232	‒
Wenn der rheinländiſche hält - -	1200	Theilchen,
ſo hält davon der pariſer - - -	1242	‒
— — — der londoner - -	1169	‒

Der engliſche Fuß hält $\frac{1}{16}$ weniger, als der franzöſiſche; 15 franzöſ. geben alſo 16 engl. Fuß, oder umgekehrt. Will ich eine gewiſſe Anzahl engliſcher Fuße zu franzöſiſchen reduciren, ſo nehme ich nur den 16ten Theil davon; oder will ich franzöſiſche Fuße zu engliſchen machen, ſo theile ich ſie in 15 Theile, und addire noch einen dieſer Theile zu der Summe.

27 franzöſiſche Fuß geben 28 rheinländiſche. Ich reducire alſo ſolche auf eine ähnliche Weiſe, indem ich zu jenen den 27ſten Theil zuſetze, und von dieſen den 28ſten Theil nehme.

69 engliſche Fuß geben ungefähr 67 rheinländiſche.

100 franzöſiſche königliche Fuß, ſind gleich 104$\frac{7}{8}$ berl. Fuß; oder 839 berl. Fuß betragen 800 pariſer; oder 43 berl. geben 41 pariſer Fuß.

Fig. 818, findet man jetzt beſchriebenen, nebſt noch 13 andern bekannten Fuß-Maßen, als: das bayeriſche, berner, calenbergiſche, cölniſche, erfurter, hamburger, leipziger, meklenburgiſche, nürnberger, ſavoyiſche, ſchwediſche, ſpaniſche und wiener, nach des Hrn. v. Münchhauſen Vorſtellung, im 3 St. des Hausvaters, auf das genaueſte abgezeichnet.

Die Eintheilung nach Zollen und Linien, iſt bey allen Fuß-Maßen gebräuchlich und eingeführt; und im übrigen macht ein Jeder den an ſeinem Orte üblichen Fuß begreiflich, wenn er angibt, wie viel Theile er von einem franzöſiſchen, engliſchen oder rheinländiſchen Fuße halte. Es iſt ſicherer, wenn man ihn gegen alle dieſe drey Fuß-Maße vergleichet. Denn, da man ihr Verhältniß weiß, ſo kann man eher nachrechnen, ob die Angaben auch richtig ſind.

Der in dem Churfürſtenthume Hannover übliche Fuß, wird gemeiniglich der calenbergiſche Fuß genannt, ſollte aber eher den Nahmen des celliſchen Fußes führen, weil er zuerſt zu Celle eingeführt worden iſt, und ſeinen Grund in der von dem Herzoge George Wilhelm unter d. 6 Jun. 1692 publicirten Verordnung hat, wo auch deſſen Länge abgebildet iſt; es iſt aber der Abdruck nicht mit gehöriger Genauigkeit geſchehen, und zu groß. Der nunmehr unterſuchte, und durch eine Verordnung v. 29 Nov. 1765 feſtgeſetzte calenbergiſche Fuß hält

	Theile
vom pariſer - - - - - -	1299
vom londoner - - - - -	$1150\frac{3}{7}$
vom rheinländiſchen - - -	$1120\frac{1}{5}$

Mithin geben

10 calenbergiſche - -	9 pariſer Fuß.
$26\frac{1}{2}$ ſ ſ - -	$25\frac{1}{2}$ londoner.
15 ſ ſ - -	14 rheinländiſche.

Nach dieſen Verhältniſſen kann man alle übrige Maße vergleichen oder reduciren. Denn, wenn man weiß, wie viel ein Fuß von dem pariſer Maße Linien enthält, ſo iſt leicht auszurechnen, wie viel Theile er von einem londoner oder rheinländiſchen Fuße halten müſſe. z. E. ein hamburger Fuß hält 1270 Theilchen von dem franzöſiſchen Maße; ich will wiſſen, wie viel Theile von dem rheinländiſchen Maße er halte: ſo rechne ich folgender Geſtalt: 1440 Theilchen geben 1244 rheinländiſche Theilchen, wie viel geben 1270 von jenen? nähmlich 1097.

Folgende Tabelle zeigt das Verhältniß der bekannteſten Fuß-Maße gegen einen pariſer Fuß. Es iſt nur zu verwundern, da der pariſer Fuß ſo gar genau beſtimmt iſt, und ein Jeder ſein Landes-Maß darnach auf das genaueſte vergleichen kann, daß die Angaben, ſelbſt von großen Gelehrten, oft ſehr abweichen. So gibt z. E. Mengel den däniſchen Fuß zu 1402 Theilchen des pariſer Fußes an; und in den neuern Lettres ſur le Danemarc heißt es, daß er dem rheinländiſchen völlig gleich ſey; dieſer hält nach der genaueſten Beſtimmung $1391\frac{1}{3}$ Theile; Riccioli gab ihn zu 1373, Petit zu 1387, und ein Anderer zu 1395 an, welches einen Unterſchied von 2 Linien beträgt. Man ſieht daraus, wie wenig wir uns auf die übrigen Berechnungen von dem körperlichen Inhalte verlaſſen können, wenn die Linien nicht ſo genau zu meſſen ſind.

Vergleichung der bekannteſten Fuß-Maße.

Wenn ein pariſer Fuß in 1440 Theile getheilet wird, ſo halten davon

Zu Aachen - - -	Fuß	1285	
— Amſterdamm - -	Schuh	1253	bis 1263
— Anſpach - - - -	—	1320	
— Antwerpen - - -	—	1260	
— Avignon - - -	Pieds	1100	
— Augsburg - - -	Schuh	1313	bis 1317
— Babylon - -	halb. Cub. Sac.	1633	
— Baſel - - -	—	1330	
In Bayern - - -	—	1280-1297 $\frac{218}{319}$	
Zu Berlin - - -	—	1373	
— Bern, ſiehe Schweitz.			
— Beſançon - - -	Pieds	1370	
— Bologna - - -	—	1682	
— Boulogne, nach Scamozzi	—	1680	
— — — nach Picard -	—	1690	
— Braunſchweig - - -	Schuh	1265	
— Bremen - - -	—	1282	
— Brescia - - -	Bracci	2075	
— Breslau - - -	Schuh	1260	
— Briel - - -	—	1486	
— Brück - - -	—	1226	
— Brüſſel - - -	—	1290	
— Cagliari - - -	Palmi	898	
Ein calenbergiſcher - -	Schuh	1299	
Zu Carlsruhe - - -	—	1241	
— Caſtilien - - -	Palmos	940	
In China - - -	Kramerfuß	1500	
— — - -	mathemat. Maaße	1477	
— — ein Kongpu oder	Baufuß	1431	
Zu Cleve - - -	Fuß	1310	
— Cöln - - -	—	1219	bis 1220
— Conſtantinopel - -	Pic	2930	bis 3140
— Copenhagen, ſiehe Dänemark			
— Cracau - - -	Schuh	1580	
In Dänemark - -	—	1391	
Zu Danzig - -	—	1270	
— Dijon - - -	Pieds	1392	

Zu Dole	Poids	1583	
— Dordrecht	Schuh	1596	
— Dresden		1255	
In Egypten	Derah	2439	
Zu Emden	Fuß	1313	
In England	Shoe	1350	
Zu Erfurt	Schuh	1251	
— Evderſtädt		1313	
— Florenz	Bavelle	1212	
— Frankfurt	Fuß	1270	
— Genua	Palmi	1100	
— Gibraltar	Fuß	1253	
— Gieſſen	—	1320	
— Goes	—	1329	
— Gotha	—	1275	
— Grenoble	Pieds	1512	
Ein griechiſcher	Fuß	1361	
Zu Gröningen	—	1295	
— Haag	—	1440	
— Halle	—	1329	bis 1326
— Hamburg	—	1270	
— Hanover	—	1299	
Ein hebräiſcher alter	—	1590	
Zu Heidelberg	—	1220	bis 1235
— Herforden	—	1330	
— Hildesheim	—	1257	
In Holſtein	—	1323	
Zu Inſpruck	—	1408	
— Königsberg	—	1364	
— Leiden	—	1389	bis 1390
— Leipzig	—	1275	
— Liſſabon	—	1387	bis 1388
nach Kruſen	—	1501	
— London, ſiehe England.			
In Lothringen	—	1292	
Zu Lübeck	—	1284	bis 1290
— Lüttich	—	1276	
— Lyon	Pieds	1512	
— Magdeburg	Schuh	1257	
— Mannheim	—	1287	
— Mantua	Bracci	2062	
— Maſtrich	Fuß	1245	

Zu Maynz	Fuß	1235	
— Mecheln	—	1239	
In Mecklenburg	Schuh	1288	bis 1290
Zu Middelburg	—	1330	
— Milano	Bracci	2166	
	Fuß	1760	
— Moscau	—	1483	
— Mümpelgard	—	1274	
— München	—	1280	bis 1285
— Neuenburg, ſiehe Schweitz.			
— Neapolis	Palme	1169	
— Nürnberg	Fuß	1346	
— Oldenburg	—	1313	
— Osnabrück	—	1293	
nach Kruſen	—	1238	
— Padua	Palme	1570	
— Palermo	—	1073	
— Parma	Bracci	2423	
— Pavia	—	2080	
In Perſien	Ariſh	4310	
Zu Piacenza	Bracci	2423	
In Piemont	Pudliprand	2304	
— Pommern	Fuß	1295	
Zu Prag	—	1337	bis 1338
— Reggio	Bracci	2348	
— Reval	Fuß	1187	
Ein rheinländiſcher	—	1391 $\frac{3}{10}$	
Zu Riga	—	1215	
— Rimini	Bracci	1205	
nach Kruſen	—	2410	
— Rom	—	1324	bis 1326
	Canne	9900	
Ein römiſcher alter	Fuß	1306	
Zu Roſtock	—	1282	
— Rotterdam	—	1385	
— Rouen	—	1200	
In Rußland	—	1550	
nach Kruſen	—	1350	
— Sardinien	Palmi	1113	
— Savoyen	Bracci	1200	
— Schweden	Fuß	1316	
— Schweitz	—	1330	

In Sedan - - - -	Fuß	1230
— Siam - - - -	Ken	4260
— Spanien - - - -	Fuß	1237
nach Kruſen - -	—	1253
Zu Stettin - - - -	—	1253
— Straßburg - - -	—	1282 bis 1287
— Toledo - - - -	—	1212
— Turin - - - -	—	1432
— - -	Bracci	1920
— Ulm - - - -	—	1294
nach Kruſen - -	—	1281
— Urbano - - - -	—	1570
— Utrecht - - - -	Fuß	1210
— Venedig, Verona -	Bracci	1540
— Vincenza - - - -	—	1580
— Wien - - - -	Fuß	1420
— Wittenberg - - -	—	1253
— Würtemberg - - -	—	1268
— Zirkzee - - - -	—	1376
— Zürich, ſiehe Schweitz.		

Andr. Celſii Vergleichung zwiſchen dem ſchwediſchen Fuß, und den davon unterſchiedenen ausländiſchen Maßen, ſt. im 1 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. a. die J. 1739 und 1740, S. 255—257.

Nachricht von einigen zu Röm im Capitolio aufbehaltenen Maßen, von Mart. Folkes, aus No. 442 der Philoſ. Transact. überſetzt, ſt. im 4 B. des Hamb. Magaz. S. 659, fgg.

Hrn. Keferſtein Anfangegründe zu praktiſch geometriſchen Zeichnungen und Vermeſſungen, Lpz. 1778, gr. 8. S. 125.

Hrn. v. Münchhauſen Hausvater, 1 Th. Hannov. 1771, gr. 8. S. 531, fgg.

Ueber die richtige Beſtimmung der Verhältniß des rheinländiſchen Fußes zum londner, von D. H. Piehl, nebſt Hrn. Prof. Käſtners Erinnerung darüber, ſt. im 6 St. der Götting. gemeinnütz. Abhandlungen, v. J. 1775, S. 46—53.

Matth Raper Unterſuchung der Größe des römiſchen Fußes, ſt. im 2 Th. der Phil. Transact. a. d. J. 1760, Art. 69; ſ. auch den 6 B. des Brem. Magaz. S. 124, f.

Hrn. Prof. Sprenger vollſtändige Anfangsgründe des Feld-Baues, Stutg. 1772, 8. S. 386, fgg.

Der churſächſiſche Inſpector und Hof-Mechanicus, Hr. Rudolphi, hat nach der Erfindung des Hrn. Hauptm. Günther, ein Inſtrument verfertigt, vermittelſt deſſen man die Verhältniſſe der verſchiedenen Ellen- und Fuß-Maße auf das genaueſte unter ſich, und gegen den

den königl. franzöſiſchen Fuß vergleichen, und in deſſen Theilen, nähmlich in Zollen, Linien, Scrupeln und Hunderttheilen einer Linie beſtimmen kann. Siehe Fig. 819.

Da die meiſten Vergleichungen der verſchiedenen Ellen- und Fuß-Maße gegen den franzöſiſchen Fuß geſchehen, und deren Länge in den verſchiedenen hierüber bekannten Tabellen in Theilen des franzöſiſchen Fußes ausgedruckt wird: ſo iſt dieſer auch bey gegenwärtigem Inſtrumente zum Grund geleget worden, und deswegen die genaue Länge von 2 pariſer Fuß, von einer an den Hrn. D. Zeiher in Wittenberg, von Hrn. Abt de la Caille geſchickten halben franzöſiſchen Toiſe abgenommen, und auf jede derjenigen zwo Linien A B und C D, welche den mittlern beweglichen Schieber E F zwiſchen ſich halten, getragen, und ſowohl jeder in ſeine 12 Zoll, als jeder Zoll in 12 Linien, und alſo jeder Fuß in 144 Theile mit möglichſter Genauigkeit getheilt worden.

Am Anfange der Theilung in A, iſt auf dem Lineale ein unbeweglicher und mit Stahl belegter Anſatz befeſtigt, an welchen man das zu vergleichende Fuß- oder Ellen-Maß mit dem einen Ende anleget. Auf den beweglichen Schieber iſt ein ähnlicher Anſatz befeſtigt, welcher an das andere Ende des zu prüfenden Maßes angeſchoben wird, und zu gleicher Zeit deſſen wahre Länge auf dem getheilten Lineale in Zollen und Linien angibt. Wegen des Spielraumes und verſchiedener Ungleichheiten der Schraube, welche gemeiniglich zu feinen Abtheilungen bey ähnlichen Inſtrumenten gebraucht wird, ſind hier zur Unterabtheilung der Linien in ihre erſten und zweyten Scrupel, an deren Statt auf dem beweglichen Schieber 2 ſo genannte Nonii angebracht, durch welche jede Linie, durch den einen in 10, und durch den andern in 100 Theile, und im erſten Falle der Zoll in 120, und der Fuß in 1440, im andern Falle aber der Zoll in 1200, und der Fuß in 14400 Theile getheilet wird.

Wenn der bewegliche Anſatz die Länge des enthaltenen Maßes genau an Zollen und Linien ohne Ueberſchuß angibt, ſo trifft jede der äusserſten Abtheilungs-Linien eines jeden Nonius gerade auf einen Strich der auf dem Lineale befindlichen Abtheilung; ſchneidet hingegen der vorgedachte Anſatz die Länge des enthaltenen Fuß- oder Ellen-Maßes nicht genau mit einer Linie, ſondern zwiſchen zweyen ab, ſo daß die enthaltene Länge auſſer den Zollen und Linien noch einige Zehen- oder Hundert-Theile

einer Linie lang iſt, ſo zeigt derjenige Strich des Nonius, der auf eine Linie der Abtheilung auf dem Lineale genau trifft, auf dem Zehentheilchen, wie viel Scrupel, und auf dem Hundert-Theilchen, wie viel Hunderttheile einer Linie dieſer Ueberſchuß groß iſt.

Anzeige von der Leipziger ökon. Societät, in der Mich. Meſſe 1775, S. 81, f.

* * *

3) Der Zuſtand einer Sache. Seine Sachen ſtehen auf einem guten, auf einem ſchlechten Fuße. Eine Sache wieder auf den alten Fuß ſetzen. Ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich ſeiner nicht bedarf.

4) Die Art und Weiſe der Behandlung einer Sache. (a) Truppen nach dem preußiſchen Fuße errichten, auf eben die Art, wie die preußiſchen errichtet ſind. Wir leben auf einem ſehr guten Fuße mit einander. Auf einem großen Fuße leben, vornehm, prächtig. Ein großer Fuß war ehedem eine Zierde, und die Schuhe hatten beſonders im 14ten Jahrhunderte ihr beſtimmtes Maß, nach dem Range deſſen, der ſie trug, ſo wie ehedem die Brillen in Spanien. Die Schuhe einer fürſtlichen Perſon waren $2\frac{1}{2}$ Fuß, eines Freyherrn 2 Fuß, und eines gemeinen von Adel $1\frac{1}{2}$ Fuß lang.

(b) In dem Münzweſen, die Einrichtung des innern Werthes und Gehaltes der Münzen; ſiehe Münz-Fuß.

Bey den Färbern verſteht man durch das Wort Fuß die erſte Farbe, welche man einem Zeuge gibt, ehe man ihn mit einer andern Farbe färbet, als: das Blaue, ehe es auf Schwarz gefärbet wird, welches der Paſtell- oder Waid-Fuß heißt. Gleicher-Geſtalt ſagt man, der Grapp- Gaude- oder Wurzel-Fuß, und alſo auch in Anſehung anderer Specereyen, woraus eine Farbe zuſammen geſetzt iſt. Es hat demnach ein einziger Zeug ſo viele Farben-Füße, als mit wie vielen Farben er nach

und

und nach gefärbet worden iſt; und die Färber ſind verbunden, daran ſo viele Roſen oder Röschen zu laſſen, als er Füße hat, um daraus zu erkennen, daß ſie ihm die gehörige Farben-Füße gegeben haben; welches auch durch das Abſieden oder Abkochen geſchehen kann; ſiehe Abkochen, und Roſe. Wenn aber die Farbe dieſer Füße ſchwach iſt, und nicht ihre gehörige Vollkommenheit hat: ſo nennt man ſie nur den kleinen Grapp- Gaude- oder Waid-Fuß, u. ſ. w.

Fuß, (Blaſen-) eine Gattung von Inſecten; ſ. Th. V, S. 566.

— (Decimal-) ſiehe oben, S. 514.

— (Deich-) ſiehe Deich-Anker.

— (Farben-) ſiehe oben, S. 524.

— (Geiß-) ſiehe unter Hebezeug.

— (Hermelin-) bey Pferden, ſiehe in H.

— (Münz-) ſiehe in M.

— (Pferde-) eine Ungeſtalt der Füße, ſiehe oben, S. 501.

— (Säulen-) ſiehe oben, S. 512.

1. Fuß-Angel, Fuß-Eiſen, L. Murex, Tribulus ferreus, Fr. Chauſſe-trape, ein Eiſen mit 4 oder 5 Spitzen, welches zur Beſchädigung der Füße auf die Erde geworfen wird; Fig. 820, A und B. Das Legen der Fuß-Angeln für Diebe, z. E. Garten-Diebe, iſt nach guten Polizey-Grundſätzen nicht erlaubt. Sie ſind daher nur im Kriege gebräuchlich, und man wirft ſie in die Breſche und in den bedeckten Weg, damit der Feind daſelbſt keinen ſichern Tritt habe.

Die Fuß-Angeln ſind dergeſtalt gemacht, daß allezeit eine Spitze in die Höhe kommt, man möge ſie werfen, wie man will, damit ſie demjenigen, der darauf tritt, durch den Fuß gehen. Man macht deren dreyerley Arten. Die großen haben 5 Zoll lange Spitzen; in den mittlern iſt die Spitze 4, und in den kleinen nur 3 Zoll lang. Bisweilen werden dergleichen Eiſen in ein hölzernes Corpus geſetzt, und an diejenigen Oerter geworfen, welche man ſchon in Brand gebracht hat, um dadurch das Hinzueilen der zum Löſchen beſtimm-

beſtimmten Perſonen zu verhindern; oder man vergräbt ſie an Oertern, welche die feindliche Reiterey zu paſſieren hat, in die Erde, um dadurch die Pferde zu lähmen; und dieſe nennt man Lähm=Eiſen oder Fußangel=Kugeln.

2. Fuß=Angel, eine von Hrn. Planer, wegen der Frucht alſo genannte Pflanze, welche in Malabar und Ceylon wächſt. Die Frucht beſteht in einer viereckigen Nuß, welche unterwärts an den Ecken mit 4 Stacheln beſetzt iſt. Eben daher hat nicht nur die deutſche Benennung, ſondern auch der lateiniſche linneiſche Nahme Pedalium ſeinen Urſprung.

Fuß=Arbeit, ſiehe Th. XII, S. 281.

Fuß=Bad, L. Pediluvium. 1. Die Handlung, da man die Füße badet. Ein Fuß=Bad brauchen. 2. Das Waſſer, womit ſolches geſchieht; das Fuß=Waſſer.

Die Fuß=Bäder, vornehmlich diejenigen, welche eine erweichende Kraft beſitzen, gehören unter die äuſſerlichen Arzeneymittel, denen man die Macht, eine große Wirkung und Veränderung in dem Körper zu erregen, nicht abſprechen kann. Wenn ich aber von deren Wirkung ſpreche, ſo verſtehe ich darunter inſonderheit diejenigen, welche in Abſicht der Geſundheit, ſowohl zu ihrer Erhaltung als Wiederherſtellung, gebraucht werden. Man bedient ſich der Fuß=Bäder, die Füße zu reinigen; man braucht dieſelben bey dem Aderlaſſe, um den Trieb des Blutes in die Füße zu vermehren, u. ſ. f.

Wenn man ein erweichendes Fuß=Bad gebraucht, ſo findet ſich, daß die Füße wärmer werden, die Röthe derſelben nimmt zu, ſie werden mehr aufgedunſen, die Adern laufen auf. In dem ganzen Körper bemerkt man einen geſchwinden Puls, und es wird derſelbe mehr erwärmet, und ſchwitzet. Aus dieſen Wirkungen und aus dem Begriffe, daß die Fuß=Bäder aus erweichenden Sachen beſtehen, nicht nur in Anſehung der Kräuter und anderer Ingredienzien, ſondern auch in Betrachtung des Waſſers, läßt ſich die Art und Weiſe, wie ſie wirken,

wirken, leicht begreifen. Die Wärme der Füße relaxirt die daſelbſt befindlichen Fäſerchen; dieſe geben eher nach; ſie laſſen alſo die flüſſigen Theile mehr durch, ja dieſe Feuchtigkeiten ſelbſt werden verdünnet, daß ſie alſo deſto geſchickter ſind, ſich ſchneller zu bewegen. Weil ſolcher Geſtalt das Blut ſtärker und geſchwinder durch die Füße fortgepreßt wird, ſo fließt es auch deſto ſtärker und heftiger wieder herzu, und kann mithin deſto freyer zum Herzen gebracht, und deſto geſchwinder von demſelben zu den Theilen fort beweget werden. Hieraus iſt abzunehmen, wie die Fuß=Bäder den Umlauf des Blutes durch die Thelle erleichtern, wie die Theile dadurch mehr unter einander gerieben werden, und wie überhaupt auch die Wärme des Körpers vermehrt wird. Die Haut der ganzen Peripherie wird relaxirt, die Theile ſind durch eine ſchnelle Geblüts=Bewegung zu den Abſonderungen mehr zubereitet; mithin muß die Ausdunſtung größer ſeyn. Alle Abſonderungen, nicht nur der ſubtilſten, ſondern auch der gröbern Feuchtigkeiten, geſchehen beſſer.

Es haben aber die Fuß=Bäder nicht nur, jetzt gezeigter Maßen, überhaupt einen großen Nutzen, ſondern es erſtreckt ſich derſelbe noch weiter, beſonders in einigen Krankheiten. Bey Kopf=Schmerzen, welche von einem Krampfe in den untern Theilen herrühren, wodurch das Blut mehr nach den obern Theilen gepreſſet, und deren Gefäße ausgedehnet werden, daß ein Schmerz erfolgt, wie z. E. bey hypochondriſchen und hyſteriſchen Perſonen, bey Hämorrhoidariis, bey Frauensperſonen, deren monathliche Reinigung in Unordnung iſt, thun die Fuß=Bäder ſehr gute Dienſte; welches auch von dem aus eben dieſer angegebenen Urſache entſtehenden Schwindel gilt. Hofmann empfielt in ſolchem Falle Fuß=Bäder, welche aus nervenſtärkenden Kräutern, gemeinem Salze und Pottaſche zubereitet ſind. Das Klingen der Ohren, die Zahn=Schmerzen u. d. gl. können,

nen, bey eben der Urſache, durch eben dieſes Mittel gebändiget werden. Die Schlafſucht wird dadurch gemindert, wenn ſie nähmlich von einem Zuſammendrükken der Nerven entſteht, wodurch der Einfluß des Nerven-Saftes in die Theile verhindert wird. Aus gleichem Grunde werden die Fuß-Bäder in Schlagflüſſen, Raſerey, Melancholie, Sprachloſigkeit, und dergleichen Zufällen, mit Nutzen gebraucht. Das Naſen-Bluten, die Entzündung der Augen ꝛc. werden durch einen geſchwindern Umlauf des Blutes durch die untern Theile, und beſonders durch die Füße, verringert.

Auſſer den Zufällen des Hauptes, iſt der Nutzen der warmen Fuß-Bäder auch bey Bruſt-Beſchwerden, als: trocknen Huſten, Blut-Speyen, Engbrüſtigkeit, Herz-Klopfen ꝛc. zumahl, wenn die Urſache der Beſchwerde in dem verhinderten Umlaufe des Blutes durch die untern Theile liegt, beträchtlich.

Ferner tragen die Fuß-Bäder zur Beförderung der Reinigung des Frauenzimmers ſehr viel bey, zumahl, wenn dabey das Reiben der Füße mit zu Hülfe genommen wird. Bey Hämorrhoidariis, iſt der Gebrauch der Fuß-Bäder in allen Fällen nützlich. Denn iſt eine Neigung zum Fluſſe der goldenen Ader da, ſo wird das Blut in den Blut-Gefäßen des Unterleibes mehr angehäufet; es macht Molimina, wodurch die Hämorrhoiden befördert werden. Iſt aber keine Neigung dazu da, und ſind bereits im Unterleibe, von einer Congeſtion des Blutes, Spannungen zu bemerken, ſo wird doch die Bewegung des Blutes durch die Füße beſſer befördert, daher die Blut-Gefäße des Unterleibes wenigern Wiederſtand finden, ſich lebhafter zuſammen ziehen, und das Blut beſſer fortpreſſen, wodurch das Drängen des Blutes nach den Därmen, und beſonders dem Maſt-Darme, gemindert wird. Endlich gehören auch die Fuß-Bäder mit unter diejenigen Mittel, welche die Hypochondrie erleichtern; und wenn eine hinlängliche und geſchickte

Lei-

Leibesbewegung dazu kommt, ſo werden ſich die Hypochondriaci dabey beſſer befinden, als wenn ſie mit Pulvern, Elixieren, Eſſenzen, Mixturen, Pillen u. d. gl. gequälet werden. Aus gleichem Grunde findet auch ihr Nutzen bey der Mutter-Beſchwerde, und in dem Podagra, Statt.

Bey dem Gebrauche der Fuß-Bäder iſt wohl zu merken, daß dieſelben weder zu kalt noch zu warm ſeyn müſſen. Vollblütige Perſonen, und die ein dickes Blut haben, müſſen dieſes beſonders beobachten. Die Fuß-Bäder befördern durch ihre Wärme, da ſie erweichen, die Bewegung des Blutes. Je wärmer alſo die Fuß-Bäder ſind, deſto mehr thun ſie ſolches; folglich muß das Blut bey groſſer Wärme mehr beweget und erhitzet werden, es dehnt ſich ſtärker aus; folglich da die Gefäße ſchon von einer Vollblütigkeit ſtark ausgedehnt ſind, werden ſie noch mehr von einander getrieben, und alſo kann das Blut in Neben-Gefäße gepreßt werden, welche ſonſt kein Blut aufnehmen, die allmählich enger werden, wodurch die Blut-Kügelchen ſtocken; oder es können gar Gefäße zerreiſſen und Verbluten erregen. Alle üble Folgen, welche von einem Ueberfluſſe des Blutes, das in ſtarke Bewegung geſetzt worden iſt, zu befürchten ſind, finden auch hier Statt. Es iſt auch ſchädlich, wenn die Fuß-Bäder zu kalt ſind; denn dieſe werden, anſtatt zu erweichen, die Theile der Füße mehr conſtringiren. Die Gefäße werden das Blut weniger einlaſſen, es wird alſo ſtärker nach dem Kopfe und der Bruſt gepreßt. Man erhält hier eine gegenſeitige Wirkung, welche allemahl um deſto mehr in die Augen fallen muß, wenn das Fuß-Bad aus zuſammenziehenden Mitteln beſtehen ſollte, welche man doch ſonſt ſo ſorgfältig vermeidet. Von ſolchen Fuß-Bädern hat das Frauenzimmer Schaden zu erwarten; und was das Erkälten der Füße, in Anſehung ihrer Reinigung, für ſchädliche Wirkungen nach ſich ziehe, kann die Folge des Barfußgehens, oder das nicht genug Warmhalten der Füße, wovor ich oben S. 505 gewarnt habe, bekräftigen. Auch vor Gebrauch des Fuß-Bades müſſen die Füße nicht zu ſehr erkältet ſeyn, inſonderheit bey Krampf-Zufällen, vornehmlich dem Herz-Klopfen. In ſolchem Falle muß man vorher die Füße mit warmen Tüchern reiben. Eben dieſes Reiben iſt zu beobachten, wenn das Frauenzimmer bey Verſtopfung der Reinigung ein Fuß-Bad gebrauchen will, und die Füße ſelbſt kalt ſind. Man muß das Waſſer lauwarm

machen, wenigſtens doch nur ſo warm, daß davon keine große Empfindlichkeit erfolge. Iſt das Waſſer kalt geworden, kann man bequem etwas wärmeres dazu gießen. Einige Zufälle verlangen, daß man die Füße tief in das Fuß-Bad ſetze. Man kann auch das Gefäß oben etwas enger machen, damit das Bad ſeine Wärme deſto länger behalte. Ja, wenn man etwas lange in dem Fuß-Bade ſitzt, ſo kann die Wärme des Waſſers füglich vermehret werden, ohne daß man Unbequemlichkeiten davon empfinden ſollte.

Es kommt nun auf die Frage an: zu welcher Zeit das Fuß-Bad am nützlichſten, ja ich möchte wohl ſagen, auch am bequemſten, zu gebrauchen ſey? Wenn die nächſte Abſicht iſt, wie es denn auch keine andere ſeyn kann, als den Einfluß des Blutes in die Füße zu vermehren, deſſen Bewegung durch dieſe Theile zu erleichtern, und ſolcher Geſtalt von den obern Theilen den Abfluß des Blutes zu befördern: ſo erhellet, wie ſchädlich es ſey, ſich bald nach gebrauchtem Fuß-Bade zu erkälten. Alsdann würde der Zufluß des Blutes mehr zu den obern Theilen erfolgen, da die Kälte nothwendig die Theile der Füße conſtringiret, welche alſo mehr widerſtehen, und mithin das Blut weniger ein- und durchlaſſen. Da ſich das Blut nicht zuſammen drücken läßt, und die Maſſe einerley bleibt, ſo muß daſſelbe nothwendig häufiger in andere Gefäße gepreßt werden, und zwar in Gefäße, welche, weil ſie ſchon vorher mit zu vielem Blute angefüllt geweſen ſind, nur geringern Wiederſtand thun. Dieſer zu erwartende Schade iſt am ſicherſten dadurch zu verhüten, wenn man das Fuß-Bad des Abends gebraucht, ſich gleich darauf in das Bett leget, und ſolcher Geſtalt die Erkältung vermeidet. Man wird darauf ruhig ſchlafen; eine etwas lebhaftere Bewegung des Blutes, ja eine gleichmäßige Bewegung deſſelben, wird die Ausdunſtung vermehren, von welcher die Beſchaffenheit der Geſundheit größtentheils mit abhängt. Dieſer Effect wird ſich um deſto mehr offenbaren, je ſorgfältiger man dabey verfährt, und ſich beſonders hütet,

tet, daß man ſich nicht mit vollem Magen zu Bette lege. Uebrigens pflegt man die Fuß-Bäder entweder nur aus bloßem Waſſer zu machen, oder auch Aſche und Salz darein zu ſchütten, oder endlich auch aus Weitzen-Kleye und allerley wohlriechenden Kräutern und Blumen, als: Kamillen ꝛc. zu zurichten. Doch müſſen, wenn man geſund iſt die Fuß-Bäder nicht gar zu oft, inſonderheit von Kindern, gebraucht werden, weil ſonſt die Füße beſtändig ſchwitzend, und daher übel riechend, gemacht werden. Siehe auch Bad.

Von dem Gebrauche der Fuß-Bäder wieder die Hühneraugen, ſiehe unter Leichdorn.

Fuß-Band, ſiehe Fuß-Eiſen.

Fuß-Bank, Fuß-Schämel, Fuß-Tritt, L. Scabellum, Fr. Eſcabeau, Eſcabelle, Marche-pié, eine Bank, die Füße darauf zu ſetzen; dergleichen die Fuß-Bank auf den Galeeren iſt. Oder auch der unterſte Theil von einer Bank oder einem Stuhle, worauf zu deſto mehrern Bequemlichkeit im Sitzen die Füße ruhen können.

Fuß-Becken, L. Pelluvium, Fr. Baſſin à laver les piés, eine Art großer Becken zu Fuß-Bädern und zum Fuß-Waſchen; zum Unterſchiede von einem Hand-Becken.

Fuß-Blatt. 1. An den Füßen der Menſchen und einiger Thiere, der Theil der unterſten Fläche des Fußes, von der Fuß-Sohle an bis zu den Ferſen; ſiehe oben, S. 493. In weiterm Verſtande begreift man auch wohl die ganze unterſte Fläche des Fußes, den Platt-Fuß, mit Einſchluß der Fuß-Sohle, unter dieſem Nahmen.

2. Figürlich, eine amerikaniſche Pflanze mit vielen dem Fruchtboden einverleibten Staubfäden, einem Staubwege, einer neunblätterigen Krone, und einem dreyblätterigen Kelche; Aentenfuß, Anapodophyllum *Tourn.* Podophyllum *Linn.* Es gibt von dieſem Geſchlechte zwo Arten:

1) Das ſchildförmige Fuß-Blatt, Podophyllum peltatum *Linn.* Es wächſt in dem nördlichen Theile

von

von Amerika. Die weiße knotige, und mit vielen Zäſerchen ſeitwärts hinkriechende Wurzel, treibt einige, etwa ½ Fuß hohe Stängel, auf deren Spitze ein rundliches, ſchildförmiges, in 5 oder 6 Einſchnitte tief zerſchnittenes Blatt ſitzt. Wenn die Blüthe hervor kommen ſoll, theilt ſich der Stängel, und man ſieht alsdann 2 dergleichen Blätter, aus deren Winkel der Blumen=Stiel entſpringt. Dieſer trägt nur eine große weißliche Blume, welche im April erſcheint. Die Frucht iſt gelb, und wird, weil ſie im May reif iſt, und wegen ihrer ovalen Geſtalt einem kleinen Apfel gleicht, auch May=Apfel genannt. Die Wurzel ſoll Erbrechen verurſachen, und in Carolina ſtatt der Ipecacuanha gebraucht, auch mit dieſem Nahmen beleget werden. Die Frucht wird von den Kindern in Amerika gern gegeſſen.

Man findet dieſe Art auch zuweilen in den europäiſchen Gärten, und ſie dauert bey einem mäßigen Winter im freyen Lande, inſonderheit, wenn ſie unter Bäumen oder Stauden einigen Schutz erhält. Sie liebt einen leichten Boden; in einem fetten fault die Wurzel gern.

2) Das doppelblätterige Fuß=Blatt, Podophyllum diphyllum *Linn.* Es wächſt in Virginien. Aus der Wurzel treiben Stiele, deren jeder zwey völlig ganze, halbherzförmige Blätter trägt. Zwiſchen dieſen treibt der mit einer Blume beſetzte Stängel.

Fuß=Bock. Die Schiefer=Decker bedienen ſich, wenn ſie den ſo genannten Abfall machen, öfters der Gerüſte der Mäurer; mehrentheils aber treten ſie auf ſogenannte Fuß=Böcke, die auf verſchiedene Art gemacht, und Fig. 821, A, B, C und D, vorgeſtellt ſind, welche ſie mit Stricken an die Balken, oder anderes Holzwerk des Daches befeſtigen. Dieſe Böcke ſind wie ein Strebe=Pfeiler geſtaltet. D ſtellt einen dieſer Böcke an ſeiner Stelle vor, deſſen ſenkrechte Seite a b ſich an die Mauer d d, um den Abfall e zu machen, lehnet. Das Strick=

Werk

Werk geht durch eine Kerbe, die in das Haupt-Geſims gemacht iſt, in das Gebäude, wo es dergeſtalt an das Zimmerwerk befeſtigt iſt, daß ſich das Obertheil des Bockes ungefähr 1 Fuß tief unter dem Abfalle befindet. Dieſe Böcke werden zu 10 bis 12 Fuß von einander geſtellet. Auf ihre horizontale Arme c leget man eine Leiter, und bedeckt dieſe mit Bretern. Solcher Geſtalt erhält der Arbeiter die Bequemlichkeit, ſitzend, kniend oder ſtehend zu arbeiten, wie es ihm am beſten vorkommt. Siehe auch Rüſt=Bock.

Fuß=Boden, Fr. Plancher, die untere Fläche oder der unterſte Boden eines Zimmers, welcher zum Gehen beſtimmt iſt; zum Unterſchiede von dem obern Boden oder der Decke; der Stuben=Boden, Niederſ. die Diele.

Man pflegt die Fuß=Böden entweder mit Bretern oder Dielen zu belegen, welches man das Dielen nennt, ſ. Th. IX, S. 248, f. und Döbel=Boden, Th. IX, S. 355; oder mit verſchiedenem Holze auszulegen, welches man einen getäfelten Fuß=Boden, Fr. Parquet, nennt, ſiehe Th. IX, S. 250, und eingelegte Holz=Arbeit, im Art. Holz; oder von Gyps oder Lehm zu verfertigen, ſiehe den Art. Eſtrich; oder endlich mit Steinen, entweder koſtbaren, als: Marmor, oder gemeinen, als: Flieſen, ſ. Th. XIV, S. 261, f. Bruch=Steinen, Ziegeln, oder Feld=Steinen zu bekleiden und zu pflaſtern.

In Städten pflegt man in gemeinen Häuſern die Fuß=Böden mit breiten Bruch=Steinen, zu pflaſtern; ſchöner aber läßt es, wenn es mit vier= oder ſechseckigen Ziegeln geſchieht; es ſind aber die Ziegel nicht ſo dauerhaft, und laſſen ſich eher austreten, als die Bruch=Steine, daher in anſehnlichen Häuſern die Fuß=Böden mit feinen Quader=Steinen gepflaſtert werden.

Die Belegung der Fuß=Böden mit Ziegeln geſchieht auf zweyfache Art:

1) Auf die breite Seite.

Hierzu kann man, der Erfahrung nach, die Regel annehmen: Zu 10 Quadratfuß Fuß-Boden werden 20 Stück große, oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert. Wenn man nun die zu dem ganzen Fuß-Boden nöthigen Ziegel wiſſen will, ſo muß man den Quadrat-Inhalt des Fuß-Bodens ausrechnen, und ſagen: Zu 10 Quadrat-Fuß werden 20 Stück große oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert, wie viel ſind alſo zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fuß-Bodens nöthig? ſo gibt die heraus gebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fuß-Boden nöthigen Ziegel zu erkennen.

Es ſey z. E. ein Fuß-Boden lang 20 Fuß
breit 16 "

Inhalt des Fuß-Bodens 320 Quadratfuß.

Zu 10 Quadratf. 26 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □ Fuß?

26
1920
64
8320

8320 | 10 | 832 Stück kleine Ziegel.

2) Auf die hohe Kante.

Hierzu dient die Regel: Zu 10 Quadratfuß Fuß-Boden werden auf die hohe Kante 40 Stück große, oder 60 Stück kleine Ziegel erfordert. Um nun die zu dem ganzen Fuß-Boden nöthige Anzahl Ziegel zu wiſſen, muß man auch den Quadrat-Inhalt des Fuß-Bodens ausrechnen, und ſagen: zu 10 Quadratfuß werden 40 große oder 60 kleine Ziegel erfordert, wie viel Stück ſind alſo zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fuß-Bodens nöthig? ſo gibt die herausgebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fuß-Boden nöthigen Steine zu erkennen.

Der Quadrat-Inhalt des Fuß-Bodens ſey z. E. 320 □ Fuß.

Zu 10 Quadratf. 60 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □ Fuß?

60
19200

19200 | 10 | 1920 Stück kleine Ziegel.

Hrn Landbaumeiſter Huth Unterricht zu Bau-Anſchlägen, 1 Th. Halberſt. 1777, f. S. 31, f.

Das Steinſetzer-Arbeitslohn wird im Verdinge bezahlt, wie folget:

Für einen Fuß-Boden mit harten Bruchſtein-Platten zu belegen, und den Sand zum Vergleichen einzutragen, wird an Arbeitslohn, incluſ. dem Handlanger, bezahlt
für 100 Quadratfuß, 8 Groſchen.

Für einen Fuß=Boden mit behauenen Sandſtein-Platten zu belegen, und den Sand einzutragen,
für 100 Quadratfuß, 6 Groſchen.

Für einen Fuß-Boden mit Ziegeln zu belegen, und den Sand zum Vergleichen einzutragen, wird an Arbeitslohn, incluſ. des Handlangers, bezahlt

1) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in bloßen Sand geleget werden,
für 100 Quadratfuß, 8 Groſchen.

2) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in Lehm oder Kalk gelegt, und die Fugen mit Kalk ausgeſtrichen werden.
für 100 Quadratfuß, 12 Groſchen.

3) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Sand geſetzt werden,
für 100 Quadratfuß, 16 Groſchen.

4) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Kalk gelegt werden,
für 100 Quadratfuß, 1 Rthlr.

Huth, a. ang. O. S. 70.

Mit Bohlen die Fuß=Böden zu belegen, iſt nicht dauerhaft; es müßten denn eichene Bohlen ſeyn. Eſtriche auf Fuß=Böden, dauern, wegen des vielen Hin= und Hergehens, auch nur eine Zeit lang.

In Sälen pflegt man die Fuß-Böden mit feinen Quadern zu belegen, oder beſſer mit Marmor, und zwar von verſchiedenen Farben, wodurch zuweilen allerley artige Deſſeins entſtehen. In Ermangelung der feinen Quadern, oder der Marmor=Platten, gießt man wohl in den Sälen Eſtriche, oder beleget ſie mit Bohlen nach einem feinen Deſſein.

In Sommer=Zimmern macht man die Fuß=Böden von Marmor=Platten, auch wohl geſchliffenen Ziegeln oder Eſtrichen; in Winter=Zimmern aber, oder auch in beſtändigen Wohn=Zimmern, macht man breterne Fuß-Böden, welche mit allerley abwechſelnden Holze, und

verſchiedenen Arten in einander geſchlungen, oftmahls ſchön gemacht werden, und allerley Desſeins vorſtellen können. Fig. 822 ſtellt ſechs Muſter dar, welche ſich theils zu hölzernen, theils zu marmornen oder ſteinernen Fuß=Böden ſchicken.

Die Morgenländer hatten, zu ihrer Pracht, Fuß=Böden von Glas und Kryſtall. Hr. D. Michaelis führt davon in ſeiner Diſſert de artificialibus codicis ſacri ex Corano illuſtratis, §. 14. folgendes an: „Die Hebräer und „Araber hatten die Gewohnheit, den Boden in ihren größten „Häuſern und Schlöſſern, mit Glaſe, Kryſtalle und Edelſtei„nen, um ihn dem Meere ähnlich zu machen, zu bedecken, da„her erzählen auch Muhammed und ſeine Ausleger, der Thron „des Salomo hätte auf einem ſolchen gläſernen Boden geſtan„den; und da die Königinn aus Saba hinzu gegangen wäre, „ſo hätte ſie es für wahres Waſſer gehalten, und deswegen ih„re Schenkel entblößt. Es wäre zwar eine Fabel, man könnte „aber doch daraus die Sitten des Volkes und die Einrichtung „der Häuſer kennen lernen. Ein ſolcher gläſerner Boden wür„de auch dem Throne Gottes von Johannes (Offenb. 4, 6.) „beygeleget, indem er vor demſelben ein gläſernes Meer geſe„hen zu haben bezeuget. Auf eben dieſe Art hätte auch Eze„chiel unter dem Throne Gottes entweder Eis, oder einen Kry„ſtall (Ezech. 1, 22), und Moſes (2 B. Moſ. 24, 10) einen „Boden von Sapphier unter den Füßen des Gottes Iſrael ge„ſehen.“

Man leſe hierüber des Hrn Ritter Michaelis Gedanken, in ſeiner, aus dem 4 Th. der Comment. Soc. Goett. reg. überſetzten Geſchichte des Glaſes und der gläſernen Gefäße bey den Hebräern, im 21 St. des Hamb. Magaz. S. 473–477.

Was die Fuß=Böden auf dem Lande betrifft, ſo ſind dieſelben entweder im unterſten Stockwerke, und zwar theils in den Vorhäuſern, Haus=Fluren, Küchen, Speiſe=Kammern, Ställen und Gewölben, theils in Stuben und Kammern, oder Wohn=Zimmern; oder ſie ſind in den andern Stockwerken befindlich. Bey dieſen allen finden verſchiedene landwirthſchaftliche Bau=Anmerkungen Statt.

Die

Die Böden auſſer den Stuben und Kammern, müſſen vorzüglich ſehr feſt, und zum häufigen, oft ungeſchickten und ohne Schonen vorfallenden Gehen verſchiedener unvorſichtiger Leute, zum Tragen, Laſten, Klopfen und Schlagen, zumahl in Vorhäuſern, geräumlich ſeyn. Daher ſchicken ſich weder Böden von Balken und Bretern, noch auch von Eſtrich, oder von bloßer Erde, wenn dieſe auch ſo feſt, wie in Scheun-Tennen, wäre, ſondern es müſſen entweder Tafel-Steine und ſteinerne Platten, welche dick genug uud von einem guten Sand-Steine ſind, oder gebrannte Steine ſeyn, welche gut, feſt, und nach der Bleywage in Sand eingeleget werden, damit ſie ſich nicht ſenken, oder hohl liegen, odrr leicht zerſtoßen werden, bald aber hier und da Tiefen bekommen, worin das vergoſſene Waſſer ſtehen bleibt, welches nicht nur ungeſund und unreinlich iſt, ſondern auch das unten befindliche Erdreich, mithin auch den Boden gar bald verändert und wandelbar machet. Weil auch in Kellern, Brau-Häuſern, Malz-Kammern und Küchen, oft Waſſer vergoſſen wird: ſo iſt es ſehr dienlich, wenn man dieſe ſteinerne Fuß-Böden auf einer Seite etwas abhängig anlegen, und an der niedrigen Seite Rinnen anbringen läßt welche einen Abzug auf den Hof, vermittelſt einer ſteinernen Rinne, haben, damit dadurch dieſe Feuchtigkeit abgeführet werde, nicht aber an und auf die Grund-Mauern trete. In Pferde- und Vieh-Ställen iſt eben dieſer Boden der beſte; nur müſſen, zum Stande der Pferde ſelbſt, abhängig an einander gelegte ellerne oder eichene Schwellen ſeyn; wie ich im Art. Stall ausführlicher zeigen werde. Dergleichen Abzüge in die äuſſere Erde, muß man auch aus tiefen Kellern und Gewölben anzubringen ſuchen, oder doch kleine Baſſins verfertigen, worein ſich die Feuchtigkeit ziehen, und woraus ſie weg geſchaffet werden kann. Uebrigens hat man von dieſen ſteinernen Böden an gedachten Oertern wegen der Kälte und Feuchtigkeit ſo viel nicht zu be-

befürchten, als wenn ſolche in den untern Wohn-Zimmern angebracht werden. Denn in dieſen ſind weder ſteinerne noch Eſtrich-Böden, am wenigſten aber jene, aus angeführten Urſachen tauglich, ungeachtet ſie in Nieder-Sachſen zum Theil noch ſehr gemein ſind; es müßten denn Geſinde-Stuben ſeyn, wo ohne dies oft viel gegoſſen wird, vornehmlich, wenn in denſelben, für das Vieh, vermittelſt der im Ofen eingemauerten Waſſer-Blaſen oder Töpfe, das Waſſer warm gemacht werden muß, die Einrichtung aber nicht dergeſtalt gemacht iſt, daß man das in dem Stuben-Ofen gewärmte Waſſer drauſſen in der Küche ausſchöpfen kann. Daher kann man, wie gedacht, in Geſinde-Stuben des untern Stockwerkes die Eſtrich-Böden, wenn ſie nur gehörig geſchlagen ſind, oder auch von Stein-Platten, oder gebrannten Ziegeln, beybehalten. In andern Wohn-Zimmern dieſes Stockwerkes hingegen ſind allemahl Fuß-Böden von recht trockenen und ſtarken, Tannen- oder Kiefern-Bretern, die keine Aeſte, Splitter und Riſſe haben, vorzuziehen; nur muß man dahin ſehen, daß dieſelben wenigſtens ½ Elle höher, als der Platz vor dem Hauſe, auf ſtarke, oder doch gehörig unterlegte, und nicht ſchwankende Balken, die mit Sand oder recht trockenen Schutt von Stein- und Kalk-Stücken umſchüttet ſind, geleget werden. Eben dergleichen, ja eine, wo möglich, noch höhere Ausfüllung iſt inſonderheit auch in ſolchen Wohn-Zimmern nöthig, worunter Keller und Gewölbe liegen, damit ihre Feuchtigkeit und die verſchloſſenen dicken Dünſte, welche im Winter, inſonderheit da die Keller wärmer ſind, in ſelbigen in die Höhe ſteigen, die Zimmer nicht feucht, moderig und ungeſund machen, überdem aber die Verſtock- und Fäulung der Boden-Balken und Breter oder Dielen nicht ſo leicht befördern können.

Das Wachsthum der Schwämme unter einem Fuß-Boden zu hindern, iſt kein ſicherer Mittel, als hinlängliche Zuglöcher in dem unterſten Rande der Schwellen eines Zimmers, in die Giebel-Seiten und Zwiſchen-Wände zu machen, oder

oder auch die Grund-Mauern nicht dicht, ſondern mit Oeffnungen aufzuführen, ſo, daß die Luft durch den Boden frey ſpielen kann. Die Luftlöcher, welche in dem unterſten Rande der Zimmer-Schwellen gemacht werden, können 2 Zoll hoch, und 5 Z. breit ſeyn, und 2 Ellen von einander ab ſtehen. Weil aber dieſes einen beſtändigen Luftzug unter dem Boden verurſachet: ſo iſt nöthig, einen doppelten Boden zu machen, damit man, nebſt der Verſicherung vor Schwamm-Gewächſen, doch warme Zimmer bekomme. Die Balken unter einem ſolchen Boden können mit Theer oder mit Vitriol-Waſſer überſtrichen werden, nirgends aber müſſen ſie auf die Erde anſtoßen, ſondern mit ſteinernen Pfeilern an den Enden, und, wenn ihre Länge ſolches erfordert, auch in der Mitte, unterſtützet werden. Zwiſchen jedem Par Balken muß $1\frac{1}{4}$ Elle ſeyn. Den obern Rand dieſer Balken leget man nach dem Waſſerpaſſe; der untere Rand aber muß ſo hoch liegen, als der untere Rand der Schwellen, worein die Luftlöcher gemacht ſind. Werden die Luftlöcher in die Grund-Mauern ſelbſt gemacht, ſo kann man die Balken 2 Zoll tiefer legen. Erd-Bänke oder Schutt ſind ganz und gar unnöthig und ſchädlich, wenn man doppelte Böden machet. Längſt an den untern Rändern an beyden Seiten dieſer Boden-Balken, werden Rippen angenagelt, die aus halben Boden-Bretern wie Dach-Latten geſchnitten ſind; auf dieſe leget man zwiſchen die Balken-Stücke Breter, und darauf ſowohl, als über die Balken, werden Rinden geleget, worauf man eine trockene Füllung von groben Sande, oder Kohlen-Geſtübe und durchgeworfenen Kalk-Schutt von eingeriſſenen ſteinernen Gebäuden, oder auch von durchbrannter Sand-Erde, macht. Nachdem man die Füllung bis an den obern Rand der Boden-Balken geleget hat, kann man über die Rinden auf eben dieſe Balken, Latten von halben Boden-Bretern annageln, und auf dieſe endlich trockne, wohl zuſammen gefügte und gehobelte Boden-Dielen befeſtigen. Decken und Böden zwiſchen verſchieden Stockwerken laſſen ſich auf eben die Art verfertigen; nur müſſen die Balken dicht beyſamen liegen, damit nicht die Decke ſich ſenke.

Was den Sand zur Ausfüllung unter den Fuß-Boden betrifft, ſo wird zu jede 100 Quadratfuß Fuß-Boden erfordert

1	Zoll dick zu 100 □ Fuß,	$8\frac{1}{3}$	Kubikfuß Sand.
$1\frac{1}{2}$	— — — — —	$12\frac{1}{2}$	— — —
2	— — — — —	$16\frac{2}{3}$	— — —
$2\frac{1}{2}$	— — — — —	$20\frac{2}{3}$	— — —
3	— — — — —	25	— — —

Die

Die Fuß-Böden in den andern Stockwerken, geben zugleich die Decken in den Zimmern ab. Man hat dabey auf die Wärme, und mithin auf die hinlängliche Dicke derſelben, zu ſehen, hiernächſt aber zu verhüten, daß ſie nicht zu ſchwer werden, und die Wände zu ſehr beläſtigen, inſonderheit, wenn dieſe nicht von Stein aufgeführt, ſondern nur mit Lehm ausgekleibt ſind, oder doch in letztern nicht ſehr ſtarke Ständer angebracht werden, welches denn, wo das Holz rar und theuer iſt, der Menage wegen nicht anzurathen iſt. Uebrigens muß man auch bey dieſen Fuß-Böden in Wohn-Zimmern auf die Geſundheit ſehen, und daher verhüten, daß ſie nicht kältend seyn, welches, auſſer dem daß ſie die Gebäude beläſtigen, die an vielen Orten noch ſo beliebten Eſtrich-Böden, nebſt denen von ſteinernen Platten, thun. In aller dieſer Abſicht halte ich demnach dafür, daß dieſe Fuß-Böden, wenigſtens, wenn ſie zugleich die Decken über Wohn-Zimmer abgeben, von ſtarken Balken, die nicht ſchwanken, verfertiget, zwiſchen dieſelben aber Staken mit Lehm und Stroh umwickelt, eingefüget und gebracht, hernach aber oben mit vorerwähnten Dielen-Bretern wohl und feſt beleget werden, wofern nähmlich eine ſolche Decke nicht zugleich zum Schütt-Boden dienen, ſondern bloß die Decke eines Wohn-Zimmers ſeyn ſoll. Die Eſtrich-Böden ſchicken ſich am beſten in Vorſäle und Vorraths-Kammern; in Wohn-Zimmern hingegen kälten dieſelben nicht nur, wie gedacht, inſonderheit an den Füßen, ſehr, ſondern es ſind dieſelben auch, des Kalk-Staubes und anderer Urſachen wegen, welche im Art. Eſtrich angeführt worden ſind, nicht anzurathen. Man kann auch wohl die Fuß-Böden in den Stockwerken aus lauter an einander gelegten Balken machen, denn ſie ſind feſt und warm; allein, ſie beläſtigen die Wände zu ſehr, und ſind koſtbarer, als erſtbeſchriebene ausgeſtakte Fuß-Böden. Es gehört daher ſtarkes Mauerwerk dazu, welches die Balken-Böden zu tragen geſchickt iſt. Eben deswegen

halte

halte ich von gepflaſterten Böden in obern Stockwerken, vornehmlich über den Wohnzimmern, eben ſo wenig, als an dieſen Oertern, von Eſtrich=Böden. Wenn die Zimmer und Behältniſſe nicht gar zu breit ſind, thut man auch wohl, wenn man die ſo genannten Träger, auſſer in dem untern Stockwerke, vermeidet, überhaupt aber die Decken, unten nach der Tiefe zu gleich verkleiben und begypſen, nicht aber die Balken ſehen läßt, ſondern ſelbige verkleidet und der Decke gleich machet. Von den oberſten Fuß=Böden unter den Dächern, welche man zugleich zu Schütt=Böden gebraucht, werde ich im Art. Korn=Boden handeln.

Die breternen, inſonderheit getäfelten, Fuß=Böden in vornehmen Häuſern, werden, zur Zierde, mit Wachs glatt und glänzend gerieben, welches man Bohnen nennt; ſ. Th. VI, S. 142, f. Dergleichen gebohnte Fuß=Böden aber machen durch ihre Glätte ein Zimmer mehr gefährlich, als ſchön.

Daß das allzu öftere Scheuern der Fuß=Böden für die Geſundheit nachtheilig ſey, werde ich im Art. Wohn=Zimmer zeigen.

Ich gedenke noch der für alte und podagriſche Perſonen im Winter zu vermittelnden Einrichtung eines wärmern Fuß=Bodens. Es iſt bekannt, daß alte Leute und Podagrici gemeiniglich ſehr über Kälte an den äuſſern Gliedmaßen, vornehmlich an den Füßen, zu klagen pflegen. Wird ihr Wohn=Zimmer ſehr warm gemacht, ſo können ſie vor Hitze am Kopfe nicht dauern; wird hingegen leidlich geheitzet, ſo ſind die Füße kalt. Dieſen kann man auf folgende Art helfen. Wenn ſie in dem unterſten Stockwerke wohnen, laſſe man den Fuß=Boden der Stube aufreiſſen, die Erde $3\frac{1}{2}$ bis 4 Ellen tief ausgraben, und hernach Wände von Mauer=Steinen aufführen, als ob man einen Keller machen wollte. Sodann laſſe man ordinäre Balken darüber legen; doch etwas enge beyſammen. Auf die Balken wer=

werden dünne Tiſchler⸗Breter genagelt, welche eben nicht allzu genau an einander fugen dürfen. In dieſen Keller nun ſetze man einen Wind⸗Ofen mit einer Wind⸗Röhre, dergleichen ich im Art. Ofen beſchreiben werde, und laſſe die oberſte Oeffnung derſelben mit einer Röhre verſehen, welche durch die Breter in das Wohn⸗Zimmer gehe, aber nicht die Breter berühre, ſondern rings herum frey, durch ein größeres Loch, als ſie dick iſt, gehe, und mit einem eiſernen Kreutze, oder dergleichen, befeſtiget werde, damit ſie nicht die Breter anzünde. Auch laſſe man die Rauch⸗Röhre durch die Breter in die Stube gehen, und führe ſie alsdann erſt durch die Wand hinaus. Wenn nun alſo der Ofen im Keller geheitzet iſt, und dieſer wohl verſchloſſen gehalten wird, ſo wird die Hitze am meiſten in die Höhe ſteigen, und durch die dünnen Breter dringen. Die Wind⸗Röhre wird auch viel warme Luft in die Stube blaſen; die Rauch⸗Röhre wird ebenfalls wärmen; kurz, die Stube wird an dem Fuß⸗Boden eben ſo warm ſeyn, wie oben an der Decke. Man kann auch die Treppe aus der Stube in den Keller gehen laſſen; da man denn, durch Auf⸗ und Zumachung der Treppen⸗Thüre, die Wärme in der Stube vermehren und vermindern kann.

Will man ein ſolches Zimmer in dem obern Stockwerke anlegen, ſo wird die jetzt geſchehene Anweiſung eine hinlängliche Anleitung geben, wie man, an ſtatt des Kellers, eine Unter⸗Stube dazu brauchen könne. Leutmanns Feuer⸗Nutzung Wittenb. 1723, 8. S. 131, f.

Fußboden⸗Decke, ſiehe Fuß⸗Tapete.

Fuß⸗Bret, ein Bret, welches für die Füße beſtimmt iſt, auf, oder an welches man die Füße ſetzt; z. E. das Fuß⸗Bret eines Bettes, Fr. Pié de lit; das Fuß⸗Bret an einer Kutſche. Letzteres iſt ein gewöhnlich behobeltes Bret, welches auf ſeiner obern breiten Seite nach ſeinem ganzen Umfange eine Leiſte hat; dieſes wird mit dem Geſims⸗Hobel oder dem Kehlzeuge verzieret, und mit Nä⸗

geln

geln auf dem Fuß-Brete befeſtiget. Bey Pracht-Kutſchen verzieret man dieſes Fuß-Bret an ſeinem vordern Theile mit Bildhauer-Arbeit. An der hintern ſchmahlen Seite bekommt das Fuß-Bret zwey Zapfen, die in den ſo genannten Schämel eingelaſſen, und von dem Schmiede befeſtiget werden.

Sprengels Handw. und Künſte, 11 Samml. S. 177.

Fuß-Decke, Fr. Couvre-pied, eine, gemeiniglich durchgenähete, Decke von Taffet, Kattun ꝛc. welche nur über einen Theil des Bettes gebreitet wird, um die Füße zu bedecken.

Zuweilen verſteht man unter Fuß-Decke, auch die ſonſt ſo genannte Fuß-Tapete; von welcher weiter unten.

Fuß-Dienſt, Dienſte, welche zu Fuße verrichtet werden. Beſonders Frohn- oder Hof-Dienſte, welche ein Unterthan nur für ſeine Perſon, ohne Fuhren und Zugvieh, zu leiſten verbunden iſt; und in engerer Bedeutung Gänge, welche er zur Frohne verrichten muß; welche Arten der Frohnen auch Fuß-Frohnen, Hand-Dienſte oder Hand-Frohnen, im Oberd. Fuß-Robathe, heißen; zum Unterſchiede von den Spann-Dienſten.

Fuß-Eiſen. 1. Siehe Fuß-Angel. 2. Eiſerne Feſſel die Füße eines Verbrechers damit zu befeſtigen; ein Ring mit einer Kette, ſo man einem Gefangenen oder Uebelthäter an das Bein oberhalb des Unterfußes leget; ein Fuß-Band, eine Fuß-Schelle, Niederſ. Vothhelden; L. Compes, Fr. Cep, Sep, Entrave, Fer aux pieds.

Fuß-Entzündung bey Pferden. Wenn der Erdboden im Sommer durch die anhaltende Wärme und trokkene Witterung ſehr heiß und trocken iſt, oder wenn im Winter durch Froſt die Straßen hart und höckerig geworden, imgleichen, wenn dieſelben mit vielen kleinen eckigen Steinen belegt ſind: ſo geſchieht es zum öftern, daß ſich bey denen Pferden, welche täglich auf der Straße gehen, durch den öftern Druck des Erdbodens, ſowohl gegen den Strahl als auch gegen die Sohle die

Füße

Füße entzünden, dergeſtalt, daß ſie davon lahm und ſchmerzhaft gehen müſſen. Dieſe Entzündung der Füße kommt gemeiniglich zum Schwären, und der Eiter bricht hinten bey den Ballen, zwiſchen dem Ende der Haut und dem Anfange des Hufes, (welche Gegend der Saum genannt wird,) hervor. Dieſes hat veranlaßt, daß die Alten dieſen Schaden das Verballen, oder Verballen (welches Einige unrichtig durch Verböllen, Verbellen, oder Erbellen, ausdrücken,) genannt haben. Bey Kriegs-Pferden, deren Hinter-Füße, vielleicht aus Sparſamkeit, oder um bey dem Dienſte ſich nicht leicht treten zu können, nicht beſchlagen ſind, und welche lange Märſche auf ſteinigen Wegen thun müſſen, pflegen alsdann dergleichen Schäden ſehr häufig vorzufallen, und man ſieht zum öſtern dergleichen Pferde bey einer Armee crepiren, wenn die Regiments-Schmiede ſolche Fuß-Entzündungen nicht einſehen, ſondern das Pferd ſeines ſchmerzhaften Gehens wegen, für verſchlagen (verfangen, rehe,) halten; da es denn geſchieht, daß in der Zeit, da ſie das Pferd von der Rehe zu heilen unternehmen, daſſelbe, mit Erleidung der heftigſten Schmerzen an ſeinen entzündeten Füßen, ohne Hülfe dahin gehen muß bis die Entzündung bis zum Schwären gekommen iſt, und der Eiter bey dem Saume der Ferſen, zwiſchen der Horn- und Fleiſch-Sohle hervor bricht, welches alsdann, wiewohl oft zu ſpät, den ungeſchickten Pferde-Arzt von der wahren Urſache des Hinkens belehret. Denn nicht ſelten iſt alsdann das Pferd mit einem ſtarken Entzündungs-Fieber befallen; der unter der Horn-Sohle lange geſteckte Eiter hat hin und wieder die Fleiſch-Sohle bis auf den kleinen Fuß zernaget, ja wohl gar den kleinen Fuß angegriffen; oder er iſt neben dem ſeitwärts an der Wand des Fußes her gelagerten ſchildförmigen Knorpel (welchen ich im Art. Huf beſchreiben werde,) bis oben zu dem Saume hinauf gedrungen. Kurz, der zuerſt für gering geachtete Schade iſt nunmehr ſo ſchlimm geworden, daß davon das Pferd in die äuſſerſte Gefahr ge-

geſetzt, und, ſelbiges zu heilen, lange Zeit und Ruhe erfordert wird, die aber in Feldzügen ſelten Statt findet, weshalb denn manches Pferd zu Grunde geht.

Vollfüße, Plattfüße, und diejenigen, welche niedrige Trachten haben, pflegen, ungeachtet ſie beſchlagen ſind, der Entzündung mehr, als hohe Füße, unterworfen zu ſeyn. Bey erſtern hat die Entzündung insgemein unter der Sohle und dem Strahle, bey beyden letztern aber, in den Ballen oder unter dem Strahle, ihren Sitz. Eben ſo verhält es ſich auch bey beſchlagenen Hinter-Füßen; wenn aber dieſe unbeſchlagen, und die Füße vorn bey den Zehen niedrig getreten ſind, ſo iſt auch die Entzündung mehrentheils bey den Zehen unter der Sohle anzutreffen. Der Grund hiervon läßt ſich leicht einſehen, wenn man erweget, daß bey Voll-Füßen der Druck des Erdbodens am ſtärkſten auf die Mitte der hier erhabenen Sohle und den Strahl geſchieht; bey platten und bey Füßen mit niedrigen Trachten hingegen, trifft der Druck mehrentheils den Strahl oder die Ballen; weil aber unbeſchlagene Hinter-Füße leicht vorn bey den Zehen abgenutzet, und hier gemeiniglich niedriger als bey der Tracht getreten werden, ſo folgt auch daher, daß bey denſelben ein ſchädliches Drücken mehr bey den Zehen, als bey den Ballen, ausgeübet werden könne.

Aus dieſer Anmerkung kann ſich ein Schmid die Lehre ziehen, bey unbeſchlagenen Hinter-Füßen vornehmlich die Zehen durch Kneipen mit der Zange zu unterſuchen, ob nicht hier die Entzündung ihren Sitz habe; bey unbeſchlagenen aber verſteht ſich von ſelbſt, daß die Entzündung einzig und allein unter dem Strahle oder unter den Ballen zu ſuchen ſey.

Obgleich die Fleiſch-Sohle unter dem Strahle und bey den Ballen nicht ſo empfindlich iſt, als vorn bey den Zehen des Fußes, ſo iſt ſie doch daſelbſt nicht ohne alle Empfindung, und wegen der darin enthaltenen Gefäße auch einer Entzündung fähig.

Alle Entzündungen, in was für Theilen des thieriſchen Körpers ſie auch entſtehen mögen, haben jedes Mahl eine Stockung der Säfte, oder eine Ergießung derſelben in das Zellgewebe, zum Grunde, mit welcher ein größerer oder geringerer Schmerz verknüpft iſt, je nachdem der entzündete Theil, und mit dieſem zugleich der ganze thieriſche Körper, mehr oder weniger Empfindlichkeit beſitzt; oder, je nachdem die Stockung der Säfte einen größern Raum des entzündeten Theiles eingenommen hat; oder, je nachdem die ſtockenden Säfte mehr oder weniger Schärfe beſitzen, durch welche die feſten Theile gereitzet werden. Hieraus folgt, daß bey einem gleichen Schaden ein Pferd doch mehr, als das andere, Schmerzen leiden könne.

Gemeiniglich wird die Fuß=Entzündung durch äuſſere Urſachen hervor gebracht; doch kann ſie auch bloß aus innern Urſachen entſtehen.

Zu den äuſſern Urſachen gehören folgende: 1) Die im Anfange dieſes Artikels erwähnte Beſchaffenheit des Erdbodens, wodurch ein ſchädliches Drücken gegen den Strahl und die Ballen geſchieht. 2) Wenn Schmiede die Sohle und den Strahl zu dünn, oder aber die Tracht zu niedrig ſchneiden, d. h. den Fuß viel auswirken. 3) Wenn das aufgeſchlagene Eiſen zu kurz iſt. 4) Wenn auf breite und mit niedrigen Trachten verſehene Füße, aus Sparſamkeit, zu ſchmahle Hufeiſen aufgeſchlagen werden; oder wenn 5) das Hufeiſen an einigen Stellen auf die Horn=Sohle drückt.

Zu den innern Urſachen kann man alle diejenigen zählen, durch welche eine Stockung der Säfte in der Fleiſch=Sohle erzeuget wird. Dieſe können folgende ſeyn: 1) Eine Vollblütigkeit im Körper, oder, wenn das Blut zu dick und zäh iſt. 2) Wenn das Blut mit zu großer Geſchwindigkeit und in allzu großer Maße nach den Füßen hingetrieben wird. 3) Wenn ſich in der Fleiſch=Sohle verſchiedene Gefäße krampfhaft zuſammen ziehen,

ziehen, oder aber wenn ſie erſchlaffen, und dadurch auſſer Stand geſetzt ſind, das mit dem Pulsſchlage herbey gebrachte Blut weiter fort bis in die Abſonderungs- und Blut-Gefäße hinein zu preſſen.

So verſchieden dieſemnach diejenigen Urſachen ſind, durch welche eine Entzündung am Fuße hervor gebracht werden kann, ſo iſt doch der Schade, an ſich ſelbſt betrachtet, immer der nähmliche. Nur um einer ſchicklichen Abtheilung willen, werde ich bloß diejenige Entzündung, welche einzig und allein von dem Drucke des Erdbodens gegen die Horn-Sohle und die Ballen entſteht, das Verbällen, diejenige aber, welche den Druck des Eiſens, oder eine von den kurz vorher angezeigten innern Urſachen zum Grunde hat, die Fuß-Entzündung nennen.

Ein jeder Druck, der auf die Horn-Sohle dergeſtalt geſchieht, daß er in der darunter liegenden Fleiſch-Sohle empfunden wird, wirkt auf ihre Gefäße, und zugleich auf die darin enthaltenen Säfte. Erſtere werden jedes Mahl zuſammen gedrückt; die letztern aber, wieder ihren natürlichen Lauf, ſowohl zurück als auch zu geſchwinde vorwärts getrieben. Betrachtet man nun die Schlag- und Blut-Adern als mit Blut angefüllte Röhren, ſo iſt leicht einzuſehen, wie das in ihnen befindliche Blut, bey jedem Drucke derſelben, ins beſondre wenn er ſchnell angebracht wird, den Häuten, woraus die Adern gebildet ſind, wiederſtehe; mithin erleiden die Ader-Häute zwiſchen dem Drucke von auſſen, und dem Wiederſtande des Blutes von innen, eine Preſſung; und dieſe Preſſung der Aderhäute wirkt wiederum in diejenigen zarten Gefäße, mit welchen auch ſelbſt dieſe Häute durchwebt ſind. Es werden nähmlich die darin enthaltenen Säfte nicht nur wiedernatürlich zurück, ſondern auch mit zu großer Gewalt vorwärts getrieben; und hieraus entſteht nothwendig eine Unordnung in dem Gewebe von Gefäßen dieſer Ader-Häute, durch welche ſie zu ihren natürlichen und zum Umlauf des Blutes unumgänglich nothwendigen Verrichtungen, nähmlich, bald ſich zuſammen ziehen und bald ſich erweitern zu können ganz untüchtig gemacht werden. Sie werden entweder erſchlaffet und zum Nachgeben gebracht; oder ſie ziehen ſich zuſammen; oder ihre Häute ſchwellen an, und verengern dadurch die innere Weite der

Gefäße dergeſtalt, daß das Blut nicht hindurch fließen kann. So bald aber das Blut durch einigen Wiederſtand iu ſeinem natürlichen Laufe zurück gehalten wird, ſo bald vermehrt ſich daſſelbe in den nahe dabey liegenden Gefäßen, ſowohl in Anſehung ſeiner Menge, als auch ſeiner gegen die innern Wände der Gefäße drückenden Kraft, wodurch endlich die Schlag-Adern zum Nachgeben gebracht und dergeſtalt erweitert werden, daß auch die aus den Schlag-Adern ſeitwärts entſpringenden Abſonderungs-Gefäße an ihren Mündungen ſich erweitern, und desfalls zugeben müſſen, daß das Blut hinein dringen könne. Weil aber auch dieſe, wie die Schlag-Adern, im Fortgange nach und nach immer enger werden, überhaupt aber dieſelben zum Blutlauf nicht nur zu enge, ſondern auch, das Blut weiter fort zu treiben, zu ſchwach ſind: ſo geräth es darin zum Stocken. Iſt der Nachtrieb des Blutes ſtark, und die Gefäße geben allenthalben nach, ſo ergießt es ſich in das Zellgewebe; oder aber, die Gefäße zerreiſſen, und die enthaltenen Säfte fließen gleichfalls in das Zellgewebe. Auſſerdem iſt es nichts ungewöhnliches, daß auch mit Säften angefüllte zarte Gefäße, wenn ſie ſehr ſchnell zuſammen gedrückt werden, zerſpringen können, und ihre enthaltene Säfte ausfließen laſſen, welche ſich denn ſofort auſſerhalb ihren natürlichen Schranken und in das Zellgewebe ergießen.

Durch ein zum öftern abwechſelndes Drücken der Blut-Gefäße in der Fleiſch-Sohle, kann das in denſelben enthaltene Blut dergeſtalt erhitzet werden, daß bloß hiervon die Fleiſch-Sohle entzündet wird. Denn, je mehr die Blut-Kügelchen unter ſich und an den Wänden der Gefäße gerieben werden, deſto mehr müſſen ſich dieſelben nothwendig erhitzen; und je mehr deren Hitze ſich vermehrt, deſto mehr muß auch die Blut-Maſſe, vermittelſt der in dem Blute enthaltenen Luft ſich ausdehnen, und in den Gefäßen einen weitern Raum einzunehmen ſich bemühen. Auch können bloß durch ein vermehrtes Reiben der Blut-Kügelchen die Schlag-Adern dermaßen gereitzet werden, daß dieſe ſich krampfhaft zuſammen ziehen.

Dergleichen Erhitzungen des Blutes werden noch mehr vermehret, wenn im Sommer der Erdboden ſehr warm und trokken iſt, und hiervon der Horn-Sohle eine ungewöhnliche Hitze mitgetheilet wird, die von da bis in die Fleiſch-Sohle weiter geht. Ein Umſtand, um welches willen die Verbällung bey warmen trocknen Wetter, mehr als wenn es kühl iſt, vorfällt.

Indem aber bey Erweiterung der Gefäße auch zugleich diejenigen Nerven-Faſern, mit welchen die Gefäße durchwebt ſind,

um

am denſelben ihre Reitzbarkeit mitzutheilen, wiedernatürlich gedehnet, und bey abwechſelnden ſehr erweiterten Pulsſchlägen gezerret werden: ſo entſteht daher der eine Entzündung jedes Mahl begleitende Schmerz. Dieſer Schmerz kann, wenn er groß iſt, in den Nerven fortgeſetzt, und allen reitzbaren Theilen des Körpers mitgetheilt werden, ſo daß daher ein Fieber entſteht. Durch ein ſolches ſchmerzhaftes Fieber werden die Schlag-Adern krampfhaft zuſammen gezogen, und das Blut wird in den innern Eingeweiden, vorzüglich in den Lungen, zurück gehalten, mithin hier eine Stockung deſſelben hervor gebracht, die zum öftern das Thier tödtet.

Hieraus laſſen ſich die ſchädlichen Folgen von dem zu vielen Auswirken der Füße, den niedrigen Trachten, und dem zu kurzen, oder nach den Stollen hin zu ſchmahlen Hufeiſen, erklären; und es iſt daher äuſſerſt zu mißbilligen, wenn bey dem Beſchlagen die Horn-Sohle und der Strahl ſo dünn geſchnitten werden, daß das Pferd beynahe auf der Fleiſch-Sohle gehen muß. Eine dicke Horn-Sohle an den Füßen ſchaffet unter andern auch den Nutzen, daß ſie diejenige Urſache verhindert, welche ein heißer Erdboden zu der Entzündung der Fleiſch-Sohle beyträgt. Denn, je dünner die Horn-Sohle iſt, deſto leichter können die vom heißen Erdboden zurück kommenden heißen Strahlen durch ſie hindurch fahren, die Fleiſch-Sohle nicht nur erhitzen, ſondern auch zugleich die hornichten Röhrchen, in welchen bey ihrem Anfange die Enden der Fleiſch-Sohle ſtecken, (wie ich im Art. Huf deutlicher zeigen werde,) dergeſtalt austrockuen und zuſammen ziehen, daß dadurch den hornichten Röhrchen der ſo nöthige Nahrungs-Saft entzogen und in den Gefäßen der Fleiſch-Sohle zurück gehalten wird. Und was iſt wohl leichter einzuſehen, als daß dergleichen zurück gehaltene Säfte in den Gefäßen der Fleiſch-Sohle ſtocken, und daſelbſt eine Entzündung hervor bringen können! Auch diejenigen Menſchen, deren Beruf es iſt, als Bothen über Land zu gehen, erfahren es an ſich, wie viel ein heißer Erdboden zu der Erhitzung der Füße beytrage.

Die Zeichen, woraus man ſchließen kann, ob derjenige Fuß, mit welchem das Pferd hinkt, verhällt ſey, ſind folgende. 1) Wenn das Pferd geht, ſo bezeigt daſſelbe erſt alsdann die Empfindung eines Schmerzens, wenn der Fuß hinten bey den Ballen nieder getreten werden ſoll. 2) Es geht auf ſteinigem Wege ſchmerzhafter, als auf weichem Boden. 3) Wenn

das Pferd im Stalle oder auſſerhalb demſelben ſtill ſteht, ſo nimmt es ſich in Acht, den Fuß hinten bey den Ballen nicht gegen die Erde nieder zu drücken; viel lieber ſteht es vorn auf der Zehe, und mit dem Feſſel-Gelenke gerade, oder vorwärts überkippend. 4) Sind die Ballen und der Strahl wiedernatürlich heiß; und wenn darauf gedrückt wird, ſo empfindet das Pferd davon Schmerzen, die es mit einem Zucken des Fußes an den Tag gibt. 5) Sind zwey Hinter- und zwey Vorder-Füße zugleich verbällt, ſo hebt das Pferd, beym Stillſtehen, bald den einen und bald den andern Fuß abwechſelnd in die Höhe. Sind aber demſelben alle vier Füße verbällt, ſo pflegt es mehr zu liegen als zu ſtehen; und wenn es aufſtehen oder vorwärts gehen ſoll, ſo läßt es ſich beynahe in allem an, als ob es rehe ſey. Allein, auch dieſes kann durch folgendes entſchieden werden: Wenn ein rehes Pferd ſteht, ſo ſetzt es ſeine Vorder-Beine vorwärts, um deſto beſſer hinten auf den Ballen ruhen, und deſſen Füße vorn bey der Zehe ſchonen zu können. Dieſes bezeigt es auch im Gehen; das heißt, im Gehen ſetzt daſſelbe ſeine Vorder-Füße eher bey den Ballen, als bey der Zehe, nieder. Dem verbällten Fuße hingegen iſt es anzuſehen, daß das Pferd im Gehen ſich mehr in Acht nimmt, bey den Ballen, als bey der Zehe nieder zu treten. Der Grund hiervon liegt darin, daß erſteres die mehreſten Schmerzen in der Zehe hat, und das letzteee ſie bloß in den Ballen empfindet. Dieſes iſt beſonders um deswillen anzumerken, weil man zuweilen Pferde antrifft, denen alle vier Füße verbällt ſind, und welche davon ſolche Schmerzen leiden, daß ſie auf der Streue niederliegen, nicht freſſen wollen, und dabey ein ſolches Entzündungs-Fieber haben, als ob ſie recht ſtark von der Rehe befallen wären.

Nicht weniger kann ein Arzt auch dadurch zu einem Irrthum verleitet werden, wenn das Pferd nur Einen verballten Fuß hat, indem daſſelbe alsdann geht, als ob

ob es an dem Fuße vernagelt wäre. Allein, der Schade wird ſich bey einer nähern Unterſuchung bald entdecken, und zwar alsdann, wenn der Rand der Sohle mit Kneipen vermittelſt einer Huf-Zange, und die Ballen mit Drücken des Daumens unterſuchet, und hierdurch gefunden wird, in welcher Gegend des Fußes ſich die mehreſten Schmerzen entdecken können.

Alle die kurz vorher beſchriebene Kennzeichen ſind auch bey beſchlagenen Hinter-Füßen, wenn dieſelben an den Ballen entzündet ſind, anzutreffen; dahingegen, wenn ſie unbeſchlagen geweſen, ſo hat mehrentheils die Entzündung vorn bey der Zehe ihren Sitz, und alsdann will das Pferd in der Streue gar nicht auf die Fuß-Zehen treten; vielmehr hebt es dieſelben in die Höhe, und wenn es auf den Fuß zu treten genöthigt geweſen iſt, ſo zieht es denſelben, mit Bezeigung eines Schmerzens, eiligſt nach dem Bauche in die Höhe. Zum öftern verſucht es den Fuß niederzuſetzen; allein, kaum hat es die Zehe wieder die Erde gebracht, ſo zuckt es den Fuß wieder in die Höhe. Im Fortgehen ſetzt es den Fuß mit Zittern auf den Boden; oder aber es hüpfet auf drey Beinen fort. Sind aber beyde Hinter-Füße zugleich bey der Zehe entzündet, ſo will es lieber liegen als ſtehen; und wenn es aufrecht zu ſtehen genöthigt wird, ſo ſetzt es mit Zittern und Schmerzen bald einen und bald den andern Fuß nieder; im Fortgehen ſetzt es beyde Füße vorwärts, und will nicht damit fortſchreiten. Hierbey befindet ſich jedes Mahl ein ſchmerzhaftes Fieber, welches nach Verhältniß der Schmerzen, und des Pferdes Empfindſamkeit, geringe oder heftig iſt.

So bald nun der Arzt, durch die jetzt beſchriebenen Kennzeichen, dahin gebracht wird, zu glauben, das Pferd habe den Fuß verbällt, ſo muß er, um ſich davon noch mehr zu verſichern, folgender Maßen verfahren: Wenn der verbällte Fuß mit einem Hufeiſen belegt iſt, ſo wird daſſelbe abgenommen, und die Horn-Sohle und

der Strahl werden etwas dünner geſchnitten, damit der Fuß deſto beſſer unterſuchet werden, und die nachher anzuwendenden Hülfsmittel deſto beſſer durch die Horn-Sohle hindurch in die Fleiſch-Sohle wirken können. Hierauf muß man mit Kneipen der Huf-Zange um den Rand der Sohle, und mit Drücken des Daumens wieder den Strahl und die Ballen erforſchen, in welcher Gegend das Pferd hiervon die mehreſten Schmerzen empfinde. Bezeigt das Pferd hierbey allenthalben Schmerzen zu fühlen, ſo iſt auch die ganze Fleiſch-Sohle entzündet; und man ſagt alsdann, der ganze Fuß ſey verbällt. Wird der Schmerz nur an einer Seite des Fußes bemerkt, ſo muß auf das Vernageln nachgeſuchet, oder auch Acht gegeben werden, ob nicht hier das Eiſen zu nahe auf der Sohle gelegen und dieſelbe dergeſtalt gedrückt habe, daß ſie davon in dieſer Gegend entzündet worden ſey. Wenn aber das Pferd durch das Kneipen mit der Zange am Rande der Sohle keinen Schmerzen empfindet, ſondern nur dann, wenn man mit dem Daumen gegen den Strahl oder gegen die Ballen drückt: ſo iſt dieſes ein Beweis, daß bloß der Strahl oder die Ballen verbällt ſind. Auf gleiche Weiſe muß auch die Unterſuchung bey unbeſchlagenen Füßen angeſtellet werden. Insbeſondere aber hat man bey dergleichen Hinter-Füßen darauf zu ſehen, ob nicht bey dieſen die Entzündung ihren Sitz vorn bey der Zehe in der Fleiſch-Sohle habe; denn dieſer Vorfall iſt bey den Hinter-Füßen um deswillen gewöhnlicher, weil ſie mehr vorn bey der Zehe, als hinten bey der Tracht, abgenutzet und niedrig getreten werden.

Die Verbällung nimmt einen zweyfachen Ausgang. Entweder wird ſie, welches am beſten iſt, durch die Zertheilung gehoben; oder wenn deren Zertheilung nicht erhalten werden kann, ſo geht ſie in ein Schwären über, und es erfolgt alsdann eine Abſonderung der Horn-Sohle von der Fleiſch-Sohle, ſo weit die Entzündung im Umfange geweſen iſt. Dieſes wird jedoch ſelten erfolgen,

wenn

wenn der Arzt zeitig herbey gerufen wird, und wenn man ſogleich dienliche Hülfsmittel dawieder anwendet.

Geſetzt, die Verbällung wäre in ihrem Anfange, und noch geringe: ſo wirke man die Sohle und den Strahl, d. h. den Fuß, etwas dünn aus; ſodann richte man das Hufeiſen etwas hohl, und wähle ein ſolches hierzu, das etwas breit und geſchickt ſey, den Fuß forthin vor jedem Drucke zu bewahren. Wofern aber der Fuß niedrige Trachten hat, müſſen die Stollen des Eiſens, um gleicher Abſicht willen, etwas hoch ſeyn. Ein ſolches Eiſen ſchlage man auf den Fuß. Es verſteht ſich dabey von ſelbſt, daß dieſes alles auch bey zuvor unbeſchlagenen Hinter=Füßen geſchehen müſſe. Wenn das alles geſchehen iſt, ſo ſtreiche man den No. 1 oder No. 2 beſchriebenen Einſchlag (*) fingersdick auf die Sohle und zugleich über den Strahl; und damit der Einſchlag nicht von der Sohle abfallen könne, lege man etwas Flachs oder einen Lappen darüber, und ſpreitze es mit etlichen Holzſpänen unter das Hufeiſen, oder umbinde den Fuß mit einem Lappen. Alle 4 Stunden hebe man den Fuß in die Höhe, und gieße bey den Ballen etwas Branntwein auf den Einſchlag, damit derſelbe, ohne den übergelegten Flachs weg zu nehmen, von dem aufgegoſſenen Branntweine wieder erfriſchet und feucht gemacht werden möge. Des Morgens und Abends wird jedes Mahl der alsdann von der Hitze des Fußes trocken gewordene Einſchlag abgenommen, und wieder, wie zuerſt, ein friſcher aufgeleget.

(*) Einſchlag, *No.* 1. Man nehme gepülverten Allaun 4 Loth, und miſche von zwey Eyern das Weiße dazu, gieße unter ſtetem Umrühren ſo viel Branntwein hinzu, bis es wie ein dünner Brey wird.

No. 2. Man nehme Lehm oder Thon=Erde ½ ℔, Küchenſalz 4 Loth, und miſche dieſes mit hinlänglichem Eſſig oder Branntwein, zu einem dünnen Brey.

Der unter No. 1. beſchriebene Einſchlag iſt der beſte, und daher, wenn man anders die dazu nöthigen Ingredienzien haben kann, allen andern weit vorzuziehen. Seine Wirkung beſteht darin, nicht nur die Horn-Sohle hart zu machen, ſondern auch die Entzündung in der Fleiſch-Sohle zu heben. Falls das Pferd den Tag über gehen müßte, und dieſes nicht abzuwenden wäre, ſo laſſe man das Fig. 823 gezeichnete Hufeiſen, an deſſen Enden ein Steg a geſchweißt iſt, auf den Fuß ſchlagen, und ſetze hierauf, ohne etwas auf die Sohle zu legen, ſeine Reiſe fort. So bald man aber Abends in die Herberge kommt, laſſe man den Fuß mit kaltem Waſſer rein abwaſchen, und, wie vorher geſchehen iſt, wieder einen friſchen Einſchlag auf die Sohle legen.

Reiſende Kaufleute pflegen ihren Pferden des Abends Kuh-Miſt auf die Sohle zu legen, um dadurch die Füße zu erfriſchen; ſie würden aber einen weit größern Nutzen von dem Gebrauche der Einſchläge, No. 1 und 2, als durch den Kuh-Miſt, erhalten, indem dieſer die Sohle nur ſehr weich macht, und den Strahl zum Faulen bringt.

Wenn aber durch die jetzt angeführten Hülfsmittel die Entzündung ſich nicht zertheilen lieſſe, ſondern in ein Schwären überginge, ſo nehmen die Schmerzen zu, und das Pferd hinkt ſtärker; ja die Schmerzen ſind bey einigen Pferden ſo heftig, daß ſie ein ſchmerzhaftes Fieber erzeugen, und das Pferd deshalb nicht freſſen will. Die Ballen des entzündeten Fußes ſind ſehr heiß, und der Saum hierſelbſt iſt widernatürlich weich, bisweilen etwas geſchwollen, ja manchmahl reicht die Geſchwulſt bis oben hinauf über den Feſſel. In dieſem Falle muß man dem Fieber ſogleich begegnen, und dem unter dem Strahle oder bey dem Ballen entſtehenden Eiter einen Ausfluß verſchaffen. Des Fiebers wegen, wird dem Pferde die Ader am Halſe geöffnet, und je nachdem daſſelbe vollblütig iſt, nachdem wird weniger oder mehr Blut abgelaſſen, etwa 2 oder 3 Pfund. Eine Stunde

nach

nach dem Aderlaſſe, gibt man dem Pferde das Pulver No. 3 (*), ein, und wiederhohlt ſolches alle 6 Stunden, bis die Schmerzen, und mit dieſen zugleich das Fieber, nachlaſſen. Dem verbällten Fuße aber iſt folgender Maßen zu begegnen: Man befeuchte Lappen oder Flachs mit dem Mittel No. 4 (**), lege es um den entzündeten Saum und um die geſchwollenen Feſſel herum, und wiederhohle ſolches alle 2 Stunden. Auf die Horn-Sohle und den Strahl, wenn ſie zuvor etwas dünn geſchnitten iſt, lege man den Einſchlag No. 1. Und damit dem unter dem Strahle entſtehenden Eiter zeitig ein Ausfluß verſchaffet werde, mache man folgender Maßen in die Ballen einige Einſchnitte. Man läßt durch jemand den verbällten Fuß aufheben, ſetzt ſodann die Spitze des Meſſers, einen Finger breit, über dem Saume des Ballens auf die Haut, und ſchneidet 4 Linien tief und durch den Saum hindurch, daß das Blut, oder wenn bereits hier Eiter wäre, auch dieſer heraus fließe. Dieſer Einſchnitte macht man in jeden entzündeten Ballen 2 neben einander, ſo, daß ſie Daumensbreit von einander ſtehen. Iſt bloß der innere Ballen entzündet, ſo werden auch hier nur die Einſchnitte gemacht, und der noch geſunde Ballen bleibt damit verſchont;

(*) Pulver, No. 3. Man nehme gereinigten Salpeter, zubereitete Auſterſchalen, von jedem 1 Loth, und gebe es mit 1 ℔ kalten Waſſers zum Maule ein.

In Ermangelung der zubereiteten Auſterſchalen, kann man bloß 2 Loth Salpeter nehmen.

(**) No. 4. Man nehme weiße Seife, Terpenthin-Oehl, von jedem 4 Loth, Weinſtein-Salz 2 Loth; dieſes miſche man unter einander, und löſe es hernach mit ½ Maß Kalk-Waſſer auf, ſo gibt es eine weiße Milch, welche bey jedesmahligem Gebrauch etwas warm gemacht werden muß.

Oder, man löſe 4 Loth Salmiak in ½ Maß Eſſig auf.

ſchont: iſt aber die Entzündung in beyden, ſo werden auch in beyden zugleich die Einſchnitte gemacht. Hierdurch erlangt man einen doppelten Nutzen: Erſtlich, kann das im Ballen ſtockende Blut heraus fließen, und Zweytens gewinnt der etwa gegenwärtige oder hernach entſtehende Eiter durch die gemachten Einſchnitte eine Oeffnung, um bald heraus brechen zu können. Nach gemachten Einſchnitten ſtreicht man von der Salbe, No. 5 (*), etwas dick auf Flachs oder auf ein Läppchen, und leget es auf die Ballen über die Einſchnitte her, wodurch der Ausfluß des Eiters befördert, und die Schmerzen gemindert werden. Hernach werden die Ballen alle Tage bis zur gänzlichen Heilung mit Auflegung der Salbe, No. 5, verbunden. Man braucht gar kein Bedenken, auch dergleichen Einſchnitte alsdann in die Ballen zu machen, wenn man mit dem Pferde auf der Reiſe iſt, und wenn auch den andern Tag daſſelbe wieder gehen müßte, indem davon wegen der Unempfindlichkeit der Ballen keine ſonderliche Schmerzen entſtehen, und die Wunden hier gar bald wieder heilen.

Wenn der an den Ballen unter dem hornichten Theile des Strahles hervor gedrungene Eiter flüſſig, und dabey aſchgrau oder ſchwärzlich iſt, ſo ſind dieſes Kennzeichen, daß die Fleiſch-Sohle bloß an ihrer Oberfläche von der Horn-Sohle getrennet, nicht aber zugleich die Fleiſch-Sohle von dem Eiter mit zerfreſſen ſey, mithin der Schade bald heilen werde, indem nur die Endungen der Fleiſchſohlen-Gefäße bloß da abgeriſſen ſind, wo dieſelben hornartig zu werden anfangen. Dieſe werden ſich gar bald wieder verlängern, hornartig werden, und zu ihrer Bedeckung ein neues Horn erzeugen. Man braucht nur alsdann das Horn, ſo weit daſſelbe von der Fleiſch-

(*) Salbe, *No.* 5. Man nehme Balſam Arcäi, Baſilicum-Salbe, von jedem gleich viel, und miſche es unter einander.

Fleiſch-Sohle abgeſondert iſt, weg zu ſchneiden, und auf die entblößte Sohle von der Eſſenz von der runden Hohl-Wurzel (Eſs. ariſtolochiæ rot.), oder etwas ſtarken Branntwein darauf zu gießen, und die Stelle mit etwas Flachs zu bedecken, ſo wird nach einigen Tagen ſich wieder eine neue Horn-Sohle erzeugen, und in weniger Zeit ihre natürliche Härte erlangen.

Die Schmiede haben den verabſcheuungswürdigen Gebrauch, bey dieſem Schaden ſogleich dem Pferde die ganze Sohle abzureiſſen, ohne Rückſicht, ob es auch die Beſchaffenheit des Schadens erfordere. Nur alsdann iſt das Ausreiſſen der Sohle nöthig, wenn dieſelbe allenthalben von der Fleiſch-Sohle abgeſondert, und darunter Eiter verſteckt iſt; auſſer dieſem dient eine ſolche barbariſche Operation zu nichts, als den zuvor geringen Schaden aus Gewinnſucht größer zu machen.

Mehr bedenklich iſt es, wenn der bey dem Ballen oder unter dem Strahle entſtandene und daſelbſt hervor gedrungene Eiter weißlich und ein wirklicher Eiter iſt, indem daraus ganz natürlich zu ſchließen iſt, daß ſelbſt die Fleiſch-Sohle, oder wenigſtens ihre Oberfläche, von dem Eiter zerfreſſen ſey. Dieſes geſchieht ſehr oft, mehrentheils aber alsdann, wenn die Entzündung tief in der Fleiſch-Sohle ihren Sitz gehabt hat, oder, wenn der Fuß vorn bey der Zehe verbällt, und hier der Eiter unter der Horn-Sohle lange verſteckt geweſen iſt; ja es wird auch wohl ſo gar alsdann der Rand des Huf-Beines von dem Eiter angefreſſen, und dermaßen zum Verderben gebracht, daß ein Theil davon ſich von dem noch geſunden Knochen abſondert. In dieſem Falle ſchneide man die Horn-Sohle überall ganz dünn, und ſuche alsdann alles von der Fleiſch-Sohle abgetrennte Horn dergeſtalt weg zu nehmen, daß auch nicht das geringſte von Eiter dahinter ſich aufhalten könne, und der Schade überall vom Horne entblößt ſey. Die verwundete und entblößte Fleiſch-Sohle verbinde man täglich zwey Mahl mit Eſſenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer Mixtur aus gleichen Theilen von Myrrhen- und Aloe-Eſſenz, bis

alles

alles heil, und dieſelbe mit neuem Horne wieder bedeckt iſt. Wenn der Rand des Huf-Beines von Eiter angefreſſen iſt, kann die Heilung nicht eher erfolgen, bis daß der vom Eiter angegriffene Theil des Knochens ſich von dem noch geſunden abgeſondert habe, welches aber von der Natur erſt nach langer Zeit bewirkt werden kann, und weshalb alſo die Heilung lange zurück gehalten wird. Hier kann die Kunſt weit geſchwinder zum Endzwecke gelangen, wenn man mit einem ſtarken und dabey ſcharfen Meſſer den ſcharfen Rand des Huf-Beines, ſo weit derſelbe verdorben iſt, wegſchneidet, die Stelle des entblößten Knochens mit gepülverten Myrrhen dick beſtreuet, und mit Flachs bedeckt. Dieſer Verband mit Aufſtreuen des Myrrhen-Pulvers wird alle Tage wiederhohlt, und, ſo geſchwinde als möglich, die Wunde mit Flachs bedeckt, damit die Luft den entblößten Knochen auf deſſen Oberfläche nicht austrocknen könne, welches demſelben ſchädlich und der Heilung hinderlich ſeyn würde. In Ermangelung der Myrrhen, kann man zerſtoßenes Geigen-Harz nehmen, oder allenfalls nur bloß den Knochen mit reinem Flachſe bedecken. Andere ſonſt gute Heilmittel ſind, auf Knochen angebracht, ſchädlich. Wenn aber das Huf-Bein nicht am Rande, ſondern nur an ſeiner untern Fläche, auf einer Stelle ſeiner Bedeckung (Knochenhaut) beraubt ſeyn ſollte, dieſe entblößte Stelle aber noch weiß, und nicht ins blaue oder ſchwärzliche gefärbt iſt: ſo darf nur dieſe Stelle, wie eben geſagt worden iſt, verbunden werden, wodurch ſich nach und nach die Fleiſch-Sohle wieder darüber hinziehen und den entblößten Knochen bedecken wird. Dieſes kann aber alsdann nicht geſchehen, wenn die entblößte Knochen-Stelle nicht mehr natürlich weiß, ſondern blau oder ſchwärzlich iſt. Bey ſolcher Beſchaffenheit muß der mißfarbige Knochen, ſo weit derſelbe entblößt iſt, mit einem dazu ſchicklichen Werkzeuge ſo tief weg geſchabet werden, als er von ſeiner natürlich weißen Farbe abweicht,

weicht, und bis Blut heraus ſchwitzt; welches geſchieht, ſo bald man kaum eine halbe Linie dick von dem Knochen weg geſchabet hat, indem derſelbe ſehr locker iſt. Wenn nun der mißfarbige Theil des Knochens weggenommen iſt, wird die Stelle gleichfalls auf die vorher beſchriebene Weiſe verbunden, und damit bis zu deſſen Bedeckung fortgefahren.

Zum Beſchluß will ich noch einige Regeln angeben, wie man ſich auf Reiſen bey ſeinen Pferden, die zugleich zarte Füße haben, um der Verbällung vorzubeugen, verhalten müſſe. Es iſt ein alter Gebrauch, ein Pferd, welches auf Reiſen gehen ſoll, einige Tage vorher zu beſchlagen. Wenn aber dieſes bey einem Pferde mit feinen Hufen, oder bey einem ſolchen, das niedrige Trachten hat, geſchieht, und die Füße, nach der allgemeinen ſchlechten Gewohnheit, an der Sohle ſodann bis beynahe zum Bluten ausgewirkt werden, was kann hierauf wohl anders erſolgen, als daß das Pferd, wenn es ſeine Reiſe hernach auf ſteinigem oder trocknem rauhem Boden verrichten muß, ſeine Füße gar leicht verbället! Ich kenne indeſſen doch auch die vermeinten Vortheile, welche man durch das kurz vorherige Beſchlagen zu erhalten gedenkt; dieſe ſind folgende: 1) damit auf der Reiſe, von fremden, in Anſehung ihrer Geſchicklichkeit unbekannten Schmieden das Beſchlagen nicht nöthig ſey; 2) daß das Pferd deſto ſicherer gehe, und 3) kein Grand oder Koth ſich in dem reinlich ausgewirkten Fuße anſammeln könne; und 4) was noch das ungereimteſte iſt, daß dem Pferde die Steingallen nicht drücken, und daſſelbe nicht ſo leicht die Füße verbällen möge, und was dergleichen mehr iſt. Dieſe vermeinte Vortheile will ich etwas näher betrachten, und ſodann das Beſſere angeben.

Iſt es nicht wahr; und lehrt es nicht die Erfahrung, daß ein neu aufgeſchlagenes Eiſen weit eher abgetreten werden kann, als ein bereits 8 Tage aufgelegenes, welches ſich beſſer an den Huf gelagert hat? und pflegt das Pferd nicht auf einem bereits 8 Tage gelegenen Beſchlage weit dreiſter, als auf einem ganz friſchen, zu gehen? Hat man nicht eher zu befürchten, daß ſich Grand und Steine zwiſchen die Sohle und das Eiſen ſetzen, wenn die Fuß-Sohle und die Horn-Sohle von dem Eiſen entfernt iſt, als wenn der Fuß von Horn mehr voll iſt, und die Horn-Sohle gleichſam bis nahe unter das Eiſen hinreicht? Iſt es gewiß, daß die Verbällung eine Entzündung der Ballen oder

beſſer

beſſer geſagt, eine Entzündung der Fleiſch=Sohle bey dem Ballen ſey, und dieſe mehrentheils von einem ſtarken Drucke entſtehe: ſo iſt es auch gewiß, daß, je dünner die Horn=Sohle in den Ecken ausgeſchnitten iſt, deſto leichter auch hier die Fleiſch=Sohle im Gehen gedrückt, und die Ballen davon entzündet werden können. Man muß daher das Pferd wenigſtens 8 Tage vor Antritt der Reiſe beſchlagen, und dabey die Sohle wenig auswirken, auch den ganzen Fuß, ſo viel thunlich iſt, groß laſſen. Dieſes wird einem Pferde, welches von Natur große Füße hat, zureichend ſeyn.

Allein, es gibt Pferde, insbeſondere in großer Herren Marſtällen, welche zarte und ſehr empfindliche Füße haben, und desfalls beynahe wie ſehr zärtliche Perſonen, über ſteinige Straßen getragen werden müſſen. Dieſer Art Pferde, wenn ſie verſchickt werden, oder aus andern Urſachen eine Reiſe thun ſollen, iſt es dienlich, entweder ihre Füße mit türkiſchen Eiſen, (welche ich im Art. Hufeiſen beſchreiben werde), oder einem ſolchen, wie oben, S. 554, beſchrieben worden iſt, zu beſchlagen. Dieſes iſt jenem noch um deswillen vorzuziehen, weil bey dieſem, wenn es nöthig iſt, ein Einſchlag auf die Horn=Sohle geleget werden kann, welches aber bey dem türkiſchen Beſchlage deswegen nicht angeht, weil die innere Oeffnung des Eiſens klein iſt, und daher hindert, die Sohle mit einem Hülfsmittel belegen zu können. Zu geſchweigen, daß jeder Dorf=Schmid gedachtes Eiſen verfertigen kann; da hingegen ein türkiſches ſo zu machen, daß es auch Geſchick hat, iſt in Deutſchland nicht jedermanns Sache. Ferner dient einem ſolchen mit der gehörigen Vorſicht auf Reiſen beſchlagenen Pferde, des Abends, wenn zuvor die Füße mit Waſſer wohl ausgewaſchen, und die Sohle unter dem Hufeiſen vermittelſt eines eiſernen Hakens, von Grand und Koth gereinigt worden iſt, den Einſchlag No. 1. zu gebrauchen, wie oben, S. 553, gezeigt iſt; ſo wird man alsdann, ohne durch Entzündung der Füße gehindert zu werden, ſeine Reiſe fortſetzen können.

J. A. Kerſtings Unterricht, Pferde zu beſchlagen ꝛc. Gött. 1777, 8. S. 204, fgg.

Fuß=Fäule bey Schafen. Es iſt dieſes ein Uebel, welchem inſonderheit ſäugende Schafe unterworfen ſind; denn, wenn dieſe täglich zwey Mahl vom Felde nach Hauſe getrieben werden, ihre Haus=Lämmer zu ſäugen, vornehmlich zur Winterszeit, ſo werden ihre Füße wund;

und

und wo nicht zeitig darnach geſehen wird, entſteht daraus eine Fäule, woran ſie nicht allein viel Schmerzen leiden, den Appetit verlieren, an Milch und Fleiſch abnehmen, ſondern auch ihre Lämmer und andere Schafe anſtecken. Hiernächſt iſt auch, wie Ellis in ſeiner Abhandlung von der engländiſchen Schafzucht bemerkt, an dieſem Zufalle Schuld, daß die meiſten, welche fette Lämmer ziehen, gemeiniglich die Schafe aus den Abend=Gegenden bekommen, wo ſie auf ebenen oder abhängigen Lande in feinen trocknen Graſe nicht getrieben worden, ſondern frey gegangen ſind, bis ſie nebſt ihren Lämmern, oder ohne Lämmer in Heerden weit zu Markte getrieben werden, wovon ihre zarte Füße leicht wund werden; und wenn auch ſolches noch nicht zur Fäule geworden iſt, ſo gibt doch ein unbedachtſamer Landwirth darauf nicht Acht, und treibt die Schafe bald hernach, nachdem ſie gelammet haben, aus und ein. Hierzu kommt noch, daß bey ſolchen Leuten, welche die ſäugenden Schafe des Nachts bey ihren Lämmern im Stalle laſſen, wohl in einigen Monathen nicht ausgemiſtet, ſondern nur mit friſchem Strohe täglich geſtreuet wird; da denn die Schafe auf der Hitze liegen, und am meiſten davon die Füße verhitzet werden müſſen, wovon die Fuß=Fäule entſteht und beſtändig zunimmt.

Die Verfaſſer der Maiſon ruſtique ſchreiben: „Wenn ein „Schaf davon lahm wird, daß ihm die Klauen zu weich ge„worden ſind, weil es zu lange auf ſeinem Miſte geſtanden hat, „und es damit ſo weit kommt, daß es nicht mehr gehen kann, „ſo ſoll man die Spitze der Klaue abſchneiden, darüber unge„löſchten Kalk legen, ſolchen mit Leinwand verbinden, und es „denſelben Tag wiederhohlen, folgenden Tages aber dazu ein „wenig Grünſpan thun, und mit dieſen Mitteln ſo lange fort„fahren, bis die Klauen wieder geſund wären.“

Adam Speed, welcher im Jahr 1628 geſchrieben hat, gibt in einem ſeiner Wirthſchaftsbücher folgendes Mittel an: „Wenn die Klauen lahm, geborſten, übergewachſen oder zer„brochen ſind, ſo beſchneidet man ſie gehörig, macht ein Pfla„ſter von unausgeſchmolzenem Wachſe, Harz, Terpenthin, fri-

„ſchen Kalk und Schwein-Fett, beſtreicht die Klaue mit Kamil-
„len-Oehl, und leget das Pflaſter über, bindet es feſt, und läßt
„das Schaf nicht auf ſteinige, naſſe oder ſumpfige Orte gehen,
„bis es wieder gut iſt.“

Nach Hrn. Ellis Berichte, hat ein Lamm-Pachter zu Laphill bey Bovington im Hertfordiſchen, folgendes Mittel bewährt befunden. Man thut blauen Vitriolſtein, eines Nußkernes groß, in $1\frac{1}{2}$ bis 2 Unzen Aquafort (Scheidewaſſer), läßt ihn darin zergehen und verwahret es in einer Flaſche, welche man mit einem gläſernen Stöpſel verſchließt. Beym Gebrauche viſitiret man die Wunde mit einem glatten Hölzchen, reiniget ſie, ſo gut es angeht, und beſtreicht den ſchadhaften Theil der Klaue mit dieſem Waſſer, behält das Schaf zu Hauſe, und verbindet ihm den Fuß mit einem Lappen.

Da die Fuß = Fäule bisweilen ſo ſtark wird, daß über oder unter der Klaue Materie ausläuft, ſo bringen Einige die geſunden Schafe allein, damit ſie nicht angeſteckt werden, und reinigen die Wunde, wenn ſie ſehr ſchlimm iſt, mit dem Federmeſſer, auch bis es blutet, von allem ſchwammigen, wilden und faulen Fleiſche. Da nicht nur ſäugende Schafe, welche viel getrieben werden, ſondern auch andere, zumahl große Schafe, welche beſtändig in hohen Graſe auf tiefen naſſen Lande gehen müſſen, faule Füße bekommen: ſo gebraucht man folgende Cur. Man kocht Schwein = Speck, Seife und Terpenthin miteinander. (Es muß mehr Speck, weniger Seife, und das wenigſte Terpenthin ſeyn.) Dieſes ſtreicht man auf ein Stück mit Oehl erweichtes Schaf-Leder, bindet es ganz heiß um den Fuß, läßt es eine Woche darauf liegen, wäſcht hernach den Fuß mit Urin, leget das Leder wieder auf, und läßt es, bis das Thier völlig geſund iſt, liegen. Alsdann zerläßt man ein Stückchen Alaun und weißen Vitriol in warmen Waſſer, und beſchmiert den Fuß damit, vermittelſt einer Feder; dieſes trocknet den Ort, und macht den Fuß wieder feſt. Oder, man vermiſchet Salz, Schmeer und Theer am Feuer, leget es heiß auf den Fuß, und

bindet

bindet altes Leder darum, ſo wird gemeiniglich in 3 oder 4 Tagen der Fuß völlig heil ſeyn.

Im Lincolnſchen bekommen die großen Schafe, weil ſie meiſtens in naſſen Gruben und geilen Graſe gehen, leicht die Fuß-Fäule. Dawieder halten die Schäfer eine Vermiſchung von Scheidewaſſer, blauen Vitriol, Grünſpan, weißen Sublimat, auch etwas vom beſten Weineſſig, in Bereitſchaft. Zuerſt reinigen ſie die Wunde am Fuße, jedoch ſelten ſo viel, daß es bluten müßte; tunken eine Feder in dieſes Waſſer, und beſchmieren den Ort, ein oder zwey Mahl. Eben dieſes brauchen ſie unterweges des Abends oder Morgens, wenn die Schafe den Tag über getrieben, und davon wund geworden ſind.

Fuß-Flaſche, ſiehe Wärm-Flaſche.

Fuß-Fröhne, ſiehe Fuß-Dienſt.

Fuß-Gänger, Fr. Homme à pié, Piéton, der zu Fuße reiſet. Auch ein Soldat, welcher zu Fuße dienet, ein Infanteriſt, zum Unterſchiede von einem Reiter. Siehe Fuß-Knecht.

Fuß-Geſims, in der Baukunſt, das Geſims an dem Fuße oder Fußgeſtelle einer Säule; zum Unterſchiede von dem Haupt-Geſimſe; ſ. oben, S. 514. S. auch Geſims.

Fuß-Geſtell, ein Geſtell, ſo fern es den Fuß eines Körpers oder einer Laſt ausmacht. Das Fuß-Geſtell einer Säule, der Säulen-Fuß, Säulen-Stuhl; ſiehe Poſtement. Das Fuß-Geſtell einer Bildſäule, eines Uhr-Gehäuſes, eines Tiſches, u. ſ. f.

Bey den Jägern werden auch die Schenkel des Habichtes das Fuß-Geſtell oder Geſtell genannt.

Fuß-Gicht, ſiehe Podagra.

Fuß-Hader, Fuß-Tuch, Fr. Torchon, ein Lappen oder Tuch, womit man die Schuhe reiniget. Eines Fuß-Hader ſeyn, von ihm zu verächtlichen Dienſten gemißbrauchet werden.

Fuß-Hammer, bey den Goldſchmieden; ſiehe unter Hammer.

Fuß-Kette, zu Erhaltung der Jungfrauſchaft; ſiehe im Art. Jungfrauſchaft.

Fuß-Knecht, Fr. Fantaſſin, Homme de pié. 1. Eine veraltete Benennung eines Soldaten zu Fuße, eines Fußgängers, oder Infanteriſten, der auch ein Reis-Knecht genannt wurde, von Reiſe, Feldzug. 2 Macc. 12, 20. 33. Cap. 13, 2.

2. Im Forſtweſen, ein Forſt-Knecht, der unter dem Förſter zu Fuße dienet, ein Heide-Läufer, Forſt-Läufer, zum Unterſchiede von dem Heide-Reiter; ſ. Th. XIV, S. 537.

Fuß-Kreutz, Gang-Kreutz, Oeffner-Kreutz, ein gewiſſer Theil an der Scher-Mühle in den Seiden-Manufacturen.

S. Sprengels Handw. und Künſte, 14te Samml. S. 403.

Fuß-Maß. 1. Das Maß eines Fußes, dergleichen z. B. der Schuſter nimmt. 2. Das Maß nach Fußen, zum Unterſchiede von dem Ellen-Maße u. ſ. f. Siehe oben, S. 514, fgg.

Fuß-Nägel, ſiehe Nagel an Händen und Füßen.

Fuß-Pfad, im Oberdeutſchen und der höhern Schreib-Art, ein Fuß-Steig, Fuß-Weg; ſiehe Fuß-Steig.

Fuß-Pfahl, im Bergbaue ein Bret, welches man in den Anfall leget, worauf die Stämpel angetrieben werden, damit ſie nicht ausweichen.

Fuß-Pflug, eine Art ſchwediſcher Pflüge; ſ. unter Pflug.

Fuß-Reiſer, in dem Jagdweſen, dürre Stangen um den Vogel-Herd, damit die Vögel darauf fußen, d. i. ſich darauf ſetzen können; ſiehe Antritt.

Fuß-Riemen, bey den Hut-Machern ein hänfener Strick, oder lederner Riemen, der ſich an jedem Ende mit einem Ringe endiget, in welchen man den Fuß ſetzt; Fig. 824.

Bey dem Ausrupfen der Haare aus den Biber-Fellen, ſitzt der Rupfer vor einer Bank, oder dem ſo genannten Bocke; über dieſen wird das Fell ſeiner Länge nach ausgebreitet, und vermittelſt des Fuß-Riemens, mit welchem er daſſelbe an demjenigen Ende umſchließt, welches ihm am nächſten liegt, indem er mit beyden Füßen in die Ringe des Riemens tritt, feſt gehalten.

Hrn. Abt Nollet Hutmacherkunſt, im 6. B. des Schaupl. der Künſte und Handw. Lpz. und Königsb. 1767, gr. 4 S. 176.

Fuß=Ring. Die meiſten Schriftſteller haben von den Hottentottinnen verſichert, ſie trügen Därme von Schafen und andern Thieren um die Füße. Dieſes aber iſt eine Unwahrheit. Nach Kolbens Erzählung, tragen die Mädchen, von ihrer Kindheit bis ins zwölfte Jahr, Binſen, in Ringe gebunden, um die Füße vom Knie bis an die Hacken. Wenn ſie zu dieſem Alter gekommen ſind, machen ſie dieſe Ringe aus Schnittlingen von Schafs= oder Kalbs=Haut, eines kleinen Fingers dick. Sie ſengen das Haar ab, und kehren alsdann die Seite, darauf es ſtand, einwärts. Einige, welche Weiber geworden ſind, haben über hundert ſolche Ringe am Fuße, ſo artig gewunden und zuſammen gefügt, daß ſie wie eine zuſammenhängende Windel ausſehen, und durch langes Tragen ſo hart wie Holz werden. Damit dieſe Ringe nicht herab fallen, befeſtigen ſie dieſelben mit breiten Bändern an den Gelenken; und ſie dienen theils als ein Zierrath des weiblichen Geſchlechtes, (denn das hottentottiſche Frauenzimmer trägt dieſer Ringe mehr oder weniger nach ihrem Range,) theils die Füße zu verwahren, daß ſie im Felde nicht von Dornen und Hecken zerriſſen werden.

Fuß=Sack, ein Art eines großen und geräumigen Sackes, welcher insgemein von grobem Tuche oder anderm ſtarken wollenen Zeuge gemacht und inwendig mit gutem Rauchwerke ausgefüttert iſt, deſſen man ſich im Winter, ſowohl auf Reiſen, als ſonſt, zur Verwahrung der Füße, welche darein geſtecket werden, wieder große Kälte zu bedienen pflegt.

Von Fuß=Säcken für Frauenzimmer, ſ. Th. XIII, S. 240.

Fuß=Schämel, ein Schämel zum Behuf der Füße; in der anſtändigern Sprech=Art, eine Fuß=Bank; ſ. oben, S. 531.

An den Leinweber= und Zeugmacher=Stühlen, die beweglichen Tritte unter den Füßen des Webenden. Siehe Th. XXXVI, S. 44.

Fuß=Scheit, bey den Köhlern, Scheite, welche bey einem geſetzten Meiler an der untern Schicht in die Quere auf einander geleget werden, damit die geſtübten Meiler unten auf der Stätte Luft behalten, daß die Feuer ziehen können. Siehe Kohlen=Brennen.

Fuß=Schelle, eiſerne Feſſel an den Füßen; zum Unterſchiede von den Hand=Schellen. Siehe Fuß=Eiſen 2. und Schelle.

Fuß=Schwinden bey Pferden, Kern=Schwinden. Man ſagt, dem Pferde ſchwinde der Fuß, wenn derſelbe von auſſen nach und nach kleiner wird, und die Horn=Sohle, nebſt dem Strahle, ſich tief nach dem Fuße hin ſenken, gleich als ob keine Fleiſch=Sohle darunter wäre. Schmiede pflegen alsdann zu ſagen, das Pferd habe kein Leben im Fuße, oder, es ſey demſelben das Leben geſchwunden. Pferde, welche ſehr trockne feine Schenkel haben, ſind zu dieſem Fehler mehr geneigt, als andere mit ſtarken Beinen.

Dieſer Schade kommt jedes Mahl daher, wenn es den am Fuße befindlichen Theilen am Zufluſſe nöthiger Nahrungs=Säfte gebricht, mithin die Fleiſch=Sohle und zugleich auch die Fleiſch=Wand dergeſtalt unter der Horn=Sohle vertrocknen, daß das Horn beynahe bis auf das Huf=Bein zu liegen kommt. Pferde mit ausgetrockneten Schultern haben auch öfters dieſen Fehler zugleich mit. Er entſteht auch insgemein nach ſolchen Bein=Schäden, bey welchen das Pferd lange Zeit ſehr heftige Schmerzen empfunden hat; wie auch alsdann, wenn bey Knie= oder Feſſelgelenk=Wunden Gliedwaſſer ausgefloſſen iſt. Ueberhaupt kann aus allem, wodurch der Fleiſch=Sohle und der Fleiſch=Wand die benöthigten Nahrungs=Säfte entzogen, oder deren Gefäße zuſammen gezogen werden, auch das Schwinden des Fußes entſtehen.

Der Fehler wird mehr bey den Vorder= als bey den Hinter=Füßen angetroffen, und verurſachet, daß das Pferd blöde geht, oder wohl gar davon hinket. Man kann

es daran erkennen, wenn das Klopfen mit dem Huf-Hammer an der Horn-Wand einen hohlen Ton von ſich hören läßt, wenn der Fuß wiedernatürlich kleiner wird, und wenn bey dem Beſchlagen die Horn-Sohle und der Strahl ſich äuſſerſt tief ausſchneiden laſſen, ohne daß ſich Blut zeigt.

Folgende Hülfsmittel werden bey einem ſolchen Schaden, woſern er nicht zu alt iſt, gute Dienſte leiſten. Zuvörderſt ſchneide man die Horn-Sohle und den Strahl allenthalben ſo tief aus, bis daß beynahe das Blut durch das wenige ſitzen gebliebene Horn durchſchwitzet; alsdann ſchmiere man von dem Einſchlage *No.* 1 (*), allenthalben fingersdick darüber her, bedecke es mit Flachs, und laſſe es 24 Stunden liegen. Hernach nehme man das alte weg, und lege wieder friſchen Einſchlag auf, wiederhohle dieſes drey oder vier Mahl, und ſetze es alsdann drey Wochen aus. In dieſer Zeit aber lege man alle Abend von dem Einſchlage *No.* 2 (**) auf die Sohle, ſtreiche davon etwas auf einen Lappen, und binde es um das Feſſel-Gelenk, um die Krone, die Ballen und die ganze Horn-Wand herum. Jeder Verband kann 48 Stunden ſitzen bleiben, und nur bloß einige Mahl etwas warmes Bier dahinter gegoſſen werden, um hiermit den übergelegten Umſchlag, welcher von der Wärme des Beines trocken wird, zu erweichen. Nach drey Wochen wird das Eiſen wieder abgenommen, die Sohle wie zuerſt dünn ausgeſchnitten, und der Einſchlag No. 1 wieder übergeleget, und endlich No. 2 beſchriebener Maßen gebrauchet. Wenn etwa das Bein,

(*) Einſchlag *No.* 1. Zu 1 ℔ des Einſchlages *No.* 2. miſche man 4 Loth gepülverte ſpaniſche Fliegen, und 2 Loth Terpenthin-Oehl.

(**) Einſchlag *No.* 2. Man zerſtoße 6 Zwiebeln mit $\frac{1}{2}$ ℔ Schwein-Schmalz, ganz klein, miſche dazu $\frac{1}{2}$ ℔ Leinöhl-Kuchen, und mache es mit einer hinlänglichen Quantität Bier zu einem Brey.

an welchem das Huf-Schwinden iſt, am Ober- und Unter-Arme etwas mit geſchwunden ſeyn ſollte, ſo thut man wohl, wenn man daſſelbe oben vom Elbogen an, bis herunter zum Feſſel hin, über den dritten Tag mit dem Mittel No. 3 (*) ſchmieret, ſolches jedes Mahl mit der Hand recht ſtark einreibet, und dieſes fünf bis ſechs Mahl wiederhohlt. Nach vollbrachter Cur muß man das Pferd einige Monathe auf einer fetten Gras-Weide gehen laſſen.

Fuß-Socke, ſiehe Socke.

Fuß-Sohle, die unterſte Fläche des Fußes am Menſchen und einigen Thieren, der flache Fuß, im gem. Leben der Plattfuß, Niederſ. Pad, Fr. Patte. In engerm Verſtande verſteht man unter dieſem Ausdrucke den vordern Theil dieſer Fläche nach den Zehen zu; zum Unterſchiede von dem Fuß-Blatte. S. oben, S. 493.

Fuß-Spur, die Spur, d. i. das Ueberbleibſel, von dem Eindrucke der Füße; die Spur, bey den Jägern die Fährte. Die Fuß-Spur von einem Diebe haben. Niederſ. Foßſpurn, Footſparen, Dän. Foedſpor, im Schwab. das Geſpöre. Siehe den folgenden Artikel.

Fuß-Stapfen (der), (**) L. Veſtigium, Fr. Pas, Trace, Veſtige, der Eindruck der Füße in dem Boden, von Menſchen oder Thieren, beſonders von den erſtern, der Fuß-Tritt. Die Jäger brauchen ſtatt dieſes Wortes Spur und Fährte.

Fi-

(*) Man nehme Terpenthin-Oehl 8 Loth, und miſche hierzu 2 Loth fein zerſtoßenes *Gummi Euphorbium*. Bey jedesmahligem Gebrauche muß es wohl umgeſchüttelt werden.

(**) Die letzte Hälfte dieſes Wortes bedeutet einen Stoß, Druck, und figürlich auch einen Tritt und Gang. Bey dem Notker bedeutet ſtephen, ſteigen, gehen, uberſtephen, übertreffen. Im Niederſ. iſt ſtappen gehen, und ſtapeln auf langen Beinen einher treten. Das Angelſ. ſteppan, Engl. ſtep. Holländ. ſtapp, Wend. ſtupiu, Griech. στείβειν, bedeutet gleichfalls gehen oder treten. Siehe Stab, Stufe und Stampfen. Das Stammwort von allen iſt, Tupp, tupfen. Siehe Tupfen.

Figürlich in eines Fußſtapfen treten, ſeinen Fußſtapfen folgen, ihm nachahmen.

Nach dem Berichte des Univ. Magaz. of knowledge and pleaſure, a. d M. Mai 1757, ſind die Landes-Einwohner von Amerika in Entdeckung der Fußſtapfen auf eine bewundernswürdige Weiſe ſcharfſinnig. Denn, ſo bald ſie nur einige Fuß-Stapfen, die uns ganz verworren und undeutlich vorkommen würden, erblicken, können ſie ſogleich ſagen, wie viel Perſonen, und ſeit wie lange ſie da gegangen ſeyn; ſie ſind ſo gar im Stande, aus den verſchiedenen Abdrücken der Füße, in Fußſtapfen, wo wir nichts weniger, als das Zeichen eines Trittes antreffen würden, zu ſagen, von was für einer Nation diejenigen Perſonen, ſo daſelbſt gegangen ſind, geweſen ſeyn.

S. den 24 B des Hamb. Magaz. S 487.

Fuß-Steig, Fuß-Weg, im Oberd. der Fuß-Pfad (*), Lat. Iter, Semita, Fr. Sentier, wird (zum Unterſchiede von einem Fahr-Wege,) der ſchmahle, und gemeiniglich auch kürzeſte oder gerade zu genommene, nicht weniger dabey oft erhabene Weg genennet, welcher zur Bequemlichkeit der zu Fuße wandernden Perſonen, neben dem Fahr-Wege, auch über Wieſen, Flüſſe und Felder angeleget worden iſt. Weil aber dergleichen Wege nicht allenthalben auch für Reitende dienen ſollen, noch weniger, wo ſie etwa breit ſind, gar zum Fahr-Wege gemacht werden dürfen, als wodurch ſowohl dieſelben, der Beſchaffenheit der Umſtände nach, leicht ſchlecht und unbrauchbar gemachet werden, wie auch ſonſt allerley Schade daraus entſtehen kann: ſo pflegt man entweder denſelben mit einem Geländer vom Fahr-Wege abzuſondern, und ein ſich auf einem Stocke herum drehendes Kreutz in die Mitte bey den Eingängen aufzuſtellen, oder kleine Schlag-Bäume, wie auch ſich auf und nieder ſchlagende Stöcke, nicht weniger auf zwo niedrigen Säulen erhöhete Quer-Balken ſo hoch darüber aufzurichten, daß kaum ein lediges Pferd ſich darunter wegführen läßt.

(*) Niederſ. Padweeg. Dän. [illegible]

Ueber die fruchttragenden Felder und Aecker muß man keine Fuß-Steige, oder, wofern dieſe Dienſtbarkeit darauf liegt, daraus gar eine Servitutem viæ oder actus, d. i. Fahrweg und Trift, machen laſſen. Man verwehret ſolches mit Beſtecken, Vergraben, Hüten und Pfänden. Siehe Land Straße. Rain.

Es iſt aber dieſe Dienſtbarkeit, L. Servitus itineris, ein Recht, vermöge deſſen ich über eines Andern Feld, Acker oder Wieſen zu Pferde oder zu Fuße gehen darf. Und da dieſelbe oft zu vielen Weitläuftigkeiten, ja Proceſſen, Anlaß gibt: ſo will ich, damit man wiſſen möge, was derjenige, welcher die Dienſtbarkeit des Fuß-Steiges hat, thun oder nicht thun könne, folgende Anmerkungen beyfügen: 1) Wer dieſe Servitut hat, kann zu Fuße auf dem Steige nach ſeiner gewöhnlichen Breite, nicht nur gehen, ſondern auch wieder umkehren, ja, auch nicht nur zur Noth und Nutzen, ſondern auch zur Luſt und Geſundheit, darauf ſpatzieren gehen 2) Kann er nicht nur zu Fuße gehen, ſondern auch reiten, weil ein Pferd nicht mehrern Platz im Gehen einnimmt, als ein Menſch. 3) Kann er ſich auch auf einem Stuhle und in der Sänfte darüber wegtragen laſſen, wenn nur die Träger hinter einander und nicht auf der Seite gehen, und dadurch den Fußſteig erweitern. 4) Kann er kein tragendes Thier, Pferd, Eſel oder Ochſen vor ſich treiben, ob er ſchon darauf ſitzen und reiten kann, weil dergleichen Thiere vor ſich keinen Fuß-Steig und gewiſſen Weg an einen Ort gehen, es wäre denn, daß ſie dahin getrieben würden, welches aber alsdann keinen Fuß-Steig ſondern einen Trieb, anzeigt. Es iſt auch demjenigen, welcher die Servitut des Gehe-Steiges hat, nur dasjenige erlaubt, wodurch er ſeinen Gang verrichten kann, er thue es nun zu Fuße, oder zu Pferde. Wer aber ein Thier vor ſich her treibt, oder zieht, der handelt wieder die Servitut, und maßet ſich ein mehreres Recht an, als ihm verſtattet worden iſt. Ein anderes aber iſt es, wenn Jemand etwa zur Winterszeit, um ſich durch Gehen zu erwärmen, vom Pferde ſtiege, und es bey dem Zaume nachführete, wenn auch gleich das Pferd etwas zu tragen auf ſich hätte; maßen hierbey darauf zu ſehen iſt, was vornehmlich gehandelt wird. Wenn nun gleich das Pferd geſattelt und gezäumt, und alſo zum Reiten präparirt iſt: ſo kann doch von dem Herrn geſagt werden, daß er den Fuß-Steig

gehe. Ein anderes wäre es, wenn er das Pferd neben ſich her führte, weil die Enge des Fuß-Steiges nicht zuläßt, daß beyde neben einander gehen; mithin würde die Beſchaffenheit der Servitut ſchwerer gemachet. 5) Kann er ſich ſein Pferd von dem Knechte nachführen laſſen, um damit wieder nach Hauſe zu reiten. 6) Kann er dieſe Servitut durch ſeine auf dem Landgute habende Bediente exerciren. 7) Wenn jemanden dieſe Servitut vermacht, oder ſonſt zuwege gebracht worden iſt, er könnte aber, ohne ſich den Weg gleich und eben, odee doch brauchbar zu machen, dazu nicht gelangen: ſo kann ihm von dem Guts-Herrn deshalb kein Hinderniß gemachet werden. Hätte er auch den Weg zu repariren, ſo kann er die Handwerker und Tagelöhner, welche er hierzu nöthig hat, in das Gut führen, nachdem bey Vergünſtigung einer Dienſtbarkeit alles dasjenige für erlaubt gehalten wird, ohne welches man die Servitut nicht genießen kann. Einen Steig oder eine Brücke aber zu machen, um darüber zu gehen, iſt nicht erlaubt. Hätte hingegen Jemand den Fuß-Steig durch eines Andern Hofraum (Hofreithe) zu einem Hauſe, es läge aber der Hofplatz gar zu hoch, daß er nicht wohl zu ſeinem Hauſe, oder aus demſelben in den Hof kommen könnte, er legte denn einige Treppen oder Stiegen bey ſeinem Hauſe an: ſo iſt ihm auch ſolches, jedoch weiter nicht, als er zum Gebrauche des Fuß-Steiges nöthig hat, zugelaſſen. 8) Kann überhaupt und insgemein derjenige, der dieſe Servitut hat, alles dasjenige thun, was zu Erhaltung derſelben nöthig iſt, und ohne welches ſie nicht genutzet werden kann. Und woſern ihn der Herr des dienenden Bodens daran hindern wollte, ſo kann er eine Klage wieder ihn anſtellen, wenn er nur den Bau und die Reparation auf ſeine Koſten übernimmt, weil der Andere zu nichts weiter, als es zu dulden, verbunden iſt. Wollte auch Jemand etwas auf dem Fuß-Steige, worauf ich die Dienſtbarkeit habe, bauen: ſo kann ich ihm ſolches verwehren, nicht anders, als wenn er auf meinen Grund und Boden bauen wollte. Ein ſolcher Bau kommt auch dem Eigenthums-Herrn des Gutes ſelbſt nicht zu, welches die Rechts-Lehrer ſo weit extendiren, daß, wenn der Herr einen Zaun, Geländer, oder ſonſt etwas aufrichtete, um dadurch mich an dem Gebrauche des Fuß-Steiges zu hindern, ich dieſes Hinderniß eigenmächtiger Weiſe wegreiſſen oder abthun könnte. Was endlich die Breite des Fuß-Steiges betrifft, ſo iſt ſolche in den gemeinen Rechten nicht beſtimmet, ſondern es müſſen die Conſtituenten ſolches entweder ſelbſt ausmachen, oder durch gewiſſe Feld-verſtändige Schiedsleute, die der Richter wählet,

ent-

entſcheiden laſſen. Insgemein aber beſteht die Breite deſſelben in 2 bis 3 Fuß.

Fuß-Stock ſiehe unter Maß-Stab.

Fuß-Strick, in der edlern Schreib-Art, Schlingen, welche geleget werden, damit ſich Menſchen oder Thiere mit den Füßen darein verwickeln.

Fuß-Tag, ein Tag, an welchem Unterthanen Fuß-Dienſte oder Fuß-Frohnen zu leiſten verbunden ſind.

Fuß-Tapete, Fußboden-Decke, Fuß-Decke, härene oder wollene Decken, welche man theils zur Zierde, theils zu mehrerer Bequemlichkeit und Wärme der Füße, auf den Boden eines Zimmers auszubreiten pflegt.

Die härenen Decken ſind den wollenen allemahl vorzuziehen. Eine Fuß-Decke von Fries kann, wenn ein Kohlen-Becken darauf geſetzt wird, oder von ungefähr Licht-Schnuppe darauf fällt, einem Zimmer höchſt gefährlich werden; überdieß bekommt ſie leicht garſtige Flecken und Motten-Löcher. Die Fuß-Decken aus Wilton in England, ſind ſchön, aber auch theuer. In Handels-Städten, wo ſtarker Verkehr mit Baumwolle iſt, bedient man ſich der äuſſern Umſchläge, worin die Baum-Wolle kommt, zu Fuß-Tapeten. An einigen Orten werden auch gute Fuß-Decken von Küh- und Pferde-Haaren verfertiget. Die Elle kuhhärene, $\frac{6}{4}$ breit, koſtet 7 bis 8 Groſchen. Dieſe Gattung übertrifft alle Arten von Fuß-Tapeten, ſelbſt das dazu gewöhnliche preußiſche cramoiſine Tuch nicht ausgenommen, an Dauer, Leichtigkeit der Renovirung, und Beſtändigkeit der Farbe; denn man nimmt ſolche, wenn ſie ſchmutzig werden, aus dem Zimmer, klopft ſie aus und kehrt ſie ab, ſo ſind ſie wieder neu; da hingegen alles wollene Tuch, inſonderheit das cramoiſine, den Schmutz ſehr leicht annimmt, und nicht anders fahren läßt, als bis es gewaſchen wird, worüber es aber zugleich die Farbe verliert. Man macht jetzt auch Fuß-Tapeten aus den Tuch-Ecken und Sahl-Leiſten.

Die holländiſchen Decken oder Daaken zu Reinhaltung der Fuß-Böden in Stuben und Kammern, auch Kammer-Matten genannt, werden von einem gewiſſen zarten Schilfe oder Rohre zuſammen geflochten und durchſchlagen. Man hat ſie von unterſchiedener Breite und Güte, ein- oder mehr-farbig, gemodelt und ungemodelt ꝛc. Auſſer dieſen gibt es dort noch beſondere kleine Decken vor den Stubenthüren, welche Faul-Matten heiſſen; ſ. Th. XII. S. 300. S. auch den Art. Teppich.

Fuß-Treten, eine Fiſcherey, welche auf dem Sande und Schlamme zu Fuße vorgenommen wird; ſiehe Th. XIII, S. 677.

Fuß-Tritt. 1. Die Handlung des Tretens mit dem Fuße, ein Tritt mit dem Fuße. Einem einen Fußtritt geben. Jmgleichen das Treten im Gehen.

2. Der Eindruck des Fußes in der Erde, in der höhern Schreibart: die Fuß-Spur, der Fuß-Stapfen.

3. Dasjenige, worauf man mit dem Fuße tritt; der Tritt. Der Fußtritt an einem Tiſche, an einer Drehbank, an einer Kutſche.

Die Fuß-Tritte einer Kutſche, Fr. Marche-pié de caroſſe, ſind entweder ganz von Eiſen, oder von Leder, und an den Bäumen des Wagen-Geſtelles befeſtigt. Das Fußtritt-Bret jedes ledernen Fuß-Trittes hängt an zwey ſechs- bis achtdoppelten Riemen, welche zierlich genähet oder geſteppt ſind. An den Baum wird jeder Riemen mit einer ſtarken eiſernen Schraube befeſtiget, und unter dem mit Leder überzogenen Fußtritt-Bret mit kleinen Schrauben angeſchraubet.

Auch ein Schämel oder Fuß-Schämel führt zuweilen den Nahmen eines Fuß-Trittes.

Fuß-Tuch, ſiehe Fuß-Hader.

Fuß-Verrenkung, ſiehe Verrenkung.

Fuß-Wärmer, Fr. Chauffe pied; ſiehe Feuer-Gieke, Fuß-Sack. Wärm-Flaſche.

Fuß-Waſchen, L. Lotio pedum, oder Pediluvium, Fr. Lavement des pieds, war ehedem bey vielen, inſonderheit den morgenländiſchen Völkern, deren Land ſehr heiß iſt, im Gebrauche, und geſchahe täglich, vor und

nach

nach der Mahlzeit, theils ſich nach der Hitze und Müdigkeit zu erquicken, theils von der Unſauberkeit und dem übeln Geruche zu befreyen; eben wie wir uns, jedoch nicht ſo oft, als jene, deſſen zu bedienen pflegen; ſ. Fuß=Bad.

In der römiſchen Kirche iſt das Fuß=Waſchen eine gottesdienſtliche Handlung, welche der Papſt nach dem Beyſpiele und zur Nachahmung Chriſti alle Jahr am grünen Donnerstage an 12 armen Perſonen verrichtet, ihnen hernach bey der Tafel aufwartet, und ſie mit goldenen und ſilbernen Münzen beſchenket. Dieſes geſchieht auch von einigen weltlichen Fürſten katholiſcher Religion; es kann es auch ein jeder Biſchof in ſeiner Kathedral-Kirche verrichten.

Ehemahls war es auch in England gebräuchlich, daß der König am grünen Donnerstage ſo vielen alten Männern, als er Jahre alt war, und die Königinn ſo vielen alten Weibern, als ſie Jahre hatte, die Füße wuſch; allein, zu Wilhelm des III. Zeiten iſt dieſe Ceremonie abgeſchaffet, und ſeitdem von dem Oberhofprediger, oder einem andern Biſchofe, im Nahmen des Königes verrichtet worden. Nach dem Fuß=Waſchen bekommt jede Manns= und Weibs=Perſon zwey Beutel von rothem Leder, in deren einem ſo viel six pences ſtecken, als der König Jahre alt iſt, im andern aber ſo viel Schillinge, als er Jahre regiert hat, nebſt Brod, Fleiſch und andern Victualien auf 4 Mahlzeiten, und ein Stück Zeug zu Kleidung.

Fuß-Weg, ſiehe Fuß-Steig.

Fuß=Werk, Fr. Chauſſement, Chauſſure ein Collectivum, welches nur im gem. Leben üblich iſt, alle zur Bekleidung der Füße nöthige Stücke, als: Schuh und Strümpfe, Socken, Stiefel, Pantoffeln, zu bezeichnen. Im Scherze auch die Füße ſelbſt. Ein gutes, ein ſchlechtes Fußwerk haben.

Fuß=Winde, ſiehe unter Winde.

Fuß=Wurzel, } ſiehe oben, S. 492.
Fuß=Zehe, }

Fußen. 1. Eigentlich die Füße auf etwas ſetzen. In dieſem Verſtande ſagen die Jäger von den Repphühnern, daß ſie fußen, wenn ſie ſich ſetzen. In engerm Verſtande feſten Fuß faſſen. Der Boden iſt zu weich, zu ſchlüpfrig, man kann hier nicht fußen.

2. Figürlich, auf etwas fußen, ſich darauf verlaſſen. Er ſcheint auf meine Fürſprache ſehr zu fußen.

Fuſte, Holl. Kits, L. Liburnica minor, Navis oneraria minor, iſt ein leichtes, niedriges, langes, ſchmahles und offenes Fahrzeug, welches Laſten zu führen gebrauchet, und mit Segeln und Rudern leicht gewendet und fortgetrieben wird. Es werden dergleichen inſonderheit auf der Donau geführet.

Fuſtel, Fuſtet Rhus Cotinus *Linn.*; ſ. Gelb-Holz, No. 2.

Fuſti, heißt bey den Kaufleuten alles dasjenige, was an einer Waare unreines oder nicht gut iſt, als: Holz, Pack-Leinwand, Matten, Gläſer ꝛc. Es iſt alſo gewiſſer Maßen mit dem Brutto oder Sporco einerley, nur daß ſich das Fuſti etwas weiter erſtreckt, und auch von zerbrochenen oder ſonſt beſchädigten Waaren geſaget wird; ſ. auch Th. I, S. 175. Daher nennet man Fuſti-Rechnung diejenige Rechnung, welche lehret, wie man das, was unter den eingehandelten Waaren nicht gut, zerbrochen oder mangelhaft iſt, von dem guten und tüchtigen in der Rechnung gebührend unterſcheiden, und von beyden den Preis ausrechnen ſolle.

Z. E. Es kauft Jemand einen Sack Mandeln, dieſer wiegt 235 ℔ Sporco; Thara für den Sack, $5\frac{1}{2}$ ℔. Weil aber viel zerbrochene darunter ſind, ſo werden der guten 167 ℔ abgeſondert, und wird das ℔ gute für $5\frac{1}{2}$ Gr. das ℔ Fuſti aber für 3 Gr. gerechnet. Wird demnach gefraget, was die Bezahlung betrage?

235 ℔	Sporco
$5\frac{1}{2}$ =	Thara ſubtr.
$229\frac{1}{2}$ ℔	noch Sporco.
167 ℔	Netto, ſubtr.
$62\frac{1}{2}$ ℔.	Fuſti.

Nachdem man ſolchergeſtalt das Netto vom Sporco abgeſondert und das Fuſti gefunden hat, berechnet man jedes beſonders, und ſpricht: 1 ℔ Fuſti *pro* 3 Gr., wie theuer kommen $62\frac{1}{2}$ ℔ Fuſti.

1 ℔ = = 3 Gr. = = $62\frac{1}{2}$ ℔ Fuſti.

$\frac{1}{8}$ 7 Rthlr. 19 Gr. 6 Pf.

So

So viel koſtet das Fuſti. Alsdann rechnet man auch, was das Netto betrage, und ſpricht: 1 ℔ Netto koſtet 5½ Gr. was 167 ℔ Netto?

1 ℔	= =	5½ Gr.	= =	167 ℔.
		4		27 = 20.
		1		6 = 23
				3 = 11 = 6
				38 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf.

Man addirt demnach das *Facit* des Fuſti und des Netto zuſammen, ſo bekommt man die begehrte Summe, nähmlich: 46 Rthl. 2 Gr.

	38 Rthlr.	6 Gr.	6 Pf.	Netto.
	7 =	19 =	6 =	Fuſti.
Summa	46 Rthlr.	2 Gr.		

Ein anderes Exempel. Es kauft jemand 63 Zimmer 39 Stück Grauwerk; es werden darunter befunden 63 Dutzend 11 Stück geringe, zu 12 Rthlr. 13 Gr. 8 Pf. den Zimmer, und den Reſt zu 7 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf. das Dutzend, was beträgts? *fac.* 1370 Rthlr. 8 Gr. 5 Pf. 1 H.

Fuſtik=Holz, ſiehe Gelb=Holz, No. 1.

Futaie, ſiehe Stamm.

Futaine, ſiehe Barchent.

1. Futter, die Bekleidung eines Körpers von auſſen oder von innen; doch nur noch in verſchiedenen einzelnen Fällen.

1. Von auſſen, wo dieſes Wort 1) im gem. Leben für Futteral ſehr häufig iſt, beſonders in den Zuſammenſetzungen Brillen=Futter, Flaſchen=Futter, Flöten=Futter, Geigen=Futter, Hut=Futter, Kamm=Futter, Kelch=Futter u. ſ. f. Im mittlern Lat. Futrus, Fodorus, Feutrum, im Ital. Fodero Fodro, im Franz. Fourreau, ſchon bey dem Ulphilas Fodr, im Schwed. Foder, im Angelſ. Fodder, alles in der Bedeutung einer Scheide oder eines Futterales. 2) Bey den Schuhmacheen wird ein kleines Stückchen Leder über dem Sporn=Träger, die Verletzung des Stiefels von dem Sporne zu verhüten, im Diminut. das Fütterchen genannt.

2. Von

2. Von innen. (1) Bey den Holz-Arbeitern, als: Tiſchlern und Zimmerleuten eine hölzerne Verkleidung, eine Oeffnung oder Vertiefung damit auszufüllen. Z. E. an den Oeffnungen der Fenſter und Thüren, wovon der Rahmen oder die Thür feſt anliegen oder anſchlagen ſollen, wird eine Verkleidung mit einem ſchmahlen Brete angeſchlagen, welche an der einen Seite um ſo viel, als der Rahmen oder die Thür dick iſt, eine Vertiefung machet; dieſes heißt ſodann das Fenſter-Futter, Thür-Futter. Die Uhrmacher pflegen auch die Zapfenlöcher Futter zu nennen, weil ſie mit Meſſing ausgefüttert werden. Am häufigſten (2) derjenige Zeug, womit die innere Seite eines Kleides oder Kleidungsſtückes, um daſſelbe ſowohl dauerhafter, bequemer und wärmer, als auch zierlicher zu machen, verſehen wird; das Unter-Futter zum Unterſchiede von dem Oberzeuge, welcher in Nieder-Sachſen das Ober-Futter genannt wird. Niederſ. Foder, Foer, Foor, Schwed. Foder (*). Man nimmt hierzu theils ſeidene oder wollene Zeuge, (daher auch die Flanell-Raſch- und andere Weber, welche ſolche Zeuge, die vornehmlich zu Unter-Futter gebraucht werden, verfertigen, Futter-Macher genannt werden) oder Pelz und Rauchwerk. Jenes heißt im Franz. Doublure, dieſes aber Fourure.

2. Futter (**), L. Pabulum. 1. Alles, was Menſchen und

(*) Weil das Schwed. Foder eigentlich ein Futter von Rauchwerk bedeutet, das Franzöſiſche Feutre ehedem auch mit einem l geſchrieben und geſprochen wurde, Feultre, ſo muthmaßet Herr Ihre nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Wort von Filz, Fell, vellus, pellis, herſtammet, zumahl da die Thier-Felle doch einmahl die erſte und älteſte Art der Kleidung und vornehmlich auch des Futters geweſen ſind. Siehe Futter-Hemd. So fern dieſes Wort ein Futteral bedeutet, läßt es ſich ſehr bequem gleichfalls daher leiten.

(**) Im mittlern Lat. Fodrum, im Schwed. Foder, im Dän. Foeder, Fode, im Engl. Food, im Angelſ. Foda, im Wall. Bwyd, im Niederſ. Vöde, Vödung, Voodſel, Födſel, Voder, Voer, welche insgeſammt auch von der menſchlichen Nahrung vorkom-

und Thieren zur Nahrung dient. Gibt er ihm eine andere (Frau), ſo ſoll er ihr an ihrem Futter, Decke und Eheſchuld nicht abbrechen, 2 Moſ. 21, 10. Ich half ihnen das Joch an ihrem Halſe tragen, und gab ihnen Futter, Hoſ. 11, 4. Von Menſchen braucht man es im Hochdeutſchen nicht anders als im Scherze. Das Futter ſticht ihn, ſagt man von jemanden, den der Ueberfluß muthwillig oder übermüthig macht. Deſto häufiger aber und gemeiniglich von allem demjenigen, was das Pferde- Rind- Schaf- Ziegen- Schwein- und Feder-Vieh zu ſeiner Nahrung brauchet, und entweder von ihnen ſelbſt auf der Weide geſuchet, oder denſelben zu Hauſe gegeben wird. Dem Viehe ſein Futter geben. Ein Pferd im Futter halten, es unterhalten. Zuweilen auch, obgleich ſeltener von der Nahrung fleiſchfreſſender Thiere. 2. So viel als einem Thiere auf ein Mahl zur Nahrung gegeben wird, und die Handlung, da man es ihm gibt. Die Pferde haben ſchon zwey Futter bekommen. In einem Futter 6 Meilen reiten.

Alles Futter, welches ein Hauswirth für das Vieh haben kann, beſteht: 1) in rohem Getreide und Körnern, ſo ganz trocken, eingequellet, geſchroten oder auch gebäcken, gefüttert werden; dieſes heißt insgemein Hart-Futter; 2) in Getreide, wovon er ſchon einen Nutzen gezogen hat, als: Trebern vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, imgleichen Oehl-Kuchen; 3) in allerley Abgängen des Getreides, als: Spreu, Kaff, Hülſen, Wirr- und Lang-Stroh, Kleyen, Staub- und anderes grobes Mehl, Treſtern von Weinbeeren; 4) in allerley Feld-Wurzeln und Kräutern, als: Kohl-Blätter, Kohl-

kommen; im Ital. Foragio, im Franz. Fourrage, bey den alten oberdeutſchen Schriftſtellern gleichfalls mit Ausſtoßung des d, Foura, Speiſe, Nahrung. Das Stammwort iſt das noch im Niederſ. vorhandene Zeitwort föden, ernähren; ſiehe Vater. Das Meißniſche Fuder, ein Biſſen, gehört vermuthlich auch hierher; ſiehe oben, S. 422.

Kohl-Strünke, Rüben, Möhren, Kartoffeln; wohin auch alles Wurzelwerk, welches die Schweine auswühlen, gehört; 5) in geſäetem Futter, Kräutern, als: Erbſen, Wicken, Wick-Futter, Klee, Eſparcette ꝛc.; 6) in dürrem und grünem Laube, und dürren Baum-Zweigen, Rinden, Mos ꝛc.; 7) in allerley abgefallenem, oder faulem, gutem, und endlich auch wildem Obſte; 8) in Graſe, Heu und Grummet; allerley ausgegätetem Unkraute und Kräutern, welche eingebracht, grün und trocken verfüttert, oder auf dem Felde abgehütet werden; alles dieſes heißt Weich-Futter; 9) in Schrappe, oder aufgehenden Rocken- und Weitzen-Blättern. 10) Das Vieh ſelbſt gibt auch Materie zum Futter. Sein Urin und Miſtgauche iſt für einige ein gutes Getränk dazu. Uebrigens iſt allezeit Regen- Fluß- Teich- und ein weiches Waſſer beſſer, als Brunnen- und hartes Waſſer. Für die Schweine iſt Milch, für die Hühner Käſe, Quark, wie auch der Miſt von anderm Viehe, bisweilen ein Futter. Ja, für eben dieſe und anderes Federvieh, ſind die geſtorbenen Seidenwürmer und anderes Gewürm, ein gutes Futter. Einige Haus-Thiere genießen auch andere Stücke von andern Thieren, als: der Ketten- Jagd- und Schäfer-Hund, die Knochen, das Fleiſch ꝛc. Vom Füttern des Viehes mit Fiſchen, ſ. Th. XIII, S. 359. Hierher gehört auch noch 11) allerley Spühlicht aus der Küche und vom Branntweinbrennen. Endlich gibt 12) auch das Mineral-Reich für das Vieh in vielen Fällen das Salz. Hierbey hat nun ein Haus- und Land-Wirth darauf in Anſehung ſeines Viehes zu ſehen, ob er ſolche Futter-Materialien ſelbſt bauen, wie viel er davon bauen, und ob er, wenn er auf Futter für das Vieh mehr, als auf andere Nutzungen ſieht, durch das Vieh mehr Nutzen haben könne, oder nicht. Denn im erſten Falle iſt es rathſam, lieber Futter zu kaufen, oder die Aecker und ihre Früchte dazu, als zu andern Dingen, anzuwenden. Wenn ſchon überflüſſiges Getreide vorhanden iſt,

da es nicht viel gilt: ſo iſt es beſſer, man ſtecke es, und zwar, wenn es angeht, erſt mittelbar, nähmlich durch Brauen, Stärke machen ꝛc. in das Vieh, oder wohl gar gleich unmittelbar, wenn mit dem Brauen nichts zu thun iſt. Oder, man ſuche die Aecker, an ſtatt des Getreides, mit Futter-Kräutern zu beſtellen; ſiehe Futter-Kräuter.

Die Nahrung der Thiere iſt überhaupt betrachtet, wie bey den Menſchen beſchaffen, d. i. ſie haben eine Materie nöthig, welche gallertartig iſt, und wodurch die feſten erdigen Theile unter einander gleichſam zuſammen gekleibet, und alſo vereiniget werden. Da aber die Thiere, in Anſehung der Feſtigkeit ihrer Theile, von einander unterſchieden ſind, und dieſe Theile bey einigen feſter und ſteifer, als bey andern, ſind: ſo folgt auch, daß ſelbſt die gallertartige Materie, in Anſehung der mehr oder weniger dichten Beſchaffenheit, verſchieden ſeyn müſſe. Wenn nun ein natürlicher Körper einen andern nähren ſoll, ſo muß derſelbe eine gallertartige Materie enthalten, und dieſe muß auch von den zur Verdauung beſtimmten Werkzeugen gehörig heraus gezogen werden können. Es iſt aber zu merken, daß Menſchen und Thiere, wenn ſie ſich auch in einem vollkommen geſunden Zuſtande befinden, nicht einerley Verdauungs-Kräfte beſitzen, ſondern daß dieſelben bey einigen ſtark, bey andern ſchwach ſind, und alſo, da die gallertartige Materie in mancher nährenden Subſtanz ſchwer, in einer andern leicht heraus gezogen werden kann, dieſe Materie durch die Verdauungs-Kräfte bey einem Thiere heraus gezogen, bey einem andern aber entweder gar nicht, oder doch unzureichend, heraus gezogen wird. Daher geſchieht es, daß einige Thiere von einer, dem erſten Anſehen nach, ſchlecht nährenden Subſtanz ſehr gut genähret werden, da hingegen andere von einer ſolchen Nahrung einen Mangel an Kräften erhalten würden. Ein Pferd z. E. wird mit Hafer und Heu gefüttert; es erhält

hält von beyden eine ſehr gute Nahrung. Denn es beſitzt die Verdauungs-Kräfte, daß Heu und Hafer durchgearbeitet, d. i. die Theile derſelben getrennet werden, und die darin befindliche gallertartige Subſtanz heraus gezogen wird. Ein Hund hingegen würde, aus Mangel der Nahrung, wenn es auch möglich wäre, daß er an Heu und Hafer, als eine Fütterung, gewöhnet werden könnte, in kurzer Zeit ſterben müſſen, weil er die Verdauungs-Kräfte nicht beſitzt, die gallertartige Materie heraus zu ziehen. Geſetzt aber, daß er es auch herausziehen könnte, ſo iſt doch dieſes wieder zu erwegen, daß die gallertartige Materie im Heu und Hafer von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt, daß ſie wohl die ſehr feſten Theile eines Pferdes, aber nicht eines Hundes, in dem gehörigen Zuſtande erhalten kann. Denn letzterer würde unfehlbar nach und nach krank werden, und, der heraus gezogenen gallertartigen Subſtanz ungeachtet, doch noch an einem Mangel der Nahrung ſterben, weil die heraus gezogene nährende Subſtanz zu grob iſt, und eher die kleinen Gefäße verſtopfen, als eine Nahrung in denſelben leiſten würde. Daher muß man nicht allein auf die Verdauungs-Kräfte, ſondern auch auf den ganzen Körper eines Thieres, oder auf die ganze Structur deſſelben ſelbſt, wie auch auf die Beſchaffenheit der in den Nahrnngs-Mitteln und in dem Futter befindlichen nährenden oder gallertartigen Subſtanz, Rückſicht nehmen, wenn man ſich von der nährenden Kraft eines Körpers einen gehörigen Begriff machen will.

Wie man den Gehalt und die Beſchaffenheit der Fütterung, in Abſicht auf die bey einem Thiere zu erhaltende Milch, zu betrachten habe, ſiehe im Art. Milch.

Was das Futter in Anſehung des Mäſtens der Thiere betrifft, ſiehe unter Mäſten.

Ueberhaupt ſind bey dieſer Materie folgende Regeln zu beobachten: Alles junge Vieh, welches von gutem Gewächſe werden ſoll, muß in der Jugend wohl

und hinlänglich gefüttert werden. Denn fehlt es in dieſer Zeit an genugſamer und zuträglicher Nahrung, ſo werden die Nerven nicht hinlänglich ausgedehnt, und die Blut-Gefäße bekommen nicht die erforderliche Weite; und daher kann es niemahls ein recht ausgewachſenes und vollkommen ſtarkes Thier werden. Die Thiere kommen in dieſem Stücke völlig mit den Erd-Gewächſen überein. 2) Thiere, die zum Zuge anwachſen ſollen, müſſen nicht viel öhlichtes Futter bekommen; denn ſie werden ſonſt zu fett, dieſes benimmt ihren Nerven die Stärke, und wiederſpricht alſo der Abſicht. 3) Man muß dem Zug-Viehe nicht ſogleich nach der Arbeit völliges Futter geben. Bey der Arbeit hat ſich das Vieh innerlich erwärmt, und alles iſt bey ihm in Bewegung. Bekommt es nun ſogleich völliges Futter, ſo wird es zu hurtig freſſen, und das Futter kann mithin unmöglich gehörig verdauet werden, ſondern es geht unverdauet in das Blut, welches eine Haupt-Urſache der Krankheiten iſt. Eben dieſes kann auch auf das Saufen angewendet werden, weil einerley Grund vorhanden iſt. 4) Das Futter, welches dieſem Viehe zur Mahlzeit beſtimmt iſt, muß nicht auf ein Mahl vorgeſchüttet werden. Denn indem es frißt, wühlet es das Freſſen mit dem Maule herum, und vermiſcht es mit dem aus dem Maule gehenden Schaume. Dieſes macht dem Viehe das Freſſen zuwieder, und darum genießt es nicht ſein völliges Futter, vielmehr geht ein beträchtlicher Theil davon verloren; dieſes aber wiederſpricht den Regeln der wirthſchaftlichen Sparſamkeit. 5) Bey dem Zug-Viehe muß ſowohl in der Zeit zur Arbeit, als auch in der Zeit zur Fütterung, Ordnung gehalten werden. Es iſt eine bekannte und von allen Wirthen angenommene Regel: Die Ordnung iſt halbes Futter. Die Erfahrung bekräftiget dieſen Satz, und die Vernunft erklärt es aus der Lehre von der Gewohnheit, als welche die andere Natur iſt. 6) Es iſt nützlich, daß man dieſem

ſem Viehe, wenn es ſtark arbeiten muß, mehr ſtärkendes Futter gebe, als wenn es Ruhe hat. Will man dieſem Viehe zur Zeit der Ruhe vieles Futter abbrechen, ſo wird man es entkräften, und mithin untüchtig machen, wenn es wieder zur Arbeit gebraucht werden ſoll; daher muß man auch in dieſem Stücke der Sache nicht zu viel und auch nicht zu wenig thun. 7) Die Thiere, von welchen wir die Wolle, Federn, Haare, Seide u. ſ. f. nutzen wollen, müſſen mit fetten und alkaliſchen Futter geſpeiſet werden; daher iſt z. E. ſaures und ſtarkhalmiges Gras ein ſchlechtes Futter für Schafe und Hammel, in Abſicht auf die Nutzung der Wolle.

Was in Anſehung der Wahl des Futters für jede Art Vieh beſonders zu beobachten iſt, findet man in den davon handelnden Artikeln: als: Ente, Gans, Huhn, Pferd, Rindvieh, Schaf, Schwein, Truthühner, Ziege ꝛc.

Futter=Amt, an einigen Höfen, ein Amt, d. i. ein Collegium mehrerer Perſonen, welcher für die Anſchaffung und Verwaltung des Futters für den herſchaftlichen Marſtall Sorge trägt. Siehe auch Futter=Marſchall. Futter=Schreiber.

Futter=Band, bey den Perückenmachern, ein Band über dem Netze, welches die Haar=Treſſen trägt.

Futter=Bank, Häckerlings=Bank, im Niederſ. die Futter=Lade, ein Kaſten auf einem Geſtelle, vermittelſt deſſen das Futter für das Vieh, als: Stroh ꝛc. geſchnitten wird. Das Eiſen, womit ſolches geſchieht, heißt die Futter=Klinge. Ein Mehreres davon wird im Art. Häckerling vorkommen.

Futter=Bann, zu Augsburg, eine Abgabe, welche die Futterer jährlich entrichten, und auch der Höker=Bann genannt wird.

Futter=Boden, ein Boden, auf welchem das Futter für das Vieh verwahret wird.

Futter=Bohne, ſiehe Th. VI, S. 132.

Futter⸗Brey, in den Bienenſtöcken, ein weißlicher, glänzender, kleberiger Saft, am Boden der Zellen, welcher den Jungen zur Nahrung dient.

Futter⸗Dielen, Fr. Serres, die Breter der innern Verkleidung eines Schiffes; ſiehe unter Schiff.

Futter⸗Fiſch, eine allgemeine Benennung derjenigen Fiſche, welche Pflanzen und deren Theile zu ihrer Nahrung brauchen und auch Weide⸗Fiſche heißen; zum Unterſchiede von den Raub und Schlamm⸗Fiſchen.

Futter⸗Geld, Geld, welches man für das Futter und für die Fütterung eines Thieres bezahlet.

Futter⸗Gras, ein Gras, welches ein bequemes Futter für das Vieh abgibt; ſiehe Futter⸗Kräuter.

Futter⸗Hemd, Fr. Chemiſette, in den gemeinen Mund⸗Arten, beſonders Nieder⸗Sachſens, ein kurze Bekleidung des Leibes, welche unmittelbar über dem Hemde, unter der Weſte getragen wird, und ſonſt auch ein Bruſt⸗Tuch, imgleichen ein Kamiſol, von dem Ital. Camiciuola, heißt; Niederſ. Foorhemd.

Beyde Wörter, woraus dieſes Wort zuſammen geſetzt iſt, ſcheinen hier noch ihre erſte urſprüngliche Bedeutung zu haben; Futter, ſo fern es Rauchwerk, und Hemd, ſo fern es eine Art der Bekleidung, Gr. ἱματιον, bedeutete. S. Futter 1. Anmerk.

Futter⸗Honig, Honig, womit die Bienen im Winter oder Frühlinge gefüttert werden; ſiehe Th. IV, S. 693, fgg.

Futter⸗Kaſten, ein Kaſten, worin das Futter für die Pferde aufbehalten wird; ſiehe unter Pferd.

Futter⸗Klinge, ſiehe Futter⸗Bank.

Futter⸗Kloben der Glaſer, ſiehe unter Karnieß⸗Bley.

Futter⸗Knecht, ein Knecht, der allein für die Fütterung des Viehes, und beſonders der Pferde, beſtimmt iſt.

Futter⸗Korn, Korn, ſo fern es zum Futter für das Vieh, und beſonders für die Pferde, gebraucht wird.

Futter⸗Kräuter, nennt man diejenigen Pflanzen, welche dem Viehe, was in der Landwirthſchaft gezogen wird, insbeſondere den Pferden, dem Rindviehe und

den Schafen, ein geſundes, nahrhaftes und angenehmes Futter ſind, und zu dieſer Abſicht vornehmlich gebauet werden. In volkarmen Ländern macht die Gewinnung dieſer Pflanzen die wenigſte Mühe; in volkreichern Ländern hingegen, wo jedes Stückchen der Erd-Fläche ſeinen Herrn hat, und wo jeder Raum koſtbar iſt, iſt ſolche ein Gegenſtand einer eigenen Beſchäftigung.

Die Anzahl der Futter-Kräuter iſt theils durch die Mode, theils durch Vorſchläge neuerer ökonomiſcher Schriftſteller ziemlich angewachſen. Die Vermehrung derſelben iſt weder nöthig, noch in vielen Gegenden nützlich. Bey der allgemeinen Fütterung, wie ſie an jedem Orte auf der Weide, auf den Wieſen und unter dem Heu gefunden wird, kommen einige von den Futter-Kräutern mit vor, welche aber durch den Anbau ſtark vermehret und verbeſſert werden. Man gebraucht ſie alsdann bey beſonderer Gelegenheit in der Vieh-Wirthſchaft zu beſondern Abſichten, wenn ſich entweder an den ſonſt gewöhnlichen Nahrungs-Mitteln ein Mangel eräugnet, oder wenn dieſe zu unkräftig gefunden werden, das Vieh in einen ſolchen Zuſtand der Nutzung zu ſetzen, und darin zu erhalten, in welchem es der Landwirth bey ſeiner beſondern Einrichtung zu ſehen wünſchet.

Die Landwirthe verfüttern dergleichen Kräuter zum Theil friſch, zum Theil trocken; bald gemengt, bald allein; zuweilen nur ſparſam, manchmal häufig. Einige ſehen dabey auf gewiſſe Jahrszeiten; Andere auf beſondere Umſtände und Zubereitungen. Man ſucht dadurch entweder einem von ſchwerer und anhaltender Arbeit läſſig, oder durch Zufälle und Krankheit hinfällig gewordenen Viehe wieder aufzuhelfen, bey jungem Viehe aber die Munterkeit, Stärke und Wachsthum zu vermehren. Bey einer guten Anwendung ſind eben dieſe Kräuter auch dienlich, mehr Talg oder Fett und Milch zu erzeugen. Ihr Anbau bedarf in unterſchiedenem Boden,

den, wenn ſie die gewünſchten Wirkungen thun ſollen, eben ſo vieler Sorgfalt, als ihre Einſammlung und Aufbehaltung. Inſonderheit hat man bey ihrer Verfütterung auf einen vernünftigen Gebrauch derſelben zu ſehen, weil ſie kräftiger ſind, als andere Nahrungs-Mittel. Die Erfahrung beſtätigt es, und die Vernunft begreift es ſehr leicht, daß ſolche ſtarke Nahrungs-Mittel, bey einer unbedachtſamen und unordentlichen Anwendung, bald ſchädlich werden, einige Thiere zu geſchwinde vollblütig machen, und zu ſchweren Zufällen Anlaß geben können.

Die vortheilhafteſten ſind die, welche ſich für unſern Boden am beſten ſchicken, ohne alle oder viele Düngung, ohne beſchwerliche und koſtbare Wartung, einige Jahre dauern, den Boden nicht ſehr entkräften, aufrecht wachſen, und reichliche Aernden geben.

Man kann die Futter-Kräuter in natürliche, welche bey uns wild wachſen, und in künſtliche, welche geſäet und mit Fleiß gebauet werden, eintheilen. Ein Land, welches zu ſolchen Pflanzen beſtimmt iſt, heißt ein Anger, und zwar ein natürlicher, wenn er natürliche, und ein künſtlicher, wenn er künſtliche Futter-Kräuter trägt. Anger, welche abgemähet werden, heißen Wieſen; welche hingegen vom Viehe abgeweidet werden, Weiden. Das beſte Verhältniß zwiſchen den Getreide-Feldern und Angern, läßt ſich nicht allgemein beſtimmen. Man hat aber dabey vornehmlich auf die Beſchaffenheit und Lage des Landes, auf diejenigen Producte, die den größten Gewinn bringen, auf die Anzahl des zu den landwirthſchaftlichen Arbeiten nöthigen Viehes, und auf die erforderliche Menge des Düngers, zu ſehen. Unrecht iſt es, wenn man den Mangel der Futter-Kräuter lieber durch Verminderung der Viehzucht, als durch Verbeſſerung und Vermehrung der Anger, heben will. Am vortheilhafteſten iſt es, wenn man das Land in verſchiedene Schläge (Koppeln) theilet, und jeden Theil einige Jahre

als

als Anger, und hernach wieder als Getreide-Feld nutzet; wovon ich im Art. Koppel-Wirthſchaft ausführlicher handeln werde.

Die meiſten Futter-Kräuter, welche in Deutſchland gebauet werden, ſind entweder Gräſer, oder Pflanzen mit Schmetterlings-Blumen. Jene ſind gröſsten Theils dauernde Pflanzen, ſie verlangen die wenigſte Wartung, und können grün und gedörret, ohne Gefahr verfüttert werden.

Die vorzüglichſten Gras-Arten ſind; **Frühlings- oder Ruch-Gras**, Anthoxanthum odoratum *Linn.*, **Canarien-Gras**, Phalaris Canarienſis *L.*; **Hirſe-Gras**, Panicum; **Liesch-Gras**, Phleum; **Wieſenfuchsſchwanz**, Alopecurus pratenſis; **Waldhirſe-Gras**, Milium effuſum; **Straus-Gras**, Agroſtis; **Schmielen**, Aira; **Perl-Gras**, Melica; **Vieh-Gras**, Poa; **Zitter-Gras**, Briza; **Hunds-Gras**, Dactylis; **Kamm-Gras**, Cynoſurus criſtatus; **Schaf-Gras**, Feſtuca ovina; **Wieſen-Schwingel**, Feſtuca elatior; **Schwaden**, Feſtuca fluitans; **Treſp**, Bromus; **Flug-Hafer**, Avena fatua; **Wieſen-Hafer**, Avena elatior; **Ray-Gras**, Lolium perenne; **Haar-Gras**, Elymus; **Darr- oder Honig-Gras**, Holcus. Siehe den Art. **Gras**.

Die Pflanzen mit Schmetterlings-Blumen, haben gröſsere und mehlreichere Samen; ſie treiben mehr Zweige, und liefern mehr Futter, als die Gräſer, welches aber nur grün, und mit Vorſicht verfüttert werden muſs. Der **rothe Wieſen-Klee**, Trifolium pratenſe, welcher in vielen Gegenden Deutſchlandes wild wächſt, iſt unter dieſen Futter-Kräutern die beſte Art. Die übrigen Klee-Arten, welche in neuern Zeiten zum Anbau empfohlen und angewendet worden, ſind: der **Erdbeer-Klee**, Trifolium fragiferum; der **weiſse Berg-Klee**, Trifol. montanum; der **Stein-Klee**, Trifol. Melilotus offic. Von den jährlichen Klee-Arten ſind die nützlichſten: der **Baſtart-Klee**, Trifol. hybridum;

der

der Stern-Klee, Trifol. ſtellatum, und der Hopfen-Klee, Trifol. agrarium. Siehe den Art. Klee. Hierher gehören auch die Luzerne, Medicago ſativa; der ſchwediſche Heu-Same, Medicago falcata; die Hopfen-Luzerne, Medicago lupulina; die Eſparcette, Hedyſarum Onobrychis; die Sülla, Hedyſarum coronarium; die Futter-Wicke, Vicia ſativa; die zweyjährige Wicke, Vicia biennis; die Zaun-Wicke, Vicia ſepium; der Geis-Klee, Galega offic.; einige Arten der Platt-Erbſen, Lathyrus pratenſis; die bunte Kron-Wicke, Coronilla varia; die wilde Kicher, Aſtragalus Cicer; und einige andere Arten dieſes Geſchlechtes.

Unter die Pflanzen, welche nicht zu dieſen beyden Claſſen gehören, und dennoch vortheilhafte Futter-Kräuter ſind, gehört vornehmlich Spark (Spergel, Knöterich), Spergula arvenſis. Die Pimpernelle, oder Bibernelle, Poterium ſanguiſorba, wird von den Engländern, ſeit einigen Jahren, vornehmlich deswegen angebauet, um den Schafen ein grünes Winter-Futter zu verſchaffen.

Unter den Futter-Kräutern verdienen die Luzerne, Eſparcette und verſchiedene andere Klee-Arten, allerdings den Vorzug. Ihr Nutzen iſt nunmehr genugſam eingeſehen worden, zumahl, da ſie viele Jahre hinter einander auf einem Acker ohne neue Beſtellung und Beartung bleiben können, und den Boden reichlich verzinſen. Allein, eben dieſes, was dieſe Futter-Kräuter am nützlichſten macht, verurſachet, daß ſie für die meiſten Gegenden von Deutſchland, wo die unglückliche Einrichtung der Eintheilung in Felder, und die Hut- und Trift-Gerechtigkeit Statt findet, nicht recht brauchbar ſind. Der beſte Nutzen eines mit Luzerne, Eſparcette und dergleichen Klee-Arten beſtellten Ackers erfolgt erſt im zweyten und dritten Jahre, da ſich dieſelben recht beſtaudet haben. Allein, das geht bey unſerer Eintheilung des Ackers in Felder nicht an, weil die Hirten einen

nen ſolchen Acker im zweyten und dritten Jahre keinesweges ſchonen würden. Es iſt alſo für einen ſorgfältigen Landwirth eine wichtige Sache, ſolche Futter-Kräuter zu kennen, die in Einem Jahre vielmahl abgeſchnitten werden können, und viel Futter geben, ohne daß ſie nöthig haben, mehrere Jahre auf einerley Acker zu bleiben. Zu dergleichen Futter-Kräutern, welche in Einem Jahre zum öftern genutzet werden können, gehören: der Schnitt=Kohl, Braſſica arvenſis, der Spinat, die gemeine und die Eiter=Neſſel.

Gedanken über die hier zu Lande gewöhnlichen Futterkräuter, ſt. im 4 St. des 1 B der Berlin Sammlungen, 1769, 8. S. 405—412.

Von Futterkräutern, ſ. Hrn. Prof Beckmann Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft, Gött. 1775, 8. S 151—176.

J. B. H Börners Abhandlung von den Futterkräutern, ſt im 42—44 St. der ökon. Nachricht. der patriot. Geſellſchaft in Schleſien, a. d. J 1777; und im 17, 18, 19 und 39 St. derſ. a. d. J. 1778.

(Hrn Prof. Ebert) Kurzer Begriff menſchl Fertigkeiten und Kenntniſſe ꝛc. 1 Th. Lpz. 1778, 8. S. 17, fgg

Hrn. v. Haller Abhandlung über die Futterkräuter der Neuern, Bern, 1771, 8. 4 B.

Hrn. v. Juſti Anmerkungen von einigen, noch wenig bekannten Futterkräutern, ſt. in Deſſen ökon Schriften 2ten Band, Berl. und L. 1760, gr. 8. S. 438—443.

Futter=Lade, ſiehe unter Häckerling.

Futter=Leinwand, Fr. Toile d'embourrure, eine grobe Leinwand, zur Bedeckung der Flocken, Haare oder anderer Materien, womit die Tapezierer die Polſter, Stühle, Canapee und andern dergleichen Hausrath ausſtopfen, welche ſie hernach mit feinern und koſtbarern Zeugen überziehen. Zuweilen nennet man auch die Glanz=Leinwand ſo.

Futter=Macher, ſiehe oben, S. 577.

Futter=Marſchall, an fürſtlichen Höfen ein Bedienter, welcher den verordneten Vorrath an hartem und rauhem Futter für den Hof=Stat in Empfang nimmt, die Nothdurft davon in den fürſtlichen Marſtall ſowohl, als denen, die ein verordnetes Deputat zu empfangen haben, reichen läßt, und über alles Tage= oder Wo=

chen=

chen⸗Zettel und Jahrs⸗Rechnungen führt. An einigen Orten iſt derſelbe mit dem Futter⸗Meiſter einerley, an andern aber iſt er demſelben vorgeſetzt.

Futter⸗Mauer, Fr. Chemiſe, in der Baukunſt, eine Mauer, womit eine ſchwächere Wand bekleidet oder gefüttert wird. Beſonders im Feſtungsbaue, die Mauer, womit die Wälle und Gräben eingefaſſet, und von auſſen bekleidet werden, damit die Erde nicht herunter ſchießen oder von dem Regen weggeſpühlet werden könne; der Mauer⸗Mantel.

Von den Futter⸗Mauern, womit die Fahr⸗Dämme verwahret werden, ſiehe unter Straße.

Auf den Bergwerken, werden Futter⸗Mauern die Mauern und Wände genannt, welche meiſtentheils von harten Mauer⸗Steinen zwiſchen den Ofen⸗Pfeilern aufgeführt ſind, und an hohen Oefen gemeiniglich $1\frac{1}{2}$ Elle höher, als die Grund⸗Pfeiler, ſind.

Futter⸗Meiſter, ſiehe Futter⸗Marſchall.

Futter⸗Netz, Fr. Moreau, eine Art eines geſtrickten Korbes, oder auch ein Sack, den man den Maulthieren über den Kopf hänget, damit ſie im Gehen daraus freſſen können.

Futter⸗Raufe, ſiehe Raufe.

Futter⸗Rehe, eine Art der Rehe, welche von ſchlechtem oder unzeitigem Futter herrühren ſoll; ſiehe Rehe.

Futter⸗Rübe, ſiehe unter Rübe.

Futter⸗Sack, ein Sack, worin das Futter für das Vieh gehohlet oder verwahret wird.

Den Pferde⸗Knechten werden die Futter⸗Säcke, worin dieſelben das Futter für ihre Pferde von dem Boden hohlen müſſen, gemeiniglich zum Inventario gegeben.

Futter⸗Schneider, ein Tagelöhner oder Knecht, der den Häckerling für die Pferde und Ochſen ſchneidet.

Futter⸗Schreiber, an Höfen, ein Schreiber bey dem Futter⸗Amte, ein Schreiber der dem Futter⸗Marſchalle, oder Futter⸗Meiſter untergeordnet iſt.

Fut⸗

Futter-Schwinge, **Futter-Wanne**, in der Lauſitz **Futter-Schwinde**, L. Vannus, Ventilabrum, Fr. Van, ein von Weiden oval oder in Geſtalt einer Muſchel geflochtener Korb, das Pferde-Futter darin zu ſchwingen, und von dem Staube zu reinigen.

Der Knecht nimmt jedes Mahl ſo viel Haber in die Schwinge, als nöthig iſt, ſeinen in der Wartung habenden Pferden zu reichen, ſchwinget ihn aus, damit der Kaff und Staub heraus fliege, und vermiſcht den nöthigen Häckerling damit. Zu ſolchem Gebrauche ſind die Arten, wie Fig. 825 vorgeſtellt iſt, am bequemſten. Sie ſind vorn offen, hinten tief und geſchloſſen, und im Boden mit Leder oder Wachstuch überzogen, daher der Knecht dreiſt ſchwenken kann, ohne zu fürchten, daß er ein Korn verliere; und der Staub und die Spreu müſſen nothwendig heraus fliegen. Denn, wenn das Pferde-Futter unrein, ſtaubig, oder etwa mit Hühner- Gänſe- und andern Federn oder Koth vermiſcht, gegeben wird: ſo bekommen die Pferde ſogleich den Huſten, und werden haarſchlächtig, oder vergehen, verdorren und verkröpfen davon.

Futter-Sieb, ein Sieb, worin die Knechte das Pferde-Futter ſieben, und von ſolcher Unreinigkeit, welche durch das Schwingen nicht hinweg geht, befreyen.

Futter-Stroh, iſt nicht nur das Weitzen- Hafer- Bohnen- Erbſen- Linſen- und Wicken-Stroh, ſondern es werden auch die Aehrengebünde, Wirrbunde oder Wurmgebünde von Rocken- und anderm Stroh, in ſo fern es zum Futter für das Vieh beſtimmt iſt, darunter verſtanden.

Futter-Taffet, ſiehe Taffet.

Futter-Treſpe, Bromus giganteus *Linn.*; ſiehe unter Treſpe.

Futter-Tuch, Fr. petit drap, nennet man den Flanell, Boy, und andere ſolche tuchartige Gewebe, welche zum Unterfutter unter verſchiedene Kleidungsſtücke gebraucht werden.

Futter-Wanne, ſiehe Futter-Schwinge.

Futter-Wicke, Vicia ſativa *Linn.*; ſiehe Wicke.

Futte-

Futteral, aus dem mittlern Lat. Foderellus, eine harte oder ſteife Bekleidung eines Körpers von auſſen, worein man ihn ſteckt, ihn unverſehrt zu erhalten; im gem. Leben ein Futter, L. Theca, Fr. Etui. In manchen Fällen hat ein ſolches Futteral andere Nahmen. Bey einem Degen heißt es die Scheide.

Die Futterale werden entweder von Holz, oder von Pappe, (d. i. mehreren bis zu einer gewiſſen Dicke zuſammen gepappten oder gekleiſterten Blättern Papier) zu Spiegeln, Gold- und Silber-Geſchirre und Geſchmeide, Ringen, Juwelen, Uhren, und was dergleichen koſtbare Dinge mehr ſind, imgleichen zu Beſtecken Beſteck-Meſſern, einfachen Meſſern, oder Löffeln, Büchern, und andern Sachen mehr, welche eine Bewahrung vor dem Staube, oder einen Ueberzug nöthig haben, gemacht, und ſind insgemein mit Papier, Leder, Sammet, oder ſeidenen Stoffen ausgezieret. Sie ſind mehrentheils eine Arbeit der Buchbinder. Es gibt aber auch ſowohl in Deutſchland, inſonderheit zu Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, als auch und inſonderheit in England und Frankreich, eigene Futteral-Macher, welche nicht allein allerley Arten von Futteralen, ſondern auch inſonderheit mit Gold, Silber, Domback, Meſſing rc. eingefaßte, und mit allerley Fiſchhäuten oder Leder überzogene Galanterieſtücke, Uhrgehäuſe u. ſ. w. machen, von denen man ſolche, inſonderheit die Uhrgehäuſe, künſtlich und auch ſchlecht gearbeitet, einzeln oder auch Dutzendweiſe, gleich fertig bekommen kann. Sonſt hat man auch noch allerley Futterale, Beſtecke und Etuis, von Gold, Silber, Meſſing, Kupfer, Zinn, Blech, welche die damit hanthierenden Arbeiter, die Gold- und Silber-Arbeiter, Fläſchner, Klempner, Zinngießer rc. machen. S. auch Beſteck.

Die Kunſt des Futteralmachens ſelbſt findet man an folgenden Orten deutlich und ausführlich beſchrieben:

Anwei-

Anweiſung zur Buchbinderkunſt, 2te Abtheil. Lpz. 1762, 8. S. 14, ſgg.
Chomel ökon. und phyſikal. Lexicon, 4 Th. Lpz. 1751, f. Col. 601, ſgg.
Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte, 2 Band, Brand. u. L. 1762, 4. S. 119, f.
C. F. Predigers Buchbinder und Futteralmacher, Anſpach, 1741, 8. 3 Theile.
G. H. Zinckens teutſches Real⸗, Manufactur⸗ und Handwerks⸗Lexicon, Lpz. 1745, gr. 8. S. 803 — 806.

Wenn in Futteralen Geradeſtücke gelegen haben, ſo ſind ſolche Gerade, wenn auch das Geradeſtück ſelbſt verkauft oder verloren gegangen wäre.

Futterer, in vielen Städten, eine Art Höker, welche Holz, Stroh, und verſchiedene Arten des Futters, für das Vieh im Kleinen verkaufen.

Fwen, ein chineſiſches Gewicht; ſiehe Condorin.

Fyrke, eine kleine Scheidemünze von Kupfer in Dänemark, welche 1½ Witten oder 6 Pfenn. Däniſch hält. 2 Fyrken machen 1 Schill. Däniſch.

G. G.

G, der ſiebente Buchſtab des Alphabethes, welcher mit dem Gaumen ausgeſprochen wird, und gemeiniglich härter lautet, als ein j, und gelinder als ch und k.

Den erſten Römern war er ganz unbekannt, als welche an ſeiner Statt allezeit ein C gebraucht haben; nach dem erſten karthaginenſiſchen Kriege aber ſollen ſie denſelben mit angenommen, und dadurch die Zahl 400, wenn ſie ihn aber oben mit einem Strichlein gezeichnet, 4000 angedeutet haben.

Auf einigen alten Grab- und Ehren-Mahlen der Römer, findet man dieſen Buchſtab ſehr oft, und zwar theils allein, theils auch mit verſchiedenen andern. Allein, bedeutet er bald gratis, bald gens, bald gaudium, oder auch ein anderes Wort. *G. V.* Genio vrbis. *G. P. H.* Gloria populi romani. Ein Mehreres davon findet man bey dem Aldus Manutius, in ſeinem Buche de veterum notarum explanatione.

Auf den preußiſchen Münzen zeigt *G* ſtettiner Gepräge, und auf den franzöſiſchen, die zu Poitiers geprägten, an.

Auf den Recepten wird durch *G*, das Wort Gummi angedeutet.

Bey den Bezeichnungen des Gewichtes und der Münzen im Franzöſiſchen, bedeutet *G* ſo viel als Gros, oder Quentchen.

Auf den in Kupfer geſtochenen Wapen, bemerket G, die Goldfarbe, Gr. aber Grün.

In den Regiſtern, Journalen und Rechnungen der Kaufleute, Banquiers und Buchhalter, bedeutet dieſer Buchſtab, wenn er ganz allein ſteht, oder auch mit einem

nem l oder r verbunden iſt, (Gl. oder Gr.) Groſchen. Beym Gewicht, iſt durch Gr. Gran zu verſtehen. Ggr., gute Groſchen; Grvl., Grot Vlämiſch; Gg., Goldgulden; GGw., gut Gewicht.

Von der Bedeutung des Buchſtabes *G* auf den franzöſiſchen Galanterie-Waaren, ſ. den Artikel *Garni.*

Die Bedeutung dieſes Buchſtabes in der Muſik, hat man in dieſem Werke nicht zu ſuchen.

Gabare, Gabarre, Holl. Gabaar, iſt in Frankreich der Nahme gewiſſer kleiner Fahrzeuge von verſchiedener Gattung. Man nennet nähmlich alſo: 1) eine Patache, oder ein kleines Fahrzeug, welches in einem Meer-Hafen oder auf einem Fluſſe vor Anker liegt und worauf ſich Zoll-Bediente befinden, welche die ein- und auslaufenden Schiffe viſitiren, und für die Verhütung der Unterſchleife in Anſehung der Ein- und Ausfahrts-Zölle ſorgen müſſen. Die Führer der Schiffe und Fahrzeuge aber ſind verbunden, ſich einer ſolchen Gabare zu nähern, und ſich von den Zoll-Bedienten viſitiren zu laſſen. 2) Eine Art platter und breiter Fahrzeuge, welche mit Segel und Ruder gehen, deren man ſich in den Häfen und auf einigen Flüſſen in Frankreich, die zu andern Schiffen nicht tief genug ſind, inſonderheit auf der Loire, unterhalb Nantes, bedienet, und welche ſehr bequem ſind, die Ladung auf die Schiffe, und von den Schiffen damit zu führen; mithin ſind dieſelben eigentlich nichts anders, als die ſo genannten Lichter. 3) Eine Art Nachen, worauf, bey Räumung der Canäle, der Schlamm geladen wird. Diejenigen, welche eine ſolche Gabare führen, heißen im Franzöſ. Gabariers, oder Gabriers; wiewohl dieſer Nahme auch den Tagelöhnern und Laſtträgern, welche die Schiffe beladen und abladen, und die Waaren auf die Gabaren, und aus ſelbigen bringen helfen, beygeleget wird. Siehe Ballen-Binder.

Gabari, Gabarit; ſiehe Sarter.

Gabe, von dem Zeitworte geben; L. Donum, Fr. Don. 1. Ueberhaupt alles, was gegeben wird, in welcher weiteſten Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich iſt. So bedeutet Gabe in dem Salzwerke zu Halle die Anzahl Zober Sohle, welche jede Woche in jede Kothe geliefert wird. Daher iſt auch Gaben-Herr, eben daſelbſt, eine Benennung der Unter-Bornmeiſter, weil ſie die Aufſicht über die Gabe, d. i. über die Sohle haben, welche aus dem Salzbrunnen in die Kothe geliefert wird.

Die Gaben-Herren, müſſen auf ein über dem Brunnen aufgehängtes Täfelchen die Gaben anſchreiben, wie viel Zober nähmlich auf ein Quart oder Nößel Thalgut, die ausgeſprochene Siedewoche über, nach dem Gerenten und der Fröhnung aus dem Brunnen gezogen, und in die Kothe getragen und gegoſſen werden ſoll. Sie haben auch den Born-Knechten zu gebiethen, und können die Widerſpenſtigen und Verbrecher mit Schließung an die über dem Brunnen befindlichen Halseiſen, beſtrafen.

Auch alles, was ein Unterthan dem Obern entrichten muß, die Abgaben, werden im gem. Leben Gaben, oder Steuern und Gaben genannt. Siehe Impoſt. Steuer.

2. In engerer Bedeutung, ein Geſchenk. 1) Ein jedes Geſchenk, in welchem Verſtande es im Hochdeutſchen veraltet iſt, ob es gleich in der deutſchen Bibel mehrmahls in dieſer Bedeutung vorkommt. Nach Gaben trachten, Eſ. 1, 23. Geſchenke und Gaben verblenden die Weiſen, Sir. 20, 31. Auch freywillige Opfer kommen im alten Teſtamente mehrmahls unter dieſer Bennennung vor. 2) Im gem. Leben, ein Geſchenk, welches man einem Armen zu ſeiner Nothdurft macht, ein Almoſen. Einem Bettler eine Gabe geben. 3) Ein jedes Ding, ein jeder phyſiſcher oder moraliſcher Vorzug, Fähigkeit u. ſ. f. ſo fern es als ein Geſchenk Gottes oder der Natur angeſehen wird. Das Brod iſt eine der vorzüglichſten Gaben Gottes.

Kinder ſind eine Gabe Gottes. Beſonders Fähigkeiten des Geiſtes und Gemüthes, ſie mögen nun natürlich, oder erworben, oder unmittelbar von Gott mitgetheilt ſeyn. Ein Mann von vielen Gaben, Fähigkeiten. Die Gabe der Keuſchheit.

1. Gabel, Zins, Steuer; ſiehe Gaffel.

2. Gabel (*), L. Furca, Fr. Fourche, Fourchette, ein jedes Ding, an welchem ſich zwey Spitzen an einem gemeinſchaftlichen Stiele befinden. So werden die Stangen eines Hirſches, die nur aus zwey Enden beſtehen (ſ. Gabel-Hirſch), imgleichen die zwey oberſten Enden eines jeden Hirſch-Geweihes, bey den Jägern Gabeln genannt. Die Gabel eines Baum-Aſtes, wenn ſich derſelbe in zwey Arme theilet; ſiehe Zwieſel.

In dem Pflanzen-Reiche verſteht man unter Gabel, Gäbelein, Häklein, Heftel, Rieme, Rißlinge, Schlinge oder Zwickel, L. Capreolus, Cirrhus, Clavicula, Viticulus, Fr. Fourchette, Fleau, Nille, gewiſſe Schnuren oder Fäden, welche aus verſchiedenen Theilen der Pflanzen entſpringen, ſich gemeiniglich in Schraubengänge winden, und um andere Körper, zu Befeſtigung ihrer Pflanzen, herum ſchlingen, oder ſonſt auf eine Art anklammern. Sie ſpalten ſich oft, wie am Weinſtocke, in mehrere Fäden; zuweilen bleiben ſie einfach. Gemeiniglich werden dieſelben am Ende ſpitziger und dünner; zuweilen aber auch, wie inſonderheit an dem canadenſer Epheu zu ſehen iſt, dicker und brei-

(*) Dieſes Wort lautet im Angelſ. Gafla, im Dän. und Niederſ. Gaffel, im Schwed. Gaffel, und bey den älteſten Lateinern Gabalus. Es kommt bey den älteſten oberdeutſchen Schriftſtellern nicht vor, und bey den Niederdeutſchen iſt ſtatt deſſen auch Forke üblich. Wachter leitet es von capere her. Wenn der Begriff der Spitze in dieſem Worte der herrſchende iſt, ſo läßt es ſich füglich zu Giebel rechnen, wohin auch das Franz. Javelle, Javellot, ein Wurfſpieß, gehört. Im Bretagniſchen iſt Gefail, eine Zange, und im Walliſchen Gefell. doppelt, zwiefach, gemellus, welches gleichfalls ein gutes Stammwort für Gabel abgibt.

ter, welches vornehmlich bey denjenigen geſchieht, welche ſich nicht winden. Insgemein treiben ſolche aus Stängel und Aeſten; bey vielen geſiederten Blättern von den Pflanzen mit Schmetterlings-Blumen endigt ſich die Rippe mit dergleichen Gabeln; und es gibt auch einige Blätter, welche auf der Spitze damit beſetzt ſind. Ueberhaupt ſind viele von ſolchen Pflanzen mit Gabeln verſehen, welche ſich ſelbſt nicht aufrecht erhalten können, und keine eigene Kraft beſitzen, mit dem Stängel ſich um andere nebenſtehende Körper zu winden.

Die Gabeln haben vermuthlich mit dem Stängel und den Stielen einerley Beſchaffenheit und Beſtand-Theile; und man ſieht gar öfters an den Gabeln des Weinſtockes einzelne Beeren ſitzen, imgleichen, daß die Blattſtiele oder vielmehr die Rippen bey den zuſammengeſetzten Blättern, z. E. bey einer Art des Brenn-Krautes, ſich wie die Gabeln winden, und unter ſich ſelbſt verwickeln.

Am gekochten und gebratenen Geflügel, nennt man das wie eine Gabel geſtaltete kleine Bein oder Knöchlein an der Bruſt, zwiſchen den beyden Flügeln, das Gäbelein.

Hauptſächlich und inſonderheit nennt man Gabel, Eß- oder Tiſch-Gabel, dasjenige Inſtrument, welches man nebſt dem Meſſer bey der Mahlzeit gebrauchet, theils um damit die Speiſen bequem zu zerlegen, theils ſie zum Genuß zu dem Munde zu führen. Dieſe Gabeln ſind entweder, wie am gewöhnlichſten iſt, zweyſpitzig (zweyzackig), groß und ſtark, wie die zum Trenchiren dienlichen, oder auf franzöſiſche Art verfertigt, drey- ja vierſpitzig, deren man ſich insgemein zum Salat und den übrigen Speiſen bedienet. Man hat auch Löffel-Gabeln, von der Löffelgeſtalt, mit 2, 3 oder 4 Zacken, oder mit ſolchen Stollen, wie das dazu gehörige Meſſer hat.

Den feinſten Gabeln gibt der Meſſer-Schmid vier, den gewöhnlichen aber nur zwey Zacken. Wenigſtens die Zacken (Fr. Fourchon) müſſen aus Stahl geſchmiedet werden, weil eiſerne

Zacken

Zacken leicht beym Gebrauche zerbrechen würden. Jede Gabel beſteht aus 4 Theilen, nähmlich den Zacken, a b, Fig. 826 und 827, der Stolle b c, der Angel, und der Schale c d, worin die Angel ſteckt.

Soll eine Gabel 3 oder 4 Zacken erhalten, ſo ſchmiedet der Meſſer-Schmid für dieſen Theil ein Stück an einer Stange Stahl aus, welches ſo breit iſt, als alle 3 Zacken mit ihren Zwiſchen-Räumen. Die Stolle b c, Fig. 826, wird unter dem Hammer nur rund geſchmiedet, hingegen die Angel völlig ausgebildet. Die Zwiſchenräume zwiſchen den Zacken hauet er mit einem Meiſſel aus, bearbeitet jeden Zacken mit einer Feile, und krümmet alle zugleich etwas mit dem Hammer. Der Stolle gibt die Feile eine flach runde Geſtalt und einige Knöpfe. Letzteres gilt auch von denen Gabeln, welche nur zwo Zacken haben; bey dieſen aber werden die Zacken auf eine ganz andere Art bearbeitet. Man läßt für ſie, bey dem Schmieden der Gabel, ein flaches Stück ſtehen, welches halb ſo lang iſt, als die fertigen Zacken, und zerſchrotet es mit einem Meiſſel, der Länge nach, in zwey gleiche Streife. Dieſe werden dergeſtalt zurück gebogen, daß ſie mit der Stolle rechte Winkel machen, und mit dem Hammer zu ſpitzigen Zacken ausgeſchmiedet. Man macht ſie wieder rothwarm, treibt ſie etwas mit dem Hammer zuſammen, und richtet ſie auf einem Stück Eiſen in dem Amboß-Blocke, ſo der Gabel-Richter genannt wird; ſiehe Fig. 828. Das Eiſen iſt bey b ausgehöhlt. Die Zeichnung ſtellt eine doppelte Abänderung dieſes kleinen Werkzeuges vor. Bey dieſer letzten Arbeit ſteckt der Meſſer-Schmid den einen Zakken unter die Oeffnung unter dem Gabel-Richter b, und gibt dem andern auf der Bahn a, einen ſchicklichen Abſtand von der Stolle. Eben dieſes wiederhohlt er bey dem andern Zacken. Die Feile muß beyde Zacken nebſt der Stolle gleichfalls ausarbeiten. Eine Gabel möge nun 4, 3 oder 2 Zacken haben, ſo gibt man ihr die Federhärte, damit ſich die Zacken gehörig biegen laſſen; d. h. man härtet ſie durch das Ablöſchen, beſtreicht ſie mit Fett, und läßt dieſes auf Kohlen abbrennen. Hierauf ebnet man die Zacken ſowohl, als die Stolle, mit einer Schlicht-Feile, ſchleift ſie aus freyer Hand mit einem Oehl-Steine, reibt ſie vermittelſt eines Holzes mit Schmirgel und Baumöhl, und ebnet ſie zuletzt mit einem Polier-Stahle. Die Schale der Gabeln muß ſtets mit der Schale der Meſſer übereinſtimmen. Für die Scheibe c über der Schale, bleibt entweder beym Schmieden ein ſtärkeres Stück ſtehen, woraus ſie gefeilet wird;

oder man ſetzt auch bey ſchlechten Gabeln kleine Stücke Eiſen, auf jeder Seite der Angel, in den Beſchlag der Schale ein.

Hallens Werkſtäte ꝛc. 3 Th. S. 282, f.
(Hrn. geh. R. v. Pfeifer Lehrbegriff ſämmtl ökon und Cameralwiſſenſchaften, 3 B. 2 Th. Manh. 1778, 4. S. 204, f.
Cph. Polhems patriotiſches Teſtament, Cap. 18. Von Manufacturen zu Meſſern, Scheeren und Gabeln; ſ Schrebers Samml. verſch. Schr 12 Th. S. 392. f.
Sprengels Handw und Künſte, 6te Samml. S. 208, f.

Hiernächſt hat man, in der Haushaltung, entweder von Eiſen oder Holz verfertigte, und, ihrem Gebrauche nach, aus 2 oder 3 Zacken (Zinken) und einem langen Stiele beſtehende Werkzeuge von verſchiedener Gattung, als: Fleiſch-Gabel, Heu Gabel, Miſt-Gabel, Ofen-Gabel, Reich-Gabel, Schoß-Gabel, Schütte-Gabel, Streu-Gabel ꝛc. deren Erklärung unter ihren beſondern Artikeln zu finden iſt.

In der Schweitz wird eine Gabel, womit die Fiſche geſtochen werden, die Geere genannt.

Die Fiſcher, inſonderheit in den Meer-Gegenden, bedienen ſich verſchiedener Arten Gabeln zum Fiſch-Fange (Fiſch-Stechen), mit 2, 3, bis 7, zackigen Spitzen. Die mit 7 Zacken, werden zum Fange der Peters-Fiſche gebraucht. Von den kleinen, mit 2 oder 3 Zacken, findet man Fig. 829, ſiebenerley Arten abgebildet. Wollen ſie eine größere Anzahl von Zacken haben, ſo faſſen ſie dieſelben an ein Querholz, wie die dreyerley Arten, Fig. 830, zeigen. Unſere Fiſcher nennen die großen Gabeln einen Speer; er hat gemeiniglich 10 Zacken, und wird nur auf die Barben gebraucht; denn unter unſern Fluß-Fiſchen hält nur die Barbe im Winter auf dem Grunde ſo feſt, daß ſie geſtochen werden kann. Einer, an einen langen geſchlanken Stiel befeſtigten, faſt 5 Zoll breiten Gabel, mit 5 enge an einander ſtehenden Zinken, deren jede unten breit, ſcharf, und mit einem Wiederhaken verſehen iſt, bis auf deu mittelſten Zinken, welcher einen doppelten Wiederhaken führt, bedient man ſich, an einigen Orten, zum Hecht-Fange, theils zu Eiſe, theils auch bey offenem Waſſer, Abends unter dem

Scheine

Scheine einer brennenden Kien-Pfanne, als worauf der Hecht halbverblendet zu-, und ſelbſt unter den Speer läuft. So bald man unter dem Eiſe, oder in dem Bruch-Waſſer vor ſich einen Hecht erblickt, führt man mit dem Speere einen geraden Stoß mitten auf deſſen Rücken zu; da ſodann der Hecht, nach einer ſtarken Verwundung, in den Zinken des Speeres, wegen der Wiederhaken hangen bleibt, und gefangen wird. Ungeachtet aber auf ſolche Art nur angehende oder große Hechte geſtochen werden können, ſo iſt dieſe Art des Fiſchfanges doch ſchädlich, weil viele Haupt-Hechte nur angeſtochen werden, und, ohne jemanden zu Nutzen zu kommen, eines langſamen Todes ſterben müſſen. Mit der im I Th. S. 11, f. beſchriebenen, und Fig. 4 abgebildeten dreyzackigen Gabel, (der Dreyſtachel oder Triſtachel genannt,) werden Aale, Aalraupen, auch Forellen gefangen.

Ich werde noch kürzlich die Arten des Gebrauches der Gabeln zum Fiſchfange in den Meer-Gegenden beſchreiben.

Zum Fange der platten Fiſche, Congers und Aale, zu Fuße auf dem Schlamme, Fig. 831, haben die Fiſcher eine Gabel, welche 3, 5 bis 6 Zacken hat, und an das Ende einer 5 bis 6 Fuß langen Stange gefaßt iſt, in der Hand. Damit ſie ſich auf dem Schlamme erhalten können, befeſtigen ſie unten an beyde Füße ein Stück von einem Faßboden. Wenn nun das Meer, zur Zeit der Ebbe, zurück getreten iſt, gehen ſie längſt an dem Ufer hin, und ſtechen von Zeit zu Zeit aufs Gerathewohl mit ihrer Gabel in den Schlamm, die den Fiſch, welchen ſie getroffen haben, herbey zieht.

Die Fiſcherey mit der Gabel geſchieht auch bey niedrigem Meere, und zu Fuße, in ſehr dunkeln Nächten beym Feuer; Fig. 832. Die Fiſcher begeben ſich an die Felſen, in die Schleuſen, und an die Oerter, wo bey ſeichtem Meere Waſſer übrig bleibt, und halten in der linken Hand eine Stroh- oder Kien-Fackel. Wenn ſie einen Fiſch gewahr werden, ſo ſtechen ſie ihn ſehr geſchickt mit einer Gabel, die zuweilen nur zwey Zinken hat. Dieſe Fiſcherey iſt an vielen Orten, inſonderheit in der Admiralität von Rochelle, üblich. Die Einwohner von

Languedoc verfolgen zuweilen die Fiſche, die ſie gewahr werden, und wiſſen ſie im Laufen geſchickt mit der Gabel zu durchbohren.

Zu Morbihan, in der Admiralität von Vannes, fahren die Fiſcher bey ſeichtem Meere über den Schlamm auf kleinen Kähnen (Fr. Tignolles), welche wie ein Weber-Schiff ausſehen, an einem Ende aber viereckig ſind. Sie ſind von 3 Bretern gemacht, und ſo leicht, daß ſie ein einziger Menſch ohne Mühe auf dem Rücken trägt. Zween Männer in einem ſolchen Kahne, ſtoßen ihre Gabeln aufs Gerathewohl in den Schlamm. Sie haben 6 bis 7 Zinken, deren jeder 13 bis 14 Zoll lang iſt, welche insgeſammt aus einem eiſernen Schafte gehen, woran ein 10 bis 12 Fuß langer Stiel befeſtigt iſt; an den Enden aber ſtehen die Zinken aus einander. Dieſe Fiſcherey findet man Fig. 833 vorgeſtellt.

Was die Fiſchereyen mit der Gabel mitten im Waſſer betrifft: ſo gehört hierher zuvörderſt der Fang der See-Drachen mit der Gabel vermittelſt einer Lockſpeiſe. Als die See-Drachen noch gemein waren, ſteckten die Fiſcher hinten an ein ſegelndes Fahrzeug, einen kleinen zinnernen Aal, deſſen Schimmer die See-Drachen anlockte, daß ſie, brudelnd und Blaſen aufſtoßend, herbey geſchwommen kamen. In dieſen Brudel ſtießen die Fiſcher ihre Gabeln mit Gewalt ein, und fingen oft viele mit einmahl.

Zu dem Fiſch-Fange platter und anderer Fiſche, bedienen ſich die Fiſcher deren Gabeln, welche wie ein Rechen geſtaltet ſind. Die Zinken ſtehen nähmlich an einem hölzernen Balken, wie die Zinken einer Harke; an ſtatt aber, daß dieſe Zinken, an der Zahl 8 oder 10, eine perpendikuläre Richtung gegen die Richtung des Stieles haben, befinden ſie ſich in einer mit dem Stiele parallelen Stellung, und endigen ſich wie ein Lanzen-Eiſen; ſiehe Fig. 830. Man bedient ſich dieſer Gabel ſowohl auf den Flüſſen, als am Ufer des Meeres; und die Art ihres Gebrauches iſt, die Zinken in den Grund, es möge Sand oder Schlamm ſeyn, zu ſtoßen. Da die Reihe der Zinken ein ſehr beträchtliche Weite hat, ſo können ſie die Fiſche deſto beſſer treffen. Einige halten jedoch für bequemer, ſich derjenigen Gabel zu bedienen, deren Zacken um eine Dille herum befeſtigt ſind. Dieſe beyde Arten zu fiſchen, ſind Fig. 834 vorgeſtellt. Man fängt mit dieſer Gabel Aale, Congers, Flunder, und andere platte Fiſche.

Die Fiſcher von Vannes ſtechen die Horn-Fiſche oder Meer-Nadeln, (Eſox Bellone *Linn.* Fr. Orphie, Aiguille, Aiguillette, in der Normandie Equilette, Equille, oder Quille) beym Feuer mit

mit der Gabel, um ſich ihrer zum Köder zu bedienen, wenn ſie eine gewiſſe Art Stock-Fiſche (Aſellus vireſcens *Willugb.* Fr. Morue verte, Trie) und Congers fangen wollen. Vier Fiſcher ſetzen ſich bey Nachtzeit in ein kleines Both. Einer von ihnen, der vorn ſteht, hält einen angezündeten Strohwiſch, der durch ſeinen Schein die Meer-Nadeln herbey locket. Die drey andern Fiſcher haben Gabeln in Geſtalt eines Rechens, mit wenigſtens 20 Zinken, welche 6 Zoll lang ſind, und ſehr nahe beyſammen ſtehen, indem der Kopf des Rechens nur 13 bis 14 Zoll lang iſt. In der Mitte iſt eine eiſerne Dille, worin ein, 10 bis 12 Fuß langer, Stiel ſteckt. Wenn die Fiſcher die Meer-Nadeln in Haufen erblicken, ſo ſtoßen ſie mit ihren Gabeln darunter, und fangen oft viele auf einen Stoß. Dieſes Fiſch-Stechen ſieht man Fig. 835 vorgeſtellt. Da das Both langſam fährt, ſo macht die Bewegung die Meer-Nadeln nicht ſcheu. Wenn kein Wind geht, und die Nächte ſehr dunkel ſind, ſo werden zuweilen 1000 bis 1500, in Einer Nacht gefangen.

An der Küſte des Kirchen-States, wird bey Tage, und noch häufiger bey Lichte, mit einer dreyzackigen Gabel, welche man Foſcina nennt, gefiſchet. Siehe Fig. 836. Man bindet die Gabel a an ein Seil b, welches ſehr lang iſt, und wirft ſie ſo, daß man den Griff c in der Hand behält. Sind die Fiſche groß, ſo reiſſen ſie die Gabel von dem Griffe los, und gehen damit durch. Sie geht aber doch nicht verloren; denn man findet ſie, nebſt dem Fiſche, in welchem ſie ſteckt, vermittelſt der daran gebundenen Leine b, wieder. Dieſer Fang wird im Sommer um die Felſen herum vorgenommen.

Mehrere Arten des Fiſchfanges mit der Gabel, findet man im XIII Bande des Schaupl. der Künſte und Handwerke, Königsb. und Lpz. 1775. gr. 4. S. 16, fgg. beſchrieben und abgebildet.

S. auch Sam. Ge. Gmelins Reiſe durch Rußland, St. Petersb. 1770, gr. 4. Th 2. S. 217.

Eine beſondere Art des Fiſch-Fanges in dem mittelländiſchen Meere, ſo die Gabel genannt wird, findet man oben, im XIII Th. S. 606 beſchrieben, und Fig. 690 abgebildet.

Bey den Jägern, iſt die Gabel, ein ungefähr wie eine mäßige Streu-Gabel geſtaltetes, zweyzackiges Werkzeug, entweder ganz von Holz, oder von Eiſen mit einem hölzernen Stiele. Sie bedienen ſich derſelben, einen in Netzen gefangenen Wolf, Luchs, Dachs, Fuchs, Fiſch-Otter, oder ein anderes dergleichen wildes und beißiges Thier, um den Hals zur Erde zu drücken, damit

2. In der Baukunſt, ein eiſerner Anker in einem Gebäude, deſſen Theile vermittelſt einer Gabel und einer durch dieſelbe gehenden Schließe an einander gefüget ſind. Er wird auch Schließ=Anker, imgleichen Schlauder genannt.

Gabel=Blume, ſiehe Kohl. (Meer=).

Gabel=Deichſel, ſiehe Th. IX, S. 81.

Gabel=Gehörn, oder gabeliges Gehörn, nennen die Jäger, wenn zu oberſt an jeder Stange eines Hirſch=Geweihes zwey Enden in Geſtalt einer Gabel beyſammen ſtehen; oder, wenn jedes dieſer Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt iſt. Ein Hirſch mit einem ſolchen Gabel=Gehörne, oder ein Hirſch, dem nur allein, nebſt den Spießen, die Augen=Sproſſen (ſ. Th. III, S. 49) ausgewachſen ſind, und der ſonſt keine Enden mehr hat, wird ein Gabel=Hirſch, Gabler, oder Edelknabe, genannt. Siehe den Art. Hirſch.

Gabel=Hirſch, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Gabel=Holz, Fr. Courbaton, Fourcat, Fourque, Gibelot. Dieſen Nahmen führen auf Schiffen und Galeeren, ſtarke Hölzer mit zween Armen, die beynahe rechtwinkelig in den Seiten eines Schiffes ꝛc. angebracht werden, um die Glieder deſſelben zu verbinden und zu unterſtützen. Sie werden auch Gabel=Stücke genannt, und haben vieles mit den Knie=Hölzern (Genoux) und Krumm=Hölzern (Courbes) gemein.

Die an den Maſten befeſtigten hölzernen Haken oder Gabeln, mit doppelten, etwas ausgebogenen Armen, um die Aufzieh=Seile daran zu befeſtigen, werden Mars=Gabelhölzer, Fr. Courbatons de hune, oder Taquets de hune, genannt. Die Bögſpriets=Gabel, Fr. Courbaton de beaupré, macht mit dem Maſts=Haupte einen ſpitzigen Winkel. Es befindet ſich auch eine Gabel an der Bram=Stenge des Bögſprietes unter dem Eſels=Haupte, welche aber rechtwinkelig iſt. Die Gabeln zur Unterſtützung der Bätinge, heißen Bätings=Gabeln, Fr. Courbatons de bittes.

Gabel=Kraut, Coreopſis Bidens *Linn.*; ſ. Wanzengeſicht.

Gabel=Kreutz, ſiehe unter Kreutz.

Gabel=Maſt, ſiehe unter Maſt.

Gabel=Nadel, ſiehe Haar=Nadel.

Gabel=Pflug, ſiehe unter Pflug.

Gabel=Richter, ſiehe oben, S. 599.

Gabel=Schwanz, Fr. Fourcherer, nennen die Falkenierer einen Habicht von mittelmäßiger Größe.

Eben dieſen Nahmen führt ein amerikaniſcher Vogel, welchen die Peruaner in ihrer Landes=Sprache Rabiahorcado, die Franzoſen aber Tailleur (der Schneider) nennen, wegen der Geſtalt und Bewegung ſeines Schwanzes. Er iſt ungefähr ſo groß, oder etwas größer, als eine Taube. Der Hals iſt kurz, und der Schnabel mittelmäßig. Die Flügel ſind lang, breit und ziemlich krumm. Der Schwanz ſcheint aus ſehr wenigen Federn zu beſtehen, welche ſich gleich anfangs theilen, und eine offene Schere vorſtellen. Wenn er fliegt, ſchließt er die beyden Theile ſeines Schwanzes, nach Belieben, entweder zuſammen, oder ſpreitet ſie aus einander, faſt ſo, wie mit einer Schere geſchieht. Sie ſind, im Verhältniß des ganzen Vogels, ſehr lang. Er fliegt überaus ſchnell und hoch, und ſeine Federn haben überall eine ſchöne ſchwarze Farbe, auſſer am Halſe, welcher weißlich iſt, und etwas in das Aſchgraue fällt.

Sammlung aller Reiſebeſchreib. 9 B. Leipz. 1751. 4. S. 574, f.

Man nennt auch eine Art ceyloniſcher Eidechſen, deren Rücken hellblau mit braunen Flecken getiegert, die Seiten dunkelbraun, und der Schwanz geſpalten iſt, deswegen Gabel=Schwanz.

Die Benennung Gabel=Schwanz gibt Müller auch einen Fiſche, welchen Linné Chaetodon ſaxatilis nennt; ſiehe Jaguacaguare.

Gabelſchwanz=Raupe, Norweg. Lövaame, eine große grasgrüne Raupe, welche auf dem Rücken röthlich und grün marmorirt iſt, und ſich am häufigſten

auf

auf den Weidenbäumen, Schlehdornen, Linden, Aeſpen und Eichen auf hält. Auf dem Rücken hat ſie eine Erhöhung, und im Schwanze zwo lange Spitzen wie eine Gabel. Aus ihr wird die Phalæna Vinula *Linn.*

Gabel-Stange, eine jede Stange, welche vorn eine Gabel hat, und Niederſ. Spreet, Holländ. Spriet, heißt, wegen der ausgeſpreiteten oder ausgebreiteten Zacken.

Gabel-Stück, ſiehe Gabel-Holz.

Gabel-Wagen, ſiehe Th. IX, S. 81.

Gabel-Werk, an Mahlmählen; ſiehe unter Mühle.

Gabeler, ſiehe Gabler.

Gabella emigrationis, Gabella hereditaria; ſ. Abzugs-Geld.

Gabelle, die Steuer vom Salze, der Salz-Zoll; ſ. Salz-Handel.

Gabeln, Fr. fourcher, auf die Gabel ſpießen; beſonders von den Hirſchen, wenn ſie Menſchen oder Thiere mit den ſpitzigen Enden ihrer Geweihe verwunden.

Gabelung, ſiehe Kabelung.

Gaben-Herr, ſiehe oben, S. 596.

Gabier, ſiehe Maſt-Wächter.

Gabinia, bey den Blumiſten eine gewiſſe Nelken-Sorte; ſ. unter Nelke.

Gabler. 1. Im Jagdweſen, ein Gabel-Hirſch; ſ. dieſes Wort.

2. Ein See-Fiſch mit Bauch-Finnen unter den Bruſt-Finnen, einem ſtacheligen Kopfe, welcher breiter iſt als der Körper, und einem achteckigen, mit einem Panzer verſehenen Leibe; Cataphractus *Linn.*

Gabrielle, bey den Blumiſten, eine gewiſſe Anemonen-Aurikel- und Hyacinthen-Sorte.

Gabrielle, (*Belle*) eine Art Birn; ſ. Th. V, S. 450.

Gach, ſiehe Jäh.

Gâche, ſiehe Kalk-Schaufel, Krampe, Rühr-Schaufel, Rühr-Stock, Schließ-Kappe.

Gâchette, ſiehe Krappe, Seiten-Falle, Zuhaltung.

Gackern, iſt eine Nachahmung des Lautes der Hühner. Im Oberdeutſchen wird es auch von dem Geſchreye

der

der Gänſe gebraucht, wofür im Hochdeutſchen ſchnatern üblicher iſt. Siehe Gakſen.

Gaden (der), ein nur in den gemeinen Mund-Arten, beſonders Ober-Deutſchlandes, übliches Wort.

1. Ein Zimmer, Behältniß, Gemach. Bey dem Ottfried iſt Gadun ſowohl ein Speiſe-Zimmer, als auch eine Scheuer. Willeram braucht Gegademe, für ein Gemach. Beſonders braucht man es ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen noch von denjenigen Theile eines Hauſes, wo die Krämer ihre Waaren feil haben, von dem Laden; im Niederſ. Gadem, Gaem; in einigen Fällen auch Gat. In der Schweitz iſt Milch-Gaden, der Milch-Keller, Vieh-Gaden, der Kuh-Stall u. ſ. f.

2. Ein kleines Häuschen, eine Hütte, ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen. Auch das Niederſächſ. Kote, Kotte, ein kleines Haus, ſcheint hierher zu gehören. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt Gädemer, ein Häusler, Niederſ. Kothſaſſe, Koſſate, Köther.

3. Ein Stockwerk, in welchem Verſtande es ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen häufig vorkommt, wo man auch die Beywörter zweygädig, dreygädig u. ſ. f. hat, zwey, drey Stockwerke hoch.

Gadus Aeglefinus, ſiehe Schellfiſch.

Gadus Callarias, ſiehe Dorſch.

Gadus Morhua, ſiehe Kabeljau.

Gäbe, ſiehe Gebe.

Gäbelein, ſiehe oben, S. 597.

Gäck, ſiehe Geck.

Gäh, ſiehe in J.

Gähnen (*), L. oſcitare, Fr. bâiller; das Gähnen, L. Oſcitatio, Fr. Baaillement, Bâillement, iſt diejenige unwil-

(*) Dieſes Wort lautet im Oberd. gienen, gaunen, gangen, im Oeſtreich. gameyen, in Bayern gienmaulen, in Niederſ. janen, hojanen, gleichſam hoch gähnen, ingleichen hojapen, im Angelſ. geonan, im Engl. yawn, im Schwed. gina, im Wend. Sjam, alles in der hochdeutſchen Bedeutung. Es bedeutet eigentlich aufſperren, weit öffnen. Im Niederſ. heißt

janen

auf den Weidenbäumen, Schlehdornen
und Eichen auf hält. Auf dem Rück
höhung, und im Schwanze zwo le
Gabel. Aus ihr wird die Phal

Gabel-Stange, eine jede Stan
bel hat, und Niederſ. Spre
wegen der ausgeſpreiteten

Gabel-Stück, ſiehe Ga

Gabel-Wagen, ſiehe

Gabel-Werk, an M

Gabeler, ſiehe Gab

Gabella emigrationis

Gabelle, die Steuer
Handel.

Gabeln, Fr.
von den Hi
den ſpitzig

Gabelung

Gaben

Gabier,

Gabinig
ſ.

Ga

gänzlich zurück
gen ihm nachzugeben.
ult, daſſelbe zu mäßigen, zu
pren, zumahl wenn das Gähnen
as bloße Andenken u. d. gl. Gelegenheit
, da es denn auch völlig unterdrückt werden
Es geht bey einem geringen Grade des Gähnens
el an, daß unter demſelben der Mund zugehalten
wird, jedoch läßt ſich dieſes nicht anders als mit Beſchwerlichkeit thun, und es kann gleichwohl nicht verwehret werden, daß der Kinnbacken und die damit verknüpften

janen auch gaffen; etwas anjanen, bejanen, angaffen, begaffen. Im Walliſiſchen bedeutet Gyn und im Dän. Gane den Gaumen. Auch das Griech. χαινειν gehört hierher. Uebrigens iſt gähnen das Frequentativum von dem noch im Isländ. befindlichen Zeitworte gia öffnen, aufſperren, Lat. *hiare*, Arab. גאה, *apertus fuit*, Hebr. גיא, *amplitudo*; ſiehe Gaffen. Viele Hochdeutſche ſchreiben und ſprechen dieſes Wort nach dem Muſter der Niederſachſen jähnen, welches aber ſowohl wider die Abſtammung, als auch wider die hochdeutſche Ausſprache iſt.

Gaden. Gähnen.

braucht, wofür im Hochdeutſchen Monat en
ſiehe Gatſen.
nur in den gemeinen Mund-Arten, bey
Hollandes, übliches Wort.
Gebäudes, Gemach.
ein Speiſe-Zimmer, als auch
braucht Gegademe, für ein
man es ſowohl im Ober
heimlichen Theile eines
Gadem; in einigen
atten feil haben, von
Milch-Gaden,
auch Stall, ſ.
ſowohl im
Niederſächſ.

...ndere Theile des Mundes und Halſes auf
...m Gähnen erforderliche Art und Weiſe
... Durch unterlaufendes Lachen, Huſten,
... einen unvermutheten Anblick u. ſ. w.
... Gähnen geſtöret oder aufgehalten
...et man auch darnach eine Be-
...rkenden Theilen, vornehmlich
... inſonderheit bey denen, die
...gel freyer nachlaſſen, wird
...drehet, die Augen ganz
...ugenbraunen zuſam-
...egungen mehr voll-
...n und Recken der
...ſtellet; und eben durch
...nen mehr erreget, verſtär-
...wenn das Gähnen ſtark iſt, ſo
... dem Einathmen, mehr aber unter
...n, einen ziemlichen Laut, oder auch ei-
...ner Maßen kläglichen Ton. Man entlediget
...der eingeſogenen Luft nicht allezeit auf ein Mahl,
ſondern auch zuweilen mit ein Par oder mehrern wie-
derhohlten Stößen.

Man pflegt, im geſunden Zuſtande, zu gähnen, wenn der Körper nach vorhergegangener Ermüdung eine Weile geruhig und ohne Bewegung ſeiner Gliedmaßen geweſen iſt, geſeſſen, geſtanden, oder gelegen hat; wenn man in einer warmen Stube, oder vor einem Kamin-Feuer, ſitzt; wenn man früh morgens zu Waſſer fährt; wenn der Leib eine Trägheit, eine Neigung zum Schlafe empfindet; wenn man ausgeſchlafen hat, und wieder munter zu werden anfängt; in währendem Schlafe ſelbſt aber wird kein Gähnen verſpüret. Im übrigen iſt der Leib bey dem ordentlichen, gewöhnlichen Gähnen in ganz geſunder Verfaſſung, und es wird auch für ein Kennzeichen einer vollkommenen Geſundheit gehalten, wenn man nach vollendetem Schlafe gähnet, welches

unwillkürliche Aufſperrung des Mundes, welche eine Wirkung der Schläfrigkeit und langen Weile iſt, und von der allzu langſamen Bewegung des Blutes durch die Lunge und übrigen Blutgefäße herrührt.

Das ehrwürdigſte Geſicht wird lächerlich, wenn es gähnet. Der aufgeſperrte Mund und die verzogenen Mienen formiren ein Fratzen-Geſicht, welches dem Kopfe eines aufgeſperrten Nuß-Knackers ſehr ähnlich ſieht, und um deswillen bedecken geſittete Leute den untern Theil ihres Geſichtes beym Gähnen, weil hier die Verzuckung am heftigſten iſt. So ſchlechte Achtung, ja ſo mißfälligen und verächtlichen Anblick das Gähnen zu verdienen ſcheint, ſo vieles findet ſich doch dabey, das ſowohl in Abſicht auf den weiſen und wundervollen Bau unſers Körpers, als die auf auch Geſundheit und Krankheiten deſſelben, einer Betrachtung würdig iſt.

Wenn der Trieb zu dem Gähnen von ſelbſt entſteht, ſo iſt es nicht in unſerer Macht, dieſes gänzlich zurück zu halten, ſondern wir ſind gezwungen ihm nachzugeben. Doch iſt es in unſerer Gewalt, daſſelbe zu mäßigen, zu mindern und zu vermehren, zumahl wenn das Gähnen eines Andern, das bloße Andenken u. d. gl. Gelegenheit dazu geben; da es denn auch völlig unterdrückt werden kann. Es geht bey einem geringen Grade des Gähnens wohl an, daß unter demſelben der Mund zugehalten wird, jedoch läßt ſich dieſes nicht anders als mit Beſchwerlichkeit thun, und es kann gleichwohl nicht verwehret werden, daß der Kinnbacken und die damit verknüpf-

ten

janen auch gaffen; etwas anjanen, bejanen, angaffen, begaffen. Im Walliſischen bedeutet Gyn und im Dän. Gane den Gaumen. Auch das Griech. χαίνειν gehört hierher. Uebrigens iſt gähnen das Frequentativum von dem noch im Iſländ. befindlichen Zeitworte gia öffnen, aufſperren, Lat. hiare, Arab. גהר, apertus fuit, Hebr. גהר, amplitudo; ſiehe Gaffen. Viele Hochdeutſche ſchreiben und ſprechen dieſes Wort nach dem Muſter der Niederſachſen jähnen, welches aber ſowohl wieder die Abſtammung, als auch wieder die hochdeutſche Ausſprache iſt.

zen, auch andere Theile des Mundes und Halſes auf die ſonſt zu dem Gähnen erforderliche Art und Weiſe gezogen werden. Durch unterlaufendes Lachen, Huſten, Fieber-Schaudern, einen unvermutheten Anblick u. ſ. w. kann gleichfalls das Gähnen geſtöret oder aufgehalten werden, doch empfindet man auch darnach eine Beſchwerde in den dabey wirkenden Theilen, vornehmlich in der Bruſt. Bisweilen, inſonderheit bey denen, die den natürlichen Trieben den Zügel freyer nachlaſſen, wird unter dem Gähnen der Mund verdrehet, die Augen ganz oder zum Theil zugedrückt, die Augenbraunen zuſammen gezogen, und andere ſtarke Bewegungen mehr vollbracht. Oft wird zugleich ein Dehnen und Recken der Glieder und des ganzen Leibes angeſtellet; und eben durch dieſes Recken wird das Gähnen mehr erreget, verſtärket und verlängert. Wenn das Gähnen ſtark iſt, ſo ſpüret man oft unter dem Einathmen mehr aber unter dem Ausathmen, einen ziemlichen Laut, oder auch einen gewiſſer Maßen kläglichen Ton. Man entlediget ſich der eingezogenen Luft nicht allezeit auf ein Mahl, ſondern auch zuweilen mit ein Par oder mehrern wiederhohlten Stößen.

Man pflegt, im geſunden Zuſtande, zu gähnen, wenn der Körper nach vorhergegangener Ermüdung eine Weile geruhig und ohne Bewegung ſeiner Gliedmaßen geweſen iſt, geſeſſen, geſtanden, oder gelegen hat; wenn man in einer warmen Stube, oder vor einem Kamin-Feuer, ſitzt; wenn man früh morgens zu Waſſer fährt; wenn der Leib eine Trägheit, eine Neigung zum Schlafe empfindet; wenn man ausgeſchlafen hat, und wieder munter zu werden anfängt; in währendem Schlafe ſelbſt aber wird kein Gähnen verſpüret. Im übrigen iſt der Leib bey dem ordentlichen, gewöhnlichen Gähnen in ganz geſunder Verfaſſung, und es wird auch für ein Kennzeichen einer vollkommenen Geſundheit gehalten, wenn man nach vollendetem Schlafe gähnet, welches

die Verſuche des Sanctorius bekräftiget wird, auch der gemeine Mann ſonderlich bey den Thieren, die dazu aufgelegt ſind, als: bey Hunden, Katzen ꝛc. zu bemerken pflegt. Wenn die Frauen ſchwanger geworden ſind, pflegen ſie auch mehr zu gähnen; daher dieſes vom Hippokrates mit unter die Zeichen gezählet wird, woraus man ſchließen kann, daß eine Frau ſich in geſegneten Umſtänden befindet.

Wir müſſen nunmehr aber auch den Zuſtand in Betrachtung ziehen, in welchem der Körper ſich befindet, wenn man bey mangelhafter Geſundheit und in Krankheiten, oder Zufällen derſelben, die entweder bereits wirklich eingetreten ſind, oder ihre bald folgende Ankunft melden, zum Gähnen angetrieben wird. Wenn das Gähnen mehr und öfter, als gewöhnlich, antritt, ſo pflegt man ſeinen Zuſtand dadurch zu erkennen zu geben, daß man ſpricht: Man befinde ſich nicht wohl, weil man ſo oft gähnen müſſe. Hippokrates und andere Aerzte rechnen daher das ungewöhnliche Gähnen zu den Zeichen der Krankheiten.

Wenn Leute einen verderbten Magen haben, oder etwas ſchlimmes und unverdauliches gegeſſen haben, ſo pflegen ſie über vieles ungewöhnliches Gähnen zu klagen. Wenn Drücken und Spannen im Unterleibe, inſonderheit unter den kurzen Rippen, Blähungen, Ekel, Neigung zum Brechen, verſpüret werden; bey dem Blutbrechen, welches aus dem Magen kommt; bey der Gelbſucht, welche eine Verſtopfung der Leber zum Grunde hat; bey Würmern und bey andern Beſchwerden des Unterleibes, findet ſich gemeiniglich ein mehr als gewöhnliches Gähnen ein.

Perſonen, die eine Verſammlung von Eiter in der Bruſt, ein Geſchwür im Herzen oder im Herzbeutel, auch dergleichen in andern innern Theilen gehabt haben, ſind zugleich mit vielem Gähnen beläſtigt geweſen. Zuweilen wird dieſes ebenfalls bey denen wahrgenommen, die eine Anhäufung von Säften in der Lunge, knotige oder ſteinartige Geſchwülſte in derſelben, u. d. gl. haben.

Auch die Wunden des Gehirnes, und die darauf folgenden Ergießungen der Säfte, können Anlaß zum Gähnen geben.

Wenn

Wenn ein kaltes Fieber einzutreten anfängt, und man träge, verdroſſen und ſchläfrig wird, die Kälte an dem äuſſern Leibe anwandelt u. ſ. w. ſo ſtellt ſich alsdann gemeiniglich auch ein öfteres Gähnen ein. Auch findet man, daß die beſtändig anhaltenden Fieber mit Gähnen anfangen, oder, wenn ſie bisweilen etwas nachlaſſen, die neuen Anfälle davon begleitet werden. Diejenigen Fieber, in welchen das Gähnen ſonderlich häufig verſpüret wird, heißen daher Gähn-Fieber, Febres oſcitatoriæ. Das viertägige Fieber hat dieſes vor andern an ſich. Ingleichen ſind diejenigen, ſowohl Wechſel- als andere Fieber, die eine große Neigung zum Schlafen mit ſich führen, oder die Febres ſoporoſæ, ſehr dazu anfgelegt. Man nimmt es ebenfalls in denen Fiebern, die ihren eigentlichen Sitz im Magen oder in den Gedärmen haben, häufig wahr.

Vor den Anfällen der Epilepſie, auch vor dem Schlagfluſſe geht gemeiniglich ein Gähnen voran. Die Ohnmacht, auch die Art von Erſtickung, die in der Mutter-Beſchwerung ſich zuträgt, pflegen damit anzufangen und aufzuhören. Und vorher, ehe diejenigen, welche in der Ohnmacht dem Tode zu Theile werden, ihr Leben beſchließen, pflegen ſie unaufhörlich zu hojanen. Die Schlafſucht hat auch insgemein das Gähnen zum Gefährten.

Man will ſchon vor Alters bemerkt haben, wie der ältere Plinius, und Solinus, bezeugen, daß, wenn eine kreißende Frau in der Geburts-Arbeit zu gähnen beginnt, ſolches tödlich ſey. Nach der Geburt kann ſich ein gleiches zutragen.

Man nimmt wahr, daß diejenigen Perſonen, welche am meiſten zu gähnen pflegen, oder dazu inſonderheit vor andern geneigt ſind, Kinder und junge Perſonen, auch die vom weiblichen Geſchlechte, ſo genannte phlegmatiſche, dabey träge und müßige Leute ſind; Erwachſene hingegen, und Mannsperſonen, oder die ſonſt von entgegen geſetzter Leibesbeſchaffenheit und Verhalten ſind, pflegen dem Gähnen nicht ſo ſehr unterworfen zu ſeyn, wenn übrigens die Umſtände auf beyden Seiten gleich ſind. Einige haben den beſondern natürlichen Fehler (wofern es ein wirklicher Fehler in Anſehung der Geſundheit genannt werden darf,) an ſich, daß ſie viel und ſtark gähnen. Es wird dieſes die Gähn-Sucht, L. Oſcedo, genannt.

Der im Obigen angeführte verſchiedene Zuſtand des Leibes, deſſen bemerkte Eigenſchaften, beſondere Natur u. d. gl. veranlaſſen entweder das Gähnen, oder ſie be-

reiten den Leib dazu vor; daher ſie auch Gelegenheits- oder vorbereitende Urſachen genannt werden. Es gibt aber noch mehr Dinge, die das eine oder das andere wirken. So iſt es z. E. durchgängig bekannt, daß, wenn man einen Andern gähnen ſieht, daſſelbe auch in dem Anſchauenden erweckt zu werden pflegt; wie denn daher das gemeine Sprichwort entſtanden iſt: Oſcitante uno oſcitat & alter, Wenn einer gähnet, ſo gähnet der andere nach. Ja, es geſchieht wohl, daß man zum Gähnen angetrieben wird, wenn man nur höret, daß einer gegähnet hat, oder wenn man ein gähnendes Bild anſchauet, oder auch nur an dieſe Verrichtung denket.

Unter diejenigen Dinge, die den Leib in eine ſolche Verfaſſung ſetzen, daß er leicht gähnet, gehört vornehmlich die Gewohnheit. Denn, wenn man dieſem Triebe zu viel nachgibt (wie man gewiſſer Maßen dazu von Natur gezwungen wird): ſo erlangen die dabey wirkenden Theile immer mehr Fertig- und Geſchicklichkeit, eben dieſelbe Handlung bey aller Gelegenheit und Veranlaßung zu wiederhohlen.

Die Folgen und Wirkungen des Gähnens ſind entweder gut oder ſchlimm. Die guten ſind folgende: Der Speichel und die Feuchtigkeit an den Augen, die etwa überflüſſig ſind, werden durch die Bewegung der Kinnbacken heraus gedrückt; die Bruſt wird durch das ſtärkere Athemhohlen etwas erleichtert; man ermuntert ſich durch das Gähnen nach dem Schlafe, nach Ohnmachten, in der Trägheit, Schläfrigkeit und in ähnlichen Umſtänden; das harte Gehör, Klingen und Sauſen der Ohren vergeht darnach, u. ſ. f. In Krankheiten iſt das Gähnen ein Zeichen anfangender Geneſung, wie dieſes auch diejenigen beobachten, die der eigentlichen Arzeneywiſſenſchaft unkundig und unerfahren ſind. Hingegen entſtehen bey andern Umſtänden und mitwirkenden Dingen auch ſchädliche und den geſunden Lebens-

Handlungen nachtheilige Wirkungen vom Gähnen, und zwar deſto mehr, je ſtärker dieſes vorgeht. Man bemerkt z. B. daß die Blutflüſſe, welche zur Unzeit, an unrechtem Orte, oder zu ſtark gehen, dadurch zu ſehr erreget werden; daher das Gähnen im Blutſpeyen, im übermäßigem Naſenbluten, in ſtarken Verwundungen u. ſ. w. zu fürchten iſt. Gleicher Geſtalt werden die Brüche am Unterleibe, der Vor- oder Ausfall des Afters, der Gebärmutter und ihrer Scheide, dadurch verſchlimmert. Bey ſtarkem Gähnen wird das Gehör betäubet. Und es iſt mehrmahls geſchehen, wenn man im Gähnen das Maul allzu weit aufgeſperret hat, daß dadurch der untere Kinnbacken verrenkt worden iſt. Wenn viel Luft eingeſogen wird, pflegt wohl ein Huſten, eine Kälte und andere Zufälle, die nach der Beſchaffenheit der eingeathmeten Luft ſich verhalten, in der Bruſt zu erfolgen. Von andern Folgen des Gähnens, die aber eigentlich als mitverbundene Wirkungen der Krankheiten anzuſehen ſind, als: den Fiebern, Schlagflüſſen, Ohnmachten, der fallenden Sucht u. d. gl. iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Hier füge ich nur noch hinzu, daß unter den Päpſten Pelagius und Gregorius dem I., um das Jahr 590 und 591, oder, wie Andere meinen, unter dem Papſte Agatho, um das J. 680, eine Seuche geherrſcht haben ſoll, darin die Leute nach vorhergegangenem vielen, in einem fortwährendem Hojanen plötzlich Todes verblichen ſind; daher man auch die Gewohnheit leitet, ſich mit dem Zeichen des heil. Kreutzes am Munde zu ſegnen, wenn man hojanet; obwohl Einige ſchon unter den Heiden Spuren von dieſem Gebrauche gefunden haben wollen.

Gähn-Affe, ein am meiſten im Oberdeutſchen übliches Wort, für das hochdeutſche Maulaffe. Ein Gähn-Affe, der eine Sache mit geöffnetem Munde, mit dummer Unwiſſenheit anſieht. Gähn-Affen feil haben, ſtehen und das Maul aufſperren.

Im Oberd. auch Gienaffe; Nieder. Jahnup, woraus zugleich erhellet, daß die letzte Hälfte dieſes Wortes nicht das Hauptwort Affe, ſondern aus dem Vorworte auf, Niederſ. up, verderbt iſt.

Gähn-Fieber, } Gähn-Sucht, } ſiehe oben, S. 613.

Gähren *, L. fermentare, Fr. fermenter. 1. Eigentlich, in eine innere Bewegung des öhligen Weſens gerathen, wodurch ein Körper aus ſeiner Miſchung geſetzt wird.

2. Figürlich. Die Sache iſt noch im Gähren, iſt noch in Bewegung, iſt noch nicht zur Reife gediehen.

Die Gährung, L. Fermentatio, Fr. Fermentation, iſt eine entweder natürliche oder durch Hülfe der Kunſt entſtehende Wirkung in gemiſchten, flüſſigen, oder doch durch die Fäulniß dazu zubereiteten feſten Körpern, welche eine Art der innerlichen Auflöſung, Trennung und Scheidung ihrer Theile, die aber nur bis auf einen gewiſſen Grad und zu einem gewiſſen Zweck, oder einer Veränderung der Materie an Geſchmack, Farbe und Geruch, oder endlich zu einer Zubereitung auf eine andere

(*) Dieſes Wort lautet in den deutſchen Mund-Arten bald gahren, göhren, gieren, gairen, güren, bald auch mit dem Ziſch-Laute, gäſen, giſchen, gäſchen, giſchen, u. ſ. f. mit welchen letztern Wörtern zugleich auf den Laut geſehen wird, den ein gährender Körper gemeiniglich von ſich gibt. Mit dem Ziſch-Laute kommt es ſchon bey dem Willeram vor, jeſen; ſiehe Gäſchen. Im Schwed. lautet es göra. Nimmt man die letzte Sylbe ren, welche ein Frequentativum andeutet, weg, ſo kommen wir auf das Zeitwort gehen zurück, welches gleichfalls von dem Gähren, beſonders des Teiges und Brodes, gebraucht wird. Im Bretagniſchen iſt goi, gähren, Go, Sauerteig, und im Hebr. גאה ſich erheben. Hieraus erhellet deutlich genug, daß gähren nicht von gar, fertig, bereitet, abſtamme, wie Friſch glaubt, ſondern daß mit dieſem Zeit-Worte auf das Gehen, d. i. auf die innere Bewegung, beſonders aber auf die Bewegung in die Höhe, geſehen wird, welche man bey allen gährenden Körpern wahrnimmt. Bey den Wenden bedeutet gor noch jetzt hinauf, und im Poln. iſt Gora ein Berg.

dere Auflöſung, z. E. zum Extrahiren, Tingiren, Deſtilliren ꝛc. zielet, auch in der Hauswirthſchaft bey unzähligen Dingen vorkommt, oder doch, wenn man allerley neue Producte heraus bringen und aus rohen Naturalien verbeſſerte Sachen machen will, durch die Kunſt und allerley Mittel erwecket befördert, und zum öftern in verſchiedenen Graden, bis man ſeinen Zweck erreicht, unterhalten werden muß. Sie iſt in der Medicin und Chemie von ſehr großem Nutzen, und wird, weil ſie eine Sache wohl eröffnet und zur Deſtillation vorbereitet, ein Schlüſſel genannt. Ohne dieſelbe kann auch kein Wein, Bier, Branntwein, Eſſig, kein Käſe, kein Brod, und viele andere Dinge, gemacht werden. Sie kommt endlich auch bey der Färberey in der ſo genannten Küpe vor; daher ein gründlicher Haus- und Land-Wirth billig auch dieſes chemiſche Geſchäft, wie alle andere Solutionen und Extractionen, Macerationen, Digeſtionen und Deſtillationen, einiger Maßen verſtehen ſollte, weil man dadurch auch in der Oekonomie ungemein viele Verſuche Erfahrungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen machen, und Nutzen erlangen kann.

Alle vegetabiliſche und animaliſche Materien, zu deren Miſchung eine gewiſſe Quantität von Oehl und ſubtiler Erde kommt, welche in dem Waſſer vermittelſt einer ſaliniſchen Materie völlig auflöslich geworden, wenn ſie in einer ſolchen Menge Waſſers verdünnt worden ſind, daß ſie flüſſig, oder wenigſtens weich werden und wenn ſie einer Wärme, die von einigen Graden über den Eis-Punct, bis auf 25 und darüber geht, ausgeſetzt werden, und denſelben die Gemeinſchaft mit der Luft nicht ganz und gar verſagt iſt, leiden ſelbſt eine Gährung, welche die Natur und Proportion ihrer Beſtandtheile gänzlich verändert. Allein, dieſe Gährung, und die neuen zuſammen geſetzten Subſtanzen ſind ſowohl in Anſehung ihrer Eigenſchaften, als auch ihrer

Proportion, ſehr unterſchieden, nach dem die beſondere Art der Subſtanz iſt, in der die Gährung Statt gehabt hat, und nach dem die Umſtände ſind, welche dieſe Gährung begleitet haben.

Man unterſcheidet drey beſondere Arten von Gährung, oder, wenn man will, drey Grade in der Gährung, welche ſich auf drey Haupt-Producte beziehen, die daraus entſtehen. Die erſte Art heißt die weinhafte oder geiſtige Gährung, weil ſie die Feuchtigkeiten, welche die Gährung ausſtehen, in Wein verwandelt, und weil man aus dieſem Weine eine entzündliche und mit dem Waſſer miſchbare Feuchtigkeit erhält, die man Weingeiſt nennt. Die zweyte Art der Gährung wird die ſaure oder Eſſig-Gährung genannt, weil das Product derſelben ein Saures oder ein Eſſig iſt. Die dritte Art wird mit dem Nahmen der faulenden Gährung oder der Fäulniß bezeichnet; man könnte ſie auch die alkaliſche Gährung nennen, weil ſie in den Subſtanzen, welche dieſelbe ausſtehen, viel Alkali entwickelt.

Alle die Materien, welche zur geiſtigen Gährung geſchickt ſind, können nach und nach die ſaure, und hernach die alkaliſche Gährung leiden. Es gibt aber Subſtanzen, welche, da ſie zur geiſtigen Gährung nicht geſchickt ſind, ſich gleich anfangs zur ſauren, und alsdann zur alkaliſchen Gährung neigen; und andere endlich, welche nur zur Fäulniß geſchickt ſind. Gleicher Geſtalt kann eine Subſtanz, welche, nachdem ſie die geiſtige Gährung ausgeſtanden hat, und zur ſauren fortgegangen iſt, nicht von neuem die geiſtige ausſtehen, ſondern geht nothwendig zur Fäulniß fort. Eben ſo verhält es ſich mit denjenigen, welche ſich anfangs zur ſauern Gährung neigen; ſie ſind nachher zur Fäulniß, und nicht zur geiſtigen Gährung, geſchickt; und diejenigen, welche anfangs zur Fäulniß fortgehen, können, wenigſtens auf keine merkliche Weiſe, nicht die ſaure Gährung,

ung, und noch weniger die ſpirituöſe, ausſtehen. Endlich ſo kann keine zur ſpirituöſen Gährung geſchickte Materie ſich zur Fäulniß eher neigen, als bis ſie anfänglich durch die ſpirituöſe und ſaure Gährung durchgegangen iſt.

Dieſe Betrachtungen haben die meiſten Chemiſten, und beſonders den berühmten Stahl, veranlaſſet, dieſe Gährungen nicht als drey Operationen, welche von einander unterſchieden ſind, ſondern als drey Haupt-Grade anzuſehen, welche durch einerley innere Bewegung ſich zu erkennen geben, wodurch die Natur ſich beſtrebet, alle ſehr zuſammen geſetzte Körper, zu deren Miſchung die öhlige Subſtanz kommt, d. i. alle vegetabiliſche und animaliſche Subſtanzen, in einen allgemeinen und ähnlichen Zuſtand zu verſetzen.

Wenn man ſich einen richtigen Begriff von der Gährung überhaupt machen will, darf man nur auf die Erſcheinungen Acht haben, welche ſich bey allen Arten von Gährung zu eräugnen pflegen. Man wird bey Materien, aus welchen, nach vorhergegangener Gährung, ein Wein, oder ein Eſſig, oder eine faule Subſtanz erhalten wird, eine Bewegung der Theile unter einander, oder zum wenigſten ein Ziſchen bemerken; die Körper werden aufſchwellen; man wird eine mehrere Wärme in ihnen gewahr werden. Ferner lehrt auch die Erfahrung, daß, wenn die heraus gehenden Dämpfe verdichtet und zuſammen gehalten werden, und man alsdann, nach verſtattetem freyen Zutritt der Luft, ein Licht hinzu bringt, dieſelben ſich entzünden; welcher Verſuch aber gefährlich iſt, und mit der größten Behutſamkeit angeſtellet werden muß. Wenn man endlich eine gewiſſe Quantität einer Materie, welche in Gähren kommt, vor der Gährung der Deſtillation unterwirft, und hinwiederum eine andere Portion dieſer Materie, in eben der Quantität, wie man ſie der Deſtillation unterworfen hat, der Gährung ausſetzt, und das Vergohrne endlich auch deſtillirt, ſo wird man aus der unvergohrnen Materie weit mehr Oehl, als aus der vergohrnen, erhalten, ja, nach dem der Grad der Gährung geweſen iſt, auch wohl gar kein Oehl mehr bekommen. Aus allem dieſen iſt nun zu ſchließen, daß die Gährung eine innerliche Bewegung des in den Körpern befindlichen öhligen Weſens iſt,

welches

welches hierdurch aus ſeiner Miſchung geſetzt, verdünnet, und zum Theil von allen übrigen Beſtandtheilen geſchieden und in die Luft gejaget, zum Theil aber mit den ebenfalls in Bewegung gebrachten und aus ihrer Miſchung geſetzten und veränderten Luft- und andern Theilen aufs neue vereinigt, und wieder in einen ruhigen Stand verſetzt wird. Man kann alſo ſagen, daß die Gährung eine Entwickelung der Theile einer zuſammen geſetzten Subſtanz ſey, und daß dieſe Entwickelung unterſchieden ſeyn müſſe, nach dem die Körper mehr oder weniger zuſammen geſetzt ſind. Da nun die Subſtanzen in dem Gewächs und Thier-Reiche ein weit mehr zuſammen geſetztes Oehl, als die mineraliſchen Körper, enthalten: ſo wird man einſehen, warum die Gährung bey jenen, und nicht bey dieſen, Statt hat. Und, da die Vegatabilien, in ihrem allgemeinen Zuſtande betrachtet, zuſammen geſetzter, als die Thiere, ſind: ſo kann man auch einſehen, warum dieſelben mehrere Arten von Entwickelung oder Gährung, als die Thiere, ausſtehen müſſen. Endlich iſt auch hieraus zu ſchließen, daß die Gährung nichts anders, als ein Beſtreben der Natur, ſey, wodurch ſie die Körper wieder in die Subſtanzen verwandelt, von welchen ſie genommen und erzeuget worden ſind, d. h. ſie werden in ihre Elemente aufgelöſet und einander gleichartig gemacht. Es bleibt nichts weiter übrig, als eine Erde, welche in allen dieſen Subſtanzen, wenn ſie durch die Gährung verändert worden ſind, von einerley Art iſt.

So lange die vegetabiliſchen und animaliſchen Subſtanzen, welche zur Gährung geſchickt ſind, einen Theil eines lebenden oder thieriſchen Körpers ausmachen, gerathen dieſelben nur ſchwach, langſam und auf eine unmerkliche Art, in Gährung, weil ſie durch die lebende Bewegung davor verwahrt ſind, und weil dieſe Langſamkeit zur Oekonomie der Gewächſe und Thiere nöthig iſt. Nachdem aber das Leben dieſer organiſirten Subſtanzen aufgehört hat, nehmen dieſelben, weil alsdann nichts mehr in ihren Säften und in ihren nächſten Grund-Subſtanzen, die Neigung zur Verwandlung ihrer Natur und ihrer Zerſetzung aufhält, die merklich gährende Bewegung an, und zwar eine jede nach dem Grade, worin ſie ſind, und wo ſie mehr oder weniger ſchnell und regelmäßig die Zeitpuncte durchlaufen, die

ihnen

ihnen übrig ſind einzugehen; nach dem die Umſtände welche überhaupt der Gährung günſtig ſind, zuſammen kommen.

Dieſem Begriffe zu Folge, würde die Gährung, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, nichts anders als die Fäulniß ſeyn, zu welcher von Natur und beſtändig alle Gewächſe und Thiere langſam und unvermerkt, ſo lange ſie leben, aber auf eine merkliche Art nach ihrem Tode, ſich neigen.

Zu jeder Gährung ſind folgende Stücke unumgänglich nöthig: 1) der Zutritt der freyen Luft; 2) eine gehörige laue Wärme; 3) eine zureichende Feuchtigkeit, d. i. eine ſolche Menge von Feuchtigkeit, welche, nach Beſchaffenheit der zur Gährung übrigens geſchickten Subſtanzen bald mehr bald weniger ſeyn, aber doch jederzeit in einem gehörigen Verhältniſſe ſich befinden muß; 4) endlich eine hinlängliche Weite des Ortes, wo die Subſtanz gähren ſoll. Fehlt eins von dieſen vier Stücken, oder iſt es in gar zu großem Maße vorhanden, ſo findet die Gährung entweder gar nicht, oder nur unvollkommen, Statt, oder die bereits angegangene wird verhindert.

Die Gährung wird verhindert, oder aufgehalten: 1) wenn man der Luft den Zutritt benimmt; 2) wenn man die gährenden oder zur Gährung geſchickten Körper einer ſtarken Hitze oder Kälte ausſetzt; 3) wenn man Körper beymiſchet, welche die Feuchtigkeit vermindern, oder die öhligen und ſaliniſchen Subſtanzen binden und verändern; und 4) wenn die Materien an der Ausdehnung gänzlich verhindert werden.

Eine Subſtanz, welche ſich wirklich in Gährung befindet, oder welche die ſtärkſte Neigung zur Gährung hat, und deren man ſich bedienet, um die Gährung eines andern Körpers zu erregen, nennt man ein Gährungs-Mittel, oder Ferment, L. Fermentum, Fr. Ferment. Dergleichen ſind: der Schaum vom Biere,

welches

welches gährt; ein Stück eines gut gegangenen Teiges, und der zum Sauerteig oder zu einem Gährungs-Mittel dienet, um eine größere Menge desjenigen, womit man ihn vermiſchet, in Gährung oder zum Gehen zu bringen; die Kämme von Weintrauben, über welche man den Eſſig und andere Subſtanzen dieſer Art hat gähren laſſen; imgleichen das Honig und der Zucker, vornehmlich der ſo genannte Farin und die Moscovade, und überhaupt alle ſüße Säfte von Vegetabilien. Bisweilen braucht man, zur Erregung der Gährung, nichts weiter als die Gefäße, inſonderheit die aus Eichen-Holz gemachten, und in welchen bereits Materien vergohren haben. Es iſt aber allerdings ein Unterſchied, was für ein Mittel zur Gährung gebraucht wird. Oft kann man Zucker und Honig, aber keine Hefen oder ein anderes Mittel gebrauchen. Bisweilen ſind die Hefen dienlich, bisweilen der Sauerteig u. ſ. w.

Man nimmt z. E. Honig 10 Pfund, gießt 50 Pfund reines Waſſer darüber, läßt es bey gelinder Wärme 24 Stunden ſtehen, hernach bey gelindem Feuer aufwallen, ſchäumet es ab, und läßt den dritten Theil oder die Hälfte davon verrauchen. Dieſen Liquor nimmt man vom Feuer, ſeihet ihn warm durch ein doppeltes Tuch, füllet ihn in ein bequemes Fäßchen, thut 2 Quent Sal tartari, oder gemeines Salz, darzu, ſtellet es an die Sonne, oder zur Winterszeit auf den warmen Ofen, ungefähr 40 Tage lang, bis ſich der Liquor aufklärt, und wie Wein riecht. Alsdann kann man das Fäßchen zuſpünden, und im Keller zum Gebrauche aufbehalten.

Von der Bier-Gährung, ſiehe Th. V, S. 173, fgg; und von der Eſſig-Gährung, Th. XI, S. 621, fgg.

Die gährenden Dünſte ſind ein wahres Gift der Lungen; und die Luft ſelbſt, welche durch die Gährung erzeuget wird, iſt, wie Muſſchenbroek bewieſen hat, tödlich und keine wahre Luft. Die Wein-Dünſte ſind nicht nur alsdann ſchädlich, wenn der Wein noch in dem Bottiche iſt, ſondern auch in den Kellern, in welchen der

junge

junge Moſt brauſet. So gar die Ausdunſtung aus einer Tonne, in welcher ſich einige Kannen Weingeiſt befinden, berauſchet und betäubet, wenn man ſie ſtark mit dem Athem an ſich zieht. Ich könnte eine ſehr große Menge Beyſpiele von plötzlichen Todesfällen anführen, welche von den Dünſten gährender Getränke in Kellern verurſachet worden ſind; allein, ich begnüge mich bloß, mit Nymann anzumerken, daß dieſe Dünſte die Menſchen durch die Hemmung des Athemhohlens und die Beklemmung des Herzens, noch weit geſchwinder erwürgen, als ſelbſt beym Schlagfluſſe geſchieht; denn man hat oft wahrgenommen, daß verſchiedene Leute, die nur noch erſt auf der Keller-Treppe geweſen, ſtarr todt niedergefallen ſind, und daß diejenigen, welche ihnen zu Hülfe haben kommen wollen, zuweilen an eben dem Orte eben ſo plötzlich todt geblieben ſind. Man bringt zuweilen ſolche erſtickte Leute auf eben die Weiſe wieder zurecht, wie diejenigen, welche vom Kohlen-Dampfe erſtickt ſind, wovon im Art. **Kohle** das Nöthige vorkommen wird.

Die Gefahr, welche man hier meiſtens voraus ſieht, wenn man ſich zu der Zeit, wo der neu eingelegte Wein gährt, in einen Keller begibt, kann, auſſer der bey allen giftigen Dünſten zu beobachtenden allgemeinen Vorſichts-Regel, da man nähmlich ein mit Salmiak-Geiſte angefeuchtetes Schnupftuch vor Mund und Naſe bindet, auch dadurch einiger Maßen verhütet werden, wenn man eine Röhre in den Keller leitet, welche ſich mit einem weiten Trichter endiget. Können oder wollen ſich aber Leute, die ſich mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen, dieſen Vortheil nicht machen; können ſie auch den Rath nicht befolgen, den ihnen Ramazzini gibt, das Geſicht von den Dünſten hinweg zu wenden; erkennen ſie an einem Lichte, welches ſie durchaus nicht brennend erhalten können, und an der Zeit des Jahres, in welcher ſie ſind, die Nähe und Größe der Gefahr, in welche ſie ſich

bege-

begeben: ſo iſt die erſte Vorſicht, Thüre und Keller⸗Läden zu öffnen, und ſo lange offen zu erhalten, als man in dem Keller iſt; alsdann ſich, bey der mindeſten Empfindung vom Geruch, oder Betäubung, ſogleich zurück zu begeben, und, wenn es ohne Schaden geſchehen kann, in den Keller zu ſchießen.

Eben ſo ſchädlich ſind auch die Dünſte der Gewächſe, die, in einen Haufen über einander geſchüttet, ſich erhitzen und in eine Gährung übergehen. Viele Wahrnehmungen haben bewieſen, daß der Dampf des auf einen Haufen geſchütteten, und noch nicht völlig trocknen Heues, Schlagflüſſe und den Tod ſelbſt nach ſich gezogen hat. Die Hitze in dergleichen Haufen iſt ſo groß, daß öfters der ganze Haufe ſich entzündet, und in helle Flammen ausſchlägt; wie eben dieſes auch Hr. v. Jacquin von den Miſthaufen in Holland erzählet.

Hildanus hat in ſeinen Beobachtungen, eine beſtändige Schlafſucht von dem Dampfe des alſo erhitzten Heues aufgezeichnet. Ein gewiſſer gelehrter Arzt in Wien erzählt, daß er ſehr ſchlimme Zufälle bekommen habe, als er eine Portion Schierling, um zu verſuchen, wie er durch die Gährung verändert würde, in einem Gefäße der Gährung ausgeſetzt, und nach einer Zeit dieſes Gefäß eröffnet, und den entſetzlich riechenden und das ganze Haus durchdringenden Dampf des Schierlings in ſich gezogen hatte. Nach Hughes Berichte, in ſeiner History of Barbados, erſtickte der Dampf in einer Ciſterne, in welche man den Rückſtand nach der Deſtillation des Zuckers geworfen und einige Tage aufbewahrt hatte, zween Schwarze, die ſie reinigen ſollten, plötzlich.

Von der faulenden Gährung, ſiehe im XII Th. S. 99, fgg. den Art. Fäulniß.

Siehe auch den Art. Gahre.

Gähr⸗Bottich, in dem Brauweſen, ein Bottich, worin das Bier gähret; ſiehe Th. V, S. 186.

Gährung, ſiehe oben, S. 16.

Gährungs⸗Mittel, ſiehe oben, S. 621.

Gälfern (*), belfern, durch Schreyen einen unangenehmen Schall verurſachen; Fr. glapir. Man ſagt es eigentlich von dem grellen (oder auf eine unangenehme Art ſcharf- und hell-tönenden) Gebelle junger Hunde und Füchſe.

Gällen (**), einen Schall von ſich geben, ſchallen. Er ſchrie, daß das ganze Haus gällete. Die Ohren gällen mir, wenn man ein klingendes Getöſe in denſelben empfindet.

Gällig (***), hart, feſt. Im Hochdeutſchen kommt dieſes Wort nur bey den Bergleuten vor. Der Gang liegt im gälligen Felſen, wenn er feſt anſtehet, keine Ablöſung hat.

Gält, unfruchtbar; ſiehe Gelt.

Gälte, ein Gefäß; ſiehe Gelte.

Gäng, ſiehe den folgenden Artikel.

Gänge

(*) Niederſ. galfern, galpern, jalfern, heulen, ſchreyen. Es iſt das Frequent. von dem noch im Oberd. und Niederſ. üblichen gelfen, galpen, Engl. yelp, yawlp, Dän. gylpe, bey dem Ottfried gelbon, welches nicht nur ſtark rufen, ſchreyen, ſondern auch bellen bedeutet. Gelf kommt in den ältern Schriftſtellern mehrmahls für ein Freudengeſchrey vor. Es ſtammet von Gall, Schall, ab, und wird daher richtiger gälfern als gelfern geſchrieben. Siehe Gällen.

(**) Gällen. Niederſ. gellen, im Schwed. galla, im Iſländ. gialla, im Walliſ. galw, im Engl. yell: im Holländ. ghillen, im Dän. gale, ſtammet von Gall, Schall, ab, und wird daher richtiger mit ä als mit e geſchrieben. Im Niederſ. hat man von dieſem Neutro auch das Activum gillen, ein durchdringendes Geſchrey machen, womit auch das Oberd. gällen, bellen, das Engl. yell, heulen, das Schwed. und Iſländ. gala, ſingen, das Schwed. kalla, nennen, rufen, das Griech. καλειν, rufen, und das Hebr. הלל loben, preiſen, und קלה, rufen, überein kommt. Siehe Gälfern, Gall, Hallen, Heulen, Schallen, Schelten. Mit einem andern Suffixo bedeutet galmen im Niederſ. gleichfalls hallen, oder ſchallen.

(***) Friſch glaubt, dieſes Wort komme von Gall, Schall, her, und bedeute eigentlich ſo hart, daß es gleichſam klinge. Allein, es ſcheint vielmehr zum mittlern Lat. Callus ein Stein, Fr. Caillou, zu gehören.

Gänge (*), ein nur im gem. Leben übliches Wort.

1. Ein gäuger Hund, bey den Jägern, ein ſchneller, flüchtiger Hund. Siehe Gängig.

2. Wie Gangbar, 1, was im Handel und Wandel üblich iſt, überall bekannt iſt, in Verbindung mit dem Worte gebe. Das Geld, das im Kauf gäng und gebe iſt, 1 Moſ. 23, 16.

Gängeln (**), gehen lehren. Ein Kind gängeln, es am Gängel-Bande oder im Gängel-Wagen gehen lehren. Auch figürlich. Sonſt wollte ich ſie gängeln, daß ſie den Himmel für eine Baßgeige anſehen ſollten.

Die Methode, die Kinder vermittelſt Gängel-Bänder und Gängel-Wägen gehen zu lehren, iſt höchſt verwerflich. Was zuvörderſt das Gängel-Band (Führ-Band, Leit-Band, Lauf-Riemen) betrifft, ſo kann man, wenn man die Kinder, welche an ſolchen Bändern gehalten werden, betrachtet, nicht läugnen, daß ihnen dergleichen nicht ſehr beſchwerlich fallen ſollte. Sie ſehen dabey faſt beſtändig im Geſichte roth, auch wohl braun und blau, aus. Ihr Kopf und ganzer Leib ſind nach vorwärts gebogen. Die Gängel-Bänder werden am Hinter- und Seiten-Theile des Schnürleibes ſtark befeſtiget, dergeſtalt, daß ſie die Schulter überall umgeben. Sie haben die ganze Laſt des Kindes zu halten, und es kann derſelbe kaum die Erde berühren. Da das Kind ſich beſtändig mit der Bruſt darauf ſtüzt, ſo wird dieſe, welche

(*) Im Niederſ. gänge, Schwed. gängſe, Dän. gängs, alles für üblich, gebräuchlich. Das iſt nun ſo gänge, im Niederſ. für, das iſt nun ſo Mode. Im mittlern Lat. brauchte man von gangbarem Gelde die Zeitwörter ambulare, vadere, currere u. ſ. f. gäng und gebes Geld aber hieß curſibilis, meabilis, datibilis u. ſ. f.

(**) Von gehen, kommt im Heldenbuche das Frequentat. gängen, mehrmahl gehen, vor. Von dieſem ſcheint unſer Gängeln das Diminut. zu ſeyn. Im Niederſ. hat man noch ein anderes Frequent. von gehen, gungeln, bittend um jemanden herum gehen.

welche doch vor allen Theilen des Leibes eine ganz freye Bewegung haben ſollte, ſolchergeſtalt von dem vordern Theile des Schnürleibes gewaltig gedrückt, und der Kreislauf kann daſelbſt nicht gehörig von Statten gehen; im Kopfe hingegen geſchieht ſelbiger freyer, und mithin ſammelt ſich das Blut daſelbſt an, und treibt die Blut-Gefäße auf. Die üblen Folgen aber, welche von dergleichen Anhäufung des Blutes in den Gefäßen des Kopfes zu entſtehen pflegen, ſind zum Theil bekannt genug. Die krumme Stellung des Kindes, welche durch das, nach hinten zu, ziehende Schnürleib verurſachet wird, zwingt die Schulterblätter, ſich über einander, nach dem Rückgrath zu, zu legen, hebt die Achſeln in die Höhe, und iſt im Stande ſeine Wirbelbeine zu verrücken. Vornehmlich aber iſt daſſelbe alsdann zu befürchten, wenn man, wie zum öftern geſchieht, das Kind nur an Einem Gängel-Bande hält, und es daran rings herum auf ſeine Beine treten läßt. Indem ſein Körper nicht auf den Füßen feſt aufſteht, erlangen dieſe ihre Stärke nur ſehr langſam, und können ſich durch das Schleifen an der Erde gar verrenken und verdrehen. Die Wärterinnen, welche ein Kind mit dem Leit-Bande beſtändig ſchwebend halten, indem ſie es in die Luft heben, ſetzen es der Gefahr aus, daß es einen in den Schultern ſteckenden Hals bekommt. In den Gängel-Bändern, worin die Kinder die ganze Laſt ihres Körpers unter den Armen tragen, kann das ohnedieß flache Gelenk des Schulterbeines leicht ausrenken.

Die Gängel-Wägen (Lauf-Wägen), ſowohl die viereckigen, welche unterwärts weiter aus einander gehen, als oben, und mit Rollſcheiben verſehen ſind, (Roll-Wägen), als auch die länglichen, in deren Quer-Schieber eine Art von runden Reife, worin das Kind feſt ſteht, befindlich iſt (Gängel-Bank, Lauf-Bank) ſind ebenfalls vielen Unbequemlichkeiten unterworfen. Die Roll-Wägen ſtehen nicht feſt; die Kinder gewöhnen

ſich alſo nicht gerade zu ſtehen, ſondern lernen eben ſo, wie in den Gängel=Bändern, das ihnen hernach im Gehen ſo nachtheilige Ueberliegen. Auch wird der Leib des Kindes unter den Armen zu feſt gehalten, ſo, daß die Schwere ſeines Körpers, den es öfters, theils aus Schwäche, theils auch aus Ueberdruß und Unwillen, ſinken läßt, ganz und gar von den Schultern gehalten wird, wodurch dieſe in die Nothwendigkeit geſetzt werden, ſich in die Höhe zu begeben. Was iſt aber dieſes nicht für eine unordentliche Stellung die in der Folge gar leicht zur Gewohnheit werden kann! Ausserdem pflegen auch die Lauf=Wägen noch dem unverantwortlichen Mißbrauche ausgeſetzt zu ſeyn, daß man die Kinder, welche erſt gehen lernen ſollen, wohl halbe Tage darin ſtehen läßt, und nicht bedenkt, daß ſo zarte Glieder ſchon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müſſen. Will man ſich ja einer Lauf=Bank bedienen, ſo muß der Ring um die Bruſt weich ausgefüttert ſeyn. Damit aber die weichen Gelenke, welche die Laſt des Leibes tragen, nicht zu ſehr beſchweret werden, muß man die Kinder nie allzu lange in dieſen Behältniſſen ſtehen laſſen.

Die beſte Art, die Kinder gehen zu lehren, werde ich in dem Art. Gehen anzeigen.

Gängel=Band,
Gängel=Bank,
Gängel=Wagen, } ſ. im vorhergehenden Artikel.

Gängig, was gehet. Einen Leit=Hund gängig machen, bey den Jägern, ihn abrichten, daß er an dem Hänge=Seile gehen lerne. Ein gängiger Hund, der munter, flüchtig gehet; ſiehe Gänge. Im Hochdeutſchen iſt dieſes Wort nur in den Zuſammenſetzungen rückgängig, krebsgängig u. ſ. f. üblich.

Gänſe, ſiehe Gans.

Gänſe=Aar, Gänſe=Auge, und andere mit Gänſe — zuſammen geſetzte Wörter, ſiehe nach dem Art Gans.

Gänſe-

Gänſerich. 1. Das männliche Geſchlecht unter den Gänſen; ſiehe Gans.

2. Eine Art der Potentille, welche auf den europäiſchen Wieſen, und am liebſten an ſolchen Oertern wächſt, wo die Gänſe weiden; Potentilla anſerina *Linn.* ſiehe Anſerina.

3. Gülden-Gänſerich, ſiehe Alchemilla.

Gärbeliren, ein nur im Bergbaue übliches Wort; den Eiſenſtein auf dem Renn-Herde mit hölzernen Hämmern zuſammen in eine Maſſe ſchlagen, und ihn dadurch zur Schmelzung vorbereiten; von gärben, zubereiten.

Gärben (*), zubereiten, zurichten, in welcher allgemeinen Bedeutung es im Hochdeutſchen veraltet iſt, wo

(*) So fern dieſes Wort beſonders von der Zubereitung des Leders gebraucht wird, lautet es im Niederſ. garven, im Angelſ. gearwian, im Dän. garve, im Schwed. garfwa, im Poln. garbuie. In der allgemeinen Bedeutung des Bereitens, Zubereitens, kommt es in den älteſten Schriftſtellern ſehr häufig vor. Bey dem Kero lautet es in derſelben karauuen, im Iſidor chigarauuan, garuuan, bey dem Notker gareuuin, bey dem Ottfried garauuan, der ſtatt deſſen auch das Zeitwort garan, Dän. giöre, Schwed. göra, machen, verfertigen, hat; ſiehe Gar. Sich gärben, kommt für ſich ankleiden, ſich ſchmücken, in den mittlern Zeiten, und unter andern in dem Schwabenſpiegel mehrmahls vor; ſiehe Gärbe-Kammer. In allen dieſen Fällen ſtammet es von gar her, welches in einigen alten Mund-Arten auch garw, garb lautet. Das mittlere Lat. garnire, das Franz. garnir, und Ital. guarnire, zubereiten, anordnen u. ſ. f. wird ſelbſt von dem Du Fresne von unſerm garen, gärben, abgeleitet. Im mittlern Lateine bedeutet Affactia, das Gärben des Leders, und die Werkſtätte des Gärbers, Affactare, das Leder gärben, und Affactator, ein Gärber, gleichfalls von dem allgemeinern Worte facere, machen. Die Niederſachſen brauchen auf ähnliche Art von der Zubereitung des Leders auch töwwen, tauen; denn taujan iſt bey dem Ulphilas gleichfalls machen. Das Lat. Corium, Leder, Fr. Cuir, im Gascogniſchen ker, und Quer, ſcheint zu unſerm gar und gärben zu gehören. Gemeiniglich ſchreibt man dieſes Zeitwort mit ſeinen Ableitungen und Zuſammenſetzungen im Hochdeutſchen mit einem e, gerben; welches ſich entſchuldigen läßt, weil ä und e in tauſend andern Fällen mit einander abwechſeln.

man es nur noch in einigen beſondern Fällen braucht.

1. Von der Zubereitung der rohen Häute durch beitzende Mittel, welches eine Beſchäftigung verſchiedener Leder= und Fell=Bereiter, beſonders aber der Gårber iſt. Das Leder gårben. Häute, Felle mit Kalk, mit Alaun, mit Lohe gårben welches auch ſelbige gar machen genannt wird. Ich werde hiervon im Art. Leder=Bereiter handeln.

Figürlich iſt jemanden gårben, oder ihm die Haut, den Buckel gårben, (Fr. le jetter, [le mettre, tomber,] ſur la friperie de quelcun,) in den niedrigen Sprech=Arten, ihn wakker ausprügeln.

2. Bey verſchiedenen Metall=Arbeitern, ein Metall glatt und glänzend machen, es poliren, bruniren. Eine Kupferplatte gårben, bey den Kupferſtechern; ſiehe Gårbe Stahl.

3. In den Stahl=Hütten wird der rohe und durch das Schmelzen zubereitete Stahl gegårbt, wenn er durch mehrmahliges Glühen und Zertheilen in kleinere Stücke in reinen Stahl verwandelt wird, welches nach einer verderbten Ausſprache an einigen Orten auch würden heißt. Siehe den Art. Stahl.

4. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt das Gårben auch eine Art der Zubereitung des Speltes auf der Mühle, da derſelbe nicht gemahlen, ſondern das Korn ganz aus den Hülſen heraus gedrücket wird; ſiehe Gårbe Mühle.

Gårbe=Eiſen, bey den Lohgårbern, ein Eiſen, die Häute zu beſchaben, welches auch Falz=Eiſen oder Falz=Meſſer genannt wird. Man findet daſſelbe im XII Th. dieſes Werkes, S. 169, beſchrieben, und Fig. 614 abgebildet.

Gårbe=Haus. 1. In einigen Gegenden das Haus oder die Werkſtätte eines Ledergårbers, die Gårberey.

2. Im

2. Im Niederſächſiſchen, wo dieſes Wort auch Gärhuus lautet, die Sacriſtey; ſiehe den folgenden Artikel.

Gärbe=Kammer, in einigen ſowohl ober= als niederdeutſchen Gegenden eine Benennung der Sacriſtey an einer Kirche, weil ſich die Prieſter in derſelben zu gärben, d. i. anzukleiden und zu dem Gottesdienſte zu zubereiten pflegen; das Gärbe=Haus. Siehe Gärben Anm.

Gärbe=Mühle, in den Mühlen einiger beſonders oberdeutſcher Gegenden, ein Gang, der ſo zugerichtet iſt, daß das Korn nur aus der Hülſe heraus gedrückt, nicht aber zu Mehl gequetſchet wird; ſiehe Gärben 4.

Gärbe=Stahl, ein Polir=Inſtrument, welches Kupferſchmiede, Goldſchmiede, Gürtler und Schlöſſer gebrauchen. Es beſteht ſolches aus einem wohl polierten Stücke Stahl, welches mitten in ein Eiſen mit Handgriffen eingeſetzt iſt, oder wie ein Herz geſtaltet und in einem hölzernen Stiele, der auf die Achſel des Arbeiters zu liegen kommt, eingeſtecket wird. Mit dieſem Stahle werden die Feilenſtriche und andere Rauhigkeiten vom Schleifen ꝛc. abgerieben und geebnet. Siehe Gärben 2.

Bey den Stahl=Arbeitern, Meſſerſchmieden und chirurgiſchen Inſtrumentenmachern, heißt dieſes Werkzeug der Brunir=Stahl; ſiehe Th. VII, S. 71, f; und bey den Kupferſtechern, und einigen andern Künſtlern, der Polier=Stahl, ſiehe in P.

Den Gärbe=Stahl, welchen die Kupferſchmiede zum Polieren gebrauchen, ſieht man Fig. 840 abgebildet. An einer eiſernen Stange mit einem Hefte, iſt oben ein Haken 1, in der Mitte aber das Stück Stahl 2, deſſen vordere Fläche länglichruud iſt. Beym Gebrauche ſpannt der Kupferſchmid einen hölzernen Klotz mit einem eiſernen Ringe, 3, in einen Schraubſtock, haket den Gärbe=Stahl in gedachten Ring, leget das Kupfer, welches er polieren will, auf den Klotz unter dem Stahl, und reibt es mit demſelben.

Der Gärbe-Stahl der Gelbgießer, iſt auf gleiche Art, wie der jetzt beſchriebene, geſtaltet, bey dem Gebrauche aber wird er auf eine andere Art befeſtiget. Der Profeſſioniſt ſchraubet nähmlich in den Rand ſeiner Werkbank, eine mit verſchiedenen Löchern verſehene eiſerne Platte, worein er das krumme Ende des Gärbe-Stahles haket. Das Meſſing, welches er mit dem Stahle polieren will, liegt auf einem kleinen Brete, welches er ebenfalls in ein Loch am Rande des Werktiſches an einem viereckigen Zapfen befeſtiget. Deßhalb hat gedachtes Eiſen mehrere Löcher, um dem Stahle bey jedem Vorfalle die gehörige Richtung geben zu können.

Gärbe-Stube, Fr. Etuve, bey den Alaun-Gärbern, die heiße Stube, in welcher die Felle mit Talg getränket werden, und welche auch die Bähe-Stube heißt.

Gärber. 1. Ein Handwerksmann, welcher die rohen Thier-Häute gärbet, und ſie dadurch zu allerley Arten des Gebrauches geſchickt macht; ſiehe Gärben 1.

Im Oberdeutſchen wird ein Gärber auch Ircher, Iriſcher, im Niederſ. aber Tauer, Holl. Touwer, Engl. Tawer, genannt. Siehe Gärben, Anm.

2. Eine Art Holz-Käfer, Cerambyx coriarius *Linn.*; ſ. im XXIV Th. S. 866.

Gärber-Baum, Schling-Baum, Sumach, Rhus coriaria *Linn.* Rhus ſ. Sumach coriariorum, Rhus ſ. Sumach obſoniorum, (weil man damit vormahls denjenigen, welche die rothe Ruhr und andere Bauchflüſſe gehabt, die Zugemüſe an ſtatt des Salzes gewürzet,) Rhus culinaria, Rhus rubrum, Sumach Arabum, Fr. Sumac, Roux oder Roure des corroyeurs, Ital. und Span. Sumach, oder Sumagre, ein Baum, welcher in Portugal, Spanien und Italien an felſigen Orten wild wächſt, bey uns allein aber in einigen Gärten zur Zierde gepflanzt wird. Er wird eben nicht hoch, breitet ſich aber mit ſeinen zarten Aeſten weit aus, welche mit einer dunkelbraunen, rauhen oder wollichten Rinde,

inſon-

inſonderheit gegen die Spitzen zu, bekleidet, und inwendig voll Mark ſind. Weil auch dieſe rauhe Rinde dem Baſte der neu aufgeſetzten Hirſch-Kolben gleich ſieht, nennen ihn Einige Hirſch-Baum, Hirſchhorn-Baum, oder Hirſchkolben-Baum, Rhus typhinum. Jedes Blatt beſteht aus 11 oder mehrern Blättchen, welche ohne merkliche Stiele parweiſe einander gegen über ſitzen, und wovon ein einziges das ganze Blatt endiget. Dieſe Blättchen ſind eyförmig, ſtumpf eingekerbet, auf der untern Fläche rauch und weißlich, auf der obern mehr glatt und hellgrün; auch die jungen Aeſte ſind mit einem wollichten Weſen überzogen, die ältern aber haben dieſes nicht. Die grüngelblichen Blumen erſcheinen in aufgerichteten Büſcheln, an den Spitzen der Aeſte; ſie haben einen ſüßen Geruch. Die Früchte ſtellen gleichfalls aufgerichtete, dichte Büſchel vor, ſind über und über mit rothen Haaren beſetzt, kleberig, und von einem ſauern ſcharfen Geſchmacke. In jeder Beere befindet ſich ein glatter, ovaler Same, in einer gleichfalls eyrunden Kapſel. Die Wurzeln laufen ganz flach in der Erde weg.

Man hat ehedem nur dieſe Art gekannt; in neuern Zeiten aber hat Hr. v. Linné, und mit ihm andere Schriftſteller noch einige angemerkt, welche aber merklich unter ſich verſchieden ſind. Die eine iſt der virginiſche große Sumach, Rhus typhinum *Linn.* Fr. Sumac de Virginie; und die andere Rhus Javanicum. Bey dieſer ſind die Blättchen oval, zugeſpitzt, eingekerbt, und unterwärts wollicht; bey jener aber lanzenförmig, ſcharf eingekerbt, und gleichfalls unterwärts wollicht. Ob nun dieſer Unterſchied beſtändig, und hinreichend ſey, verſchiedene Artrn dadurch zu beſtimmen, iſt noch nicht ausgemacht. Da jedoch alle drey Arten auf der untern Fläche der Blättchen filzartig oder wollicht ſind, ſo würde man wohl nicht ſehr irren, wenn man ſolche lieber für Varietäten, als wahre Arten, ausgäbe. Hr. dü Roi

erinnert auch, daß der große virginiſche Sumach im Wuchſe und den Blättern, dem eigentlichen oder ſpaniſchen Gärber=Baume ſehr nahe komme, auch mit ſelbigem gleichen Nutzen hätte. Hat ein beſtändiger Unterſchied Statt, ſo ſind die in Deutſchland auch zuweilen in Bauer=Gärten angepflanzten Bäume, welche unter dem Nahmen Eſſig Baum (weil die Beeren der Säure des Eſſigs am Geſchmacke gleich kommen, wie denn auch die Pfälzer aus den Samenkolben, welche ſie Eſſig-Zapfen nennen, einen vortreff lichen Eſſ ig ziehen.) bekannt ſind, für den großen virginiſchen anzunehmen.

In Spanien, um Salamanca wird der Gärber=Baum eben ſo ſorgfältig, als der Weinſtock, gebauet, und man findet daſelbſt ganze Aecker damit bepflanzt. Für unſern Himmelsſtrich iſt er zu zärtlich. Die Länder, wo er wächſt, werden durch die in den nördlichen Ländern gewöhnlichen Winter niemahls heimgeſuchet; und ſelbſt in England, welches, wegen der See, ein wärmeres Land, als das unſrige, iſt, will er, nach Miller, wohl beſchützt ſtehen, wenn er die Zweige nicht durch den Froſt verlieren ſoll. Dieſer Umſtand macht uns deſſen Anbau unmöglich; und wahrſcheinlicher Weiſe verwechſeln diejenigen, welche ſo viel von der Dauer dieſes Baumes reden, worunter auch der fürſtl. ſchwarzburgiſche Hofgärtner zu Arnſtadt, Timme, in ſeinem, in Reicharts gemiſchten Schriften, S. 479, fgg. abgedruckten Schreiben, gehört, ihn, wegen der beſondern Aehnlichkeit, mit vorgedachtem virginiſchen Sumach. Dieſer iſt hin und wieder in Deutſchland anzutreffen, und leidet bey unſern Wintern, ſeiner Mark=Röhren ungeachtet, nicht das geringſte. Die Blumen kommen im Junius an den Enden der Zweige hervor, und ein jeder abgeſchnittener Zweig gibt kleine Milch=Tropfen. Man kann durch den Samen mit leichter Mühe junge Bäume erziehen; ohne dieſen aber zeigt ſich bey einem etwas bejahrten Stamme in gutem lockern Boden ſo

viele bewurzelte Brut, daß man ſie nur ausheben und wieder verſetzen darf. Sie wachſen in jeder Art des Erdreiches. Der Wuchs iſt dabey ziemlich geſchwinde; nur wird ein Stamm ſelten über 15 bis 20 Fuß hoch.

In Spanien werden die jährlichen Schößlinge, nachdem ſie Ellen hoch angewachſen ſind, abgehauen, getrocknet, zu Pulver geſtoßen, und das Leder, inſonderheit aber der Corduan, damit zubereitet. Die Alten bedienten ſich des Samens, ſtatt eines Gewürzes oder des Salzes. Das Holz nimmt ſich, furniret, zu kleinen Käſtchen wohl aus.

In die Handlung kommen von dieſem Baume vornehmlich folgende Waaren: 1) Die getrockneten und zu Pulver geſtoßenen jungen Schößlinge und Blätter, welche von den Kaufleuten ebenfalls Sumach oder Schmack genennet, und von den Färbern ſowohl zum Grün= als auch Falb=färben, und, an ſtatt der Gall=Aepfel, zu allen denen Farben, die man dunkler machen will, (daher dieſer Baum auch Färber=Baum genannt wird,) von den Gärbern und Leder=Bereitern aber zum Garmachen ihrer Leder, gebrauchet, weshalb er eben den Nahmen Gärber=Baum führt. Sie werden in großer Menge aus Portugal und Spanien, inſonderheit von Porto und Malaga, nach Frankreich, Holland, und den deutſchen See=Städten verführet, und daſelbſt ein ungemein ſtarker Handel damit getrieben. Er muß, vornehmlich zum Gebrauche der Färber, friſch, ſchön hellgrün und trocken ſeyn. Was braun oder falb ausſieht, iſt entweder abgeſtanden, oder ſchon von den Gärbern gebraucht, und folglich, wie überhaupt, alſo ins beſondere für die Färber, nichts nutze. Was weiß iſt und dumpfig riecht, taugt nicht viel. Der Sumach, welcher aus Malaga gebracht wird, iſt allezeit ſchlechter, als derjenige, ſo aus Porto in Portugal kommt, welcher ſchöner und grüner fällt. Auch derjenige, der in verſchiedenen Provinzen Frankreichs, und in dem Lande Vosges,

wo

wo er häufig wächſt, zubereitet wird, iſt faſt gar nicht zu gebrauchen, weshalb ihn auch die franzöſiſchen Färber und Corduan=Macher ſelbſt nicht achten.

Man verkauft ihn in kurzen dicken Säcken, die in Hamburg Pahlen genennet werden. In Hamburg und zu Amſterdam wird er nach dem Centner von 100 Pfund verkauft. Der gewöhnliche Preis deſſelben iſt 21 bis 23 Schilling flämiſch der Centner. Er gibt 4 pro Cent Thara; und man kürzet für gut Gewicht 1 pro Cent, und für bare Bezahlung eben ſo viel.

2) Die Sumach=Körner oder Sumach=Beeren, Fr. Sumac rouge en grape, welches die oben gedachten rothen Früchte dieſes Baumes ſind, ſo von den Droguiſten und Apothekern zum mediciniſchen Gebrauche geführet werden. Es dienen dieſelben, geſtoßen und in einer Brühe eingenommen, wieder Bauchflüſſe, Blutſpeyen und Blutharnen; äuſſerlich aber wieder Entzündungen, böſe Geſchwüre, faules Fleiſch u. d. gl. In Roſen= oder Wegerich=Waſſer geweicht, und die Augen damit beſtrichen, ſollen ſie vor die Blattern bewahren; die Blätter aber, in Klyſtieren gebraucht, die rothe Ruhr ſtillen. Die Beeren und Samen werden wieder die Fäulniß und das Ablöſen des Zahnfleiſches gerühmet; wozu ſich aber faſt alle zuſammenziehende Mittel ſchicken. In dieſer Abſicht werden die rothen Körner abgeſtreift, in eine Bouteille gethan, und ungefähr ſo viel Wein darauf gegoſſen, daß derſelbe 3 Finger breit über die Körner geht. Sodann wird die Bouteille wohl verwahret, mit Blaſe zugebunden, und in die Sonne geſetzt; da man denn, nach Verlauf von 24 Stunden, den Gebrauch anfangen kann, indem man einen Löffel voll von dieſem Weine, über einem Wachsſtock gewärmt, in den Mund nimmt, ſolchen, ſo lange als man kann, im Munde behält, ſodenn ausſpuckt, und hiermit jedes Mahl Abends und Morgens eine Zeitlang continuiret.

Gärber=Lohe, die Lohe, deren ſich die Gärber zur Zubereitung der Häute bedienen, und welche auſſerdem auch ein gutes Düngungs=Mitel iſt; im Niederſ. Kiff. Siehe Lohe.

Gär=

Gärber=Strauch. Es haben zwar mehrere Pflanzen, wie z. E. der kurz vorher, im Art. Gärber=Baum beſchriebene Sumach, dieſen Nahmen erhalten; ich verſtehe aber hierunter dasjenige Geſchlecht, welches mit dem gleichbedeutenden lateiniſchen Nahmen Coriaria, vom Hrn. v. Linné und Andern beleget worden iſt. Man rechnet daſſelbe gemeiniglich zu demjenigen, welche männliche und weibliche Blumen auf zwo beſondern Pflanzen tragen. Beyde haben einen kleinen, fünfblätterigen Kelch, und fünf faſt gleichförmige Blumenblätter; in beyden zählt man auch zehn Staubfäden, welche bey den männlichen mit wahren Staubbeuteln beſetzt ſind, bey den weiblichen aber nur etwas ähnliches zeigen; und dieſe haben überdies fünf, einwärts mit einander verwachſene, platte Fruchtkeimchen, deren jeder mit einem langen Griffel beſetzt iſt, welcher ſich mit einem einfachen Staubwege endiget. Es folgen fünf nierenförmige Samen, welche von den fünf ſaftigen Blumen=Blättern umſchloſſen ſind, und eine Beere vorſtellen. Hr. v. Linné hat zwo Arten.

1. **Der myrtenförmige Gärber=Strauch, kleiner Mehl=Baum,** iſt auch unter dem Nahmen Redoul, Redou, Rodoul, Roudou, Rhus myrtifolia Monspeliaca *Bauh.* Coriaria myrtifolia *Linn.* Coriaria hermaphroditica *de la Turre*, Coriaria *Royen* bekannt, und mit dem Gärber=Baume, Rhus coriaria, nicht zu verwechſeln. Der Strauch wird etwa 4 Fuß hoch, iſt am Stamme und Aeſten viereckig, und die Aeſte ſtehen, wie die eyförmig länglichen, mit drey Adern durchzogenen Blätter, einander gegen über. Die Blumen=Sträuße theilen ſich gemeiniglich in drey Aeſte; bey jedem Blumenſtielchen ſteht ein kleines Deck=Blättchen. Er wächſt um Montpellier und in Italien, längſt den Flüſſen und Bächen, an unbewohnten Orten, wild, und muß bey uns den Winter über im Gewächs=Hauſe aufbehalten werden. Die kriechende Wurzel treibt viele Ne=

benſchoſſe, wodurch ſich dieſer Strauch leicht vermehren läßt. Was in der Onomatologia botanica von der Wartung im freyen Lande geſagt wird, ſchicket ſich gar nicht für Deutſchland, wiewohl Hr. Hofr. Medicus denſelben in dem Verzeichniß einiger ausländiſchen Bäume, die in dem churfürſtl. botaniſchen Garten zu Mannheim im Freyen ausgedauert, (in den Bemerk. der churpfälz. phyſik. ökon. Geſellſch. v. J. 1774, Lautern, 1776, 8. S. 177, fgg.) mit aufführt.

Die Blätter werden, auf eben die Art, wie der Sumach oder Schmack, von den Färbern ſowohl zum Schwarzfärben, als zu Verfertigung verſchiedener dunkler Farben, als: der ſo genannten Wurzelfarben, Nuß-Farben, Olivenfarben ꝛc. und von den Lohgärbern und Corduanmachern ebenfalls zum Schwarzfärben ihrer Leder gebrauchet; das Leder ſoll davon auch eine mehrere Feſtigkeit erhalten. Um dieſe Blätter lange zu erhalten, iſt es nöthig, daß man ſie einſammle, wenn ſie reif ſind, und bald abfallen wollen. Das Pulver der Aeſte und Stämme dient, die Schaf- und Hammels-Felle gar roth zu machen, wie auch die Ziegenhäute zu Oberleder zu zubereiten. Die Beeren und Blätter ſind den Menſchen und Thieren ſchädlich, und werden daher unter die Gifte geſetzt; doch ſtimmen die Erfahrungen nicht überein. Sauvages hat beobachtet, daß dieſelben eine Art von Epilepſie verurſachet haben, welche oft tödlich geworden iſt.

Hrn. Prof. Jo. Fr. Gmelin allg. Geſchichte der Pflanzengifte, Nürnb. 1777, 8. S. 279, fgg.

Die Eſel und alten Ziegen hüten ſich ſehr vor dieſem Strauch, die jungen Lämmer aber ſollen zuweilen aus Unerfahrenheit, die Blätter freſſen, davon ſie aber taumelnd und ſchwindelig werden, auch Zuckungen bekommen, welche jedoch wieder vorüber gehen. Hingegen hat der ſpaniſche Arzt Minuart, Herrn Löffling verſichert, daß auf den pyrenäiſchen Gebirgen die Eſel dieſe

Blät-

Blätter gern fräßen, und davon nicht beſchädiget würden. Auch hat Manetti in Italien beobachtet, daß Hunde den Saft von Beeren, ohne allen Schaden gefreſſen haben, daher man, und vielleicht ganz recht, geurtheilt hat, daß dieſer Strauch nur nach dem verſchiedenen Geburtsorte eine ſchädliche Eigenſchaft beſitze.

2. Der mäuſedornblätterige Gärber-Strauch, Coriaria ruscifolia *Linn.* wächſt in Peru und Chili, hat eyförmige, platt anſitzende Blätter. In ſeinem Vaterlande bedient man ſich deſſen zur ſchwarzen Farbe. In unſern Gärten kommt er ſelten vor.

Gärber-Wolle, diejenige Wolle, welche der Gärber von den Schaf-Fellen ausraufet.

Gärberey. 1. Die Beſchäftigung, Lebensart eines Gärbers. 2. Deſſen Werkſtätte; ſiehe Leder-Bereiter.

Gäre, ſiehe Gahre.

Gären, ſiehe Gähren.

Gärte, ſiehe Gerte.

Gärten, ſiehe Garten.

Gärtner, L. Hortulanus, Jardinier, der Aufſeher oder Beſitzer eines Gartens. 1. Der Aufſeher eines Magazines der Eß-Waaren an den Höfen; ſ. Garten 4. und Zehr-Gärtner.

2. An einigen Orten werden auf den Dörfern, diejenigen Hinterſättler, welche keinen Acker, wohl aber ein Stück Garten haben, von deſſen Ertrage ſie ſich nähren, Gärtner, Dreſch- oder Hof-Gärtner, genannt, und dadurch von den übrigen Häuslern unterſchieden; ſiehe Koſſath.

Am häufigſten bezeichnet dieſes Wort 3. einen Menſchen, der den Gartenbau verſteht, und einem Garten vorgeſetzt iſt. Daher der Baum- oder Obſt-Gärtner, Blumen-Gärtner, Kunſt-Gärtner, Luſt-Gärtner, Kohl-Gärtner, Hof-Gärtner u. ſ. f. In Schweden haben die Gärtner eine Zunft, wie ſonſten Handwerker.

Von zunftmäßigen Gärtnern, ſ. Th. XVI, S. 343, f. Von Gemeinde-Gärtnern, ſ. Th. XVI, S. 350, fgg.

Mit dem Nahmen Gärtner, beleget man auch eine gewiſſe Art Inſecten, welche ſich in unſern Obſt- und Küchen-Gärten auf halten, und daſelbſt beträchtlichen Schaden verurſachen; Tipula hortulana *Linn.* & *Müll.*; ſiehe Lang-Fuß.

Gäſchen (*), ein Wort, welches den Schall nachahmet, den ein flüſſiger Körper im Aufbrauſen macht, und im gem. Leben auch jeſchen, giſchen, lautet. Das Bier gäſcht, wenn es gähret, noch mehr aber wenn es eingeſchenket wird, und einen brauſenden Schaum aufſtößt.

Figürlich auch zuweilen von einem ähnlichen Schalle anderer Körper; z. E. von einem Pferde, es giſcht, ſchäumt und ſchnaubt, Fr. Le cheval écume. Man ſagt auch von Menſchen, er gäſchet vor Zorn, Fr. il écume de rage.

Gäſcht. 1. Die gährende Bewegung in einem flüſſigen Körper. Noch mehr aber 2. der Schaum von aufbrauſenden flüſſigen Körpern, beſonders in folgenden zwey Fällen. (1) Die Ober-Hefen, oder Spund-Hefen des Bieres, die bey der Gährung oben ausgeſtoßen werden, und auch der Giſcht, die Gahre oder Gohre, Niederſ. Jeſt, Gäſt, Jeſcht, heißen, Engl. Geſt, im mittlern Lat. Geſta, Geſtum, Fr. Leveure, Fleur, zum Unterſchiede von den Stell-Hefen oder Unter-Hefen; ſ. Th. V, S. 196. (2) Der Schaum auf dem eingeſchenkten Biere, im Schwed. Gäſt, im Angelſ. Gyſt, im Engl. Yeaſt, Yeſt, im Jßländ. Jaſtr, im Niederſ. auch Riem und Mood (Muth). Bier mit einem

Gäſcht

(*) Dieſes Wort iſt mit gähren genau verwandt, und ſo, wie jenes, eine Nachahmung des Schalles. Geſende muſt, iſt ſchon im Willeram gährender Moſt. Bey dem Ulphilas iſt gayſa, anhetzen, im Schwed. gäſa, gähren, und im Jßländ. yſa, aufbrauſen. Das Hebr. und Lappländ. Gaſch, Gäſki, ein Waſſerfall, und Franz. Caſcade, ſcheinen einen ähnlichen Urſprung zu haben. Siehe die Anmerk. zum Art. Gähren, und den folgenden Art. Gäſcht.

Gäſcht eingeſchenkt, Fr. Bierre mouſſée; ſ. Th. V, S. 207.

Unter dieſem Nahmen bereiten auch die Conditors oder Zucker-Bäcker, von Chocolate, Kaffe, Milch-Rahm ꝛc. eine ſchäumende Erfriſchung; ſ. Chocolaten-Gäſcht, Th. VIII, S. 91, Kaffe-Gäſcht, und Milch-Rahm-Gäſcht.

Gäſcht-Wurm, ſiehe Schaum-Wurm.

Gäſe, oder Göſe, eine in der Mark Brandenburg gewöhnliche Benennung des im I Th. S. 466, fgg. beſchriebenen Alant.

Gäſpe (*), ein nur im gem. Leben übliches Maß trockner Dinge, eine doppelt hohle Hand voll zu bezeichnen, nähmlich ſo viel, als man in den beyden zuſammen gehaltenen hohlen Händen faſſen kann. Eine Gäſpe Mehl. Vier Gäſpen Erbſen.

Gäſſel, Aegopodium *Linn.*; ſiehe Geiß-Fuß.

Gäſt, ſiehe Gäſcht.

Gaëtane, eine Anemonen-Sorte; ſiehe Anemone.

Gäten (**), ausgäten, im Gartenbaue und der Land-Wirth-

(*) Dieſes Wort lautet im gem. Leben auch Geſpe, Göſpe, Geuſpe,, in Franken Gavſe, im Oberd. Gaup, Gauſ, Gauſel, im Niederſ. Göpſe, im Dän Gove, Göve, im Engl. Gavel, in Languedoc Gavel, Fr Javelle, Javeau. Friſch leitet es von geben her; allein das Schwed. gäſpa, Angelſ. gaſp, Iſländ. geiſpa, gähnen, welches ohne Zweifel wiederum von gaffen, öffnen, aufthun, herſtammt, gibt ein weit beſſeres Stamm-Wort ab.

(**) Dieſes Wort lautet bey dem Willeram jetan, bey dem Winsbeck jeten, im Dithmarſ. juden, im Schwed gäta, im Frieſ. wiöden, bey den Niederſachſen weiden, weden, wieden, im Angelſ. weodian, im Engl. weed. Die Abſtammung iſt noch unbekannt, denn von Gaſſe, Niederſ. Gatt, wie Friſch glaubt, kommt es wohl gewiß nicht her. Vielleicht ſind das oberdeutſche gäten und niederſächſiſche weiden nur verſchiedene Ausſprachen eines und eben deſſelben Wortes, da es denn zu Weide gehören würde. Die niederſächſiſchen Hochdeutſchen ſprechen es gemeiniglich jäten, die Meißner und Oberdeutſchen aber deutlich gäten aus.

Wirthſchaft, das Unkraut zwiſchen den guten Pflanzen ausreiſſen oder ausziehen, Fr. éherber, ſarcler.

Es iſt dieſes eine ſehr nöthige Arbeit, welche ſowohl im Felde, als auch in Gärten, Hopfen- und Wein-Bergen zu gewiſſen Zeiten fleißig vorgenommen werden muß, weil das überflüſſige Unkraut die jungen Früchte erſtickt, auch indem es allzu frech daher wächſt, und vom Wetter und ſchweren Platzregen umgeſchlagen worden iſt, dieſelben gleichſam zu Boden drückt.

Nichts erfordert, mehr des Landmannes Aufmerkſamkeit, als daß er ſein Feld vom Unkraute rein halte; daher muß demſelben bekannt ſeyn, was für Unkraut nur einen Sommer, und was das ganze Jahr hindurch dauert. Unkraut, welches nur einen Sommer dauert, kann freylich bald weg gebracht werden; nur muß man die rechte Zeit wahrnehmen. Gibt man aber darauf nicht Achtung, ſo wird der Same reif, und ſäet ſich in ſolcher Menge, daß es alsdann weit mehr Arbeit und Geld koſtet, das zu thun, was im Anfange mit leichter Mühe geſchehen konnte, ohne das Getreide in Gefahr zu ſetzen, daß ihm ſeine ſchlimme Nachbarn die Nahrung rauben würden. Die gemeine Art, das Unkraut auszugäten, iſt überaus ungereimt. Denn wenn es darnach geht, ſo hat das Unkraut Zeit zu wachſen, bis das Getreide Aehren zu bekommen anfängt, und das Unkraut ſelbſt blühet. Solchergeſtalt wird das Feld bedecket, das niedrige Unkraut verbirgt ſich, kommt zur Reife, und läßt den Samen fallen. Bloß das lang gewachſene Unkraut wird ausgeraufet; und wenn die dazu beſtellten Leute nicht wohl Achtung geben, ſo bleibt auch davon vieles zurück, weil es ſich unter die Getreide-Stängel miſchet, und nicht gleich unterſchieden werden kann. Ueberdieß wird von den Gätern eine große Menge guter Pflanzen zerbrochen und zertreten. Ein verſtändiger Landwirth wird alſo zwar nicht leicht vor dem Anfange des Frühlinges an das Ausgäten ſeines Getreides

das

des denken, weil er ſehr zu befürchten hat, daß er nebſt denen Gewächſen, die er ausrotten muß, viele von den jungen nützlichen Pflanzen zugleich mit ausraufen möchte; aber er wird auch dieſe ſo nöthige Arbeit nicht gar zu weit hinaus ſetzen. Der Augenſchein muß es ihn lehren, wenn er ſie vornehmen ſoll. Vor allen Dingen muß er nur darauf ſehen, daß er das Unkraut nicht zu ſtark werden laſſe, daß es ſein Getreide verdämpfen kann; und noch weniger darf es ſo lange ſtehen, daß der Same reif werden und ausfallen kann. Der letztere Zufall iſt von den kleinern Gattungen am meiſten zu befürchten, über welche man gar zu oft unachtſam weggeht, und welche, wenn ſie Zeit erhalten, überhand zu nehmen, gar bald höchſt nachtheilig werden. Es iſt daher unumgänglich nöthig, oft zu gäten. Was das erſte Mahl ſtehen geblieben iſt, muß man das folgende Mahl mitnehmen, und überhaupt dieſe ſchädliche Gewächſe, wo möglich, ſo bald ausrotten, als ſie ſich ſehen laſſen; denn der Mangel eines guten Gätens iſt gewiß die Urſache, daß wir ſo viele dünne, halb verdorbene Aehren antreffen, welche nur magere, verſchrumpfte, fleckige, ungeſunde Körner enthalten, die nicht halb ſo viel Mehl geben, und gar nicht den Geſchmack haben, als die geſunden Körner. Die Arbeit des Gätens geht am beſten von Statten, wenn ein gelinder Regen die Erde feucht und locker gemacht hat. Alsdann läßt ſich das Unkraut am leichteſten mit der Wurzel ausziehen, welche ſonſt, wenn der Boden trocken und feſt iſt, abgeriſſen wird. In dieſem Falle ſchlagen die zurück gebliebenen Stücke, beſonders von ſolchen Gattungen, die ſehr auslaufen, und das ganze Jahr hindurch dauern, bald wiederum aufs neue aus, und dieſe Ausläufer thun hernach eben ſo viel Schaden, als die alten Pflanzen. Wenn es im Frühlinge naß und warm iſt, und im May ſtark regnet, ſo wächſt das Unkraut in großer Menge, und man muß es alsdann unverzüglich wegbringen. Der bisweilen

len im Junius lange anhaltende gelinde Regen hat eben dieſe nachtheilige Wirkung. Alsdann fährt inſonderheit die Winde (Convolvulus) überaus ſchnell in die Höhe, ſchlägt ſich um das Getreide, und zieht es in kurzer Zeit nieder, da dieſes ſchädliche Gewächs bey kaltem Regen gar nicht fortkommt. Daher muß man ſich alle nur mögliche Mühe geben, alles und insbeſondere dieſes Unkraut im April, May und Junius auszuraufen; widrigenfalls kann man ſicher glauben, daß man, ſtatt des Getreides, leeres Stroh einärnden werde.

Indeſſen ſind dieſes bloß Anweiſungen für den ſorgloſen und faulen Landwirth. Denn, wo das Kraut nicht beſſer getilget wird, als es durch Gäten, wenn es auch das fleißigſte wäre, geſchehen kann, ſo wird man ſeines Feindes nie gänzlich mächtig werden. Man muß daher auf wirkſamere Anſtalten bedacht ſeyn, wodurch man ihn völlig ausrotten kann; und dieſe ſind nach den verſchiedenen Eigenſchaften des Unkrautes verſchieden. Entweder pflanzt ſich das Unkraut durch die Wurzeln, und durch den Samen, hauptſächlich aber durch die Wurzeln, oder durch den Samen ganz allein, fort. Gattungen, deren Wurzeln den Winter aushalten, laſſen ſich durch wiederhohltes Pflügen im Sommer am beſten vertilgen. Nur iſt hierbey nöthig, daß jedes Stück Wurzel vom Acker geſchaffet werde, indem viele darunter ſo beſchaffen ſind, daß aus jedem Knoten ein neues Gewächs aufgeht. Die Faulheit mancher Landwirthe iſt daher unverzeihlich, wenn ſie die Wurzeln von Quecken und anderm Unkraute gleicher Art auf ihrem Ackerlande liegen laſſen; und ganz unverantwortlich iſt die Unwiſſenheit derer, die es in der Abſicht thun, daß der Same dadurch vor dem Winter-Froſte bedeckt ſeyn ſoll.

In Blumen-Obſt- und Küchen-Gärten, iſt das Gäten ebenfalls unumgänglich nöthig, damit die Gewächſe deſto freyer ſtehen, und ihnen die Nahrung nicht entzogen werde. Man muß aber bey dem Wieden das Unkraut nicht bloß oben abreiſſen, ſondern der Wurzel nachgehen, und es alſo, ſo viel möglich, mit derſelben heraus ziehen, ſonſt ſtärken ſich die Wurzeln durch das Abreiſſen der Blätter nur mehr, und ſchlagen deſto dicker wieder hervor. Es müſſen daher die Garten-Beete

nicht

nicht breiter ſeyn, als daß die Gäter und Gäterinnen mit der Hand die Mittel-Linie derſelben bequem erreichen können; ſonſt zertreten ſie die vorderſten Gewächſe, oder der mittlere Theil bleibt ungewiedet. Die Gewächſe, welche durch Gäten gereiniget werden ſollen, müſſen nicht allzu jung oder zart, ſondern bereits etwas erſtarket ſeyn, weil ſonſt leicht etwas gutes mit ausgeriſſen oder bewe- get wird. Was noch unkenntlich iſt, muß man nicht ausreiſſen, ſondern ſo lange ſtehen laſſen, bis es kennt- lich wird, damit nicht das gute, an ſtatt des böſen, aus- geriſſen werde. Bey ſehr großer Hitze, läßt man das Gäten anſtehen, weil zarte Gewächſe alsdann von dem Unkraute noch einigen Schatten und Kühle erhalten; mit den erwachſenen hingegen hat es eine andere Be- wandtniß, weil dieſe nicht ſo ſehr von der Hitze leiden, auch dient das Wieden nicht, wenn das Erdreich ſehr feucht iſt, weil alsdann bey dem Ausziehen gar zu viel Erde an den Wurzeln hangen bleibt.

An einigen Orten bedient man ſich in den Gärten ſowohl, als auf dem Felde, vornehmlich aber in den Weinbergen, zum Gäten eines Werkzeuges, welches Gät-Eiſen, Gät-Hacke oder Gät-Haue, Fr. Sarcloir, genannt wird. Es iſt ſolches ein kleiner Ha- ken mit einer Schneide, woran ein 3 bis 4 Fuß lan- ger hölzerner Stiel iſt. Fig. 841.

Weil in den Gärten das Unkraut ſich nicht allein im Lande und auf den Beeten, ſondern auch in den Stei- gen und breiten Gängen hervor thut, ſo iſt nöthig, daß dieſe ebenfalls zuweilen davon geſäubert werden. Sol- ches geſchieht bey trocknem Sommer-Wetter vermit- telſt einer ſcharfen eiſernen Schippe oder Schaufel, Fig. 842, mit welcher das Kraut der Erde gleich ab- geſtoßen wird. Dieſes Abſtoßen mit der Schaufel aber iſt von keinem ſolchen Nutzen, als wenn Un- kraut mit ſammt der Wurzel ausgeriſſen oder ausge- graben wird.

Das ausgegätete Gras und Unkraut (Gät-Gras, Gät-Kraut) wird mit dem Rechen auf einen Ort in den Gängen zuſammen gezogen, und alſo gelaſſen, bis es ganz vertrocknet, der Staub indeſſen abfalle, und in den Steigen bleibe. Hernach wirft man das vertrocknete Unkraut in einen Karren, und führt es, nebſt allem was von Blättern und Stängeln weggeworfen wird, auſſer dem Garten, oder in einen Winkel deſſelben, ſchlägt es über einen Haufen, läßt es wohl abfaulen, und menget noch etwas andern Miſt darunter, da es ſodann eine gute Garten-Düngung abgibt.

Was inſonderheit bey dem Gäten in den Hopfen-Gärten und Weinbergen zu bemerken iſt, werde ich in den Art. Hopfen und Weinberg melden.

Gät-Eiſen, Gät-Gras, Gät-Hacke, Gät-Haue, } ſiehe im vorherg. Artikel.

Gätlich (*), ſo nur in den gemeinen Sprech-Arten, beſonders Nieder-Sachſens, üblich iſt, bequem, was ſich ſchickt, ſeinem Endzwecke gemäß iſt. Eine gätliche Wohnung. Es ſchickt ſich ganz gätlich. Imgleichen mittelmäßig. Ein gätlicher junger Menſch, von mittlerer Größe.

Gätze (die), oder der Gätzen (**), eine oberdeutſche Benennung eines Geſchirres zum Schöpfen, einer Gelte. Mit einem Gätzen Waſſer ſchöpfen.

Gaffe, ſiehe Boths-Haken, unter Haken.

Gaffel (die) (***), ein nur in einigen oberdeutſchen Gegenden übliches Wort. 1. Zins, Steuer, obrigkeitliche Abgabe;

(*) Niederſ. gaadlik, ſchon bey dem Ulphilas gatils, gatilha, von gatten, Niederſ. gaden.

(**) Im mittlern Lat. iſt Gatus eine Art Schiffe, Guſſa, Ital. Guſcio, eine Hülſe, Gutta, Gota, Gotta, ein Canal.

(***) Es iſt dieſes Wort aus einer verderbten Ausſprache des Wortes Gabe, Gabella entſtanden. Das Niederſ. Gaffel, eine Gabel, gehört nicht hierher.

Abgabe; im mittlern Lat. Gabella, Gavlum, Gablagium, im Franz. Gabelle. Beſonders iſt das Abzugs-Geld (ſ. Th. I. S. 191) an einigen Orten unter dieſem Nahmen bekannt.

2. Eine Zunft, Innung, Gilde, in welchem Verſtande es beſonders in Cöln üblich iſt. Daher die Gaffel-Herren, die Abgeordneten aus dem Rathe, welche den Verſammlungen der Handwerke beywohnen, die Handwerks-Herren; der Gaffel-Meiſter, der Aelteſte der Zunft; der Gaffel-Knecht, der Zunftdiener u. ſ. w.

Gaffel-Zehend, Rode- oder Reut-Zehend; ſiehe unter Rode-Land.

Gaffen (*), Fr. babauder, aufmerkſam auf etwas ſehen, etwas mit weit geöffneten Augen zu erblicken ſuchen. In dieſer weitern Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo man es nur noch im verächtlichen Verſtande brauchet, etwas mit aufgeſperrten Augen und Munde anſehen, ſo ein Merkmahl einer unwiſſenden Verwunderung iſt. Ein Dummer gafft nach allem. Daher angaffen, aufgaffen, begaffen, vergaffen.

Gaffer, ſiehe Campher.

Gagath (**), Bitumen Gagas *Linn.* iſt ein ſehr feines, leichtes, und auf dem Bruche glänzendes Erd- oder Berg-Pech, welches ſich an der Flamme eines Lichtes ſehr geſchwinde entzündet. Sein Geruch, wenn er auf Kohlen geworfen wird, iſt unter allen erdpechartigen har-

(*) Im Niederſ. gapen, japen, wo es aber nicht nur mit aufgeſperrten Augen ſehen, ſondern auch gähnen, bedeutet; im Hannov. kapen, Holländ. gapen. Im Engl. iſt to gape, gähnen und offen ſtehen. Eigentlich bedeutet dieſes Wort offen ſtehen, und ſcheint daher aus dem Präfixo ge und offen zuſammen geſetzet zu ſeyn. Im Niederſ. hat man von dieſem Worte auch das Frequent jappen, mit aufgeſperrtem Maule nach der Luft ſchnappen.

(**) Aus dem Griech. und Lat. Gagathes, welchen Nahmen dieſes Harz von der Stadt Gaga in Lycien hat, wo man es ehedem zu graben pflegte. Franz. Gagate, Jaiet, Jais, Jayet, Jette, Jet, Engl. Jet.

ten Dingen, der angenehmſte, ob er ſchon etwas wiedriges und ſteinkalkartiges bey ſich hat. Wenn man dieſen Körper reibet, ſo zieht er, wie der Bernſtein, leichte Dinge an ſich; daher er auch von Einigen für einen ſchwarzen Bernſtein mag ſeyn angeſehen worden. Er iſt im übrigen von einer ziemlich dichten und harten Beſchaffenheit, dergeſtalt, daß er, faſt wie der Bernſtein, eine ſehr reine und glänzende Politur annimmt. Er iſt viel leichter, als die Stein-Kohlen, daher er auch bisweilen auf dem Waſſer ſchwimmt, und ob er ſchon mit den Stein-Kohlen einige Aehnlichkeit hat, dem ungeachtet zu denſelben nicht gerechnet werden kann. Es wird der Gagath in England, Frankreich und dem Würtembergiſchen gefunden. Man macht aus demſelben Rock- und Hemde Knöpfe, und noch verſchiedene andere Dinge, welche des anmuthigen Glanzes und der ſchönen Schwärze wegen, ganz artig ausſehen.

Der Gagath, welcher im gemeinen Leben oft mit dem Achate verwechſelt wird, ſoll ſeine Benennung von dem Fluſſe Ganges in Aſien, oder, nach Anderer Meinung, von dem Fluſſe Gagath in Lycien, wo man ihn häufig findet, erhalten haben. Man findet denſelben ſowohl in dünnen, als etwas ſtärkern Tafeln. In Frankreich wird der meiſte Gagath zwiſchen St. Beaume und Toulon gefunden; und in Irland ſoll derſelbe, nach Pomet's Berichte, ſo gemein ſeyn, daß man ihn in den dortigen Felſen öfters ſchichtweiſe antrifft; ja man kann bisweilen an einigen Stücken gar genau ſehen, wo ſie an einen ſtein- oder erdartigen Körper angeſtanden haben, denn es zeigen ſich an denſelben nicht ſelten Ueberbleibſel einiger Erde, und verſchiedener abgeriſſener Stein-Arten. Boccone führt eine gewiſſe Art von Gagath an, die ſich in Sicilien, unweit Sacca, befindet, deſſen Seitenwände mit einem Eiſen-Roſte bedeckt ſind, daher er auch denſelben Gagatem ferrugineum cruſtoſum nennet. Büchner berichtet, daß man im Vogtlande, unweit Hermannsgrün, einen ganz guten und derben Gagath antreffen ſoll. In Preußen findet ſich derſelbe an mehr als Einem Orte. Im Würtembergiſchen Amte Holingen, und in den Eiſengruben bey Delligſen, zwiſchen Hanover und Einbeck, bricht ein beſonders feiner Gagath. Bey Dresden hat Hr. L. Schulze,

unter

unter den Plåner Bruchſtůcken zu verſchiedenen Mahlen eine gar feine Gagath-Art, auf den Feldern um Roßthal und Lůbta, angetroffen.

Nach Hrn. Pallas Bericht, in ſeiner Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reiches, finden ſich in Rußland hin und wieder ganze Neſter von vielen Pfunden und ganzen Puden eines reinen Gagathes. Auf dem Bruche ſieht er einem ſchwarzen glånzenden Glas-Fluſſe åhnlich. Am Lichte ſchmilzt und fließt er faſt ſo leicht, als ſchwarzes Brief-Lack, und mit einem vollkommen åhnlichen Geruche. Durch einen Zuſatz, welcher deſſen Sprödigkeit mindert, erhålt man davon ein fertiges, ſchönes ſchwarzes Siegel-Wachs. Man hat es auch vorzeiten dazu gebraucht, und auch ein Berg-Oehl, zum Gebrauche des Artilleriewesens, daraus abgetrieben. Jetzt liegt die Materie vållig ungenutzt; bloß die Schmiede bedienen ſich ihrer noch, um Eiſenwerk, ſtatt des Peches, damit zu verlacken.

Was die verſchiedenen von Agricola, de nat. foſſil. Lib. IV, Cap. 5, angeführten Arten betrifft, welche er zu den erdpechartigen verhårteten Dingen zåhlet, als: Samothracicam gemmam, Thracicum lapidem, und Obſidianum lapidem: ſo erhellet aus dem Plinius, hiſt. nat. Lib. XXVI, Cap. 26, daß Samothracica gemma und Thracicus lapis mit der Beſchaffenheit des Gagathes in ziemlicher Verwandtſchaft ſtehe, indem er von dem erſtern ſaget, daß er von ſchwarzer Farbe, ſehr leicht und einem Holze nicht unåhnlich ſey; von dem andern aber berichtet Dioscorides, de re med. Lib. V, Cap. 109, daß derſelbe nicht allein brenne, ſondern auch mit Waſſer nicht ausgelöſcht werden könne. Ja, einige halten den Lapis thracicus für den Gagath ſelbſt, welcher ehedem ſehr håufig in Thracien ſoll gefunden worden ſeyn. Von dem Lapis obſidianus hingegen ſcheint es, daß derſelbe nicht hierher zu rechnen ſey, indem Plinius ſagt, daß er bisweilen durchſichtig angetroffen würde.

Gage, ſiehe Gaze. Pfand.

Gagel, ſiehe Porſt.

Gager, ſiehe Wetten.

Gages, ſiehe Beſoldung. Gehalt. Lohn. Sold.

Gageure, ſiehe Wette.

Gagne-deniers, ſiehe Ballen-Binder.

Gagne-deniers de rivière, ſiehe unter Ausladen.

Gagne-petit, ſiehe Scheren-Schleifer.

Gagſen, ſiehe Gakſen.
Gahr, fertig, zubereitet; ſiehe Gar.
Gahre, die Zubereitung, der Dünger; ſ. Gare.
Gahre, von dem Worte gähren. 1. Der Zuſtand, da ein Körper gähret, beſonders bey den Bäckern. Man muß dem Sauerteige die gehörige Zeit zur Gahre laſſen. In den meiſten übrigen Fällen iſt das Wort die Gährung üblicher.

2. Der gehörige Grad der Gahre oder Gährung, den ein gährender Körper haben muß. Das Brod hat zu viel Gahre, wenn der Teig zu ſehr gegangen iſt. In einem etwas verſchiedenen Verſtande hat das Brod bey den Bäckern die Gahre bekommen, wenn es im Ofen gehörig aufgegangen iſt, worauf es heraus gezogen, mit Waſſer beſtrichen, und dann erſt gebacken wird. Auch von andern Körpern, welche durch eine Art von Gährung zubereitet werden. Der Toback hat eine gute Gahre oder Göre. Da man dieſe aus dem Geruche erkennet, ſo wird Gahre, Niederſ. Göre, auch von dem Geruche Tobackes des gebraucht.

3. Was die Gährung eines Körpers hervor bringt. In dieſem Verſtande werden die Bier-Hefen und der Sauerteig im gem. Leben mehrmahls die Gahre oder Gähre, in einem alten 1482 gedruckten oberdeutſchen Vocabulario die Gyre, und im Oberd. auch der Germ oder Görm genannt. In engerm Verſtande verſtehet man unter der Gahre oder Gohre, die Ober-Hefen oder Spund-Hefen des Bieres, zum Unterſchiede von den Unter-Hefen oder Stell-Hefen; ſiehe Gäſcht.
Gaiac, ſiehe Franzoſen-Holz.
Gaillarde, heißt bey den Buchdruckern eine Art Schriften oder Lettern von mittlerer Größe. Sie iſt größer als Petit-texte, aber kleiner als Petit-romain, auf welche letztere die größern Schriften Philoſophie, Cicero, St. Auguſtin, Gros-Texte, u. ſ. w. folgen.

Gaille, eine gewiſſe Gattung Feld- oder Repp-Hühner; ſiehe unter Repp-Huhn.

Gain, ſiehe Gewinn.

Gaîne, ſiehe Scheide.

Gaînier, Cercis *Linn.*; ſiehe Judas-Baum.

Geipel, ſiehe Göpel.

Gaiß, ſiehe Geiß.

Gakſen (*), wird wie gackern, im gem. Leben, von dem Geſchreye der Hühner gebraucht, beſonders wenn ſie Eyer gelegt haben.

Gala, ſiehe Galla.

Galactites, ſiehe Milch-Stein.

Galan, aus dem ſpaniſchen Galan, Fr. Galant, ein Buhler eines Frauenzimmers, welcher ſich demſelben auf alle Art gefällig zu machen ſuchet, deſſen Anſchläge aber mehr auf ihren Körper, als auf ihr Herz, gerichtet ſind.

Von dem Unterſchiede zwiſchen einem Buhler (Galan), und Liebhaber (Amant), ſiehe den Art. Liebhaber.

Galander (der). 1. Eine oberdeutſche Benennung der Hauben- oder Heide-Lerche; ſiehe Lerche.

2. Bey den Nieder-Sachſen und Holländern wird der braune Korn-Wurm, der ſich vornehmlich in der Gerſte in großer Menge aufhält, Curculio granarius *Linn.* Galander genannt; ſiehe Korn-Wurm.

3. Eine andere Art Käfer, welcher ſich gern in dem Specke, Fleiſche, getrockneten Fiſchen und Fellen aufhält, Dermeſtes lardarius *Linn.* wird im Deutſchen gleichfalls Glander, Holl. Klander, Fr. Calandre, genannt.

Galanga, ſiehe Galgant.

Galans,

(*) Niederſ. kakeln, Holl. kackelen, gaghelen, Schwed. kakla, Engl. cakle, Ital. checcalare, Fr. caqueter. Im Oberdeutſchen bedeutet gakſen auch ſtottern, wohin auch das im gem. Leben übliche, er weiß weder giks noch gaks davon, er weiß nichts davon, zu gehören ſcheint.

Galans, nennen die Conditors oder Zuckerbäcker, gewundene und mit Zucker überzogene Pomeranzen- oder Citronen-Schalen.

Galant, aus dem Franz. galant. Man bezeichnet mit dieſem Beyworte, 1) einen artigen, höflichen, gefälligen Mann; eine Mannsperſon, deren gutes Betragen zugleich mit der feinern Lebensart überein ſtimmet. In der vertraulichen Sprech-Art pflegt man von jemand, mit deſſen Betragen man ungemein zufrieden iſt, zu ſagen: er ſey ein Galantomme, qu'il eſt galant-homme. Wenn Sie dieſen Mittag mit uns vorlieb nehmen, ſo ſind Sie ein galanter Mann, d. i. ein rechter braver, wackerer Mann. In der bisherigen Bedeutung bedient man ſich des Wortes galant nie vom Frauen-Zimmer.

2. Galant heißt auch: der ſich beſonders bemühet, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen. Das iſt ein ſehr galanter Officier, Fr. c'eſt un Officier très-galant, d. i. der bey allen hübſchen Frauenzimmern anzukommen ſucht. In einer nachtheiligen Bedeutung ſagt man von einem Frauenzimmer: ſie ſey galant, d. i. ſie ſey buhleriſch, ſie unterhalte einen unerlaubten Umgang mit verſchiedenen Mannsperſonen. Es iſt den Franzoſen eigen, daß ſie mit den Damen in einem galanten Ton ſprechen, d. i. ſie wiſſen dem Frauenzimmer immer etwas Schönes, oder Artiges, etwas das ſchmeichelhaft oder gar verliebt klingt, vorzuſagen. Fr. prendre le ton galant avec les Dames.

3. Im weitläuftigern Verſtande braucht man das Wort galant, von allerley artigen, angenehmen, und nach dem guten Geſchmacke eingerichteten Sachen. In der Mahlerey, nennt man einen galanten Geſchmack, Fr. Goût galant, denjenigen, welcher reitzende Sachen erzeugt und ausübt; welcher ſeinen Figuren lachende, angenehme und glänzende Charaktere und Gewänder zu geben weiß, und welcher dem Auge

und dem Geiſte des Anſchauenden ſchmeichelt. Man ſagt auch in eben der Bedeutung: ein galantes Stück, Fr. Sujet galant, dergleichen die meiſten aus der Fabel genommenen Stücke ſind. Watteau und Lancret haben nicht leicht in einer andern Art, als in der galanten, gemahlt.

Galanten, Fr. Galans, nannte man vor einiger Zeit eine Art Band-Schleifen auf Kopfzeugen, Kleidern und Hüten der Frauenzimmer; imgleichen mit Seide überſponnene, und mit Zäckchen, Blümchen oder Crepinen garnirte ſchmahle Agremens auf Frauenzimmer-Kleidern.

Galanterie, Fr. Galanterie, nennt man ein kleines Präſent, das man, zum Zeichen ſeiner Politeſſe, einem Frauenzimmer macht. Dieſes Schreib-Täfelchen iſt eine Galanterie von ihrem Bruder, ces tablettes ſont une galanterie que ſon frère lui a faite; ihr Bruder iſt ſo galant geweſen, und hat ihr dieſes Souvenir verehrt.

Man bedient ſich auch dieſes Wortes, als eines gemilderten Ausdruckes, womit man eine Buhlerey, einen unerlaubten verliebten Umgang oder verbothene Liebes-Händel, oder doch die Anlage dazu, und das Beſtreben darnach, bezeichnen will. Dieſe Frau hat verſchiedene Galanterien mit Officiers von dieſem Regimente gehabt, manche Liebes-Händel mit ihnen getrieben. Von dem Unterſchiede zwiſchen der ächten und der galanten Liebe, ſiehe im Art. Liebe.

Endlich verſteht man auch unter Galanterie, Arten des Putzes und der Zierrathen, welche zur Mode und feinen Lebensart gehören.

Daher ſind folgende Zuſammenſetzungen entſtanden.

Galanterie-Arbeit, ſiehe Galanterie-Waaren.

Galanterie-Degen, ein kurzer leichter Degen zur Zierde; ſiehe Th. IX, S. 46.

Galanterie-Händler, Galanterie-Handel, ſiehe im folgenden Artikel.

Galanterie-Waaren, Galanterie-Arbeit, nennt man allerley ſaubere, artige und feine Dinge, die meiſtentheils nur zum Kleider Zierrathe, und äuſſerlichen State und Putze gehören. Sie werden mehrentheils in England, Frankreich und Italien, viele auch von den Nürnbergern, Augsburgern, und den franzöſiſchen Coloniſten in verſchiedenen Städten Deutſchlandes verfertiget, die ſodann nicht nur die vornehmſten Städte, ſonderlich wo Höfe ſind, damit verlegen, ſondern auch durch die Tablett-Träger und Tyroler die ſchlechteſten von dergleichen Waaren im ganzen Lande herum ſchicken. Der ſtärkſte Handel mit dieſen Waaren aber wird in Deutſchland auf den leipziger Meſſen getrieben, wo die meiſten Manufacturiers ihre Galanterie-Waaren hinbringen, und ſolche aus der erſten Hand verkaufen. Diejenigen Kaufleute in großen Städten, die dergleichen Waaren führen, heißen **Galanterie-Händler**; und der Handel ſelbſt, welcher damit getrieben wird, der **Galanterie-Handel**. Zu ſelbigem gehören inſonderheit folgende Waaren: 1) Allerley italiäniſche, franzöſiſche, holländiſche, engliſche, deutſche und indianiſche, leichte und ſchwere, koſtbare und wohlfeile, glatte und geblümte, einfärbige und bunte, mit Gold und Silber durchwirkte, ſeidene, halbſeidene, wollene, halbwollene ꝛc. Zeuge, Stoffe, Atlaſſe, Damaſte, Sammete ꝛc. 2) Allerley Arten Neſſeltuch, Kammertuch, Batiſt, Schleyer und Flor. 3) Allerley Arten ſeidene und zwirnene, goldene und ſilberne, geklöppelte oder genähete Spitzen. 4) Allerley ſeidene, wollene, baumwollene, zwirnene, geſtrickte, gewebte, ungewalkte, gewalkte, lange und kurze, italiäniſche, franzöſiſche, engliſche, hamburgiſche, altonaiſche, ſächſiſche, berliniſche, magdeburgiſche ꝛc. Strümpfe und Mützen. 5) Allerley couleurte und ſchwarze Seide, und ſeidenes, floretſeidenes, kamelhärenes, leinenes, glattes, geblümtes, gewäſſertes, doppeltes, einfaches, reiches, gemahltes ꝛc.

Band. 6) Allerley Arten goldene und ſilberne Galonen, Treſſen, Litzen, Corden, Knöpfe, Schleifen, Quaſten, geſponnener Gold= und Silber=Draht, u. d. gl. 7) Ganze Kleidungen und zur Kleidung gehörige Stücke, gemahlte, genähete, geſtickte, mit Galonen, Treſſen, Spitzen, Taffet, Band ꝛc. beſetzte Schlaf= Unter= Fiſchbein=Röcke, Schärpen, Nachtmäntel, Kopf= und Nachtzeuge, Cornetten, Caſquets, Kappen, Schürzen, Hals=Tücher, Palatine, Manſchetten, Engageanten, Hüte, Reiſe=Mützen, Hut Federn u. d. gl. 8) Vielerley parfumierte und unparfumierte, ſeidene, zwirnene, wollene, baumwollene und ſeidene Sommer= und Winter Handſchuhe. 9) Allerley Arten von Müffen, Masken, Fächern, ächte und unächte Perlen, Esclavagen, Ohren=Gehenke, Hals= und Arm=Bänder, Galanten, Cantillen, Muſchen, Fiſchbein ꝛc. 10) Allerley Hausgeräthe von Porzellan, Glas, Gold, Silber, Domback, Metall, Eiſen, Stahl, Elfenbein, Schildkröte, Stein; lackierten oder unlackierten, ausgelegten oder unausgelegten Holze, Pappe u. ſ. w. Dergleichen Haus=Geräthe ſind z. E. Spiegel, Guerîdons, Tiſche, Näh=Küſſen, ſaubere Korb=Arbeit, Klöppel Laden, Tabletten, Treſore, Bett=Geſtelle, Feld=Betten, Schenk=Tiſche, Schreibe=Zeuge, Arzeney=Käſtchen, Kaffe=Mühlen, Zucker=Doſen, Thee= und Kaffe=Zeug, Spiel=Tiſche, Spiel=Teller, Spiel=Käſtchen, Bret=Spiele, Beſtecke, Futterale, Gewehr, Degen=Gefäße, Schuh= und andere Schnallen, Uhren, Berlocken, Schnupftobacks=Doſen, Ketten, Ringe, Balſam=Büchschen, ſaubere Meſſer und Scheren, Fingerhüte, Strick=Beutel ꝛc. 11) Allerley ſeltene Parfums, Eſſenzen, Schnupf=Toback, Haar=Puder, Roſſolis, Thee, Kaffe, Chocolate u. ſ. f.

Galanthus, *Galanthus nivalis*; ſiehe Schnee=Glöckchen.

Galan=

Galanterie=Waaren, Galanterie=Arbeit, nennt man allerley ſaubere, artige und feine Dinge, die meiſtentheils nur zum Kleider Zierrathe, und äuſſerlichen Staate und Putze gehören. Sie werden mehrentheils in England, Frankreich und Italien, viele auch von den Nürnbergern, Augsburgern, und den franzöſiſchen Coloniſten in verſchiedenen Städten Deutſchlandes verfertiget, die ſodann nicht nur die vornehmſten Städte, ſonderlich wo Höfe ſind, damit verlegen, ſondern auch durch die Tablett=Träger und Tyroler die ſchlechteſten von dergleichen Waaren im ganzen Lande herum ſchicken. Der ſtärkſte Handel mit dieſen Waaren aber wird in Deutſchland auf den leipziger Meſſen getrieben, wo die meiſten Manufacturiers ihre Galanterie=Waaren hinbringen, und ſolche aus der erſten Hand verkaufen. Diejenigen Kaufleute in großen Städten, die dergleichen Waaren führen, heißen Galanterie=Händler; und der Handel ſelbſt, welcher damit getrieben wird, der Galanterie=Handel. Zu ſelbigem gehören inſonderheit folgende Waaren: 1) Allerley italiäniſche, franzöſiſche, holländiſche, engliſche, deutſche und indianiſche, leichte und ſchwere, koſtbare und wohlfeile, glatte und geblümte, einfärbige und bunte, mit Gold und Silber durchwirkte, ſeidene, halbſeidene, wollene, halbwollene ꝛc. Zeuge, Stoffe, Atlaſſe, Damaſte, Sammete ꝛc. 2) Allerley Arten Neſſeltuch, Kammertuch, Batiſt, Schleyer und Flor. 3) Allerley Arten ſeidene und zwirnene, goldene und ſilberne, geklöppelte oder genähete Spitzen. 4) Allerley ſeidene, wollene, baumwollene, zwirnene, geſtrickte, gewebte, ungewalkte, gewalkte, lange und kurze, italiäniſche, franzöſiſche, engliſche, hamburgiſche, altonaiſche, ſächſiſche, berliniſche, magdeburgiſche ꝛc. Strümpfe und Mützen. 5) Allerley couleurte und ſchwarze Seide, und ſeidenes, floretſeidenes, kamelhärenes, leinenes, glattes, geblümtes, gewäſſertes, doppeltes, einfaches, reiches, gemahltes ꝛc.

Band.

Band. 6) Allerley Arten goldene und ſilberne Galonen, Treſſen, Litzen, Corden, Knöpfe, Schleifen, Quaſten, geſponnener Gold- und Silber-Draht, u. d. gl. 7) Ganze Kleidungen und zur Kleidung gehörige Stücke, gemahlte, genähete, geſtickte, mit Galonen, Treſſen, Spitzen, Taffet, Band ꝛc. beſetzte Schlaf- Unter- Fiſchbein-Röcke, Schärpen, Nachtmäntel, Kopf- und Nachtzeuge, Cornetten, Caſquets, Kappen, Schürzen, Hals-Tücher, Palatine, Manſchetten, Engageanten, Hüte, Reiſe-Mützen, Hut-Federn u. d. gl. 8) Vielerley parfumierte und unparfumierte, ſeidene, zwirnene, wollene, baumwollene und ſeidene Sommer- und Winter-Handſchuhe. 9) Allerley Arten von Müffen, Masken, Fächern, ächte und unächte Perlen, Esclavagen, Ohren-Gehenke, Hals- und Arm-Bänder, Galanten, Cantillen, Muſchen, Fiſchbein ꝛc. 10) Allerley Hausgeräthe von Porzellan, Glas, Gold, Silber, Domback, Metall, Eiſen, Stahl, Elfenbein, Schildkröte, Stein; lackierten oder unlackierten, ausgelegten oder unausgelegten Holze, Pappe u. ſ. w. Dergleichen Haus-Geräthe ſind z. E. Spiegel, Gueridons, Tiſche, Näh-Küſſen, ſaubere Korb-Arbeit, Klöppel-Laden, Tabletten, Treſore, Bett-Geſtelle, Feld-Betten, Schenk-Tiſche, Schreibe-Zeuge, Arzeney-Käſtchen, Kaffe-Mühlen, Zucker-Doſen, Thee- und Kaffe-Zeug, Spiel-Tiſche, Spiel-Teller, Spiel-Käſtchen, Bret-Spiele, Beſtecke, Futterale, Gewehr, Degen-Gefäße, Schuh- und andere Schnallen, Uhren, Berlocken, Schnupftobacks-Doſen, Ketten, Ringe, Balſam-Büchschen, ſaubere Meſſer und Scheren, Fingerhüte, Strick-Beutel ꝛc. 11) Allerley ſeltene Parfums, Eſſenzen, Schnupf-Toback, Haar-Puder, Roſſolis, Thee, Kaffe, Chocolate u. ſ. f.

Galanthus, *Galanthus nivalis*; ſiehe Schnee-Glöckchen.

Galan-

Galantine, heißt, in der Koch-Kunſt ein gewiſſes Zwiſchengericht von fettem Hühner- oder Kapaunen Fleiſch u. d. gl. aus welchem alle Knochen weggethan worden ſind; imgleichen von einem Kalbs Kopfe, der mit einer Farße von jungem Hühner-Fleiſche gefüllt iſt.

Zur Zurichtung einer Galantine, nimmt man 2 Kapaunen oder fette Hühner, ſpaltet ihnen den Rücken, und nimmt die Knochen heraus; von dem Fleiſche aber macht man eine Farße mit Speck, einem Kalbs-Euter, ein wenig Champignons; Trüffeln, in Milch geweichten Semmel-Krumen, und dem Gelben von 3 oder 4 Eyern, würzet es mit Pfeffer, Salz und Muskatenblumen, und thut etwas Peterſilie und feine Kräuter hinzu, hacket alles zuſammen und ſtößt es im Mörſer. Dieſe Farße macht man über die Haut der Hühner, an der noch etwas Fleiſch ſitzen muß. Auf dieſe Farße leget man eine Reihe länglicher Schnitte von wohl gewürztem Speck, hierauf noch eine Reihe eben ſo großer Schnitte rohen Schinken; ſodann wieder eine Reihe Speck-Schnitte, hierauf noch eine Reihe Piſtacien, und alsdann continuirt man mit einer Reihe Speck-Schnitte, bis zu der verlangten Größe. Hierauf drückt man es zuſammen, wickelt es in ein leinenes Tuch, und bindet es zuſammen; nimmt ſodann einen kupfernen Topf nach der Größe der Hühner, beleget ihn mit Speckſtreifen und geklopftem Rind-Fleiſch, würzet es mit Gewürze, feinen Kräutern, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Paſtinak und gelben Rüben, leget die Galantine darauf, würzet ſie oben, wie unten, und läßt ſie gelinde kochen. Wenn ſie gar iſt, zerſchneidet man ſie in Scheiben, leget ſie in eine Schüſſel, und ſchüttet ein Ragout von grünen Trüffeln daran, ſo, daß die Trüffeln nur zwiſchen den Scheiben in dem leeren Raume liegen. Man kann ſie auch mit einer Schinken-Eſſenz anrichten.

Man macht, bereits gedachter Maßen, auch Galantinen von Kälber-Köpfen, von der Haut einer Hammel-Keule, und einer kleinen Kalbs-Keule. Die Farße zur Zubereitung iſt von einerley Art; denn es iſt nur die Haut, welche die Galantine verändert.

Man nennt auch eine gewiſſe beſondere Zubereitung des Aales à la galantine; ſiehe Th. I. S. 4.

Galathée, eine Art Tulpen; ſ. unter Tulpe.

Galbanum, Galban, Galban Saft(*) Mutter-Harz, Lat. Galbanum Fr. Galbanon, Galbanum, heißt eine fette, halbdurchſichtige, glänzende, auswendig gelbliche oder röthliche, inwendig weißliche Subſtanz, welche ſich wie Wachs ziehen läßt, und zwiſchen der Natur des Gummi und des Harzes gewiſſer Maßen das Mittel hält; denn am Feuer entzündet ſie ſich wie das Harz, und im Waſſer zergeht ſie wie das Gummi, aber nicht in den Oehlen. Von dieſem Safte, welcher ſehr ſtark riecht, doch nicht ſo arg, als der Teufelsdreck ſtinkt, ſondern vielmehr dem Opoponax am Geruche beykommt, übrigens aber einen etwas bittern und ſcharfen Geſchmack hat, bekommen wir aus der Levante, über Marſeille, zwo Sorten zugeführt; eine in Tropfen oder kleinen Stückchen (Fr. Galbanum en larmes), und die andere in großen, fetten, ſchleimigen weißen Stücken Kuchen oder Maſſen (Fr. Galbanum en pains), welche letztern voller Samenhülſen, kleiner Reisl ein, und andern Unrathes ſind, auch heftig ſtinken. Alle beyde rinnen aus einer Pflanze, welche dem Ruthen-Kraute (Ferula) gleich ſieht, und das äthiopiſche ächte Galben-Kraut, ſyriſch Gerten-Kraut, ſyriſch Ruthen-Kraut, ſyriſch Jerul Kraut, Mutterharz Pflanze, von Einigen auch Gallen-Kraut, Bubon Galbanum, foliolis rhombeis dentatis glabris ſtriatis, umbellis paucis *Linn.*; Oreoſelinum africanum galbaniferum frutescens, aniſi folio *Tourn.*; Ferula africana galbanifera, liguſtici foliis & facie *Hermann.*; Aniſum africanum fruticescens, folio & caule rore cæruleo tinctis *Pluken.* genannt wird, und in Arabien, Syrien, Indien und Perſien,

(*) Luther nennt es 2 Moſ. 30, 34. Galben, und Sir. 24, 21 Galban. Der Nahme iſt aus dem Hebr. חֶלְבְּנָה Griech. χαλβάνη, welches von חלב, fett ſeyn, Fettigkeit, hergeleitet wird. Siehe Geil und Gelb.

ſien, wie auch in verſchiedenen Ländern in Afrika, und in- ſonderheit in Mauritanien, über Mannshöhe wächſt. Die dicke, holzige, äſtige und weißliche Wurzel treibt einen, einen Daumen dicken, und 2 bis 3 Ellen hohen, Stängel, welcher voller Mark iſt, und ſich in viele knotige, geſtreifte, röthlche Aeſte theilet. Die ziemlich großen Blätter gleichen dem Anieß- oder Peterſilien- Kraute, ſind von Farbe meergrün, und von einem ſchar- fen Geſchmacke und Geruche. Die Blüthen wachſen wie Dolden (Umbella) oder Kronen, ſehen gelblich aus, und beſtehen insgemein aus 5 Blättern, in Geſtalt ei- nes Röschens, zu Ende ihres Kelches. Wenn die Blü- the vergangen iſt, ſo wird aus dem Kelche eine Frucht, die aus zwey ſehr großen, ovalen, platten, dünnen und braunröthlichen oder zimmetbraunen Samenkörnern beſteht, deren man in den Galban-Kuchen viele findet, und die von einem ſcharfen, gewürzhaften und beißen- den Geſchmacke ſind. Dieſe ganze Pflanze iſt mit einem zähen, milchichten und klaren Safte angefüllt, welcher ſich in Tropfen verdicket. Er rinnt aus dieſer Pflanze, wenn man darein ſchneidet, nur in geringer Menge, und manchmahl auch von ſelbſt aus den Knoten der drey- oder vierjährigen Stängel. Man pflegt aber den Stängel 2 bis 3 Querfinger über der Wurzel abzuſchnei- den, da denn der Saft tropfenweiſe herab rinnt; einige Stunden hernach aber verdicket und verhärtet er ſich, da man ihn alsdann einſammelt. Der Galban-Saft in Tropfen, iſt von dem in Stücken oder Kuchen gar nicht unterſchieden, nur daß jener mit mehrerm Fleiße ein- geſammelt wird. Man wählt denjenigen, welcher feine, ſchöne, trockene und reine Tropfen, die von auſſen gold- gelb, und inwendig nur gelblich, aber von ſtarkem Ge- ruche und bitterm Geſchmacke ſind. Der Galban-Saft in der Maſſe, in Kuchen oder Stücken wird nur der Unachtſamkeit wegen unrein, weil er zu ſpät geſammelt worden iſt. Sonſt aber iſt hiervon derjenige der beſte,

welcher

welcher am meiſten mit weißen Tropfen verſehen, dabey recht trocken und rein, und nicht ſtinkend iſt. Man kann ihn reinigen, wenn man ihn in einer wäſſerichten Feuchtigkeit, Eſſig, Saft oder Wein auflöſet, und wieder inſpiſſiret. Einige hängen ihn auch in einem Tüchlein über ein Dampf-Bad, und laſſen alſo das Reine heraus tröpfeln; oder thun ihn in ſiedend heißes Waſſer, und werfen die obenher ſchwimmende Unreinigkeit hinweg.

Das Galbanum enthält viel weſentliches Oehl, welches man mit Waſſer davon abziehen kann; wird aber ſolches für ſich in der Retorte mit Feuer erhitzet, erhält man anfangs ein blaues, und endlich ein brandichtes Oehl. Das blaue Oehl verliert allmählich ſeine Farbe, und wenn die Luft darzu gelaßen wird, ſehr bald.

Man kann das Galban-Harz wegen ſeiner gemäßigten, ſtärkenden, verdünnenden, auflöſenden und eröffnenden Eigenſchaft, unter die beſten Arzeneymittel rechnen, welches bey vielen Krankheiten, die ihren Grund in einer Schwäche der feſten Theile, und ſchleimigen Verſtopfung der Eingeweide haben, nützliche Wirkung leiſten. Es dient daher in Engbrüſtigkeit und langwierigen Huſten, wieder die Blähungen, lindert die Mutter-Beſchwerung (weshalb es eben den Nahmen Mutter-Harz bekommen hat), und befördert die monathliche Reinigung. Man gebraucht es gemeiniglich in Pillen, man kann aber auch daraus eine Eſſenz verfertigen. Der äuſſerliche Gebrauch deſſelben in Salben, Balſamen und Pflaſtern, iſt gleichfalls beträchtlich, und als ein nervenſtärkendes, erweichendes, zertheilendes, krampf- und ſchmerzſtillendes Mittel im Gebrauch. Es reiniget vortrefflich die Wunden, und befördert die Eiterung. Bey Lähmung der Glieder pflegt man es auf Leder zu ſtreichen, und auf den gelähmten Ort zu legen. Man kann dieſes mit dem Ammoniak billig vergleichen.

In der Apotheke hat man 1) auſſer dem Galban-Safte an und für ſich ſelbſt, 2) den oben erwähnter Maßen gereinigten Galban-Saft; 3) das deſtillirte Galban-Oehl, welches im Niederſ. Galgenbaum-Oehl, genannt wird; und in Mutter-Beſchwerungen von herrlicher Wirkung iſt; 4) das Galban-Pflaſter oder Galban-Cerat, imgleichen Mutter-Cerat, ohne und mit Saffran, L. Emplaſtrum oder Ceratum de galbano, oder matricale ſimplex, und crocatum, welches hauptſächlich berühmt iſt, die ſcirrhöſen Beulen, Geſchwüre und Leichdörner zu erweichen; 5) das Galbanetum, einen Glied-Balſam, der aus Galban-Safte und andern Ingredienzien gemacht iſt; und 6) die Eſſentiam galbani.

Jo. Cph. Bernhards chymiſche Verſuche und Erfahrungen, aus Vitriol, Salpeter, Galbano, Myrrhen ꝛc. kräftige Arzneyen zu machen. Lpz. 1754, 8. 22 B.

D. D. KÆMPF Obſ. de eſſentiæ galbani vſu ſalutari. ſt in den *Act. phyſ. med. Societ. acad ſcient Principalis Haſſiacæ Giſſæ Cattor.* 1771. Frf. & Lpſ. 1771, 4. S. 154, f.

Die Verfälſchung des Galbanum, inſonderheit des in Maſſen oder Stücken, geſchieht mit Bohnen-Mehl und Ammoniak-Gummi.

Galben-Kraut, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Galderyen, auf den Schiffen; ſiehe unter Gallerie.

Gale Linn. Fr. Galé; ſiehe Porſch.

Gale, ſiehe Ausſatz der Bäume. Grind-Kraut. Krätze. Räude.

Galea, ſiehe Helm.

Galeaſſe, aus dem Lat. Galeazza, und Franz. Galéace oder Galéaſſe auch Galeone, aus dem Ital. Galeone, eine Art großer Fahrzeuge oder Galeeren von niedrigem Bord, und das größte unter allen Arten von Ruder-Schiffen, die auf dem Archipelagus, und auf dem mittelländiſchen Meere gebräuchlich iſt, und welche man ſowohl mit Rudern, als mit Segeln, fortbringt. Sie führt drey Maſten, nähmlich den großen, den Vorder- (Fock-) und Hinter- (Beſan-) Maſt, nebſt zugehörigen Segeln; und hierin iſt ſie unter andern auch von einer Galeere unterſchieden, weil ſolche keinen Hinter-Maſt hat.

hat. Hiernächſt iſt ſie von dieſer auch darin unterſchieden, daß ſie hier und da auf der Seite auch noch Stücke führet. So kann man auch in den Galeaſſen die Maſten nicht niederlegen, wie bey den Galeeren zu geſchehen pflegt. Eine Galeaſſe hat auf jeder Seite 30 bis etliche und 50 Ruder, an deren jedem 6 bis 7 Ruder-Knechte arbeiten. Dieſe Leute ſitzen unter einem Bedecke, worauf Stücke ſtehen. Vorn hat eine Galeaſſe 3 mit Kanonen beſetzte Etagen oder Batterien, wovon die unterſte 2 sechs und dreyßig-pfündige, die mittlere 2 vier und zwanzig-pfündige und die oberſt 2 zwanzig-pfündige Stücke hat. Hinten aber, oder auf dem Caſtelle, hat ſie zwo Batterien, jede von 3 achtzehn-pfündigen Stücken. Eine ſolche Galeaſſe gleicht, wegen ihrer ungeheuren Größe, einer Feſtung auf dem Meere, und iſt, wenn man die Ruder-Knechte dazu rechnet, mit 1000 bis 1200 Mann beſetzt; aber nur noch bey den Venetianern gebräuchlich, die ſie niemanden als ihren Nobili zu führen anvertrauen, welche ſich vorher eidlich und bey Verluſt ihres Kopfes verbindlich machen müſſen, daß ſie ſich nicht weigern wollen, ſich auf ihrer Galeaſſe mit 25 feindlichen Galeeren zu ſchlagen.

Galee, ſ. den folg. Art. und Schiff bey den Buchdruckern.

Galeere (*), ehemahls eine Galee, nach dem Ital. Galea, L. Navis actuaria oder triremis, Fr. Galère, Galée, oder Gallée, Ital. Galea, oder Galera, Holl. Galey, eine lange Art Schiffe mit niedrigem Borde, die gewöhnlich durch Rudern, zuweilen auch durch Segeln, fortgerücket werden, und insgeſammt nur zwey Maſten haben. Sie werden hauptſächlich auf dem

(*) Ehedem ſchrieb und ſprach man dieſes Wort nur Galee, welches denn dem Ital. Galea, woher es genommen iſt, näher kam; Dän. Galleye, Schwed. Galleia. Daß darüber kein Schiff mit Rudern fahren, noch Galeen dahin ſchiffen werden, Eſ. 33. 21. Das heutige Galeere, iſt aus dem Franz. Galere, im mittlern Lat. Galera. Im Griech. bedeutet γαυλος ſchon eine Art Laſt-Schiffe, und im Niederſ. iſt Jelle eine Art kleiner leichter Ruder-Schiffe. Siehe Gölle.

mittelländiſchen Meere, zuweilen auch auf dem Oceane, gebraucht.

Der Papſt, Genua, der König beyder Sicilien, und die Inſel Maltha haben Galeeren, die aber nicht aus der mittelländiſchen See kommen. Frankreich war die einzige Macht, die ſie auf dem Welt-Meere ſchiffen ließ; aber man hat dieſe Schiffe nachher abgeſchaffet, und die Galeeren-Officiers mit der Marine vereinigt. Spanien hat 6 Galeeren, die in der mittelländiſchen See kreutzen, um die See-Räuber, welche die Küſte des Reiches beunruhigen, zu verjagen. Auch Rußland hat, ſeit Peter's des Großen Zeiten, Galeeren auf der Oſt-See, welche im ſiebenjährigen preuſſiſchen Kriege zum Transport der Truppen und der Mund- und Kriegs-Bedürfniſſe gebraucht wurden.

Die gewöhnliche Länge der Galeeren iſt 22 Klafter (Toiſes), oder 150 Fuß, die Breite in der Mitte 2, und die Höhe 1 Klafter. Auf jeder Seite ſind 25 bis 30 Ruder-Bänke, welche 10 Fuß lang ſind, und 4 Fuß von einander entfernt ſtehen; an jeder Ruder-Bank ſind 5 bis 6 Ruder-Knechte, welche auf den Galeeren entweder als Sclaven, oder als verurtheilte Miſſethäter, oder um Schulden willen, zum Rudern dienen. Die Ruder ſind 50 Fuß lang; nähmlich 37 auſſerhalb, und 13 innerhalb der Galeere. Mitten auf dem Verdecke der Galeere befindet ſich ein langer, ungefähr 1½ Fuß breiter, Gang, welcher ſich zwiſchen den beyden Reihen der Ruder-Bänke, vom Hinter- bis zum Vorder-Theile erſtreckt, und der Koker, Fr. Courſie, oder Courſier, genannt wird. Dieſer Gang iſt hohl, indem die Breter, womit er bedeckt iſt, aufgehoben werden können, daher er zugleich zu einem Behältniß für die Gezelte und Kleider des Schiffs-Volkes dient. Die Galeere führt vorn 5 Kanonen, nähmlich 2 von mittelmäßiger Größe, Acht- bis Zehnpfünder (Fr. Bâtardes), 2 kleinere, und ganz vorn eine ſchwere Kanone oder halbe Karthaune, welche auf das Vordertheil gepflanzet wird, um über den Schiffs-Schnabel hinaus ſchießen zu können, eine 23 bis 24 pfündige Kugel ſchießt, und das Koker-Stück, Fr. Canon de courſier, genannt wird.

Man

Man hat leichte und Baſtard-Galeeren, deren jene nach der alten Art gebauet ſind, und ein ſchmahles und ſpitziges Hintertheil haben. Die Baſtard-Galeeren aber, welche ein ſehr breites viereckiges Hintertheil haben, ſind die gewöhnlichſten. Man hat auch halbe Galeeren, die aber gewöhnlicher Galeoten genannt werden: ſiehe unten, S. 667.

Wenn viele Galeeren mit einander als eine Flotte gehen, ſo wird die Haupt-Galeere, Capitana, Fr. Galère capitaine, genannt. In Frankreich wird ſie, ſeit dem daſelbſt die Würde eines Capitaine général des galères erloſchen iſt, la Réale genannt, wird vom Generale der Galeeren beſtiegen, und führt die königliche Galeeren-Flagge (l'etendard royal), welche viereckig, roth, und mit goldnen Lilien beſäet iſt. Die nächſte Galeere nach derſelben, heißt Patrona, in Frankreich Galère patrone. Sie wird vom Lieutenant-Général de galères beſtiegen, führt 2 Schiffs-Laternen (Fanale), und am Haupt-Maſte eine länglich-viereckige Flagge. Sie genießt übrigens gleiche Vorzüge mit dem Viceadmirals-Schiffe einer Schiffs-Flotte; nur muß ſie daſſelbe zuerſt grüßen.

Die Galeeren ſind ſehr ſchnell, taugen aber im Ungewitter nichts, und entfernen ſich daher nicht gern weit vom Ufer; indeſſen begeben ſie ſich doch zuweilen auf das hohe Meer. Das runde Holz, woran die Galeere am Ufer befeſtiget wird, heißt der Galeeren-Stock. Der auf den Galeeren übliche Anker, der Galeeren-Anker, iſt aus Einem Stücke geſchmiedet, und hat vier Haken oder Schaufeln.

Wie die Galeeren vor dem Blitzſtrahle in Sicherheit zu ſetzen ſeyn, ſ. im XVIII Th. S. 311, f.

Auf die Galeeren ſchmieden, oder die Galeeren-Strafe, Fr. les galères, iſt eine Art einer harten Strafe, welche darin beſteht, daß jemand dazu verurtheilt wird, gewiſſe Jahre, oder auch Zeit Lebens auf den Galeeren zu rudern. Inſonderheit werden die türkiſchen und barbariſchen See-Räuber, welche man gefangen bekommt, auf die Galeeren geſchmiedet, und Ruder-Sclaven, Galeeren-Sclaven, Fr. Forçats oder Galériens, die ganze Geſellſchaft derſelben aber Chiorme oder Chiourme, genennet.

Das Schicken und Schmieden der Gefangenen auf die Galeeren, iſt an ſtatt der Deportation, oder damnationis in metallum, aufgekommen und eingeführt worden. Obwohl dieſelbe bey uns in Deutſchland nicht ſehr üblich iſt, ſondern an deren Statt gemeiniglich das ewige Gefängniß erkannt zu werden pflegt: ſo iſt ſie doch in andern Reichen und Ländern, inſonderheit in Spanien, Sicilien, Frankreich, Portugal, England, Italien, imgleichen bey den Venetianern, vornehmlich wieder die Banditen, Spitzbuben, See- und andere Räuber, auch Mörder und dergleichen Miſſethäter, nebſt Confiscation ihrer Güter, noch in beſtändigem Gebrauche, und geſchieht entweder auf eine gewiſſe Zeit, welche doch nicht leicht geringer, als auf 10 Jahr zu ſeyn pflegt, oder auf Zeit Lebens. Im letztern Falle werden aber nur gemeine Perſonen dazu verurtheilet. Adelige und andere Perſonen von Condition werden nur, nach Einziehung ihrer Güter, aus dem Lande, oder auf eine Inſel, verwieſen; es hätte denn ein Edelmann durch ein gar zu arges Verbrechen ſeinen Adelſtand befleckt und verſchertzet.

Dieſe Poena triremium oder remulci iſt auch den alten Römern nicht unbekannt geweſen, als welche nicht allein freywilliger ſondern auch angefeſſelter Ruder-Knechte zuweilen ſich bedienten; wie denn unter andern der Kaiſer Auguſtus einen, der ſich fälſchlich rühmte, er wäre von ſeiner Schweſter Octavia geboren, auf die Galeeren ſchmieden ließ. Claudius Majet und Johann Mallier, ſind, weil ſie ihren Aeltern nach dem Leben geſtanden, auf die Galeeren verdammet worden. In Italien werden auch die Gottes-Läſterer damit geſtrafet. Inſonderheit iſt bey den Türken, Perſern und andern barbariſchen Völkern, dieſe Strafe ſehr gemein. Ehe man ſolche Perſonen auf die Galeeren bringt, werden ihnen die Haare aller Orten glatt herunter geſchnitten, damit das Ungeziefer ſich nicht darin aufhalten und hecken könne. Denen, welche zur rechten Seite des Schiffes rudern müſſen, wird an das linke, denen aber, ſo zur linken geſtellet werden, an das rechte Bein eine Kette, ungefähr 3 Ellen lang, geleget, und daran geſchloſſen, um dadurch an den Rudern nicht gehindert zu werden.

Auf dem oben erwähnten Mittel-Gange, oder dem ſogenannten Koker üben die Befehlshaber oder Galeeren-Capitäne, ihre Grauſamkeit an den Ruder-Sclaven aus. Sie befehlen ihnen nicht anders, als vermittelſt des Tones einer Pfeiffe, deſſen Verſchiedenheit die verſchiedenen Arbeiten, welche ſie vornehmen ſollen, bezeichnet. Das Fahren der Galeere, oder die Re-

Regierung der Ruder, iſt eine der ſchwerſten Hand-Arbeiten auf derſelben. Um ſich hiervon deſto leichter einen Begriff zu machen, ſtelle man ſich vor, wie jeder Ruder-Knecht den einen Fuß auf der Fußbank, oder einem unter jeder Bank befindlichen dicken hölzernen Brete, und den andern auf der vor ihm ſtehenden Bank liegen hat, ſich ſo lang als möglich ausſtrecket, um das Ruder hervor zu bringen, und, wenn er es in die Höhe gehoben hat, um damit in das Waſſer zu ſchlagen, ſogleich hinterwärts auf die Bank niederfällt. Wenn es ſich ſolchergeſtalt einmahl eräugnet, daß die Ruder-Knechte nicht alle zugleich einerley Bewegung vornehmen, ſtehen diejenigen, welche zu der Zeit vor dem Ruder, welches in der Ruhe geblieben iſt, befindlich ſind, in Gefahr, ſich den Kopf zu zerſchmettern. Dergleichen Arbeit, von welcher es erſtaunend iſt, daß man bey derſelben eine halbe Stunde lang aushalten kann, dauert bisweilen 24 Stunden ohnunterbrochen fort; doch pflegt man in ſolchen Fällen, ein Stück Zwieback, ſo man in Wein getunkt hat, den Ruder-Knechten in den Mund zu ſtecken. Wenn jemand von dieſen unglücklichen Perſonen unter dem Ruder umkommt, ſchlägt man ſo lange, als man noch das geringſte Zeichen des Lebens bey ihm bemerkt, auf ihn zu, und ſobald er nicht mehr Athem hohlt, wirft man ihn, wie ein Aaß, in das Meer. Liegen die Galeeren im Hafen, ſo müſſen die Ruder-Knechte Laſten tragen, und ſonſt die ſchwerſte Arbeit verrichten.

Die Nahrung der Ruder-Knechte ſchickt ſich mit ihrer ganzen Einrichtung ſehr wohl zuſammen. Sie bekommen täglich nicht mehr, als anderthalb Pfund groben Zwieback, und 8 Loth Bohnen; zum Getränk aber ſchlechtes Waſſer. Ihre Kleidung beſteht in einem Hemde von Sack-Leinwand, und eben dergleichen Hoſen, die wie ein Weiber-Rock gemacht ſind. Sie haben keine Schuhe, ſondern nur Strümpfe von groben rothen Zeuge, eben dergleichen weites Wamms, darüber einen Caput-Rock von groben Tuche, und eine rothe wollene Mütze.

So lange die Galeere fortrudert, legt ſich niemand auf ſelbiger ſchlafen; wenn ſie aber vor Anker oder im Hafen liegt, hocken die Knechte in ihren Bänken nieder, und ſchlafen. Im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig iſt, und ſie alſo mehrern Platz haben, bedienen ſie ſich einiger Breter, und haben eine etwas bequemere Lage, doch allemahl auf der bloßen harten Erde. Zu dieſer Zeit iſt es auch denjenigen, die auf einige Art etwas verdienen können, erlaubt, für ihren eigenen

Nutzen zu arbeiten, und ſie können ſich auch am Deiche des Hafens eine Lagerhütte errichten. Diejenigen, welche keine dergleichen Beſchäftigungen haben, lehret man ſtricken; denn es darf niemand müßig ſeyn. Bloß die Türken ſind hiervon ausgenommen; denn dieſe ſind niemahls angeſchmiedet, ſondern haben die Freyheit, den Tag über in der Stadt herum zu laufen; des Abends ſtellen ſie ſich auf der Galeere wieder ein; und man hat faſt kein einziges Beyſpiel, daß ſich jemand hätte gelüſten laſſen, davon zu laufen.

Wenn Perſonen vom Stande die Galeeren beſehen, läßt man die Sclaven folgende ſeltſame Uebungen vornehmen. Bey dem erſten mit der Pfeiffe gegebenen Zeichen, nimmt ein Jeder ſeine Mütze ab; beym zweyten zieht er ſeinen Ober-Rock, und beym dritten ſein Hemd aus, ſo daß man alsdann lauter nakkende Leiber ſieht. Hierauf läßt man ſie die Monnizen oder Affen ſpielen. Sie müſſen ſich alle auf einmahl in ihre Ruder-Bänke niederlegen, und man ſieht alsdann keinen einzigen Menſchen. Hierauf läßt man ſie den Zeige-Finger in die Höhe ſtrecken, und man ſieht alsdann nichts als Finger; hierauf den Arm, ferner den Kopf, ſodann ein Bein, endlich beyde Beine; hernach müſſen ſie insgeſammt gerade in die Höhe ſtehen; ſodann alle auf einmahl das Maul aufſperren, ferner insgeſammt huſten, ſich umarmen, einander zu Boden werfen, und noch verſchiedene andere unanſtändige und lächerliche Stellungen machen, welche, an ſtatt ſie die Zuſchauer vergnügen ſollten, bey ehrbaren Perſonen vielmehr Abſcheu vor dergleichen Uebungen, da man mit Chriſten, wie mit unvernünftigen Thieren umgeht, hervor bringen.

Die Baſtonnade, oder die Strafe der Rücken-Schläge auf den Galeeren, wird folgender Geſtalt vollzogen. Man zieht den Unglücklichen, der ſie bekommen ſoll, bis an die Hüften nackend aus; alsdann muß er ſich mit dem Bauche auf den Mittel-Gang der Galeere legen, und die Beine innerhalb ſeiner Bänke, die Arme aber in die gegen über ſtehenden Bänke ſtecken. Zween Sclaven halten ihm die Beine, und zween andere die Arme; alsdann ſchlägt ein ſehr handfeſter Türke, mit einem Ochſen-Ziemer, Prügel, oder knotigen dicken Stricke, aus allen Kräften, auf den Rücken oder an die Fuß-Sohlen des Verurtheilten. Dieſer Türke iſt ebenfalls ganz nackend, und hat den Befehlshaber hinter ihm ſtehen, welcher ihm, damit er deſto ſtärker zuſchlagen möge, die Schultern mit einem Stricke ſtreichelt, dagegen aber ohne Verſchonen auf ihn zuhauet, falls er nur die allergeringſte Gelindigkeit

digkeit gegen den armen Züchtling beweiſet. Die zu dieſer Leibes-Strafe verurtheilten Perſonen können kaum 10 bis 12 dergleichen Hiebe ausſtehen, ohne die Sprache und Bewegung zu verlieren; dem ungeachtet aber hält man mit den Schlägen eines ſolchen armen Körpers nicht inne. Zwanzig bis dreyßig Hiebe ertheilt man, wenn Jemand auch nur das allergeringſte verſehen hat. Manche bekommen gar an die hundert; jedoch iſt es auch ſodann mit dergleichen Perſonen aus.

Haben ſie ein Haupt-Verbrechen begangen, ſo bindet man ihnen den Fuß an ein, und den andern an ein anderes Schiff, ſtößt die Schiffe ab, und reißt ſolchergeſtalt die Körper mitten von einander.

Memoires d'un Proteſtant condamné aux Galères de France, pour cauſe de religion: Ouvrage, dans lequel outre le recit des ſouffrances de l'auteur depuis 1700 juſq'en 1713, on trouvera diverſes particularités curieuſes, rélatives à l'hiſtoire de ce tems là, & une deſcription exacte des Galères & de leur ſervice. à Roterd, 1757, 8. 525 S. Der Verfaſſer dieſes Werkes, woraus ein Theil vorſtehender Nachricht genommen iſt, iſt ein Proteſtant, welcher, um der Religion willen, 10 Jahr lang auf den dünkirchiſchen Galeeren geſeſſen hat, und endlich durch Vermittelung der Königinn Anna von England wieder erlöſet worden iſt.

Galega, ſiehe Geiß-Raute.

Galena, Glanz, Glanz-Erz, ſiehe Th. V, S. 695.

Galenok, ein Wein-Maß in Rußland, deren 8 einen Wedro oder Eimer ausmachen.

Galeone, ſiehe Galeaſſe.

Galeopſis, Hanf-Neſſel, taube Neſſel; ſ. unter Neſſel.

Galeote, Galeotte, aus dem Ital. Galeotta, L. Navis actuaria minor, eine kleine und ſehr leichte Art von Galeeren, die auch halbe Galeeren genannt werden, und deren man ſich auf der mittelländiſchen See zum geſchwinden Laufe, zum Transport, und zum Kapern bedienet. Sie haben nur einen Maſt und Gabel, wie ein Heu; einen platten Spiegel; auf jeder Seite 15 bis 20 Ruder-Bänke, deren jede aber nur mit einem einzigen Ruder-Knechte oder Matroſen verſehen iſt, welche zugleich Soldaten ſind, die nach dem Rudern ſogleich die Muskete wieder in die Hand nehmen müſſen. Auf einer Galeote befinden ſich einige kleine Kanonen, insgemein

aber nur 2 oder 3 Steinſtücke. Mit der Galeote iſt die weiter unten vorkommende Galleote nicht zu verwechſeln.

Galère. 1. Ein Schiff; ſiehe Galeere.

2. Ein Thier, Holothuria Phyſalis *Linn.* ſ. See-Gallerte.

Galerie, ſiehe Gallerie.

Galet, oder Diamant de galet, (Kieſel-Diamant,) nennen die Franzoſen eine gewiſſe Art Kryſtallen, welche manchmahl in einigen Kieſelſteinen oder, wie ſie daſelbſt heißen, in den Galets, an den Küſten der Normandie, inſonderheit um Harfleur, gefunden werden, aber ſchwer heraus zu bringen ſind, weil ſie gemeiniglich zerſpringen, wenn man ſie vermittelſt eines Hammers vom Kieſel trennen will. Dergleichen Steine kommen oft den ächten Diamanten an Farbe und Härte ſehr nahe, und es wird aus ihnen in Frankreich allerley Schmuck verfertigt.

Galet, iſt auch eine von den Sorten Glas-Perlen, die man zum Handel auf den afrikaniſchen Küſten gebrauchet. Es gibt zweyerley Sorten, nähmlich rothe mit ſchwarzen Flecken, und dergleichen geſtreifte; ſ. Glas-Perle.

Galgant, Galgan, L. Galanga, Fr. Galangue, iſt eine Wurzel, welche aus Indien und Syrien über Alexandrien zu uns gebracht wird. Man hat in den Apotheken zweyerley Arten mit dieſem Nahmen belegt, und zum Unterſchiede eine die große, die andere die *kleine* genannt. Es ſind dieſelben aber nicht nur in Anſehung der Größe und Stärke unterſchieden, ſondern werden auch von zwo ganz verſchiedenen Pflanzen genommen.

Die kleine Galgant-Wurzel, Galanga minor tenuis ſ. indica, Radix galangæ minoris kommt von einer Pflanze, welche beym Rumph ſchlechtweg Galanga, beym Ritter Linné aber Maranta Galanga, culmo ſimplici heißt, und in ſumpfigen Gegenden Indiens wächſt. Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel iſt ungefähr einen kleinen Finger dick, höckerig, knotig, krumm gebogen, gleichſam äſtig, und mit Zirkelſtreifen durchzogen,

gen, auswendig braun, inwendig röthlich, von einem angenehmen gewürzhaften Geruche, und einem ſcharfen gewürzhaften, etwas bittern, beißenden, und, wie der Pfeffer oder Ingber, die Kehle brennenden Geſchmacke. Die Pflanze heißt bey den Indianern Lagundi, und gleicht einem kleinen Strauche, der dem Myrthen-Laube oder dem Ingber ähnliche Blätter, weiße, wie eine Sturmhaube geſtaltete Blüthen, und eine Frucht mit drey Höhlen, voll kleiner runder Samen, trägt. Man braucht die kleine Galgant-Wurzel mehr, als die große, weil ſie am Geruche und Geſchmacke viel ſtärker iſt. Diejenige, welche nicht wurmſtichig oder leicht, ſondern feſt, ſchwer, roth, beißenden Geſchmackes und wohlriechend iſt, wird für die beſte gehalten.

Die große Galgant-Wurzel, Galanga major, craſſior, craſſa, ſ. javanenſis, Radix galangæ majoris, kommt aus Malabar und der Inſel Java, und iſt dem kleinen Galgant faſt ähnlich, nur ſtärker, und 1 bis 2 Daumen dick. Die Pflanze dieſer Wurzel vereinigen die neuern Schriftſteller mit der Zedoaria; und dieſe beyde machen das Geſchlecht aus, welches von dem berühmten Arzte und Reiſebeſchreiber Kämpfer den Nahmen Kæmpferia erhalten hat; Kæmpferia Galanga foliis ovatis ſeſſilibus *Linn.*; Kæmpferia *van Royen*; Sanchorus *Rumph.* in Indien Bangula, und iſt eine Gattung Rohr, deſſen Blätter wie die an der Schwert-Lilie (Iris) ausſehen; die Blüthe iſt weiß ohne Geruch, und die dreyfächerige Frucht enthält ſehr viele kleine Samen.

Den großen Galgant findet man zuweilen in den Gärten. Man muß bey uns die Pflanzen, das ganze Jahr über, im Glashauſe behalten, auch wohl, um Blumen zu erlangen, in ein Lohhaus ſetzen. Im Herbſte verwelken die Blätter; und den Winter hindurch muß man die Wurzel ſelten begießen, damit ſie nicht faule. Im Frühjahre, ehe die neuen Blätter hervor treiben, kann man die Wurzel theilen, und ſolcher Geſtalt die Pflanze vermehren.

Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel iſt knollig, knotig und gegliedert, auswendig dunkelroth, inwendig

wendig weißlich, und theils der Größe nach, theils wegen des ſchwächern und weniger angenehmen Geruches und Geſchmackes von dem kleinen Galgante unterſchieden. Man muß daher dieſe, der großen in der Arzeney-Kunſt vorziehen.

Beyde werden im friſchen Zuſtande von den Indianern, ſtatt eines Gewürzes, bey den Speiſen gebrauchet. Sie thun die Wurzel, an ſtatt des friſchen Ingbers, an den Salat, auch, an ſtatt der Kapern, in die Soßen oder Brühen, welche ſie alsdann Alhar nennen. Sie bereiten auch mit Salz, Eſſig und Oehl einen Salat davon; oder ſchneiden ſie in kleine Stückchen, und kochen ſie mit Fleiſche oder Fiſchen. Die Malabaren machen Mehl daraus, und backen mit Kokels-Milch Kuchen, welche ſie Apas nennen.

Der Galgant wird vielmahls mit der gemeinen Cyper-Wurzel, Radix Cyperi longi, (ſ. Th. VIII, S. 500, und den Art. Erd-Mandel, Th. XI, S. 292, f.) verfälſchet, weil dieſe Wurzeln einander ähnlich ſehen; daher nennen Einige dieſelbe auch wilden Galgant, den rechten Galgant aber Cyperum babylonicum. Sonſt wird auch die kleine Galgant-Wurzel zum öftern mit der großen untermengt gefunden, welchen Betrug man aber leicht ſowohl durch den Geſchmack, als auch durch das Geſicht, erkennen kann, indem die kleine auf der Zunge viel ſchärfer beißt, auch nicht ſo braun, wie die große, ſondern mehr röthlich ausſieht; und endlich die Stücke der kleinen nicht ſo dick ſind, als an der großen. Man bringt ſie in kleinen Säcken zu uns, und verkauft ſie nach Pfunden; und zwar wird dieſelbe zu Amſterdam inſonderheit zu 8 bis 9 Stüver das Pfund verkauft, das Tara aber nach dem Gewichte, und über dieſes auch 2 pro Cent für gut Gewicht, und 1 pro Cent für promte Bezahlung abgezogen.

Man kann, gedachter Maßen, die Wurzeln, vornehmlich des kleinen Galgants, wegen ihrer flüchtigen,

öhligen,

öhligen, und ſcharfen harzigen Theile, mit andern hitzigen Gewürzen vergleichen; und ſie wird auch daher nicht allein in den Apotheken, als ein Gewürz geführet, ſondern auch von den Branntwein=Deſtillierern zum Ueberziehen unter die Magen=Aquavite genommen; und die Eſſig-Brauer brauchen ſie zum Eſſigmachen.

Als Arzeney rechnet man ſie vorzüglich unter die ſtärkenden Mittel, und gebraucht ſie bey geſchwächter Verdauung, Blähungen, Leibſchmerzen, Schwindel, auch zu Beförderung der monathlichen Reinigung. Da aber ihr Gebrauch das Geblüt in Wallung ſetzt, dürfen nur Phlegmatiſche ſich ihrer bedienen. Man kann ſie in Pulver von 10 bis 15 Gran geben, oder lieber die Eſſenzen gebrauchen, welche aus dieſer Wurzel und andern Gewürzen verfertiget werden, als: die Eſſ. carminativa Wedelii, uud das Elixir vitrioli Mynſichti. In den Apotheken hat man auch die Species Diagalangæ, welche, wie die Wurzel ſelbſt, in kalten Gebrechen des Leibes nützlich gebraucht werden, das ſaure Aufſtoßen und die groben Blähungen wegſchaffen, einen wohlriechenden lieblichen Athem machen, u. ſ. w.

Galgant=Gras, (Wildes) Carex acuta *L.*; ſ. Berſt-Gras, im Art. Gras.

Galgen (*), in der anſtändigern Sprech=Art, das Hoch-Gericht, oder die Juſtiz, L. Patibulum, Fr. Gibet, oder Potence, ein aufgerichtetes Gerüſt, oder ein ſenkrecht ſtehender Pfahl mit einem Querholze, woran Miſſethäter,

(*) Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Ulphilas Galga, und bey dem Ottfried Galgen, wo es von dem Kreutze gebraucht wird, im Schwed. Galge, im Engl. Gallow, im Angelſ. Galg, Gual, Galga, im Holl. Galghe, im Dän. Galge. Zu Carls des Großen Zeit bedeutete Galge auch einen Salzbrunnen, ohne Zweifel um des darüber befindlichen, einem Galgen ähnlichen, Schöpfgerüſtes willen. Wachter, Haltaus und Andere haben von dem Urſprunge dieſes Wortes allerley ſeltſame Meinungen. Ihre leitet es mit mehrerm Glücke von dem Isländ. Gagl, der Aſt, der Gipfel eines Baumes, der Zagel, Niederſ. Zelke ab, weil man doch daran zuerſt die Miſſethäter gehenket hat, ehe man eigene Säulen dazu errichtete.

In der Sprache der Spitzbuben, wird der Galgen die Feld-Glocke genannt.

ſethäter, mit einem um den Hals gelegten Stricke, von dem Henker aufgehänget, (gehenket), und alſo vom Leben zum Tode gebracht werden. Weil ein Galgen ehemahls nur aus zwey, oben gabelförmigen hölzernen Ständern beſtand, in deren Gabeln das Querſtück, woran man den Miſſethäter knüpfte, eingelegt wurde, ſo wird er im L. auch Furca und im Franz. Fourches patibulaires, oder auch ſchlechtweg les Fourches genannt. Ein beſtändiges Hochgericht, vornehmlich bey den Städten, wird unten in die Runde, von Mauerwerk, und oben mit drey, vier oder auch mehr Pfeilern (*) von Stein aufgeführet, und von einem zum andern Balken geleget. Die Dorf-Galgen werden von zwey oder drey ſtarken Pfoſten aufgerichtet. Wenn es aber nur Eine Pfoſte mit einem Arme iſt, wie beſonders die Soldaten-Galgen zu ſeyn pflegen, ſo wird er ein Knie- oder Schnell-Galgen genannt. Dieſe Art der Lebens-Strafe ſcheint erſt nach Conſtantin's Zeiten, welcher den vorher gewöhnlichen Kreutz-Tod abgeſchaffet hat, aufgekommen zu ſeyn.

Die Anlegung der Orte, wo peinliche Urtheile vollzogen werden, gehört zu der hohen und peinlichen Gerichtbarkeit, und ſetzt auch denjenigen, der ſie anlegen läßt, in die Poſſeſſion vel quaſi; doch iſt niemanden erlaubt, nach eigenem Belieben Galgen und Hochgericht aufzubauen, wenn er nicht mit dem Blut-Bann, Stock und Galgen belehnet iſt ſondern wird von der hohen Landes-Obrigkeit, als hätte er ein Crimen læſæ majeſtatis begangen, hart beſtrafet Daher auch gemeiniglich den Lehenbriefen dieſe Clauſul: Gerichte, wie ihnen das gefällig Stock und Galgen aufzurichten, den Bann über das Blut zu richten ꝛc. mit in-

(*) Die Anzahl der Pfeiler iſt willkürlich; nur in Frankreich iſt dieſe nach Verſchiedenheit der Herrſchaften unterſchieden. Die Herren eines Schloſſes oder einer Burg (Seigneurs Chatelains) haben Hochgerichte mit 3, die Barone mit 4, und die Grafen mit 6 Pfeilern.

inſerirt zu werden pflegt. Ein ſolcher in quaſi poſſeſſione begriffener behält die Jurisdiction, obgleich in hundert Jahren ſich kein Fall begäbe, daß jemand gehenkt oder ſonſt abgethan würde. Ob man nun gleich die Criminal-Jurisdiction auch ohne Aufrichtung und Darſtellung ſolcher äuſſerlicher Zeichen haben und behalten kann, man auch anfänglich die Diebe nur an die Bäume gehenkt, nachher aber, als die hohe Gerichtbarkeit ein und andern zu Lehen gereichet wurde, die Galgen und andere Zeichen der peinlichen Jurisdiction öffentlich aufgerichtet und geſetzt worden ſind: ſo wird doch, eben darum, weil heute zu Tage die Hochgerichte, Galgen, Rad, Rabenſtein, Pranger u. d. gl. Zeichen ſind, daß jemand mit dem Blut-Banne beliehen ſey, nothwendig erfordert, daß ſolche öffentlich auf- und dargeſtellet werden, nicht ſowohl um dem Gerichts-Herrn ein Anſehen zu machen, als hielte er ſtreng über die Juſtitz, ſondern hauptſächlich den Böſen und Gottloſen zur Warnung und zum Schreck. Daher man auch die Hochgerichte Trophæa juſtitiæ, Siegeszeichen der Juſtiz, zu nennen pflegt.

Man lieſet von dem Kaiſer Maximilian dem I., daß, wie er einſt vor einen Galgen vorbey gereiſet ſey, er ſein Haupt entblößet, und geſaget habe: Salve Juſtitia! Eben dieſes wird auch von einem Könige in Frankreich erzählet, daß er allemahl, wenn er vor einen Galgen vorbey gereiſet ſey, den Hut abgezogen, ſich geneiget und ihm gedankt habe, mit Vermelden, dieſer erhielte ihm mehr als der Scepter, den er in Händen führete.

In der Schweitz findet man, nach Keyslers Bericht, öfters auf den öffentlichen Galgen Wetter-Fahnen, und an ſelbigen die Wapen des Cantons, der die hohen Gerichte an ſolchem Orte hat.

Den Ort der Errichtung eines Hochgerichtes betreffend, lehren einige Rechtsgelehrte, daß man keinen Galgen ſo nahe an die Gränze ſetzen dürfe, daß er das fremde Gericht mit dem Schatten (wenn er am längſten iſt,) berühre, und daß auch das Volk auf

demſelben Gerichte, da man einen juſtificirt, und nicht auf dem fremden Gerichte, welches darneben liegt, ſtehen möge. Doch wird es heutiges Tages mit dem Schatten nicht ſo genau mehr beobachtet, ſondern die Aufrichtung des Galgens verſtattet, wenn er nur 24 Ellen von des Benachbarten Gränze geſetzt wird.

Das Hochgericht, und andere zum Blut- und Hals-Gericht gehörige Plätze, müßen in einer ſolchen Entfernung von den Landſtraßen angeleget werden, daß man ſie zwar deutlich erkennen könne, jedoch auch alſo, damit ihr Anblick und übler Geruch der Geſundheit der Reiſenden nicht nachtheilig werde.

Bey Errichtung oder nöthiger Ausbeſſerung eines Galgens, werden insgemein alle Meiſter und Geſellen des Ortes von denjenigen Handwerkern, die daran zu thun haben, als: Zimmerleute, Mäurer, Schmiede und Schlöſſer, dazu aufgebothen, und es müſſen dieſelben allerſeits Hand daran legen, damit keinem von ihnen weder unter ſich ſelbſt, noch von jemand anders über kurz oder lang einiger Vorwurf gemachet werden möge.

Wenn der Galgen von Holz aufgeführet werden ſoll, pflegt gemeinigtich der Beamte oder Richter voran zu reiten, und die Zimmerleute, drey ins Glied, nachzufolgen, ihre Zimmer-Aexte auf die Schultern, mit über ſich gekehrter Schneide, haltend, bis ſie in den Wald bey die vorher ausgeſuchten und von dem Förſter angewieſenen Eichen, (worzu gemeiniglich die ſtärkſten, und welche einen geſunden Kern haben, genommen werden) gelanget ſind. Alsdann ſteigt der Beamte oder Richter vom Pferde, hält eine kurze Rede an die Zimmerleute, warum ſie nähmlich dahin gekommen ſind; nimmt von ihnen eine Zimmer-Axt, welche der Aelteſte oder ein Anderer darreichet, und thut damit den erſten Hieb in die Bäume, und gibt ſie hernach wieder zurück; alsdann hauen die Zimmerleute ſolche vollends um, und beſchlagen ſie. Wenn ſie fertig ſind, wird das Holz durch die Unterthanen entweder um Lohn, oder zur Frohne, (an einigen Orten thut es auch wohl der Nachrichter) an den Ort, wo der neue Galgen aufgerichtet werden ſoll, geführet.

Wird hingegen das Hochgericht von Mauerwerk errichtet, ſo leget der Beamte oder Richter den erſten Stein zum Fundament,

ment, hernach fangen die Mäurer erſt an, daran zu arbeiten. Wo die Räthe in den Städten die peinliche Gerichtbarkeit haben, geſchieht obiges von dem Stadt-Vogte, oder auch von dem regierenden Bürgermeiſter ſelbſt, oder wem ſie es ſonſt auftragen wollen. Zuweilen wird es auch wohl vom Amte und Rathe zugleich verrichtet, nachdem ſie die Gerichtbarkeit exerciren, und es jedes Orts hergebracht iſt.

Wenn nun der neu von Holz gemachte Galgen gerichtet, oder die Eichenbälken auf die gemauerten Pfeiler geleget werden ſollen, wird der Tag nicht allein den Zimmerleuten und Mäurern, ſondern auch den zünftigen Handwerkern in den Städten und auf den Dörfern benannt, und bey ernſter Strafe anbefohlen, daß alle Zimmerleute und Mäurer, welche daran gearbeitet haben, von den Handwerkern aber nur allein die Ober- oder Alt-Meiſter früh vor dem Amt- oder Rath-Hauſe erſcheinen, und keiner ausbleiben ſolle, um bey Aufrichtung des Galgens mit Hand anzulegen. Es werden auch wohl einige Rotten von der Garniſon darzu commandiret, um der Proceſſion ſo viel mehr ein Anſehen zu geben, und mehrere Ordnung zu halten. So bald ſie an dem beſtimmten Orte angelangt ſind, hält der Beamte, zu Pferde, mit entblößtem Haupte, eine kurze Rede an die Ober-Meiſter der Handwerke, Zimmerleute und Mäurer, daß ſie ihrer Schuldigkeit gemäß, willig erſchienen ſeyn, ermahnt ſie nunmehr Hand anzulegen, und zu helfen, daß das Werk ſeinen völligen Stand erreiche, mit der gewiſſen Verſicherung, daß, Inhalts Kaiſers Carl des V. peinl. Halsgerichtsordnung, es niemand an ſeinen Ehren, guten Leumund und Handwerk vorwerflich, verletz- oder ſchädlich ſeyn ſolle. Alsdann wird ungeſäumt mit Aufrichtung und Setzung des Galgens verfahren. Die Löcher macht an einigen Orten der Nachrichter mit ſeinen Knechten, wozu der peinliche Richter Bicken und eiſerne Schaufeln kaufen muß, welche der Nachrichter, vorſchützender Gewohnheit, und weil er ſolche in Händen gehabt hat, und ſie, ſeiner Meinung nach, dadurch gleichſam anrüchtig geworden ſind, nebſt dem Lohne behält.

Wo man hingegen nur neue Balken an die ſteinernen Pfeiler leget, werden auf beyden Seiten Kloben an ſtarke Hölzer und große Stricke um die Balken feſt gemacht, auch Strebe-Hölzer an die Pfeiler geſetzt, auf welchen der Balken im Hinaufziehen ruhet und fortgeſchoben wird, bis er gänzlich hinauf auf das Mauerwerk gebracht. und ſodann vollends von den Mäurern mit Steinen und Kalk befeſtiget wird. Bey dieſem

Actu ſtehen die Ober-Meiſter der Handwerke auf beyden Seiten, und ziehen an den von den Kloben herab gehenden langen Seilen, die Zimmerleute und Mäurer aber haben alsdann ihre Verrichtung bey den Balken und Pfeilern, daß er recht und ohne Schaden hinauf komme. Wenn dieſes geſchehen iſt, zieht man in Proceſſion wieder heim, und es wird von dem peinlichen Gerichtsherrn den Zimmerleuten und Mäurern ihr verdienter Lohn, und zugleich den Ober-Meiſtern und dem Commando von der Garniſon, einige Tonnen Bier zu vertrinken gegeben.

Die Schnell-Galgen in den Städten und Feſtungen für die Soldaten, bauen die Zimmerleute ohne einige Solennität und Zuthun anderer ihrer Hantdierung, richten ſie auch allein auf.

An einigen Orten pflegen die neu aufgebaueten Galgen auch mit einem Kranze gezieret zu werden.

Wenn in einem Gebiethe kein gemeiner Ort zu finden iſt, wo es ſich füglich ſchickt, einen Galgen zu bauen, kann ein Unterthan gezwungen werden, von ſeinen Aeckern einen Platz dazu gegen Bezahlung herzugeben, propter publicam utilitatem.

In Bayern haben, wie Hund in dem bayeriſchen Stamm-Buch berichtet, gemeiniglich aus alten Herkommen, die Lein-Weber das Hochgericht bauen, die Müller aber die Leiter machen, auch ſolche davon und hinzu führen müſſen, deſſen jetzt die Weber an einigen Orten, gegen eine Vergleichung, erlaſſen ſind.

Churbrandenburgiſches Edict, die Leinweber nicht zu ſchimpfen, daß ſie die Leiter zum Galgen tragen müßten, d. d. 9 Mart. 1671, ſt. in Mylii Corp. Conſtit. March. 5 Th. 2 Abtheil. 10 Cap. No. 13, S. 642.

Königl. Preußiſches Patent, daß den Handwerkern zwar erlaubt ſey, bey der Erbauung der Galgen ꝛc. ihre üblichen Gebräuche zu beobachten, jedoch, daß ſie den Gerichtsobrigkeiten außer dem Arbeitslohn keine beſondere Unkoſten, verurſachen d. d. 2 Nov. 1730, ſt. eb. daſ. No. 80, S. 763.

Es beweiſet allemahl aufmerkſame Aufſeher weiſer Anſtalten, wenn dergleichen zur Beſtrafung der Uebelthäter aufgeführte Gebäude um eine Stadt beſtändig im baulichen Stande, mit Farben und andern Ausbeſſerungen wohl unterhalten werden; ſo wie ein halb umgefallener Galgen ſehr nachläſſige Befehlshaber zu erkennen gibt.

Die Unterhaltung der Hochgerichte iſt ein Artikel, welcher der Kammer nicht ſehr beſchwerlich fällt, wenn einmahl ein Rabenſtein da iſt; denn dieſer kann

als ein bloßer eingefaßter Erdenhaufen mit geringen Koſten unterhalten werden. Ein eigenes Galgengebäude hingegen iſt ſchon koſtbarer. Wo es noch nicht iſt, wird die Kammer keines bauen, ſondern lieber bey der Execution eines Inquiſiten einen ſimpeln hölzernen Galgen, wenn der alte zu mürbe wäre, mit geringen Umſtänden dahin ſetzen laſſen; denn einen ganz neuen gemauerten Galgen zu bauen, iſt, wie ich ſo eben erzählt habe, eine koſtbare Solennität, wozu alle Handwerker in Proceſſion contribuiren, damit keines dem andern vorrücken könne, an den Werkzeugen der Gerechtigkeit mit gearbeitet zu haben, und dadurch untüchtig geworden zu seyn, ein ehrliches heimliches Gemach zu bauen, eine ehrliche Klyſtier-Spritze, oder einen ehrlichen Nachttopf ꝛc. zu verfertigen. Es läuft freylich auf einen falſch verſtandenen Stolz der Zünfte hinaus; allein, es iſt hier die Frage: Iſt die koſtbare Aufbauung eines prächtigen Galgens und Rabenſteines, cameraliſcher, als die jedesmahlige Aufrichtung eines Pfahles, wobey der ganze Bau vielleicht in Einer Stunde vollendet seyn kann? Und es iſt kein Zweifel, daß die Frage zum Vortheile der letztern Art von Jedermann beantwortet werden wird. Dieſes vorausgeſetzt, können wir den Märtyrergeiſt der Zünfte, der ſie bey ihren Bocksbeuteln und Handwerksgebräuchen, der kaiſerlichen Verordnungen und Verdammungen ungeachtet, erhält, hier immerhin unangegriffen laſſen; es iſt hier genug, daß der Cameraliſt, ſo viel an ihm iſt, verhindern muß, koſtbare Galgen-Gebäude aufzuführen, ſowohl um die Baukoſten zu vermeiden, als auch um die andern lächerlichen, faſt eben ſo koſtbaren Ceremonien abzuſchaffen. Ein gewiſſer gelehrter Italiäner, der gegen die Todesſtrafen eifert, ſchlägt ſo gar in dieſem Eifer den Kammern vor, wenigſtens die geköpften und gehenkten Menſchen öffentlich ſchinden, und die Häute zu Patrontaſchen, Degengehenken und Pantoffeln verarbeiten zu laſſen. Ohne bey der Moralität

lität oder Thunlichkeit dieſer Idee zu verweilen, bleibt wenigſtens immer ſo viel wahr, daß, wenn die Kammer nur will, daß kein ſteinerner Galgen gebauet werde, dieſes allein genug ſey, den wirklichen Aufwand zu hindern. Denn, wenn man auch ſagen wollte, daß es allemahl ein Trinkfeſt des Volkes ſey, wobey das Geld im Lande bleibe: ſo iſt nicht nur doch der Geſchmack falſch und wunderbar, unter dem Galgen zu ſchmauſen, ſondern es gehen auch wenigſtens 3 Tage Arbeit dabey verloren, welches in einem Städtchen, das auch nur 1000 arbeitende Einwohner hat, welche dabey helfen, jedem täglich 8 Groſchen gerechnet, eine Summe von 333 Thaler, oder in drey Tagen von 1000 Thaler abwirft, die für das Städtchen, und damit auch verhältnißmäßig für die Kammer unwiederbringlich verloren ſind.

An einen teutſchen Kammerpräſidenten, ein teutſcher Bürger. 1. Abſchn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 51, fgg.

Man erzählt es ſich im Scherze, daß eine gewiſſe Stadt über ihren Galgen die Worte geſetzt hätte: Dieſer iſt für uns und für unſere Kinder. Es fehlt aber doch auch nicht an Gelegenheiten, wo eine ernſtliche Anwendung davon gemacht worden iſt.

Aus einer gewiſſen Stadt ſchickte man vor einigen Jahren die Miſſethäter auf ein nahe gelegenes Amt, um an ihnen dort das Urtheil vollziehen zu laſſen. Anfangs achteten deſſen Eingeſeſſene darauf nicht; als ſie aber gar zu oft aufgebothen wurden, einen armen Sünder zum Gerichtsplatz zu begleiten, denſelben zu fahren, den Galgen dafür zu errichten, und andere damit verknüpfte Beſchwerden zu übernehmen: ſo fiel es ihnen endlich ein, einen Rechtsgelehrten darüber zu vernehmen; und dieſer wußte die Sache nicht beſſer zu entſcheiden, als daß er ihnen ſagte: Der Galgen iſt bloß für euch und für eure Kinder. Der Amtmann, als er dieſes hörte, ſtimmte mit ein, und fühlte gleich, daß er auch nicht ſchuldig wäre, jedem ſchlechten Kerl, der dahin geſchickt wurde, zum Galgen vorzureiten; und der Pfarrer weigerte ſich aus einem gleichen Grunde, dergleichen Wechſelbälge für die gewöhnliche Gebühr zu begleiten. Einem fremden Diebe, der in meiner Pfarre ergriffen wird,

fügte

fügte er wohlbedächtlich hinzu: bin ich dieſen letzten Dienſt ſchuldig; ſo wie ich auch einem Fremden, der in meinem Kirchſpiele ſtirbt, ein Plätzchen gönnen muß. Dieſes iſt ein Nothrecht; und den es trifft, den trifft es; aber mir ſolche nach Belieben zuſchicken zu laſſen, ſie drey Tage und drey Nächte zum Tode zu bereiten, und dafür nur die gewöhnliche Gebühr zu erhalten, das iſt in der That etwas hart. Die Obrigkeit fand die Vorſtellung gegründet, und verordnete, daß die Vollſtreckung der peinlichen Urtheile künftig unter den Aemtern in der Reihe herum gehen, und ſolchergeſtalt die Gleichheit wieder hergeſtellet werden ſollte.

Es währte nicht lange, ſo ſollte ein Dieb gerichtet werden, der auf einem freyen Hofe, deſſen Beſitzer nicht mit zur Gerichts-Folge gehörte, ergriffen war. Deſſen Beſitzer und ſeinem Geſinde, ſagten die Amts-Unterthanen: ſind wir den letzten Liebes-Dienſt ſchuldig, denn er hat ſeine Vorrechte ehedem um uns verdient; aber wenn er andre Leute aufnimmt und heget, ſo mag er auch ſehen, wie und wo er ſie hängt; unſer Galgen iſt für uns und unſere Kinder; und da jener mit uns nicht zur Leiche gekommen iſt, ſo ſind wir auch nicht ſchuldig ihn zu begleiten. Er kann ſo wenig unſre Folge, als eine Galgenſtätte auf unſerer Gemeinheit, von gemeiner Pflicht wegen fordern. Wir ſind nicht ſchuldig ein Gefängniß für ihn zu erhalten, ihn dort zu bewachen, und den Scharfrichter für ihn zu hohlen. Wer den Vortheil davon hat, mag ſich auch des Schadens nicht erwehren . . . Der Proceß hierüber währte lange, und wurde endlich dahin verglichen, daß der Beſitzer des freyen Hofes jährlich eine Tonne Bier und einen Schinken an die Gemeinheit dafür entrichten ſollte, daß ſeine Hinterſaſſen mit unter die Kinder aufgenommen würden, für welche der Galgen gehörte; der Amtmann und der Pfarrer ſollten, ſo oft ſich der Fall zutrüge, beſonders dafür erkannt werden, wenn ſie die Begleitung nicht aus Gefälligkeit übernehmen wollten.

Der Landesherr, dem dieſes als ein Geſchichtchen erzählt wurde, nahm aber die Sache ganz ernſtlich auf. „Nein“, ſagte er: „dieſes ſoll nicht geſchehen, der Galgen iſt für meine getreue Unterthanen, die ihn bauen und erhalten, und mich durch Steuern, Schoß und Brüchten in den Stand ſetzen, die peinliche Gerichtsbarkeit zu ihrer Sicherheit auszuüben. Iſt alſo jemand in meinem Lande, der Leute in ſeinem Bezirke hat, die nicht zur gemeinen Folge kommen, der mag auch für Wachen, Gefängniß, Scharfrichter und Galgen ſorgen!“

Möſers patriot. Phantaſien, 2 Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 171, fgg.

Unter den Rechtsgelehrten iſt ehemahls geſtritten worden, ob ein Gehenkter, wenn der Strick geriſſen iſt, und er noch lebet, ſein Recht ausgeſtanden habe, und ob er los zu laſſen und auf freyen Fuß zu ſtellen, oder aber von neuem hinauf geführet und zum andern Mahl gehenket werden müſſe? Die meiſten behaupten, man könne ihn nicht auf freyen Fuß ſtellen, weil ſolches den Worten und dem Sinne des Urtheiles, welches ſaget, der Uebelthäter ſolle mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht werden, ſchnurſtracks zuwieder wäre; man müſſe ihn daher aufs neue henken.

In einigen Ländern werden diejenigen, welche den Dieben oder juſtificirten Miſſethätern am Galgen oder auf dem Rade die Kleider ausziehen, mit Staupenſchlägen geſtrafet. Unter denjenigen aber, welche die todten Körper vom Galgen wegnehmen, wird ein Unterſchied gemacht, ob es Verwandte, Freunde oder Andere thun. Die erſtern werden an Gelde oder mit Gefängniß, und nicht am Leibe, die letztern aber, welche es zur Zauberey oder aus anderm böſen Vorſatz thun, mit Staupenſchlägen und Verweiſung, oder ſonſt, nach Gelegenheit der Perſonen, willkürlich geſtrafet.

Nach dem göttlichen Geſetze, 5 B. Moſ. 21, 22. 23. wurden die Gehenkten vor der Sonnen Untergang wieder abgenommen und begraben, damit das Land nicht verunreiniget werden möchte; denn es ſteht ausdrücklich dabey: denn ein Gehenkter iſt verflucht bey Gott. Bey uns in Deutſchland aber werden, der eingeführten Gewohnheit nach, die gehenkten Diebe, wie auch die Räuber und Mörder, welche auf das Rad geleget worden ſind, nicht wieder herab genommen und begraben, ſondern ſie müſſen, Andern zum ſchreckenden Beyſpiel, daran hangen, und darauf liegen bleiben, und den Raben zur Speiſe werden; es wäre denn, daß ein Dieb

zur Anatomie ausgebeten würde. Soldaten aber, wenn dieſelben im Kriege, oder in den Garniſonen, zum Galgen verurtheilt ſind, werden gegen Abend wieder abgenommen und begraben. In einigen Univerſitäts-Städten, geſchieht dieſes auch an andern Gehenkten, in honorem academiæ.

Wenn jemand, wegen einer Miſſethat, das Schwert oder den Strick verdient hat, demſelben aber entlaufen iſt: ſo iſt an vielen Orten der Gebrauch, eines ſolchen Menſchen Bildniß oder auf ein Blech geſchriebenen Nahmen an den Galgen zu ſchlagen, welches auch den deſertirten Soldaten, wenn ſie, auf den ihnen verkündigten Pardon, ſich nicht wieder beym Regiment oder in der Garniſon einfinden, gemeiniglich wiederfährt.

Zur Zeit der Contagion pflegt man an den Gränzen Galgen aufzurichten, um die ohne Päſſe einſchleichenden Perſonen, ohne Gnade und ohne einige Formalität des Proceſſes, aufzuhenken.

Ich gedenke auch mit wenigem, zur Warnung, des Aberglaubens, der mit dem Galgen und mit Gehenkten getrieben zu werden pflegt.

Die Schwarzkünſtler pflegen ſehr darnach zu trachten, daß ſie von der gehenkten Diebe Fleiſch und Knochen, oder auch ein Stück von der Galgen-Kette, Strick oder Nägeln, bekommen mögen. Sie ſchneiden auch wohl Splitter vom Galgen, weil ſie damit viele Zauberey treiben. Aus den Galgen-Ketten pflegen auch einige Thoren Spornen zu ſchmieden, wovor ſich die Pferde, ſie mögen auch ſonſt noch ſo träge ſeyn, fürchten, und hurtig fortgehen ſollen. Sie bereiten auch wohl Pferdeſtangen, Ringe, u. d. gl. daraus. Andere ſind in dem närriſchen Wahn, daß, wenn man von dem Stricke, damit der Gehenkte gebunden worden iſt, etwas in die Löcher der Taubenhäuſer hinge, die Tauben blieben, und nicht anders wohin flögen. Was ſonſt vor Teufeley mit den Diebeshaaren und Diebesdaumen getrieben wird, mag ich, Aergerniß zu verhüten, nicht anführen. Siehe Th. V, S. 168.

In Perſien haben die gemeinen Weiber einen ſonderbaren Aberglauben. Diejenigen unter ihnen, welche unfruchtbar ſind, bilden ſich ein, daß ſie, um fruchtbar zu werden, unter

den todten Körpern der an den Galgen gehenkten Miſſethäter durchgehen müſſen; ſie glauben, daß ein Leichnam männliches Geſchlechts ſo gar von ferne wirken, und einer Frau die Kraft geben könne, Kinder zu gebähren.

* * *

Wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt, führen auch andere Werkzeuge den Nahmen Galgen. Dahin gehört: der Galgen an einem Schöpf=Brunnen, der ſenkrecht ſtehende Baum, worin der Schwängel beweglich iſt.

In den Salz=Kothen iſt der Galgen ein Gerüſt über dem Eingange der Salzſtätte, worauf man Salz ſtellet oder Holz leget.

An den Buchdrucker=Preſſen iſt es eine hölzerne Lehne am Ende des Lauf=Bretes, an welche ſich der geöffnete Deckel anlehnet, oder das Geſtell, worauf der Deckel von der Form der Preſſe, wenn er zurück geſchlagen wird, liegt. Es führt den Nahmen von der Geſtalt, die es beynahe von einem niedrigen Galgen hat, wird aber am häufigſten Kalgen genannt.

An den Pferde=Zäumen, ein Mundſtück oder Gebiß in Geſtalt eines Bogens; Galgen=Gebiß, Galgen=Mundſtück; ſiehe im Art. Zaum.

Auf Fiſcher=Fahrzeugen, eine Art Gabel (Chandelier), welche auf dem Hintertheile gewiſſer Fahrzeuge angebracht wird, und womit die Fiſcher ihren Maſt, wenn ſie ihn herunter laſſen, auffangen.

Galgen=Baum=Oehl, ſiehe oben, S. 660.

Galgen=Friſt, eigentlich der kurze Aufſchub, den ein zum Galgen verurtheilter Miſſethäter erhält. Noch mehr figürlich im gem. Leben, der kurze Aufſchub einer unangenehmen Handlung; oder ein unnöthiges und vergebliches Zaudern und Verzögern einer verdrießlichen Sache, der man nicht entgehen kann. Es iſt nur eine Galgen=Friſt.

Galgen=Gebiß, ſiehe oben, auf dieſer Seite.

Galgen-Holz, das Holz von einem Galgen. Im gem. Leben ſagt man von einem ſolchen Menſchen, er ſey ſo falſch wie Galgen-Holz, weil dieſes Holz der Witterung beſtändig ausgeſetzt, und daher gemeiniglich mürbe und brüchig iſt.

Galgen-Männchen, Galgen-Männlein, Alraun; ſiehe Mandragora.

Galgen-Mundſtück, ſiehe oben, S. 682.

Galgen-Rekel Mandel-Krähe; ſ. unter **Krähe**.

Galgen-Vogel, eine Benennung, welche die gemeinen Leute der gewöhnlichen Art großer Raben beylegen, und deſſen Urſprung allem Anſehen nach daher kommt, weil dieſe Vögel ſo häufig die Gerichts-Plätze und die Anger vom todten Vieh beſuchen, und das Fleiſch der todten Körper lieben.

Gali, Anil; ſiehe **Indig**.

Galimafrée, eine ſtark gewürzte Art Fricaſſee von allerley übrig gebliebenem Fleiſche, welches man klein geſchnitten oder kltin gehackt hat.

Man nimmt, um ein Galimafree zu bereiten, ſowohl Hühner, Kapaunen, Truthühner und Repphühner, als Schöpſen- und anderes Fleiſch, kochet ſolches, ſchneidet es in Stükken, thut es in eine Caſſerolle mit klarem Kalbfleiſch- und Schinken-Coulis, einer in Scheiben geſchnittenen Zwiebel, Kapern, Pfeffer und Salz, und läßt es heiß werden; ſodann nimmt man die Zwiebel-Scheiben davon, und richtet die Brühe über die Stücken Fleiſch an.

Galingen-Baum, ſiehe **Schwalken-Beere**.

Galion, ſiehe **Gallione**.

Galiote, ſiehe **Galliote**.

Galipot, Garipot. Man hat ein europäiſches und ein amerikaniſches Galipot.

Das europäiſche Galipot, **weißer Weihrauch, weißes Harz, weißes Fichten-Harz**, iſt die harzige Kruſte, oder der durch die Sonnenhitze verdickte obere Theil von dem aus den Ritzen des Terpenthinbaumes, Lerchenbaumes, Kienbaumes und anderer Arten Fichten, gequollenen Safte. Siehe **Barras**.

Das

Das amerikaniſche Galipot iſt ein Gummi, oder vielmehr Harz, welches dem europäiſchen Galipot ähnlich, nur nicht von einem ſo ſtarken, oder übeln Geruche iſt. Siehe Chibou-Gummi.

Bey den Mahlern, heißt Galipot ein Firniß aus Terpenthin, welcher, nachdem er in der Luft getrocknet, in Terpenthingeiſt aufgelöſet worden iſt.

Galitzen-Stein, eine im gem. Leben übliche Benennung des weißen oder ſo genannten Zink-Vitrioles; ſiehe unter Vitriol.

Galium, ſiehe Lab Kraut.

Galivate, ſiehe Gallivate.

Gall, unfruchtbar; ſiehe Gelt.

Gall (der), eine nur noch im Oberdeutſchen übliches Wort, den Schall zu bezeichnen. In den Zuſammenſetzungen Nachtigall, Seegall iſt dieſes Wort auch noch im Hochdeutſchen üblich. In einigen, ſelbſt niederdeutſchen Gegenden, lautet es Galm. Im Hochdeutſchen iſt dafür mit Verſetzung des Ziſch-Lautes Schall üblich. Siehe Gällen und Hall.

Daher Gall-Loch, die Oeffnungen an einem Glockenthurme, durch welche ſich der Gall oder Schall verbreitet; die Schall-Löcher.

Gall Apfel, Gall-Nuß, Gallus, Gallus-Apfel (*), Hageichel, Fr. Noix de galle, nennt man die durch den

(*) Im Lat. Galla, im mittlern Lat. Galga nux, Galiqua, daher auch die Schuſter Gallarii hießen, weil ſie das Leder damit bereiteten; im Engl. Gall, Schwed. Gall, Galläple. Entweder von der gelben Farbe; ſiehe Gelb, oder von der Bitterkeit; ſiehe Galle, oder endlich auch von der runden Geſtalt. Im Altfranz. war Gal, Dän. Galde, ein Kieſel, Caillou, im mittlern Lat. Callus, und noch jetzt ſind im Franz. Gallets oder Jalets, kleine runde Steine oder thönerne Kugeln, welche man von einem Schnepper ſchießet.

In einigen Gegenden werden die Gall-Aepfel auch Laub-Aepfel, Gallen, Knoppern, und im Niederſ. Eich-Aepfel genannt. Unter Knoppern aber hat man, wie aus der Folge erhellen wird, nur eine gewiſſe Art von Gall-Aepfeln zu verſtehen.

den Stich einer Gall- oder Bohr-Weſpe, Cynips quercus *Linn.* (ſiehe Gall-Inſect) verurſachten runden oder rundlichen Erhebungen oder Auswüchſe an den Eichbäumen gewiſſer Länder. Es ſind dieſelben rund; von verſchiedener Größe; auswendig entweder glatt, oder knotig, und mit ungleichen Zacken beſetzt, und der Farbe nach ſchwärzlich, bläulich, oder grünlich und röthlich, gelblich oder weißlich; inwendig ſchwammig und holzig, und meiſtentheils mit Löchern durchbohrt; eines herben und ſehr zuſammenziehenden Geſchmackes; am Gewichte ſchwer oder leicht.

Eine Fliege, welche ordentlicher Weiſe 4 Flügel hat, ein kleiner Schmetterling, ein zarter Käfer bringen dieſe gleichſam erzwungenen Früchte hervor. Dieſe Thierchen haben am Ende des Bauches einen kleinen Stachel, oder, eigentlicher zu reden, eine Art von Bohrer, womit ſie ſowohl Blätter, als Rinde und Holz, durchbohren. Sie ſchieben ein oder mehrere Eyer in die Wunde, welche ſich gar bald zuthut. Hierauf entſteht um die Wunde ein Geſchwulſt, ein kleiner Ball, der ſo genannte Gall-Apfel. Wie dieſer wächſt, ſo wächſt auch das eingeſchloſſene Ey, aus welchem zu ſeiner Zeit ein Würmchen hervor kommt. Dieſes Würmchen lebet und entwickelt ſich in dem Gall-Apfel, wie eine Frucht im Mutterleibe. Endlich verwandelt ſich das zur Puppe gewordene Würmchen in eine Fliege oder in einen kleinen Käfer, welcher ſeiner Mutter ähnlich ſieht. Er bohret ſich durch den Gall-Apfel heraus, weil er nunmehr einer freyen Luft und einer andern Nahrung bedarf.

Indeſſen darf man nicht denken, daß ein jedes Thier, welches inwendig im Gall-Apfel gebohren wird, allezeit die Brut eines einzigen Thieres ſey. Die Natur hatte es ſo geordnet, daß die Gäſte, welche mit den Gall-Aepfeln entſtehen und wachſen, andern Inſecten zur Nahrung dienen ſollten. Verſchiedene Raub-Fliegen kommen zu den Gall-Aepfeln geflogen, machen mit ihren langen Bohrern ein Loch hinein, und legen die Eyer darein, aus welchen mit der Zeit vielerley Arten fleiſchfreſſender Würmer zur Welt kommen. Dieſe Raubwürmer bringen viele der darin verborgenen Gäſte um, und verzehren ſie. Ihre feſte Mauern, welche ſie ſo gut zu beſchützen ſchienen, halfen ihnen alſo nichts.

Man

Man trifft daher, wenn die Gall=Aepfel noch weich und jung ſind, in einigen bisweilen eine Fliege, bisweilen eine Made, bisweilen auch eine Spinne an. Hieraus wollen abergläubige Leute prognoſticiren, daß, wenn eine Fliege darin gefunden würde, ſolches Krieg, die Made Theurung und Hungersnoth, und die Spinne Peſt andeuten ſoll, welches aber zu keinem Glaubens=Artikel oder prophetiſchen Weißagung zu machen iſt; denn ordentlicher Weiſe, wenn die Gall=Aepfel gerathen, ſind dergleichen Inſecten darin zu finden. Wenn man auch die Gall=Aepfel, die auf einem Eichbaume neben einander gewachſen ſind, viſitiret oder öffnet, ſo wird man auf ein und eben denſelben Baume in einigen Fliegen, in andern aber kleine Spinnen oder Maden antreffen. Es müßte alſo Krieg, Peſt und theure Zeit gar öfters mit einander regieren und einfallen. Es ſind daher dieſe Inſecten in den Gall=Aepfeln keine üble Vorbedeutung.

In Thüringen und einigen andern deutſchen Provinzen, pflegen die Landleute, kurz vor dem Michaelis=Tage die Gall=Aepfel zu beſehen, und, wenn ſie eine Spinne, oder, wie ſie es nennen, einen Kanker, darin finden, in Anſehung des folgenden Jahres und der Witterung, ein unglückliches Jahr; bey einer Fliege, warme und trockne Luft; bey einem Wurme hingegen oder einer Made, fruchtbare Zeit zu prophezeyen; allein, die Erfahrung lehret ebenfalls die Unwahrheit dieſes Vorgebens.

In Schweden hat Hr. Bergmann eine ſeltſame Art Gall=Aepfel auf der Rinde eines Eichenbaumes angetroffen, und ſie dem Hrn. Linné gezeigt, welcher dieſen Gall=Apfel in die neue Auflage der Fauna Suecica genommen hat, wie daſelbſt, unter Cynips quercus corticis zu ſehen iſt. Hrn. Bergmann's Beſchreibung ſelbſt aber, findet man im 24 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1762, S. 140, fgg.

Es wird mit den Gall=Aepfeln ein ſehr ſtarker Handel getrieben. Sie kommen theils aus der Türkey, theils aus Italien, theils aber auch aus Frankreich und Deutſchland.

I. Die türkiſchen oder levantiſchen Gall=Aepfel, ſind, theils dem Orte, theils der Farbe nach, unterſchieden.

1. Dem Orte nach, ſind ſie entweder a) moſouli=ſche, die von Moſoul, oder Mouſſoul (einer 12 bis 15 Tage=Reiſen von Aleppo entfernt liegenden Stadt, am Tiger=Fluſſe) kommen, und unter allen die beſten ſind; oder b) aleppiſche, in den kaufmänniſchen Preis=Couranten Gallen d'Aleppo genannt, (Fr. Noix de galles d'Alep oder Galles alépines, wofür Einige unrichtig Galles à l'épine ſchreiben,) welche von Aleppo kommen; oder c) tripoliſche, welche aus Tripoli; oder d) ſmirniſche, welche aus Smirna gebracht werden, und ſo häufig daſelbſt wachſen, daß man von ſelbigen des Jahrs ungefähr 10000 Centner haben kann, die aber gemeiniglich faſt alle von den Holländern und Engländern weggehohlet werden. Und da auch unter den drey letztern Sorten ein wirklicher Unterſchied iſt, indem die aleppiſchen weit beſſer ſind, als die tripoliſchen und ſmirniſchen: ſo pflegen ſich verſtändige Materialiſten, wenn ſie ſolche im Ganzen einkaufen, nach den Ballen, worin ſie kommen, zu richten, indem die aleppiſchen in länglichen und ſchmahlen, die von Tripoli oder Smirna aber in dicken und kurzen Ballen kommen, und iſt das Pack=Tuch dazu insgemein ſtreifig. Die beſten türkiſchen Gall=Aepfel ſind ungleich, und gleichſam ſtachelig, ſchwärzlich oder bläulich, klein, aber ſehr ſchwer.

Zu Amſterdam werden die Gall=Aepfel von Aleppo und Smirna nach dem Centner, und zwar die von Aleppo zu 40 bis 44 Gulden, und die von Smirna zu 38 bis 41 Gulden, verkaufet. Die erſten geben auf den Ballen 6, und die andern 8 Pfund Tara. Der Abzug für gut Gewicht, und für promte Bezahlung iſt in Anſehung beyder gleich, nähmlich 1 pro Cent für gut Gewicht, und eben ſo viel für promte Bezahlung. In Hamburg aber kaufet man ſie mit 8⅔ pro Cent Rabatt in Bancogeld nebſt 1 pro Cent Tara, oder auch wohl 6 Pfund.

2. Der Farbe nach, gibt es von den levantiſchen Gall=Aepfeln dreyerley Sorten: ſchwärzliche oder bläuliche, grünliche und halb weiße, von denen, wie ſchon gedacht, die ſchwärzlichen oder bläulichen die be=

ſten ſind. Die Materialiſten aber miſchen gemeiniglich alle Sorten durcheinander, und nennen ſie Gallus in Sortis.

Unter den aleppiſchen Gall-Aepfeln wird öfters ein gewiſſes anderes Gewächs gefunden, welches den Gall-Aepfeln nicht ungleich, doch von einer nicht ſo runden, ſondern mehr unförmlichen Geſtalt, und röthlichen Farbe iſt, und in der Türkey ebenfalls auf den Eichbäumen wächſt. Die Türken gebrauchen ſolches, mit Zuſatz der Cochenille und des Weinſteines, eine ſchöne Scharlach-Farbe daraus zu verfertigen. Siehe Pomet in der Hiſtoire des drogues, S. 61. Dieſes Gewächs hat den Nahmen Bazgendge erhalten.

II. Die italiäniſchen, wachſen in den Provinzen Puglia und Romagna. In der erſtern Provinz gibt es dreyerley Sorten: 1) Gallæ marmonigæ, ſo die beſten ſind; 2) Gallæ auguſtinæ, und 3) Gallæ verinæ, ſo die ſchlechteſten ſind; die man aber ebenfalls mehrentheils ſchon unter einander gemiſcht findet.

Die italiäniſchen Gall-Aepfel werden zu Venedig im Ganzen verkaufet, wo der Saum netto 370 Pfund hält.

III. Die Puiſch-Gall-Aepfel, puiſchen Gallus, oder, wie ſie auch in Frankreich genannt zu werden pflegen, Caſſenolle, ſind die ſchlechteſten unter den bisher angeführten Arten. Im Verkaufe werden die Gall-Aepfel, welche in Romagna wachſen, zehn Mahl mehr, als die Puiſch-Aepfel, geachtet. Dieſe kommen aus Frankreich, inſonderheit aus Gascogne und Provence, und aus Deutſchland. Sie ſind insgemein groß, glatt, röthlich und leicht, daß ſie alſo von den türkiſchen Gall-Aepfeln ſehr wohl unterſchieden werden können. Die in Deutſchland wachſenden, werden von Einigen Eſels-Gallus, L. Gallæ aſininæ, oder onicidæ, genannt.

Im Handel führt man faſt immer nur zwo Sorten Gall-Aepfel, nähmlich: türkiſche Gall-Aepfel, worunter faſt alle fremde Nationen ſtecken, und Puiſch-Gall-Aepfel. Alle Arten von Gall-Aepfeln, ſie mögen Nahmen haben, wie ſie wollen, müſſen keinen Staub noch

andere Unreinigkeiten von den Eichbäumen untermiſcht haben; auch hat man ſich bey dem Einkaufe wohl vorzuſehen, daß nicht die kleinſten und ſchwerſten heraus geleſen ſeyn, indem die leichten und löcherigen nicht viel taugen.

Die Bienen ſollen die jungen Galläpfel fleißig beſuchen, und daraus Nahrung ziehen, die Blätter hingegen unberührt laſſen.

Man gebraucht die Galläpfel inſonderheit zur Färberey, beym Schwarz-, Grau- und Braun-Färben; auch bedient man ſich ihrer, ſchwarzes Haar und ſchwarze Tinte, wie auch Gärber- und Leder-Schwärze zu machen. Die türkiſchen und ſchwarzen, dienen mehr die wollenen, die Puiſch-Gallus aber die ſeidenen Zeuge zu färben.

Die Galläpfel werden, in den Seiden-Färbereyen, nicht ſowohl wegen der Farbe, ſondern vielmehr der gefärbten Seide ein Geräuſch und gutes Anſehen zu geben, gebrauchet. Unächter Carmeſin leidet keinen Zuſatz von Galläpfeln; denn dieſe zerſtören dergleichen Farbe gänzlich; bey der ächten hingegen kann ſolcher Statt haben, und dadurch erhält die Seide ein Geräuſch. Da man nun durch das Anſehen und Gefühl ächt und unächt gefärbte Carmeſin-Seide nicht unterſchieden kann: ſo kann man ſicher ſchließen, daß ſolche ächt ſey, wenn ſie ein Geräuſch von ſich gibt. Es vermehrt der Zuſatz von Galläpfeln auch das Gewicht der Seide. Eine Unze davon auf 1 Pfund Seide genommen, gibt 2 bis 3 Pfund auf hundert mehr. Ja, es ſollen die Färber die Vermehrung der ächten carmeſin gefärbten Seide durch die Galläpfel, 7 bis 8 Pfund aufs Hundert zu bringen wiſſen. Es iſt aber dieſer Zuſatz allemahl eine Betriegerey.

Insbeſondre aber brauchen die Färber die grünen und ſchwarzen zum Wollen- und die weißen zum Leinwand-Färben. Die europäiſchen oder deutſchen Gall-Aepfel können, wofern ſie reif geworden ſind, ebenfalls dazu gebraucht werden; denn ſie gelangen nicht alle Jahre zu ihrer ordentlichen Reife. Wenn der Herbſt viele feuchte Witterung hat, bleiben ſie weich, daß man

ſie zerdrücken kann, und fallen, wenn das Laub abzufallen anfängt, mit ab; dieſe ſind zu nichts nütze. Sind aber recht warme Sonnentage im Anfange und um die Mitte der Herbſt=Monathe, und ſtehen inſonderheit die Eichen an Sommer=Lehden und an Rändern, wo die Sonne recht anprallen kann, ſo werden ſie reif, und ſind zu vorerwähntem Gebrauche faſt ſo gut als die ausländiſchen. Sonſt aber können ſie zur Bereitung der ſchwarzen Tinte gebraucht werden, wenn man dieſelben vor dem Winter, wenn das Laub abzufallen anfängt, ſammelt, den Saft auspreßt, und eine gehörige Portion Vitriol und Gummi darin zergehen läßt.

Man kann die Galläpfel nicht allein zu Farbe=Brühen, ſondern auch zur Vorbereitung der Körper, welche Farben erhalten ſollen, gebrauchen; und ich werde daher die von Hrn. Bergrath Pörner mit Galläpfeln angeſtellten Verſuche, in wie fern dieſelben zum Färben der Wolle und Baumwolle zu gebrauchen ſind, erzählen.

Was zuvörderſt die Verſuche von der Miſchung und den Beſtandtheilen der Galläpfel betrifft, ſo erhält man durch die Deſtillation keine ſonderliche Kenntniß von den Galläpfeln. Die Producte, welche auf dieſe Weiſe erhalten werden, ſind eine ſaure Feuchtigkeit, ein brennzlich riechendes Oehl, und in der Retorte oder dem Deſtillier=Gefäße bleibt eine ſchwarze Maſſe zurück, aus welcher man durch das Auslaugen etwas weniges von einem feuerbeſtändigen alkaliſchen Salze erhält. Da nun dergleichen Producte auch aus andern vegetabiliſchen Körpern erhalten werden, hierdurch aber die Kenntniß der eigentlichen Miſchung, welche zur Bereitung der Farben nöthig iſt, nicht erlangt wird, ſo hat Hr. Pörner eine andere Unterſuchung der Gall=Aepfel vorgenommen, und folgende Umſtände bemerkt.

1. Wenn

1. Wenn man die zu Pulver geſtoßenen Galläpfel mit Waſſer eine halbe Stunde lang kochet, alsdann kalt werden läßt und durchſeihet, ſo erhält man ein Decoct von einer bräunlich gelben Farbe, welche, wenn man es mit etwas Waſſer verdünnet, blaßgelb wird, und, nach dem man ſie gegen das Licht hält, bald in das bläuliche, bald grünliche ſpielt. Auſſerdem wird man nichts von einem beſondern Geruche gewahr; hingegen iſt der Geſchmack überaus herbe und zuſammenziehend, wobey etwas ſüßliches bemerkt wird.
2. Vermiſcht man das Galläpfel-Decoct mit einer reinen Pottaſchen-Auflöſung, ſo wird die Feuchtigkeit ſogleich trübe, und es erfolgt ein bräunlichweißes Präcipitat, welches von oben her grünlich ausſieht. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit hat eine dunkelgrüne Farbe, welche aber mit der Zeit nach und nach braun wird.
3. Wird mit dem Galläpfel-Decocte Salmiak-Spiritus vermiſcht, ſo wird daſſelbe trübe, und es erfolgt ein bräunlichgraues Präcipitat. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit hat anfänglich eine graue Farbe, welche ſich aber bald in eine braune verwandelt.
4. Die Vermiſchung des Kalk-Waſſers mit dem Galläpfel-Decocte verurſachet ſogleich eine Präcipitation. Die Feuchtigkeit hat anfänglich eine grünlichblaue, hernach, wenn ſich das Präcipitat geſetzt hat, eine bräunliche Farbe. Das Präcipitat ſieht von unten bis über die Hälfte gelblichweiß oder gelblichgrau, und alsdann bläulich aus.
5. Durch die Vermiſchung des Galläpfel-Decoctes mit verdünntem Vitriol-Sauren, entſteht keine beſondere Veränderung, auſſer daß das Decoct ein wenig trübe wird. Nach etlichen Tagen ſetzt ſich etwas ſehr weniges an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes, welches, wenn man den Liquor ab- und reines Waſſer zugießt, unverändert bleibt. Gießt man eine reine Pottaſchen-Solution hinein, ſo färbt ſich dieſelbe ſogleich gelb, dem ungeachtet aber bleibt die Materie größten Theils unaufgelöſet liegen. Seihet man das mit Vitriol-Saurem vermiſchte Galläpfel-Decoct, woraus ſich die wenige bräunliche Materie geſchieden hat, durch, und tröpfelt in daſſelbe nach und nach eine Pottaſchen-Solution, ſo entſteht ein heftiges Aufbrauſen, und endlich erfolgt eine Präcipitation, und es ſetzt ſich eine häufige lockere Subſtanz von einer grauen Farbe. Hat man durch die hineingetröpfelte Pottaſchen-Solution den Punct der Sättigung getroffen,

troffen, ſo wird der Liquor bräunlich; hat aber das Saure noch die Oberhand, ſo erhält der Liquor eine blaßröthliche Farbe; hat hingegen die Pottaſchen-Solution die Oberhand, ſo bekommt der Liquor eine grünliche Farbe.

6. Vermiſcht man mit dem Galläpfel-Decocte Salpeter-Saures, ſo entſteht keine Veränderung, auſſer daß die Farbe ſchön weingelb wird. Nach einigen Tagen kommt mitten in dem Liquor eine ſehr geringe Menge einer höchſt lockern und weißlichen Subſtanz zum Vorſchein, welche wie eine kleine Wolke in der ſchönen weingelben Feuchtigkeit hängt. Seihet man alsdann den Liquor durch, ſo verliert ſich dieſe weißliche Materie in dem Durchſeihe-Papiere, die durchgelaufenene Feuchtigkeit aber iſt klar und hell. Tröpfelt man alsdann in ſelbige nach und nach eine Pottaſchen-Solution, ſo entſteht ſogleich ein heftiges Aufbrauſen; nach und nach erfolgt, wenn man von dem Alkali immer mehr hinein gießt, eine Präcipitation, und endlich ſetzt ſich, wenn der Sättigungs-Punct getroffen iſt, eine häufige Materie von einer Pfirſichblüth-Farbe. Iſt das Saure noch nicht genug gedämpft, ſo erhält der Liquor eine rubinrothe Farbe; befindet ſich aber die Pottaſchen-Solution in größerer Menge darin, ſo wird die Farbe grün, ſonſt aber wird ſie bey dem Puncte der Sättigung braun.

Etwas anders verhalten ſich die Erſcheinungen, wenn man mit dem Galläpfel-Decocte Salz-Saures vermiſchet. Es wird nähmlich das Decoct ſogleich, als das Saure hinein kommt, trübe, und noch geſchwinder und mehr, als No. 5 bey der Vermiſchung des Decoctes mit dem Vitriol-Sauren angezeigt worden iſt. Nach 24 Stunden ſetzt ſich auch eine bräunliche Materie in größerer Menge, als bey der angezeigten Vermiſchung mit Vitriol-Saurem geſchieht. Gießt man den darüber ſtehenden Liquor ab, und reines Waſſer darauf, ſo läßt ſich die an den Seiten und auf dem Boden des Gefäßes anhängende Materie losſpühlen; es löſet ſich aber von ſelbiger nichts auf, ſondern ſie ſchwimmt wie kleine Blättchen in dem Waſſer herum, und das Waſſer bleibt, wie es geweſen iſt. Gießt man alsdann das Waſſer ab, und Pottaſchen-Solution hinein, ſo färbt ſich dieſelbe ſogleich ſehr ſtark gelb. Nach einigen Tagen findet man wohl, daß die Farbe recht geſättigt und braungelb geworden iſt, aber die Subſtanz iſt wenig verändert, und man merkt nicht, daß ihr viel abgegangen iſt, auſſer daß die Blättchen die vorige

Geſtalt

Geſtalt verloren haben. Gießt man hierauf in das gefärbte Alkali etwas von einem Sauren, ſo erfolgt zwar ein heftiges Aufbrauſen, und die Vermiſchung erhält eine bläſſere gelbe Farbe; ein Präcipitat aber erfolgt nicht, ſondern der Liquor bleibt klar und hell. Auſſerdem erfolgen faſt eben die Erſcheinungen, wie bey dem mit Salpeter-Saurem vermiſchten Decocte. Denn, wenn man zu dem Decocte, welches mit Salz-Saurem vermiſcht worden iſt, eine Pottaſchen-Solution gießt, ſo erfolgt gleicher Maßen ein heftiges Aufbrauſen, und es ſchlägt ſich ebenfalls eine häufige Materie nieder, welche eine röthlichgraue Farbe hat, und der darüber ſtehende Liquor iſt entweder rubinroth, doch nicht ſo tief, wie bey der mit Salpeter-Saurem gemachten Vermiſchung, oder grün oder braun, nachdem nähmlich entweder das Saure, oder das Alkali die Oberhand hat, oder der Punct der Sättigung getroffen iſt.

8. Vermiſchet man mit dem Galläpfel-Decocte aufgelöſeten grünen Vitriol, ſo entſteht ſogleich eine ſchwarze oder ſehr dunkle violette Farbe, und es ſchlägt ſich nach und nach eine ſchwarze, oder dunkle violette Subſtanz nieder. Seihet man den darüber ſtehenden ſchwarzen Liquor durch, und gießt etwas von einer Pottaſchen-Solution hinein, ſo entſteht ein dunkel violettes Präcipitat, und die darüber ſtehende Feuchtigkeit erhält eine röthlichbraune Farbe.

9. Wird aufgelöſeter blauer Vitriol mit dem Galläpfel-Decocte vermiſchet, ſo erhält daſſelbe ſofort eine graue Farbe, und es ſetzt ſich auf dem Boden des Gefäßes ein graues Präcipitat. Seihet man den bräunlichen Liquor durch, und vermiſchet ihn mit Pottaſchen-Solution, ſo erfolgt wiederum eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine bräunlichgraue Subſtanz nieder.

10. Vermiſchet man das Galläpfel-Decoct mit aufgelöſetem Alaun, ſo wird daſſelbe ein wenig trübe, nach und nach aber ſetzt ſich ein weißliches Präcipitat. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit hat eine ſchwache citrongelbe Farbe. Seihet man dieſelbe durch, und gießt etwas von einer Pott-Aſchen-Solution hinein, ſo erfolgt wieder eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine häufige weiße Subſtanz nieder.

11. Wird endlich mit dem Galläpfel-Decocte etwas von einer Zinn-Auflöſung vermiſchet, ſo entſteht in demſelben ſofort eine bräunlichweiße Farbe, und alsdann ſetzt ſich nach und nach ein Präcipitat, welches eine in das bräunliche fallende

weiße Farbe hat. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit ſieht ſehr hellgelb aus. Wenn alsdann der klare Liquor durchgeſeihet, und etwas von Pottaſchen-Solution hinein gegoſſen wird, ſo erfolgt eine Präcipitation, und es ſetzt ſich eine bräunlichgraue Subſtanz. Der darüber ſtehende Liquor hat eine bräunliche Farbe.

Die jetzt angeführten Verſuche geben zu erkennen, daß die Galläpfel größten Theils aus erdigen Theilen beſtehen, mit welchen ſich etwas weniges von einer harzigen Subſtanz vereinigt hat. Dieſe erdige Theile ſcheinen mit einem Sauren genau vereinigt, und durch daſſelbe auflöslich geworden zu ſeyn, weil die zu Pulver geſtoßenen Galläpfel ſich größten Theils durch das Kochen mit Waſſer in demſelben auflöſen laſſen. Nun kann man zwar daher, daß die Galläpfel ſich größten Theils im Waſſer auflöſen, noch nicht überzeuget werden, daß ſie aus einer durch ein Saures auflöslich gewordenen Erde beſtehen, weil, bekannter Maßen, auch andere vegetabiliſche Subſtanzen, wie z. E. die gummichten, ſchleimichten, ſeifenhaften, und andere dergl. mehr, ſind, ſich im Waſſer auflöſen. Wenn man aber die Auflöſung im Waſſer, nebſt den hier angeführten Verſuchen, in Erwegung zieht, ſo wird man von der erdigen Beſchaffenheit der Galläpfel, und zwar von der durch ein Saures verurſachten Auflöslichkeit der erdigen Theile überzeuget werden. Doch dieſes iſt nicht die einzige Miſchung, auf welche man bey den Galläpfeln zu ſehen hat. Mit dieſen ſauererdigen Theilen iſt auch eine brennbare Subſtanz verbunden, welche mit dieſen ſauererdigen Theilen in eine genaue Vereinigung getreten iſt. Dieſe brennbare Subſtanz ſcheint etwas von den Eigenſchaften der harzigen Subſtanzen zu haben, und hängt mit den ſauererdigen Theilen ſo genau zuſammen, daß ſie ſich ganz und gar mit ſelbigen durch das Kochen mit dem Waſſer vereinigen läßt. Auſſer dieſen beyden Subſtanzen, nähmlich der ſauererdigen und harzigen Sub-

Subſtanz, findet man nichts weiter in den Galläpfeln, auſſer einigen überflüſſigen erdigen Theilen, welche mit den erwähnten Subſtanzen nur locker zuſammen hängen, und ſich durch das bloße Kochen mit Waſſer leicht von ſelbigen trennen laſſen.

Die Galläpfel ſcheinen, wie aus den vorhergehenden Verſuchen erhellet, eigentlich für ſich wenig von einer färbenden Subſtanz zu enthalten. Man erhält aber durch ſelbige, vermittelſt des Vitriols, eine ſchwarze Farbe; und zwar geben dieſelben, unter allen bekannten Körpern, vermittelſt welcher man ſchwarze Farben erhalten kann, die beſte Farbe.

I. Verſuche mit Tuch, welches in reinem Waſſer eingeweicht worden iſt. Tuch, welches man in reinem Waſſer eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer 48 Stunden hat weichen laſſen, erhält aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgende Farben:

1) Mit Galläpfeln ohne Zuſatz eine ſehr ſchwache und blaſſe graue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.

2) Mit 1 Theil Galläpfel und 1 Theil grünen Vitriol, eine ſchwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.

3) Mit 1 Theil Galläpfeln und 1 Theil grünen Vitriol, eine ſchöne ſchwarze Farbe, welche ein wenig in das röthliche ſpielt.

4) Mit 1 Th. Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine ſehr geſättigte ſchwarze Farbe, welche weder in das röthliche noch graue fällt.

5) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſehr dunkle ſchwarzgraue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche ſpielt.

6) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine etwas ſchwächere ſchwarzgraue Farbe, welche in das röthliche fällt.

7) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine helle bräunliche Farbe, welche ein wenig in das gelbliche ſpielt.

8) Mit 1 Th. Gallapfel und 2 Th. blauen Vitriol, eine etwas dunklere braune Farbe.

9) Mit 2 Th. Gallapfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine ſehr geſättigte braune Farbe, welche in das grünliche ſpielt.

10) Mit 6 Th. Gallapfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine bräunliche Farbe, welche zwar geſättigt genug, aber blaſſer als No. 7, 8, 9, iſt, und in das gelbliche fällt.

11) Mit 1 Th. Gallapfel und 1 Th. Alaun, faſt gar keine Farbe, auſſer, daß das Tuch ein gelbliches Anſehen, wie eine Leinwand, welche vom Schweiße gelblich geworden iſt, hat; doch iſt das Tuch rein, und ganz und gar nicht ſchmutzig.

12) Mit 1 Th. Gallapfel, 1 Th. Alaun und 2 Th. grünen Vitriol, eine nicht genug geſättigte ſchwarze Farbe, welche ſehr merklich in das röthliche fällt.

13) Mit 1 Th. Gallapfel, 1 Th. Weinſtein-Rahm und 2 Th. grünen Vitriol, eine ziemlich geſättigte ſchwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.

14) Mit 1 Th. Gallapfel, 2 Th. grünen Vitriol, und dem Gewichte nach, mit 24 Theilen Weineſſig, eine ſchöne geſättigte ſchwarze Farbe, beynahe wie No. 4.

15) Mit 1 Th. Gallapfel, 1 Th. grünen Vitriol und 1 Th. blauen Vitriol, eine ſehr geſättigte dunkle bräunlichſchwarze Farbe.

16) Mit 3 Th. Gallapfel, 1 Th. grünen und 2 Th. blauen Vitriol, eine ſehr geſättigte und dunkle braune Farbe, welche in das ſchwarze fällt.

17) Mit 1 Th. Gallapfel, 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine ſchwarze Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.

Anmerkungen über vorſtehende Verſuche. Die Gall-Aepfel geben eigentlich dem Tuche keine beſondere Farbe. Denn, obgleich der Verſuch No. 1. zeigt, daß das Tuch durch das Kochen mit Galläpfeln bräunlich oder grau geworden iſt, ſo iſt doch das Anſehen ſo beſchaffen, daß das auf dieſe Weiſe gefärbte Tuch für ſich kaum zu gebrauchen iſt. Faſt eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit der ſchwachen gelblichen Farbe No. 11, welche vermittelſt des Alaunes und der Galläpfel auf das Tuch gekommen iſt. Es wird dieſe Art der Bereitung kaum für ſich allein Statt finden, weil aus dem Anſehen zu vermuthen iſt,

daß das gelblich gewordene Tuch, wenn es anders gefärbt genannt werden kann, ſehr leicht, und noch leichter, als ein weißes ungefärbtes Tuch, den Schmutz annehmen kann. Haben aber gleich dieſe Bereitungen, ſowohl das Kochen mit bloßen Gall-Aepfeln ohne Zuſatz, als das Kochen mit Galläpfeln und Alaun, für ſich, in Abſicht, dem Tuche auf dieſe Weiſe eine Farbe zu geben, keinen Nutzen, ſo können doch dergleichen Bereitungen, auf eine andere Weiſe betrachtet, wichtige Vortheile verſchaffen. Es kann nähmlich das Kochen mit Galläpfeln zu einer Vorbereitung des Tuches dienen, welches von einer färbenden Materie, z. E. von der Curcuma, eine Farbe erhalten ſoll. Doch iſt hierbey zu merken, daß das Tuch, wenn es mit Gall-Aepfeln gekocht wird, und in der nach und nach erkalteten Gall-Aepfelbrühe 24 Stunden, oder noch längere Zeit, liegen bleibt, weit ſtärker gefärbt wird, als durch das bloße Kochen und durch das gleich darauf erfolgte Abſpühlen in kaltem Waſſer geſchieht. Denn in dieſem letztern Falle erhält es eine ſehr ſchwache gelb- oder bräunliche Farbe, da es hingegen im erſtern eine ſehr ſtarke und geſättigte erdgelbe oder Lehm-Farbe bekommt. Dieſe Verſchiedenheit in der Vorbereitung macht auch hernach einen ſehr beträchtlichen Unterſchied in den Farben, welche auf das, durch Galläpfel vorbereitete, Tuch gebracht werden. Denn, wenn das Tuch mit Galläpfeln gekocht, und gleich nach dem Kochen in kaltem Waſſer rein geſpühlt wird, ſo fallen die darauf kommenden Farben bey weitem nicht ſo dunkel aus, als bey demjenigen Tuche geſchieht, welches nach dem Kochen mit Gall-Aepfeln noch 20 und mehrere Stunden in der Brühe liegen geblieben iſt; hingegen werden die Farben in dem letztern Falle feſter, als in dem erſtern.

Auf eben dieſe Weiſe iſt es auch mit der Vorbereitung, welche mit Galläpfeln und Alaun vorgenommen worden iſt, beſchaffen. Wird das Tuch ſogleich nach dem Kochen in kaltem Waſſer rein geſpühlt, ſo erlangt es faſt gar keine Farbe, oder nur dasjenige Anſehen, welches bey dem Verſuch No. 11. angemerkt worden iſt. Läßt man aber das Tuch nach dem Kochen noch 24 und mehrere Stunden in der mit Alaun bereiteten Galläpfel-Brühe liegen, ſo erhält es eine bräunliche Farbe, die aber bey weitem nicht ſo geſättigt und ſo ſtark ausfällt, als bey dem Tuche geſchieht, welches in bloßer Galläpfel-Brühe ohne Alaun eine Zeitlang eingeweicht worden iſt. Auch dieſe Vorbereitung wird einen mannichfaltigen Unterſchied bey den darauf kommenden Farben verurſachen, und dieſelben mehr und weni-

ger licht, aber doch allemahl etwas heller machen, als bey derjenigen Vorbereitung bemerkt wird, welche mit bloßen Gall-Aepfeln ohne Alaun vorgenommen worden iſt. Ferner iſt auch ein Unterſchied, ob mehr oder weniger Alaun mit den Gall-Aepfeln gekocht wird; im erſtern Falle werden die Farben heller und lieblicher, im letztern aber etwas dunkler, hingegen oft auch feſter. Man kann nach dieſer Anleitung verſchiedene Arten Verſuche unternehmen, und man wird bey jeder beſondere Abfälle von Farben, und auch beſondere Grade der Feſtigkeit bemerken.

Die Bereitungen der Galläpfel-Brühen mit grünem Vitriol, färben das im Waſſer eingeweichte Tuch mehr und weniger ſchwarz oder auch grau, nach dem die Proportion der Galläpfel und des Vitrioles verſchieden iſt. Allzu viel Galläpfel verhindern die Schwärze, und machen mehr oder weniger graue oder ſchwarzgraue Farben, ſo wie der Vitriol, wenn er in gar zu großer Menge genommen wird, die vornehmſte Urſache iſt, warum die ſchwarze Farbe bisweilen in das rothe fällt. Auſſerdem aber ſchadet auch die gar zu große Menge deſſelben dem Tuche, indem die Faſern der Wolle zernaget werden, ſo, daß ein Stück Tuch, welches zu viel Vitriol erhalten hat, ſehr leicht reißt und Löcher bekommt. Zu wenig Vitriol hingegen ſchadet in dieſem Falle niemahls; allein, man wird auch, wenn die Quantität der Galläpfel die Quantität des Vitrioles überſteigt, niemahls eine rechte ſchwarze Farbe erhalten. Die ſchwarze Farbe, No. 2, welche dem Gewichte nach aus gleichen Theilen Galläpfel und grünem Vitriol hervor gebracht wird, fällt in das graue; weit ſchwärzer hingegen iſt die Farbe No. 3, welche durch 1 Theil Galläpfel und 2 Theile grünen Vitriol verurſacht worden iſt; die ſtärkſte ſchwarze Farbe hingegen iſt No. 4, welche aus 1 Th. Galläpfel und 3 Th. Vitriol entſtanden iſt. Ob nun gleich dieſe letztere die beſte iſt, ſo iſt doch nicht zu rathen, ſolche im Großen nachzumachen, weil die Quantität des Vitrioles zu ſtark und dem Tuche nachtheilig iſt. Ja, es iſt nicht einmahl zu rathen, 2 Theile grünen Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel zu nehmen, weil die Quantität des Vitrioles immer noch zu groß, und zu befürchten iſt, daß die Waare dadurch zerfreſſen wird. Doch iſt auch zu merken, daß, nach dem der Vitriol iſt, auch mehr oder weniger genommen werden kann. Wenn man hierbey recht ſicher verfahren will, ſo trockne man vorher den Vitriol ganz gelinde, und wiege alsdann die gehörige Quantität ab, und vermiſche ihn mit der beſtimmten Quantität Galläpfel. Iſt der

der Vitriol recht trocken, ſo muß muß man allemahl etwas mehr Galläpfel als Vitriol nehmen; und es werden alsdann 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel zureichend ſeyn, eine gute ſchwarze und unſchädliche Farbe hervor zu bringen. Es iſt auch ein großer Unterſchied in Anſehung der Bereitung ſelbſt. Kochet man das Tuch mit gleichen Theilen Galläpfel und Vitriol in der ſchwarzen Brühe bis auf ein Viertel ein, und ſpühlt daſſelbe nach dem Kochen ſogleich in kaltem Waſſer, ſo wird die Farbe bey weitem nicht ſo ſchwarz ausfallen, als wenn man das Tuch nach dem Kochen mit der ſchwarzen Brühe kalt werden, 10, 20 und mehrere Stunden darin liegen läßt, und alsdann erſt rein ſpühlet. Bey einem ſolchen Verfahren, geben 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel ein ſtärkeres Schwarz, als wenn man gleiche Theile mit einander kochet, und das Tuch ſogleich nach dem Kochen rein ſpühlet. Es iſt aber auch wohl zu bedenken, daß, je länger das Tuch in der erkalteten ſchwarzen Brühe liegen bleibt, daſſelbe immer mehr angegriffen wird; daher man in ſolchem Falle allemahl mehr Galläpfel, als Vitriol, gebrauchen muß. Es läßt ſich hierbey keine allgemeine Regel in Anſehung der Proportion der Galläpfel und des Vitrioles feſt ſetzen, ſondern es kommt hierbey auf die Güte und Beſchaffenheit des Vitrioles und der Galläpfel an, und man thut allezeit wohl, wenn man, ehe die Bereitung der Farbebrühe vorgenommen wird, erſt einen Verſuch im Kleinen machet, damit man erfahre, wie die Güte und Kraft des Vitrioles und der Galläpfel beſchaffen iſt. Denn manchmahl kann man gleiche Theile Galläpfel und Vitriol gebrauchen, manchmahl aber muß man mehr Galläpfel als Vitriol zur Farbebrühe nehmen, wenn nähmlich letzterer trocken und kräftig genug iſt. Ueberhaupt betrachtet aber lehrt die Erfahrung, daß die ſchwarze Farbe, wenn das Tuch ohne weitere Vorbereitung, ſogleich aus der, vermittelſt des Vitrioles und der Galläpfel bereiteten, Brühe gefärbet wird, niemahls ſo ſchwarz und ſchön zum Vorſchein kommt, als wenn das Tuch vorher einen andern gefärbten, vornehmlich einen blauen Grund erhalten hat, als in welchem Falle oft eine mit Vitriol und Galläpfeln bereitete ſchwarze Brühe, wozu 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil guten trocknen Vitriol genommen worden ſind, eine ſehr ſchwarze und gute Farbe verſchafft.

Je mehr man von den Galläpfeln nimmt, je weniger ſchwarz wird die Farbe, wie die ſchwarzgraue Farbe No. 5 beweiſet, als welche aus einer mit 2 Theilen Galläpfel und 1 Th. gemeinen feuchten grünen Vitriol bereiteten Farbebrühe erhalten worden

iſt. Es gibt zwar dieſe angegebene Proportion des Vitrioles und der Galläpfel, wenn erſterer gut und trocken iſt, eine ſchwarze Farbe, hier aber fällt die Farbe merklich in das graue und braune. Der Grund hiervon iſt, weil 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil gemeinen grünen Vitriol, welcher noch dazu feucht war, zur Erzeugung einer ſchwarzen Farbe zu viel ſind; ja, man erhält mit eben dieſem Vitriole und 6 Theilen Galläpfel eine noch ſchwächere und mehr graue Farbe, welche aber doch noch in das ſchwarze fällt; 12 Theile Galläpfel aber gegen 1 Theil Vitriol, haben eine röthlichgraue Farbe gegeben, welche nicht das mindeſte mehr vom Schwarzen gezeigt hat. Man kann alſo, nachdem man die Proportion der Galläpfel vermehrt, verſchiedene Arten und Abfälle von grauen und bräunlichen oder andern Farben erhalten, vornehmlich wenn das Tuch vorher, ehe es in die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen kommt, einen andern Farbengrund erhalten hat.

Der blaue oder Kupfer-Vitriol macht mit den Galläpfeln ganz und gar keine ſchwarze, ſondern eine mehr und weniger helle braune Farbe, wie die Verſuche No. 7, 8, 9 zeigen. 1 Theil Galläpfel und 2 Theile blauer Vitriol, welche eine dunkelbraune Farbe geben, machen, daß das Tuch rauch wird; hingegen 2 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, welche eine ſehr geſättigte braune Farbe, welche in das grünliche ſpielt, geben, verurſachen, daß das Tuch ſehr weich anzufühlen iſt, und auch einen guten Glanz hat. Da 2 Theile grüner Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel das Tuch bey weitem nicht ſo rauch machen, als geſchieht, wenn 2 Theile blauer Vitriol mit 1 Theil Galläpfel gebraucht werden, ſo kann man hieraus erkennen, daß der blaue Vitriol die wollenen Faſern weit heftiger, als der grüne Vitriol, angreift, und daß man alſo denſelben in geringerer Quantität gebrauchen müſſe. Es kann dieſe Art der Vermiſchung, nähmlich die Vereinigung des blauen V. mit den Galläpfeln für ſich allein gebraucht werden, indem man dadurch zwar keine beſonders ſchöne, aber doch auch brauchbare Farben erhält. Je mehr man Galläpfel nimmt, deſto heller wird die Farbe, und deſto mehr fällt dieſelbe in das gelbliche, deſto weniger aber wird dem Tuche geſchadet. Je mehr man aber von dem blauen Vitriole nimmt, deſto brauner wird die Farbe, und deſto nachtheiliger iſt es für das Tuch. Man ſieht alſo hieraus, daß der blaue Vitriol, in Anſehung der wollenen Faſern, und anderer thieriſcher Theile, eine mehr beitzende Kraft, als der grüne, hat; und da dieſes vornehmlich von der in demſelben befindli-

chen

chen Kupfer-Erde herrühret, ſo folgt hieraus, daß dieſes metalliſche Salz mit beſonderer Vorſicht, aber, eben dieſer beitzenden Kraft wegen, auch mit beſonderm Vortheile in der Färbe-Kunſt zu gebrauchen iſt. Nimmt man beyde Vitriol-Arten, ſo muß man die Proportion ſo einrichten, daß man etwas mehr Galläpfel, als von beyden Vitriol-Arten, nimmt, doch alſo, daß das Tuch dadurch eine gute ſchwarze Farbe erhalten kann. Z. E. 8 Theile Galläpfel, 6 Theile grüner, und 1 Theil blauer Vitriol, werden eine Farbebrühe geben, wodurch man nicht allein eine ſehr ſchöne ſchwarze Farbe erhält, ſondern welche auch ſo beſchaffen iſt, daß dem Tuche dadurch kein Schade zugefüget wird. Es iſt aber bey dieſem Verfahren ebenfalls zu merken, daß man, wenn das Tuch ſofort nach dem Kochen in kaltem Waſſer rein geſpühlet wird, noch keine ſo brennende ſchwarze Farbe erhält, als wenn man das Tuch in der erkalteten Brühe noch 6, 8 und mehr Stunden liegen läßt. Weil aber hierdurch das Tuch mehr angegriffen wird, ſo kann man die Proportion der Galläpfel etwas ſtärker machen. Man kann z. E. 18 Theile Galläpfel, 14 Theile grünen, und 1 Th. blauen Vitriol zur Farbebrühe nehmen, alsdann das Tuch mit ſelbiger bis auf den dritten Theil einkochen, und in der erkalteten Brühe 12, 16 und mehr Stunden liegen laſſen, ehe man es in kaltem Waſſer rein ſpühlet. Auf dieſe Weiſe wird man nicht allein eine ſehr ſchwarze, ſondern auch dem Tuche unſchädliche Farbe erhalten. Uebrigens gilt auch hier die oben bey der, vermittelſt des grünen Vitrioles und Galläpfel, zu bereitenden Brühe gegebene Regel, daß man ſich vorher um die Beſchaffenheit des dazu zu gebrauchenden Vitrioles, und der Galläpfel, bekümmern, und deshalb erſt einen Verſuch im Kleinen anſtellen müſſe, damit man die gehörige Proportion beſtimmen könne. Nimmt man überdieß mehr blauen als grünen Vitriol, allemahl aber mehr Galläpfel, als beyde zuſammen betragen, ſo wird man verſchiedene Abfälle von dunkelbraunen Farben erhalten, welche mehr oder weniger in das ſchwarze fallen. Hat auſſerdem das Tuch einen andern gefärbten, z. E. einen blauen, gelben oder rothen Grund gehabt, ſo wird man ſo viele beſondere Farben erhalten, als der Grund verſchieden iſt, und die dabey gebrauchte Proportion von Gall-Aepfeln die Quantität der beyden Vitriol-Arten überſteigt.

Andere Zuſätze, als der blaue Vitriol iſt, ſcheint die Vermiſchung des grünen Vitrioles mit den Galläpfeln nicht zu vertragen. z. E. Galläpfel, grüner Vitriol und Alaun, geben eine Brühe, worin das Tuch zwar eine ſchwarze Farbe erhält,

wie

wie der Verſuch No. 12 zeigt, die aber weit ſchwächer als andere aus grünem Vitriol und Galläpfeln, oder auch aus Gall Aepfeln, grünem und blauen Vitriol erhaltene ſchwarze Farbe iſt, und ſehr deutlich in das graue und röthliche fällt. Eben ſo wenig erhält man eine gute ſchwarze Farbe, wenn man die Farbebrühe mit Cremor tartari verſetzt, wie der Verſuch No. 13 beweiſet. Den Eſſig ſcheint die Vermiſchung des grünen V. mit den Galläpfeln noch am beſten zu vertragen. Denn die Farbe No. 14, welche aus der mit Galläpfeln, grünem V. und Eſſig bereiteten Farbebrühe erhalten wird, iſt eine ganz feine ſchwarze Farbe, und hat mit der No. 3 angezeigten viel Aehnlichkeit, auſſer daß dieſe letztere etwas mehr in das röthliche fällt. Es ſcheint demnach das in dem Vitriole befindliche mineraliſche Saure durch den Eſſig etwas gemäßiget zu werden, ohne daß dadurch der ſchwarzen Farbe etwas abgeht. Vielleicht kann man, wenn man die rechte Proportion von dem Eſſige und grünen V. trifft, auf dieſe Weiſe die höchſte Schwärze erhalten, welche möglich iſt, ohne daß dem Tuche dadurch geſchadet wird.

Unter allen Vorbereitungen des Tuches, iſt, auſſer dem bloßen Einweichen im Waſſer, faſt keine einzige nützlich und zuträglich befunden worden. Die einzige Vorbereitung mit Eſſig iſt noch die beſte, und faſt noch beſſer, als das bloße Einweichen in reinem Waſſer. Die Vorbereitung mit Alaun taugt gar nichts, indem dadurch eine ſchlechte ſchwarze Farbe, welche in das weißgraue fällt, erhalten wird. Hat man aber die Abſicht, vermittelſt des grünen Vitrioles und der Galläpfel graue Farben zu bereiten, ſo könnte dieſe Art der Vorbereitung, da nähmlich das Tuch in Alaun-Waſſer gekocht und eingeweicht wird, einiger Maßen Statt finden. So erhält man z. E. auf Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden iſt, aus 6 Theilen Gallápfel und 1 Th. grünen V. eine ganz gute graue Farbe, welche lieblicher ausfällt, als wenn das Tuch im bloßen Waſſer wäre eingeweicht worden. Die Vorbereitung durch Alaun ſcheint auch da Statt zu finden, wenn man vermittelſt des blauen V. und der Galläpfel hellbräunliche Farben erhalten will; z. E. 6 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, geben dem durch Alaun vorbereiteten Tuche eine ſo helle Farbe, welche faſt mehr gelb als braun iſt; da hingegen eben dieſe Proportion von blauen V. und Galläpfeln dem in bloßem Waſſer eingeweichten Tuche eine weit dunklere und braune Farbe verſchaffen. Dergleichen Farben, welche aus 6 und mehr

Thei-

Theilen Gallåpfel und 1 Theil blauen V. auf das durch Alaun vorbereitete Tuch gekommen ſind, ſcheinen zwar für ſich keinen ſo beſondern Nutzen zu haben, aber doch zu verſchiedenen, vornehmlich gemiſchten, Farben einen guten und dauerhaften Grund zu geben. Die Vorbereitungen mit Koch-Salz, Salmiak und andern dergleichen Mittel-Salzen, ſind auch nicht nützlich, weil durch dieſe in die Faſern der Wolle gebrachte Salze ſowohl die Gall-Aepfel als auch der Vitriol in ſeiner Natur etwas verändert wird, und mithin der ſchwarzen Farbe deſto mehr abgeht, je mehr von dergleichen Salzen ſich in den Faſern der Wolle befindet.

II. **Verſuche mit Kattun, welcher im bloßen Waſſer eingeweicht worden iſt.** Kattun in reinem Waſſer eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer 24 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Gallåpfeln und Vitriol bereiteten Farbebrühen folgende Farben.

18) Mit 1 Th. Gallåpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichſchwarze oder violette Farbe.

19) Mit 1 Th. Gallåpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine geſättigtere und ſchwärzere Farbe, als die vorhergehende iſt, die aber noch ſehr merklich in das rothe fällt.

20) Mit 1 Th. Gallåpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine röthlichſchwarze Farbe, welche geſättigter als *No.* 18 iſt, aber ein wenig mehr, als *No.* 19, in das röthliche fällt.

21) Mit 2 Th. Gallåpfel und 1 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe, wie *No.* 20, welche etwas dunkler, wiewohl nicht ſchwärzer ausfällt.

22) Mit 6 Th. Gallåpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſehr ſchwache ſchwarzrothe Farbe.

23) Mit 1 Th. Gallåpfel, 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine ſchwache ſchwärzliche Farbe, welche ſehr ſtark in das rothe fällt.

24) Mit 1 Th. Gallåpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.

25) Mit 1 Th. Gallåpfel und 2 Th. blauen Vitriol, ebenfalls eine ſehr ſchwache, kaum merkliche bräunliche Farbe, welche aber doch etwas mehr in die Augen fällt.

26) Mit

26) Mit 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen Vitriol, eine zwar ſehr ſchwache, aber doch weit merklichere bräunliche Farbe.

27) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. Pottaſche, eine ſchwache olivengrüne oder blaſſe bräunliche Farbe, welche in das grünliche fällt.

Anmerkungen über dieſe Verſuche. Wenn man Kattun in einer bloßen Galläpfel-Brühe kochet, ſo erhält derſelbe zwar ein verändertes Anſehen, ſo, daß derſelbe ins bräunliche fällt, aber kaum für gefärbt gehalten werden kann. Faſt eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit demjenigen veränderten Anſehen des Kattunes, welches derſelbe aus den Farbebrühen erhält, welche mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, oder 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen V., bereitet werden, wie No. 24 und 25 angemerkt worden iſt. Der Kattun erhält zwar auf dieſe Weiſe ein verändertes Anſehen, ſo, daß derſelbe, gegen den natürlichen ungebleichten gehalten, bräunlicher ausfällt, dem ungeachtet aber nicht für gefärbt gehalten, noch für ſich auf dieſe Weiſe gebraucht werden kann. Schon ein mehreres gefärbtes Anſehen erhält derſelbe, wenn die Farbebrühe aus 6 Theilen Galläpfel und 1 Th. blauen V. bereitet wird, wie No. 26 angezeigt worden iſt, dergeſtalt, daß der auf dieſe Weiſe veränderte Kattun, ohne von einem andern Körper eine Farbe zu erhalten, wohl gebraucht werden kann, indem das Anſehen reinlich und die erhaltene bräunliche Farbe, zwar ſchwach, aber doch nicht unangenehm iſt, und in das röthliche oder zimmetfarbige fällt. Ueberdieß aber können dieſe Bereitungen zu einem guten Grunde dienen, ſo, daß andere weniger dauerhafte Farben dadurch eine mehrere Feſtigkeit erhalten, oder ſchwache Farben ein geſättigteres Anſehen bekommen.

Was diejenigen Bereitungen betrifft, welche mit Galläpfeln und grünem oder Eiſen-Vitriol vorgenommen werden: ſo kann man aus den von No. 18 bis 23 angeführten Verſuchen erſehen, daß der Kattun wirklich gefärbt wird, und eine ſolche Farbe erhält, welche für ſchwarz zu halten iſt, ungeachtet keine einzige dieſer angeführten Bereitungen ein vollkommenes Schwarz, ſondern eine ſolche Farbe gibt, die mehr violett zu nennen iſt, wiewohl die Beſchaffenheit dieſer Farben gegen eine ächte violette Farbe weit ſchlechter iſt, und die Bereitung einer ſolchen Farbe auf dieſe Weiſe nicht wohl Statt haben möchte. Da in den angeführten Verſuchen von No. 18 bis 23, verſchiedene Proportionen von grünem V. und Galläpfeln zur Bereitung einer

ner Farbebrühe angegeben worden: ſo kann man, obgleich auf dieſe Weiſe keine rechte ſchwarze Farbe auf dem Kattune zu erhalten iſt, aus dieſen Verſuchen doch ſo viel erſehen, was für Veränderungen die vermehrte oder verminderte Quantität des grünen V. gegen die Gall-Aepfel auf dem Kattune verurſachet. Die Natur und Beſchaffenheit der Baumwolle iſt ohne allen Zweifel die Urſache, warum eben die, in eben den Proportionen mit grünem V. und Galläpfeln bereiteten Farbebrühen, welche auf der Schafwolle eine gute und brauchbare ſchwarze Farbe erzeugen, auf dem Kattune keine rechte ſchwarze, ſondern eine ſchwarzrothe oder röthlichviolette Farbe hervor bringen.

Auf gleiche Weiſe ſind auch die mit blauem oder Kupfer-Vitriol und Galläpfeln unternommenen Bereitungen beſchaffen, als welche auf dem Tuche eine wirkliche braune, und noch darzu eine ſehr geſättigte Farbe erzeugen, wie No. 7, 8 und 9 angemerkt worden; da hingegen eben dieſe Bereitungen auf dem Kattune in Anſehung der Farbe eine kaum merkliche Veränderung verurſachen, wie No. 24, 25 und 26 angezeigt worden iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß die in der Baumwolle befindlichen ſauern und erdigharzigen Theile die vornehmſte Urſache ſeyn, warum die vermittelſt der Galläpfel und Vitriol-Arten erzeugten färbenden Theile in ihrer färbenden Kraft geſchwächt oder verändert werden. Sind gleich die aus dem grünem V. und Gall-Aepfeln bereiteten Farbebrühen zum Schwarzfärben der Schaf-Wolle oder des Tuches, aus andern Urſachen, vornehmlich der beitzenden Eigenſchaft wegen, für ſich allein ohne einen andern Zuſatz nicht anzurathen, ſo können ſie doch, was die Farbe betrifft, allerdings Statt finden, da hingegen eben dieſe Bereitungen, wenn man auch bey der Baumwolle, in Anſehung der beitzenden Wirkung dieſer Farbebrühen, hiervon nichts zu befürchten hat, niemahls ohne einige andere Zuſätze, zu Erhaltung einer ächten und vollkommenen ſchwarzen Farbe, unternommen werden können. Man muß alſo, wenn man dem Kattune eine gute ſchwarze Farbe geben will, ſich, auſſer dem grünen V. und den Galläpfeln, ſolcher Zuſätze oder Vorbereitungen bedienen, wodurch die Natur der Baumwollen-Faſern einiger Maßen verändert wird, und dieſelben alsdann eine ſolche Beſchaffenheit erhalten, daß die in und auf dieſelben kommenden färbenden Theile nicht allein in genugſamer Menge eindringen, ſondern auch unverändert bleiben. Siehe den Art. Schwarz-Färben der Baumwolle.

III. Verſuche mit Kattun, welcher durch blauen Vitriol vorbereitet worden. Wenn man, dem Gewichte nach halb ſo viel blauen Vitriol, als der Kattun beträgt, in einer hinlänglichen Quantität Waſſer auflöſet, und mit ſelbigem den Kattun eine halbe Stunde lang kochet, alsdann in dem nach und nach erkalteten Bade noch vier Tage und Nächte liegen läßt, ſo erhält derſelbe aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgendes Anſehen.

28) Mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.

29) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Theilen blauen Vitriol, ein noch weniger verändertes Anſehen, ſo, daß man kaum etwas von einer bräunlichen Farbe gewahr wird.

30) Mit gleichen Theilen Galläpfel und grünen Vitriol, eine ziemlich geſättigte ſchwarze Farbe, die aber noch etwas in das röthliche fällt.

31) Mit 1 Theil Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine röthlichſchwarze oder vielmehr röthlichviolette Farbe, die aber nicht geſättigt genug iſt.

32) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe.

33) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler und geſättigter iſt.

34) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine geſättigte ſchwarzrothe oder violette Farbe.

Anmerkungen über obige Verſuche. Es dienen dieſe Verſuche zu einem Beweiſe, daß, obwohl der blaue Vitriol mit Galläpfeln nicht die geringſte Spur von einer ſchwarzen Farbe erzeuget, wie die Verſuche No. 28 und 29 darthun, derſelbe dem ungeachtet zur Hervorbringung einer durch Galläpfel und grünen V. zu erhaltenden guten ſchwarzen Farbe vieles beyträgt, und eine ſchwärzere Farbe hervor bringen hilft, als ohne denſelben durch bloße Galläpfel und grünen V. erhalten wird. Die Urſache davon iſt wohl in der beitzenden Eigenſchaft der Kupfer-Erde zu ſuchen, durch welche die erdigharzigen Beſtandtheile der Baumwolle einiger Maßen verändert und dahin gebracht wer-

werden, daß eine mehrere Quantität von den durch Galläpfel und grünen V. erzeugten ſchwarzfärbenden Theilen mit ſelbigen vereiniget, und noch darzu genauer verbunden werden, daher alſo die Farbe, weil ſie geſättigter und gleichſam mehr concentrirt wird, dunkler und folglich auch ſchwärzer ausfallen muß. Man muß den blauen Vitriol entweder nur zur Vorbereitung des Kattunes gebrauchen, oder denſelben bey den Farbebrühen, welche durch Galläpfel und grünen V. bereitet werden, in ſehr kleiner Quantität zuſetzen. Der 7te Theil von dem blauen V. gegen die ganze Vermiſchung von Galläpfeln und grünen V. ſcheint in dem Falle, wo der Kattun durch blauen V. vorbereitet worden iſt, noch zu viel zu ſeyn, wie aus der zwar geſättigten, aber noch ins rothe fallenden Farbe No. 34, zu erſehen iſt. Die beſte unter den hier angezeigten Farben, iſt No. 30.

IV. **Verſuche mit Kattun, welcher durch beitzende Lauge und Galläpfel vorbereitet worden.** Man löſche von ungelöſchtem Kalk, der nur aus dem Ofen gekommen, und faſt noch lau anzufühlen iſt, 5 Theile gehörig mit Waſſer. Sobald der Kalk zerfallen und zu einem dünnen Brey geworden iſt, ſetzt man einen Theil gute reine Pottaſche hinzu, rührt alles wohl durch einander, gießt eine hinlängliche Quantität Waſſer hinzu, und läßt die Vermiſchung wohl verwahrt 24 Stunden ſtehen. Nachdem der Liquor klar und hell geworden iſt, gießt man das lautere und klare in einen kupfernen Keſſel, ſetzt ungefähr den dritten Theil reines Waſſer hinzu, und macht es warm. Mit dieſer Lauge nun läßt man den Kattun eine Viertelſtunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Lauge noch 24 Stunden liegen. Hierauf drückt man den gebeitzten Kattun gelinde aus, und läßt ihn trocken werden. Wenn dieſes geſchehen iſt, kochet man den durch Lauge vorbereiteten Kattun in einer geſättigten Galläpfel-Brühe eine halbe Stunde lang, und läßt ihn in der nach und nach erkalteten Brühe noch 48 Stunden liegen. Alsdann drückt man den mit Gall-Aepfelbrühe durchzogenen Kattun gelinde aus, und läßt ihn wieder trocken werden. Der Kattun wird eine ſchwache bräunlichgelbe Farbe erhalten. Endlich weiche man

dieſen durch Lauge und Galläpfel vorbereiteten Kattun in warmem Waſſer etliche Stunden vorher, ehe man ihn färben will, ein, und bringe ihn alsdann in die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen. Es wird derſelbe folgende Farben erhalten.

35) Mit 1 Theil Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichviolette oder ſchwache ſchwarze Farbe, welche ſehr deutlich in das rothe fällt, und nicht geſättigt genug iſt.

36) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine geſättigte röthlich ſchwarze Farbe, welche dunkler, als die vorhergehende, iſt, und bey weitem nicht ſo ſtark in das rothe fällt.

37) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine ganz geſättigte ſchwarze Farbe, welche etwas in das rothe fällt.

38) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe, nur daß dieſelbe etwas ſchwächer und nicht ſo geſättigt ausfällt.

39) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine nicht genug geſättigte ſchwarze Farbe, welche in das röthlichgraue fällt.

40) Mit 4 Th. Galläpfel, 8 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine weit geſättigtere Farbe, welche viel ſchwärzer als die vorhergehende iſt, und weniger in das graurothe fällt.

Anmerkung über letztere Verſuche. Dieſe vermittelſt der beitzenden Lauge und Galläpfel unternommene Vorbereitung des Kattunes, ſcheint keinen ſolchen Nutzen, wie die vorhergehende, zu haben, welche mit blauem Vitriol angeſtellt worden. Keine einzige der hier angezeigten Farben, von No. 39 bis 40, fällt ſo dunkel und ſchwarz, wie die Farbe No. 30, aus, wiewohl auch dieſe noch nicht für eine vollkommene ſchwarze Farbe gehalten werden kann. Hat indeſſen dieſe Vorbereitung denjenigen Nutzen nicht, den man in Anſehung der ſchwarzen Farbe ſich verſprechen ſollte, ſo kann ſie doch gar füglich zur Bereitung dunkler und ächter violetter Farben angewendet werden, vornehmlich, wenn man zugleich bey den Farbebrühen andere, hauptſächlich roth oder blau färbende Materien gebrauchet.

Aus allen dieſen von No. 1 bis 40 angezeigten Verſuchen iſt deutlich zu erſehen, daß die Vereinigung der

Gall-

Galläpfel mit grünem Vitriol den vornehmſten Grund zur Bereitung ſchwarzer Farben darreichet; wiewohl auch aus eben dieſen Verſuchen zu erkennen iſt, daß die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen, ohne einen andern Zuſatz, weder zum Schwarzfärben der aus Schafwolle, noch der aus Baumwolle gewebten Zeuge mit Vortheil zu gebrauchen ſind, indem erſtere zwar eine ſattſam ſchwarze Farbe bekommen, die aber oft, wenn keine andere Zuſätze dabey gebraucht werden, der Waare nachtheilig iſt, und letztere, die baumwollenen Zeuge nähmlich, niemahls eine rechte ſchwarze Farbe ohne andere Zuſätze erhalten können.

Hrn. B. R. Pörners chymiſche Verſuche und Bemerk. zum Nutzen der Färbekunſt, 1 Th. Leipz. 1772, gr. 8. S. 351 — 396.

In der Scheidekunſt bedienet man ſich der Gall-Aepfel zur Unterſuchung der mineraliſchen Waſſer. Wenn dieſe ein vitrioliſches Salz, oder Eiſen- und Kupfer-Theile enthalten, werden ſie davon ſchwarz, violet oder purpurroth gefärbet, nach dem ſie mehr oder weniger dergleichen Zuſatz enthalten.

Es gibt ſehr geringhaltige Eiſen-Waſſer, in welchen die Gegenwart des Eiſens auf die gewöhnliche Art, da man Theeboy, grünen Thee, Galläpfel, Eichenblätter, grüne Tannzapfen, rothe Roſen u. d. gl. entweder ganz oder halb gepülvert in das Waſſer thut, oder die Solutionen davon in das Waſſer gießt, mit welchem man Verſuche anſtellen will, ſchwer oder eigentlich gar nicht zu entdecken iſt. Auch zeigt ſich nicht einmahl in den ſtarken Eiſenwaſſern die rechte Farbe, weil dieſe Materien eine ſtarke Farbe in ſich ſelbſt haben, welche die rechte eiſenartige violette Farbe in den ſchwachen Waſſern verſchlucket, da ſolche das ſicherſte Zeichen von der Gegenwart des Eiſens iſt. In den ſtarken Waſſern verurſachen vorerwähnte Dinge eine dunkle Farbe, welche weder blau noch ſchwarz iſt, ausgenommen, daß ſie anfangs ein wenig blau iſt, ſich aber bald in eine aus braun und roth vermengte Farbe verwandelt; und da die rechte Eiſenfarbe gleichfalls darunter ſeyn kann, ſo iſt man ungewiß, ob ein ſolches Waſſer Eiſen enthält oder nicht.

Die Probe mit einem ſchwachen Eiſen=Waſſer, wird, nach Hrn. Salberg Vorſchriſt, im 5 B. der überſ. Abhandl. der königl. ſchwed. Akad. d. Wiſſenſch. a. d. J. 1743, S. 142, folgender Maßen verrichtet. Man erwählet gelbe, reife und dichte Galläpfel, ſchneidet das Aeuſſere von ihnen ab, und ſtößt den innern Theil zu einem ſehr zarten Pulver. Dieſes Pulver thut man in ein trocknes Bierglas, und ſtreicht oder reibet es mit dem trocknen Finger in dem Glaſe überall rings herum wohl an die innere Fläche des Glaſes. Hierauf ſchüttet man das Pulver aus, und bläſet den Staub wohl heraus, ſo, daß kein Pulver ſondern allein die Fettigkeit der Galläpfel, im Glaſe bleibt. In dieſes Glas gießt man das Waſſer, welches man prüfen will. Enthält nun das Waſſer etwas reines eiſenartiges, ſo wird es in einem Augenblicke mit einer reinen violblauen Farbe durchzogen, welche ſich weder in roth noch in braun verändert. Der Unterſchied, welcher hierbey zwiſchen hellern und dunklern Farben des Waſſers wahrzunehmen iſt, gibt eine ſchwächere oder häufigere Gegenwart des Eiſens zu erkennen. Dieſe Prüfungs=Art hat auch noch einen Vorzug der Richtigkeit vor den gewöhnlichen Proben, darin: Wenn die Tinctur rein eiſenhaltig iſt, und das Glas damit über Nacht bis des folgenden Tages gegen Abend ruhig ſtehen bleibt, ſo fällt die blaue Farbe zugleich mit dem Ocher auf den Boden des Glaſes nieder, und läßt das übrige Waſſer klar.

Der innerliche Gebrauch der Galläpfel in der Arzeneykunſt, iſt nicht ſicher anzurathen, indem ſolche noch ſtärker zuſammenziehen und verſtopfen, als die Eichen=Rinde.

Aeuſſerlich werden ſie auf mannichfaltige Art gebraucht. Das damit abgekochte Waſſer an ſchmerzhafte Zähne gehalten, zieht viel Schleim aus, und ſtillet die Schmerzen. In Süd=Halland pflegt man, zur Linderung der Zahnſchmerzen, einen zerſchlagenen Gall=Apfel auf den Zahn zu legen. Die Wundſchäden mit dem Galläpfel=Decocte gewaſchen, reiniget und heilet ſie. Das Galläpfel=Pulver in faulende fließende Schäden geſtreuet, reiniget und trocknet ſie. Wenn man die Aepfel zerſtoßen in Eſſig ſiedet, und wie ein Pflaſter auf die Peſt=Beulen leget, ſo ziehen ſie das Gift aus, und heilen.

Eben

Eben alſo auf den Magen gelegt, ſtillen ſie das heftige Erbrechen; und auf den Unterleib gelegt, dienen ſie wieder den Gebährmutter=Vorfall. Einige empfehlen auch gebrannte Galläpfel, die in Wein und Eſſig geweicht worden ſind, zur Stillung des Blutes, wenn ſie über die Ader zerrieben geleget werden. Von dem Gebrauche der ausgehöhlten und in Franzbranntwein gelegten Gall-Aepfel, zum Herausziehen der Bruſt-Warzen bey Perſonen, welche ſäugen wollen, ſiehe Th. VII, S. 126, f.

Eine beſondere Art Galläpfel, ſind die ſo genannten Knopern, Knoppern oder Knuppern. Sie wachſen an den Früchten der Eiche oder an den Eicheln, indem man allezeit etwas von der Eichel an ihnen findet. Sie haben die Geſtalt der Galläpfel, ſind aber etwas größer, und auf der Oberfläche unebener. Sie ſind bey uns etwas ſeltenes, werden aber aus Ungarn, Mähren und Böheim häufig zu uns gebracht. Nach des Hrn. Reg. R. v. Taube Bericht, in Deſſen Abſchilder. der engländ. Manufacturen ꝛc. 1 Th. Wien, 1777, gr. 8. S. 215, wachſen dieſelben in Ungarn, Croatien, und ſonderlich in Sclawonien, ſo häufig auf den Eichbäumen, daß ſie jährlich 100000 Fl. fremdes Geld herein ziehen würden, wenn die Ausfuhre erlaubt wäre; doch iſt dieſelbe im J. 1774, zur See in den öſtreichiſchen See=Häfen am adriatiſchen Meere verſtattet worden.

Wenn die Eiche in der Blüthe ſteht, und es regnet, ſo kriecht ein kleiner Wurm in die Blüthe, und verurſachet, daß, an ſtatt der Eichel, eine flache, ſeltſam gebildete, ſtachelige Mißgeburt wächſt, welches eben die Knoppern oder Knoſpen ſind. Vor 20 Jahren ſah es der Landmann als eine Landplage an, wenn die Eichenwälder, an ſtatt der Maſt, Knoſpen trugen; jetzt hält er es in den an Oeſtreich gränzenden Geſpannſchaften für einen Segen Gottes, weil er vieles Geld daraus löſen kann. Sie werden im October reif, fallen ab, und werden geſammelt. Aus Natolien kommen auch viele; ſie ſind aber weit theurer, als die ungariſchen.

Die Färber können die Knoppern faſt beſſer, als die ordinären Galläpfel, gebrauchen. Es ſuchen ſie inſonderheit die Schwarzfärber und Corduanmacher. Sie dienen auch zum Gärben, und es wird daraus, wenn ſie vorher gepülvert, und hernach die Häute mäßig damit beſtreuet worden ſind, ein tüchtiges Sohl-Leder verfertiget. Hr. geh. R. Pfeifer ſagt, im 4 St. ſeiner vermiſchten Verbeſſerungsvorſchläge ꝛc. Frkf. a. M. 1778, 8. S. 17, daß das Wiener Leder ihnen ſeine vorzügliche Güte zu verdanken habe.

Gallapfel=Fliege, Gallapfel=Wurm; ſiehe den folg. Artikel.

Gall=Inſect, Cynips *Linn.* Unter dieſem Nahmen verſteht man diejenigen Inſecten, welche mit ihrem Stachel Löcher in die Blätter und Blumen verſchiedener Bäume und anderer Gewächſe bohren, und ihre Eyer hinein legen, woraus hernach auf dergleichen Blättern Auswüchſe, oder ſo genannte Gallen, entſtehen. Einige nennen dieſe Thierchen Gallapfel=Würmer und Gall=Apfel=Fliegen. Hr. Röſel nennt ſie Gallen=Weſpen, weil die ausgewachſenen Inſecten den Weſpen, denen ſie aber nicht an Größe gleich kommen, einiger Maßen ähnlich ſehen. Einige Arten erreichen kaum die Länge einer Linie. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes ſind nach dem Hrn v. Linné folgende. Der Mund beſteht aus zangenförmigen Kiefern ohne Rüſſel, und der Stachel iſt ſpiral, wie ein Bohrer, gewunden, ſteckt aber oft verborgen. Der Ritter v. Linné führt 19 Arten an, wovon er die meiſten nach den Bäumen benennet, auf deren Blättern und Blüthen ſie ſich befinden. Auſſer den Eichen, auf welchen man die meiſten antrifft, und auf welchen ſie die Eichen=Roſen (ſ. Th. X, S. 269) und die kurz vorher beſchriebenen Gall=Aepfel veranlaſſen, ſind auch die Buchen, Weiden, Roſenſtöcke, und andere Gewächſe, der Aufenthalt dieſer Inſecten, deren Eyerchen, aus welchen kleine weiße Maden kommen, zwiſchen dem

Oberhäutchen der Blätter ausgebrütet werden. Dieſe Maden finden in dem Auswuchſe der Blätter, oder in den ſo genannten Gall-Aepfeln, ihre Nahrung, und bleiben darin bis zu ihrer Verwandlung, nach welcher ſie die Galläpfel vermittelſt ihrer Gebißzange durchbohren, und als geflügelte Thiere zum Vorſchein kommen. Die davon an den Weiden und Dornen entſtehenden Auswüchſe, werden Dorn-Roſen (ſ. Th. IX, S. 442) und Weiden-Roſen genannt.

Neuer Schauplatz der Natur, 3 B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 261.
Entwurf einer ökon. Zoologie, Lpz. 1778, gr. 8. S. 163.

Gall-Loch, ſiehe oben, S. 684.

Gall-Nuß, ſiehe Gall-Apfel.

Gall-Sucht, ſiehe Gallen-Sucht.

Gall-Thier, ſiehe Gelt.

Galla, Fr. Gala oder Gale, ein ſpaniſches Wort, welches an einigen Höfen üblich iſt, eine Feſtlichkeit, feſtliche Pracht, oder prächtige Kleidung zu bezeichnen. Der Hof iſt in Galla, in feſtlicher Pracht, Fr. la cour eſt en gale. Es iſt auf morgen Galla angeſagt worden. Daher die Galla-Kleidung, oder Galla-Tracht, Fr. Habit de gale, der Galla-Tag u. ſ. f. Ohne Zweifel iſt dieſes Wort zu Carls V. Zeiten mit andern ſpaniſchen Wörtern und Gebräuchen an den deutſchen Höfen bekannt geworden.

Zu der Galla erſcheint jedermann, der die Entrée bey Hofe hat, nach Maßgabe des Anſagens, in prächtiger Kleidung für ſich, ſeine Equipage und Bedienten, und machet bey den höchſten Herrſchaften Cour. Nach der verſchiedenen Wichtigkeit der Umſtände, wegen welcher Galla angeſaget wird, gibt es halbe und ganze, kleine und große, gedoppelte, Trauer- und Ordens-Galla. Zu den ordentlichen Galla-Tagen, die man aus den Hof- und Stats-Kalendern, auch Hofmarſchallamts-Anzeigen, ſchon zu Anfange jeden Jahres weis, gehören die Geburts-, Nahmens-, Vermählungs-, Thronbeſteigungs- und Krönungs- oder Regierungsantritts-Feſte bey weltlichen Herren, bey geiſtlichen aber die Tage ihrer Wahl, Conſecration und Inthroniſation. Die auſſerordentliche Galla beziehet

ſich auf nicht vorhergeſehene erfreuliche Fälle, und wird, nach der Größe derſelben, zuweilen auf 2, 3 und mehrere Tage Galla angeleget. An dem römiſch-kaiſerlichen Hofe gab es vormahls, nach der eingeführten ſpaniſchen Etiquette, ſehr viele Galla-Tage; der jetzige Kaiſer, Joſeph II. aber hat dieſes beſchwerliche Ceremonielweſen abgeſchaffet, und das Neujahrs-Feſt zum einzigen ſolennen Galla-Tage im ganzen Jahre feſtgeſetzt, auch ſtatt der ſpaniſchen Mantel-Habite franzöſiſche Galla-Kleider zu tragen erlaubet. Die Trauer-Galla eräugnet ſich an denjenigen Galla-Tagen, welche in die Zeit einer Hof-Trauer fallen. Die Cavaliers und Damen tragen dazu Kleider von ſchwarzen Gros de Tours oder andern ſchwarzen ſeidenen Zeugen mit erhobenen Fäden. Bey kleiner oder halber Galla iſt es genug, in ſimpeln ſeidenen oder ſammtenen Röcken mit reichen Weſten zu erſcheinen. Bey großer Galla nimmt man ſchwere von Gold oder Silber gewirkte Zeuge, welche noch überdieß geſtickt, oder mit Spitzen friſiert ſind, wiewohl auch neuerlich verſchiedene Höfe eigene Galla-Uniformen für Cavaliers und Damen nahmentlich vorgeſchrieben haben. Die ſo genanten Mouſquetär-Treſſen machen keine Galla, ſondern es müſſen Lahn-Treſſen ſeyn. Ein Mannskleid mit zugeſchloſſenen Aermeln, und glatt anliegenden kleinen Aufſchlägen, macht ebenfalls nicht Galla, wenn es auch noch ſo koſtbar wäre. Die Galla der Damen beſteht, in Anſehung der Form der Kleidung, in Roben, welche insgemein aus reichen und ſchweren Stoffen gefertigt ſind; der übrige Stat beruhet auf koſtbaren Spitzen und Edelſteinen.

Die Galla-Livree der Bedienten, die Galla-Kutſche ꝛc. müſſen von verhältnißmäßiger Wichtigkeit, und nach einem guten Geſchmacke eingerichtet ſeyn.

Gallande, eine Pfirſich-Sorte; ſ. unter Pfirſiche.

Gallatura, der Hahnentritt; ſiehe Th. XI, S. 739.

1. Galle (*), eine Benennung verſchiedener rundlicher Erhöhungen.

1. Der auſſerordentlichen Auswüchſe an den Blättern und Pflanzen, wie z. E. der Gall-Aepfel, welche in mehrern Gegenden nur Gallen heißen.

Die

(*) Das Gall, Galle ſchon von den älteſten Zeiten an etwas Erhabenes, Rundes bedeutet hat, erhellet unter andern auch aus dem Hebr. גללם, ein Haufe, גלל, wälzen, גלגל, ein Rad u. ſ. f. Siehe Gall-Apfel Anmerk.

Die neuern Beobachtungen lehren uns, daß die Gallen Auswüchſe ſind, welche durch das übermäßige Wachsthum eines gewiſſen Theiles des Baumes oder der Pflanze entſtehen; eine Wirkung von dem Stiche gewiſſer Inſecten; folglich haben ſie entweder einen, oder mehrere Würmer in ſich, welche ſich nachher in eben dergleichen Inſecten verwandeln, als von denen ſie entſtanden ſind.

Malpighi hat einen eigenen Tractat von den verſchiedenen Gallen-Arten geſchrieben, welchen man in dem erſten Theile ſeiner Werke, wo er von der Anatomie der Pflanzen handelt, findet. S. *Marcelli Malpighii* Opera, Lugd. Bat. 1687, 4. S. 112, fgg. Es hat nachher der Hr. v. Reaumür, in ſeinen Memoir, pour ſervir à l'hiſt. des Inſ. To. III, P. 2, Mem. 12, eine vortreffliche Abhandlung von den Pflanzen-Gallen, von ihrer Entſtehungs-Art, von ihren verſchiedenen Geſtalten, und von den Inſecten, welche ſie in ſich haben, und um deren willen ſie eigentlich gemacht ſind, geliefert.

Siehe auch Bonnet Betracht. über die Natur, 1772, S. 189. 190.

Eb. Deſſ. und anderer berühmten Naturforſcher Abhandl. aus der Inſectologie, S. 391.

Eb. Deſſ. Conſiderat ſur les corps organiſ. To. II, Art. 325, nach des Hrn. P. Göze Ueberſ. S. 214.

Hrn. Degeer Abhandl. zur Geſchichte der Inſekten, nach der mit vielen lehrreichen Anmerk. begleiteten Ueberſetz. des gelehrten Hrn. Paſt. Göze, Lpz. 1776, gr. 4. S. 56.

2. Eines fehlerhaften häutigen Auswuchſes unter der Zunge der Pferde, in der Größe einer Bohne, welcher ihnen das Trinken beſchwerlich machet; Fr. Barbes, oder Barbillons (*). Man ſperrt dem Pferde das Maul auf, zieht die Zunge gelinde an ſich, und ſchneidet die Gallen mit einer Schere dicht an der Haut weg, worauf man die Stelle mit Salz oder Eſſig reibet: ſo iſt das Uebel geheilt.

Erp

(*) In dem Catholicon, ou Dictionaire univ. de la langue françoiſe, lit. B. S. 63, wird Barbes oder Barbillons, der Froſch oder die Kröte unter der Zunge genannt, und alſo mit dem oben, S. 184, beſchriebenen Zufall, Fr. Féve oder Lampas, verwechſelt.

Erxleben prakt. Unterr. in der Vieharzeneykunſt, Gött. und Gotha 1771, 8. S. 45.
2 St. der Oekon. Nachr. der patriot. Geſ. in Schleſ. v. J. 1777, S. 9.

3. Eine andere Krankheit an den Füßen der Pferde, welche in einer wäſſerigen Geſchwulſt beſteht, wird die Fluß-Galle genannt, zum Unterſchiede von der Stein-Galle. Beyde können indeſſen auch zu dem folgenden Worte gerechnet werden.

Die Fluß-Galle, Floß-Galle, Dän. Flodgalde, Fr. Ergot, iſt eine wäſſerige Geſchwulſt der Vorder- oder Hinter-Füße der Pferde, theils an dem Knie, theils nicht weit über dem unterſten Gelenke zwiſchen dem Schien-Beine und Huſe, oder der ſo genannten Köthe. Dieſe Geſchwulſt verurſachet zwar dem Pferde keine Schmerzen, aber ſie kann doch durch einen Druck auf die Sehnen (Flechſen, Tendines) und Bänder (Ligamente) die Bewegung des Fußes mehr oder weniger hindern, und das Pferd auch wohl hinken machen. Ihr eigentlicher Sitz iſt hinten zwiſchen dem Röhren-Beine und der daran herunter laufenden großen Sehne, wo ſie insbeſondre ſichtbar wird, wenn das Pferd auf dem Fuße, an dem die Fluß-Galle vorhanden iſt, ſteht. Wenn ſie an beyden Seiten der Sehne, inwendig und auswendig zu ſehen iſt, ſo heißt ſie eine durchgehende Fluß-Galle. Sie zeigt ſich von ganz unterſchiedener Größe; bey einigen wie eine kleine Haſel-Nuß, die man aber mehr fühlen als ſehen kann; bey andern wohl wie ein Tauben-Ey; ja, zuweilen erlangt ſie die Größe eine Hühner-Eyes, wenn ſie nicht bey Zeiten weggebracht wird.

Es gibt auch eine ſo genannte Spat-Galle, welche dieſe Benennung daher erhalten hat, weil ſie nahe an dem Spat-Knochen befindlich iſt, und welche Einige zu einer Art des Spates gemacht haben. Siehe den Art. Spat.

Die Urſachen der Fluß-Galle, ſind wäſſerige Säfte, welche ſich in vorerwähnten Gegenden anſammeln, und nach und nach immer mehr verdicken. Sie kann, zumahl bey jungen und ſchwachen Pferden, durch übermäßige

mäßige Arbeit veranlaſſet werden. Bey einigen Pferden iſt es ein Natur=Fehler, der ihnen von der Mutter angeerbt iſt; und dieſe ſind faſt unheilbar. Bey andern aber entſtehen ſie von auſſerordentlicher Erhitzung zur Winterszeit im Kothe oder Froſte, wenn es um Mittag auf bricht, und das Pferd ſich dabey erhitzt, und nachher nicht abgewaſchen wird, auch wohl noch dazu in kalten Ställen ſtehen muß. Ueberhaupt iſt dieſer Zufall ſelten aus dem Grunde zu heilen, indem er gemeiniglich bald wieder zum Vorſchein kommt, wenn er ſich auch ein Mahl hat vertreiben laſſen.

Man kann gegen die Fluß=Gallen entweder zertheilende Mittel, oder Zug=Salben und beitzende Mittel, oder auch das heiße Eiſen, gebrauchen. Durch das letztere richtet man zwar das mehreſte aus, nur erfordert es Behutſamkeit, daß man keine Sehnen oder Bänder dadurch verletze; und es iſt auch noch die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß davon eine Narbe zurück bleibt.

Ein zertheilendes Mittel, iſt Branntwein und ſpaniſche Seife, womit man die Füße wäſcht. Solches gibt einen Schaum, den man ſich darauf ſetzen laſſen muß, bis er ſich einzieht.

Die edle Reitkunſt, Eiſenach 1771, gr. 8. S. 223.

Zu einer Zug=Salbe, vermiſcht man 6 Loth Bilſen=Kraut=Pflaſter (Empl. de hyoscyamo) mit einer hinlänglichen Quantität Lorbeeren=Oehl (Ol. laurinum), um eine etwas dicke Salbe daraus zu machen, und ſetzt alsdann 2 Loth rothes Präcipitat (Mercur. præcipit. rubr.) und ½ Loth pulveriſirte ſpaniſche Fliegen (Pulv. cantharidum) hinzu. Dieſe Salbe ſtreicht man auf Leder, und leget es ſo lange auf den Ort der Fluß=Galle, bis ſich ein Schorf darüber ſetzt, welches in 3 bis 4 Tagen geſchehen wird. Alsdann beſtreicht man den Schorf mit Butter oder Oehl, und läßt ihn von ſelbſt abfallen. Vor dem Gebrauche der Salbe muß man die Haare

über der Fluß-Galle abſcheren, und, ſo lange die Salbe auf dem Schaden liegt, das Pferd ſo hoch anhängen, daß es nicht mit dem Maule zur Salbe gelangen könne, welche ihm innerlich ſehr ſchädlich ſeyn würde.

Erxleben prakt. Unterr. in der Vieharzeneyk. S. 56.

Zu den ſchärfer beitzenden Mitteln, gehören folgende. Man nimmt: Schwein-Schmalz, 2 Loth; Honig und Lorbeeren Oehl, von jedem 1 Loth; ſpaniſche Fliegen, ungariſchen Vitriol, ſublimirtes Queckſilber, Arſenik und Paradies-Körner, von jedem ½ Loth, miſchet alles zu einer Salbe, und beſtreicht die Fluß-Gallen alle 3 Tage damit. Sie laufen nach und nach aus, und heilen von ſelbſt. Dieſe Salbe muß in einem ſteinernen oder gläſernen Geſchirre aufbehalten werden.

Oder man nimmt: Euphorbium, ſpaniſche Fliegen, und ſublimirtes Queckſilber, von jedem 2 Loth; venediſchen Terpenthin, 8 Loth. Man macht den Terpenthin über Kohlen ein wenig warm, rührt obige Species darein, und vermiſcht es alſo zu einer Salbe. Alsdann legt man es, nachdem vorher die Haare rein abgeſchoren worden ſind, wie ein Pflaſter über die Fluß-Gallen, in eben der Größe als der Schade iſt. Damit das Pferd dieſes Pflaſter nicht abſtreichen könne, befeſtigt man es mit einer Binde.

Auch kann nachfolgendes Mittel mit gutem Nutzen gebraucht werden. Man nimmt: Scheidewaſſer, Spick- und Lorbeeren-Oehl, von jedem 1 Loth; Terpenthin-Oehl und Wein-Geiſt, von jedem 2 Loth; Wachholder Oehl, 3 Loth; rührt alles wohl unter einander, und beſtreicht die Galle täglich damit. Sollte ſie aber, wie es geſchieht, auslaufen, ſo heilet man den Schaden mit folgendem Pflaſter. Man nimmt weißen Tragauth, 6 Loth, läßt ihn in 1 Quart Weineſſig 24 Stunden weichen, thut 3 Loth rothen Bolus, und das Weiße von 3 Eyern hinzu, reibet alles wohl unter einander, und hebet es in einem glaſurten Geſchirre auf.

Fränkiſche ökonomiſch-landwirthſchaftliche Manchfaltigkeiten, 2 B. 1 St. Schwabach 1778, 4. S. 34, f.

Wenn man ſich aber lieber des Feuers bedienen will, ſo ſticht man einige Mahl mit einem ſpitzigen heißen Eiſen in die Fluß-Galle behutſam hinein, bis das

Waſſer

Waſſer heraus läuft, worauf man dieſe Stellen mit Digeſtiv=Salbe verbindet. Nach 24 Stunden kann man alsdann ein zuſammenziehendes Pflaſter, z. E. das Empl. de lapide calaminari, darüber legen, und damit die Brandſtellen wieder zuheilen.

Erxleben, a. ang. O. S. 57.

Herr L. K. R. v. Schönfeld ſagt, er habe die Fluß=Gallen weder durch Beitzen noch Brennen glücklich curiren können. Die Pferde wären ſehr unleidlich geworden, ehe die Gallen zu vertreiben waren, weil Haut und Haare abgehen; und wenn auch einige Feuchtigkeit heraus gezogen worden, ſo ſey doch der Grund der Galle immer geblieben, die in kurzem ſich wieder vergrößert, und Schandflecke zurück läße. Das beſte Mittel, welches er an vielen Pferden mit Nutzen gebraucht, und womit er die Gallen gänzlich vertrieben habe, wäre dieſes, daß man dieſelben täglich ein Mahl mit einer Salbe reibet, auch, wofern es die Gelegenheit verſtattet, mit einem heißen Eiſen einbrennt. Die Salbe beſteht bloß aus der Hälfte wilden Katzen=Fett, und der Hälfte Aeſchen=Fett. Hiervon aber ſey die Spat=Galle ausgenommen, welche gemeiniglich ein ererbtes Uebel, alſo nicht wohl zu vertreiben, allenfalls aber durch das angezeigte Mittel zu mindern iſt. Am beſten wirke dieſes Mittel, wenn man, wie bey allen Krankheiten, bey Zeiten zu Hülfe kommt, und das Uebel nicht erſt zu tief einwurzeln läßt; denn wenn ſich die Fluß=Gallen verhärten, und gleichſam zu einem harten Gewächs werden, ſo iſt damit gar nichts vorzunehmen.

Die Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung, nach eigenen Erfahrungen beſchrieben von Joh. Gottl. v. Schönfeld. Lpz. 1773, gr. 8. S. 490.

Manche ſind darauf gefallen, die mit einer Feuchtigkeit oder einem gelben Waſſer angefüllten Fluß=Gallen damit zu curiren, wenn ſie ihnen den vermeinten Zufluß der Feuchtigkeit dadurch benähmen, daß ſie dem Pferde die Blaſe ſchneiden, welches mit vielen Schmerzen des Pferdes geſchieht, daſſelbe

auch auf einmahl untüchtig machet, in dem Waſſer fortzukommen, und ſchwimmen zu können. Dieſe Operation iſt zwar für hartnäckige Mauken, imgleichen für ſolche böſe Feuchtigkeit, wovon die Straubfüße entſtehen, deren Anfang gemeiniglich eine Mauke iſt, brauchbar; ſiehe den Art. Mauke; niemahls aber muß man dieſe Cur, in der Abſicht, die Fluß-Gallen dadurch gründlich zu curiren, gebrauchen.

2. Galle (*), eine im gem. Leben übliche Benennung verſchiedener Arten von Mängeln, beſonders fehlerhaften Flecken, oder Stellen.

1. Ein fehlerhafter Flecken in dem Huſe der Pferde, welcher bis auf das Leben geht, und auch die Stein-Galle genannt wird, zum Unterſchiede von der Fluß-Galle; ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Stein-Gallen, Fr. Molettes, werden diejenigen rothen Flecken genannt, welche in den Ecken der Horn-Sohle bey dem Ballen, zwiſchen der Wand und dem Strahle, angetroffen werden. Sie befinden ſich mehrentheils an den Vorder-Füßen, nach der innern Seite des Fußes hin, d. i. an der innern Ecke; weniger in der äuſſern, und an den Hinter-Füßen nur ſehr ſelten. Füße, die von Natur ſchmahl, hoch und zum Austrocknen geneigt ſind, ſind davon ſelten befreyt; nicht weniger auch diejenigen, welche eine einwärts gebogene Wand und zugleich eine niedrige Tracht haben, wodurch Anlaß gegeben wird, daß die Sohle in den Ecken entweder von dem Huf-Eiſen, oder von Grand und Steinen, die ſich hier zwiſchen dem Eiſen und der Sohle geſammelt haben, oder aber, wenn das Huf-Eiſen bey deſſen Stollen zu kurz iſt, von Steinen des Erdbodens, gedrückt werden kann. Wie es ſcheint, ſo mögen dieſes die Alten bereits eingeſehen, und deshalb dieſen Man-

(*) Im Jßländ. bedeutet Galle ausdrücklich einen Mangel, einen Fehler, und galen iſt im Schwed. ſo wie gall im Däniſchen, fehlerhaft, mangelhaft. Auch das Schwed. gall, unfruchtbar, golr, ſcheint hierher zu gehören. Im Engl. iſt gall, die Haut verwunden. Siehe Gelt.

Mangel die Stein=Galle genannt haben. Weil aber auch zum öftern in hohen, hohlen, ſo genannten Eſels=Hufen, Stein=Gallen anzutreffen ſind, bey welchen weder das Huf=Eiſen, noch unter demſelben geſammelter Grand oder Steine, die Gegend der Stein=Gallen hart drücken können, ſo müſſen noch auſſerdem wohl andere Urſachen ſeyn, durch welche die Stein=Gallen entſtehen können; wovon ich weiter unten ein Mehreres ſagen werde. Dergleichen rothe Flecken, wie die Stein=Galle iſt, werden auch insbeſondere bey platten oder Voll=Hufen hin und wieder in der Horn=Sohle, vorn bey der Zehe, oder neben der Spitze des Strahles, ja bisweilen wohl gar auf dem Strahle, wahrgenommen. Dieſe nennt Kerſting, um ſie von den Stein=Gallen zu unterſcheiden, rothe Sohlen=Flecken; der Hr. Baron v. Sind nennt ſie blaue Mähler, die Stein=Gallen aber dürre blaue Mähler; ſiehe Th. V, S. 619, fgg.

Sowohl die Stein=Gallen, als auch die hin und wieder in der Horn=Sohle anzutreffenden rothen Sohlen=Flecken, entſtehen allemahl aus einer vorhergegangenen Entzündung in der Fleiſch=Sohle an derſelben Stelle. Diejenigen Urſachen aber, welche zu einer Entzündung in der Fleiſch=Sohle Anlaß geben, ſind bereits oben, im Art. Fuß=Entzündung, S. 546—548, gezeigt worden, und hier zu wiederhohlen unnöthig. Daß aber auſſer dieſen Urſachen auch noch Stein=Gallen öfters daher kommen, wenn die Pferde, wie in großer Herren Marſtällen gewöhnlich iſt, trocken ſtehen, lehrt die Erfahrung, indem ſie weit ſeltener bey Land=Pferden, welche im Stalle auf Miſt oder auf lehmigen Boden ſtehen, angetroffen werden.

Es laſſen ſich hier ganz natürlich die Fragen aufwerfen: warum die Stein=Galle mehr in ſchmahlen, hohen, als in guten minder hohl gebildeten Füßen angetroffen werde? da doch dieſer ihre Horn=Sohle viel leichter von dem Erdboden gedrückt werden kann, weil ſie

nicht, wie jener ihre, ſo tief nach dem Fuße hin gewölbt, und dem Erdboden, wenn das Pferd aufrecht ſteht, weit näher als die Sohle eines ſchmahlen hohlen Fußes gelagert iſt. Und warum können auch Stein-Gallen entſtehen, ohne daß die Sohle zuvor einen äuſſern Druck in ſelbiger Gegend erlitten hat? und warum ſind die Stein=Gallen bey unbeſchlagenen Füßen weit ſeltener, als bey beſchlagenen, anzutreffen? Denn, würden ſie, ohne Ausnahme, bloß vom äuſſern Drucke wieder die Ecken des Fußes entſtehen, ſo müßte auch folgen, daß dergleichen mehr in unbeſchlagenen Füßen, als in beſchlagenen, angetroffen würden, wovon doch die Erfahrung das Gegentheil beweiſet. Dieſe aufgeworfene Fragen beantworten zu können, iſt nöthig, daß man die Geſtalt der innern Seite der Horn-Sohle kenne. Dieſe hat überall, auf ihrer innern nach der Fleiſch-Sohle hingekehrten Fläche, umgekehrt die nähmliche Geſtalt, welche ſie hat, wenn der Fuß von dem Schmiede allenthalben dünn ausgewirkt iſt; das heißt, ſie iſt auf ihrer innern Fläche da erhöhet, wo ſie von auſſen vertieft, und in derjenigen Gegend vertieft, wo ſie von auſſen erhaben iſt. Bey den Ballen auf jeder Seite des Strahles, da wo die Stein=Gallen gefunden zu werden pflegen, und wo von auſſen die Horn=Sohle nach dem Strahle hin ſich tief zum Fuße ſenket, bildet ſie auf ihrer innern Fläche eine von beyden Seiten zugeſchärfte keilförmige Erhabenheit, welche hier in Anſehung ihrer Höhe bisweilen einen Zoll beträgt, und hinten von den Ballen nach der Zehe hin immer niedriger, und zugleich weniger ſcharf wird, bis ſie ſich bey der Spitze des Strahles ganz verlieret. Je ſchmahler und hohler der Fuß iſt, deſto mehr iſt auch die Horn-Sohle nach dem Fuße hinauf gebogen, und deſto höher und zugleich ſpitziger ſind auch ihre nach der Fleiſch=Sohle hingekehrte Erhabenheiten in den Ecken der Ballen. Eben durch dieſe ſcharfe Erhabenheiten wird bey jedem Tritte des Pferdes die Fleiſch=Sohle mehr, wie anders=

anderswo, gedrückt, ja, ſie wird davon vorzüglich in den Ecken, gleichſam wie von einem ſtumpfen Nagel, geſtochen. Dieſes alles mit noch mehrerer Deutlichkeit einſehen zu können, betrachte man die innere Horn-Soh-lenfläche an einem abgefallenen Hufe; alsdann wird man ſich gewiß die vorher aufgeworfenen Fragen ſelbſt beantworten können. Man wird auch ſodann mit Ueberzeugung einſehen, daß 1) darum die Ecken bey den Ballen derjenige Ort seyn, wo die Stein-Gallen entſtehen, weil hier die Fleiſch-Sohle durch die ſcharfe Erhabenheit der Horn-Sohle weit mehr, als anderswo, gedrückt wird, mithin hier die Fleiſch-Sohle auch leichter, als anderswo, entzündet werden muß. 2) Weil bey ſchmahlen hohen Füßen auch dieſe Erhabenheiten der Horn-Sohle mehr hoch und gleichſam ſpitziger, als bey gut gebildeten Füßen, ſind: ſo ſind auch daher jene mehr, als dieſe, den Stein-Gallen ausgeſetzt. 3) Weil bey dem Niedertreten jedes Mahl der ſtärkſte Druck auf die innere Seite des Fußes, oder auf deſſen innere Wand geſchieht, und mehrentheils die innere Wand ſchwächer iſt als die äuſſere: ſo entſtehen die Stein-Gallen auch mehr in den innern, als in den äuſſern Ecken. 4) Unbeſchlagene Pferde behalten ihre natürliche Stärke der Horn-Sohle, und werden derſelben nicht, wie leider bey dem Beſchlage durch das Auswirken geſchieht, beraubet; ihre Stärke hält den ſo ſehr ſchädlichen Druck wieder die Fleiſch-Sohle ab, und üble Folgen werden dadurch verhütet. 5) Pferde, die in trocknen Ställen zu ſtehen gehalten werden, deren Füße ſind auch daher geneigt zuſammen zu trocknen, wodurch die Horn-Sohle ſchmähler und mehr nach dem Fuße hin gebogen wird. Alles dieſes zuſammen genommen giebt Anlaß, daß daher bey den Ecken des Fußes die Fleiſch-Sohle geklemmet, mithin hier Veranlaſſung zu einer Entzündung gegeben wird.

Eine ſehr ſeltſame Beſchreibung der Stein-Gallen findet man in der deutſchen Ueberſetzung von D. Heinr. Brakens Roß-

Arzneykunſt, S. 347, welche folgender Maßen lautet: „Die „Stein-Gallen ſind eine harte runde Geſchwulſt am Hintertheile „des Hufs auf der Krone, deren Urſache von einem Steine „herrührt, welcher durch die Sohle getreten, nachmahls aber „in derſelben in die Höhe gedruckt, bey der Krone aber ſitzen „geblieben iſt, und eine Stein-Galle erzeuget hat." Hr. Prof. Zeiher in Wittenberg, hat in ſeinem Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung, Berl. 1771, 8. wie beynahe alles, ſo auch dieſen irrigen Begriff von Stein-Gallen, aus Brakens Buche nachgeſchrieben.

Die Stein-Gallen können nicht beſſer geſehen werden, als wenn das Huf-Eiſen vom Fuße genommen, und die Sohle in den Ecken etwa ſo viel ausgeſchnitten wird, daß man die Farbe ihrer Oberfläche erkennen kann. Weil aber eine ſolche Unterſuchung bey einem Pferde-Kaufe, ins beſondere auf Märkten, weder ſchicklich noch gebräuchlich iſt: ſo müſſen einem Kenner die Geſtalt und äuſſere Bildung der Füße bekannt ſeyn, durch welche die Gegenwart der Stein-Gallen und die rothen Sohlen-Flecken verrathen werden. Wenn man nun hierdurch auf die Gedanken gebracht worden iſt, daß das Pferd Stein-Gallen haben könne, ſo ſchabet man mit einem dazu ſchicklichen Meſſer die Sohle in den Ecken, und überall, rein ab, bis deren natürliche Farbe geſehen werden kann; kommen alsdann in den Ecken rothe Flecken zum Vorſchein, ſo iſt man der Gegenwart der Stein-Gallen gewiß. Allein, ihre wahre Beſchaffenheit, d. i. in wie weit dieſelben geringe oder ſchädlich zu achten ſeyn, ſolches läßt ſich nicht eher gründlich beurtheilen, als bis das Huf-Eiſen abgenommen, und die Sohle in den Ecken ausgewirkt iſt. Ringel-Hufe, die dabey etwas platt ſind, laſſen mehrentheils Stein-Gallen und zugleich rothe Sohlen-Flecken vermuthen. Die Füße mit niedrigen und einwärts gebogenen Wänden, ſind auch mehrentheils mit Stein-Gallen beſchwert; ſo auch ſchmale Eſels-Hufe. Die Beſchaffenheit der Stein-Gallen, wie auch die Geſtalt des Fußes, beſtimmen, ob das

Pferd

Pferd davon ſchmerzhaft gehe, oder nicht; daher ſind ſie bisweilen wenig, und ein ander Mahl vielbedeutend. Vielbedeutend ſind ſie, wenn 1) das Pferd auf hartem Boden davon ſchmerzhaft geht, oder wohl gar hinket; 2) wenn der Umfang der Stein-Galle groß iſt, und eine dunkelrothe Farbe hat; wenn das abgeſchnittene rothe Horn ſehr locker iſt, und gleichſam wie ein verdicktes Blut ausſieht, oder aber ſich wie vertrocknetes Blut zerreiben läßt; 3) wenn der Fuß niedrige und eingebogene Wände hat; und 4) wenn die Wand, da wo die Stein-Gallen zugegen ſind, von der Horn-Sohle abgeſondert, und nicht mit derſelben, wie bey einem geſunden Fuße, vereinigt iſt. Hingegen ſind ſolche Stein-Gallen wenig zu fürchten, wenn 1) das Pferd gar nicht, auch nicht auf ſteinigem Boden, ſchmerzhaft geht; 2) wenn ſie einen kleinen Umfang haben, und ihre Farbe blaßroth oder nur gelb iſt; 3) wenn die von der Stein-Galle abgeſchnittenen Horn-Spähne zäh und beynahe dem geſunden Horne gleich ſind; 4) wenn der Fuß eine gute Geſtalt hat, deſſen Wände ſtark, nicht einwärts gebogen, und mit der Horn-Sohle vereinigt ſind.

Die mehreſten Stein-Gallen rühren wohl unſtreitig davon her, weil man bey jedem Beſchlage die Horn-Sohle in den Ecken zu dünn auswirket, und hierdurch dieſelbe dermaßen ſchwächet, daß ſie bey jedem Drucke nach der Fleiſch-Sohle hin gebogen, und dieſe von der innern ſcharfen Erhabenheit der Horn-Sohle ſchmerzhaft gedrückt wird; ſiehe oben, S. 723. Da es nun eine ausgemachte Regel iſt, daß man zuvor die Urſache eines Schadens hinweg ſchaffen müſſe, ehe man denſelben zu heilen gedenkt; ja, wer weiß es nicht aus Erfahrung, wie oft die Natur die Heilung des Schadens bloß ſelbſt zu vollbringen weiß, wenn nur die Urſache deſſelben weggenommen iſt: ſo folgt hieraus, daß das dünne Auswirken bey Füßen, welche Stein-Gallen haben, ſchädlich, und weniges Auswirken dienlich ſey. Dieſes hat eine

 lange

lange Erfahrung gelehrt; und man darf daher bey geringen Stein-Gallen nichts weiter thun, als nur den Fuß bey dem Beſchlagen nicht viel auszuwirken; hiervon pflegen ſie nach und nach ſich von ſelbſt zu verlieren.

Ein Pferd, welches bösartige Stein=Gallen hat, wird, ſo lange deſſen Huf weich iſt und die Huf=Eiſen ſo aufgeſchlagen ſind, daß dadurch der Ort der Stein-Galle weder durch das Eiſen ſelbſt, noch von dem Erdboden gedrückt werden kann, nicht leicht davon hinken. So bald aber deſſen Hufe, es ſey durch was es wolle, trokken und hart werden, ſo bald wird es auch, ins beſondere auf harten Boden, wo nicht hinken, doch ſchmerzhaft gehen. Eben dieſes erfolgt auch, wenn der Ort der Stein-Galle durch ein zu enges, oder durch ein auf dem Fuße ſchief getretenes, oder zu kurzes Huf-Eiſen, von dem Erdboden gedrückt wird. Aus einem ſolchen, ſowohl im Gehen als im Stillſtehen des Pferdes immer wiederhohlten Drucke derjenigen Stelle der Fleiſch-Sohle, wo die Stein=Galle ſich befindet, entſteht eine Entzündung, welche mehrentheils zum Schwären gelanget, und das Schwären der Stein=Galle genannt wird. Die davon entſtehenden Schmerzen ſind jedes Mahl der Größe der Entzündung und der Reitzbarkeit des Körpers gemäß; ins beſondere iſt bey einem reitzbaren Körper allemahl ein ſchmerzhaftes Fieber mit zugegen, daher das Pferd bisweilen vom Freſſen abläßt.

Daß ein Pferd wegen ſeiner Schmerzen von der Stein-Galle hinke, ſolches wird erkannt: 1) wenn daſſelbe im Gehen nicht dreiſt hinten auf die Ballen treten will; 2) wenn, nachdem man das Eiſen vom Fuße abgenommen, und die Horn-Sohle etwas ausgewirkt hat, ſich in den Ecken Stein=Gallen zeigen; und 3) wenn das Pferd, nachdem man durch Kneipen mit der Huf-Zange hin und wieder die Sohle fetzet, um dadurch den Sitz des Schmerzes zu entdecken, an dem Orte wo die Stein=Galle zu ſehen iſt, ſehr zuckt, und hierdurch die meh=

mehreſten Schmerzen vom Kneipen der Zange zu em-pfinden verräth. 4) Wenn aber die Stein-Galle zum Schwären gelangt iſt, ſo wird über derſelben der Saum dick, und der Eiter bricht hinter der Wand hervor.

Faſt in allen Pferdearzeneyen Büchern, wird als ein Hülfsmittel wieder Stein-Gallen vorgeſchrieben, daß man die Sohlen in den Ecken nebſt der Stein-Galle, bis auf das Bluten, wegſchneiden ſoll. Dieſer ſchädliche Gebrauch iſt ſo allgemein geworden, daß auch ein jeder Dorf-Schmid, ſo bald er bey dem Beſchlagen das geringſte von Stein-Gallen wahrnimmt, ſich verbunden hält, die Horn-Sohle in den Ecken nebſt den Steingallen-Flekken bis auf das Blut weg zu ſchneiden, in der Hoffnung, daß, weil der rothe Flecken der Stein-Galle weggeſchnitten worden, auch dieſelbe hernach nicht wieder zum Vorſchein kommen könne. Allein, die Folge lehrt das Gegentheil, indem das Pferd nicht nur öfters davon ſtärker hinket, ſondern nachher auch die Stein-Galle mit dem wachſenden Horne wieder von neuem erſcheint. Und wenn es ſich auch ein Mahl zutrüge, daß ein Pferd beſſer gehen könnte, nachdem ihm auf die eben beſchriebene Art die Stein-Gallen ausgeſchnitten worden ſind, ſo rührt dieſes bloß daher, weil vorher das Huf-Eiſen bey der Stolle auf dem Orte der Stein-Galle aufgelegen und daſelbſt gedrückt hatte, und hernach dieſer Druck durch das Wegſchneiden des Hornes auf eine kurze Zeit vermieden worden iſt. Noch mehr iſt es zu mißbilligen, wenn Schmiede, nachdem ſie den Ort der Stein-Galle vom Horne entblößt, und daſſelbe bis auf das Blut weggeſchnitten haben, die Stelle mit Scheidewaſſer, mit Vitriol-Oehl oder mit Spießglanz-Butter begießen, und hiermit den Schaden auszurotten ſuchen. Sie erreichen dadurch ihren Endzweck keinesweges; vielmehr wird durch dergleichen freſſende Mittel nicht nur die Entzündung vermehrt, ſondern es werden auch bisweilen die Flecken der Fleiſch-Sohle, aus welchen die hornigen Röhrchen entſpringen,

dergeſtalt weggefreſſen und in Unordnung gebracht, daß hernach dieſe Stelle ſich nur mit einem lockern Horne bedeckt, und erſt nach langer Zeit ihre natürliche Dichtigkeit wieder erhält. Der Herr Baron von Sind folgt Anderer ihrem Vorſchlage, und läßt zur Heilung der Stein⸗Gallen die Sohle ausreiſſen.

Nach dem jetzt angeführten, kann ein Jeder leicht beurtheilen, was von dem von Hrn. D. Weitz im 2 St. ſeines churſächſ. Landphyſicus, v. J. 1771, S. 31, f. angeprieſenen Mittel zu halten ſey. Es heißt daſelbſt:

„Man laſſe das Pferd recht tief ausſchneiden, bis der „Schmid auf die Stein⸗Galle kommt. Alsdann laſſe man ſie „öffnen, und mit einem Kratzer aufkratzen, damit ſie blute. „Hierauf nehme man Terpenthin, ſublimirten Mercurius, und „ungelöſchten Kalk, zu Pulver geſtoßen, von jedem gleich viel. „Dieſe drey Dinge miſche man wohl unter einander, mache „Kügelchen davon, in der Größe wie das Loch der Stein⸗Galle „iſt, und thue eins in die Oeffnung derſelben.“

Ich bin überzeugt, daß alle Arten von Stein⸗Gallen geheilet werden können, ohne daß man dem bereits mit Schmerzen geplagten Thiere die Sohle vom ganzen Fuße abzureiſſen nöthig hat. Auch ein Arzt der Thiere muß in ſeinen Berufs⸗Geſchäften, ſo viel als möglich, gegen das kranke Vieh ſein menſchliches Mitleiden ausüben, und nicht in unnützen ſchmerzhaften Operationen ſeine Vorzüge oder ſeinen Gewinn ſuchen, ſondern vielmehr den ſanfteſten und gelindeſten Weg erwählen.

Das Sohlen⸗Ausreiſſen war vor wenigen Jahren in Deutſchland ſo ſtark im Gebrauch, wie es noch jetzt in Holland und Brabant iſt, daß nur derjenige Schmid für geſchickt gehalten ward, welcher barbariſch genug war, bey einem, auch geringen, Huf⸗Schaden ſogleich die ganze Horn⸗Sohle auszureiſſen. Dieſe hernach an die Thürpfoſten und Nothſtälle feſt genagelten Horn⸗Sohlen, die aus den Augen geſchnittenen Nägel, und die ausgeſchnittenen Mäuſe, (ſ. Th. III, S. 32, f. und 37) wurden für Beweiſe von des Schmiedes gethanen Curen gehalten. Bey einem ſolchen Anblicke muß ein Jeder, der Vernunft und Menſchlichkeit noch nicht abgelegt hat, wohl eben dergleichen Schauer empfinden, den er hat, wenn er einen mit vielen Reihen Zähnen

um⸗

umhangenen Zahn-Arzt unter einem groſen Haufen von Menſchen ſiehen ſieht, die des Marktſchreyers Kunſt in tiefſter Ehrfurcht bewundern.

Eine geringe Stein-Galle, welche ſich bloß mit einem rothen Flecken in den Ecken der Sohle zeigt, mit welcher keine Empfindung verknüpft iſt, und wovon das Pferd im Gehen keinen Schmerz empfindet, wobey zugleich der Huf eine gute Geſtalt, d. i. keine niedrige Tracht oder eingezogene Wände hat; eine ſolche Art von Stein-Galle wird ſchon die Natur für ſich allein heilen, wenn nur die Sohle in den Ecken nicht ausgeſchnitten, ſondern dieſelbe bey aller ihrer Stärke erhalten wird. Zugleich muß man dahin trachten, den Fuß weich zu erhalten. Man kann daher, in dieſer Abſicht, jeden andern Tag, den Einſchlag No. 1 (*), oder No. 2 (**), auf die Sohle legen, oder, wie man es mit dem Kunſt-Worte nennt, den Fuß damit einſchlagen. Nicht weniger iſt es auch dienlich, den Huf oben bey dem Saum, ins beſondere an den Wänden mit einer guten Horn-Salbe, (dergleichen ich an ſeinem Orte beſchreiben werde) jeden andern Abend zu ſchmieren. Bey dieſem Verfahren wird der rothe Flecken der Stein-Galle nach und nach blaſſer werden, und endlich ganz verſchwinden.

Wenn aber der mit Stein-Gallen behaftete Fuß eine niedrige Tracht, oder einwärts gebogene Wände hat, ſo muß vor allen Dingen darauf geſehen werden, dieſe Fehler zu verbeſſern, und durch den Beſchlag es dahin zu bringen, daß der Fuß höhere, und ſtatt einwärts, nunmehr auswärts gebogene Wände bekomme. Denn, weil niedrige oder einwärts gebogene Wände die Urſa-

 chen

(*) Einſchlag No. 1. Leinöhl-Kuchen, mit einer hinlänglichen Quantität Urin zu einem Brey gemacht.

(**) Einſchlag No. 2. Man nehme Lehm oder Thon-Erde 2 ℔, und miſche es mit ½ ℔ Schwein-Schmalz und genugſamen Waſſer zu einem Brey.

chen zu Stein=Gallen abgeben, ſo läßt es ſich auch leicht einſehen, wie nöthig es ſey, die Fehler abzuändern, und den Fuß zu einer ſolchen beſſern Geſtalt zu bringen, wodurch dergleichen ſchädliches Drücken vermieden wird. Wie aber die niedrigen und einwärts gebogenen Wände durch den Beſchlag verbeſſert werden können, werde ich im Art. Huf=Beſchlag zeigen. Man kann verſichert ſeyn, daß, ſo wie ſich der Fuß, in Anſehung dieſer Fehler, durch den nützlich angebrachten Beſchlag beſſern wird, auch die Stein=Gallen, ohne weiter etwas dawieder zu gebrauchen, als was kurz vorher empfohlen worden iſt, ſich nach und nach verlieren werden. Zu dieſem Endzwecke wird man nimmermehr gelangen, ſo lange man bloß auf die Stein=Galle auch kräftige Mittel bringt, wenn man nicht zugleich auf diejenigen Urſachen ſieht, aus welchen die Stein=Galle entſtanden iſt.

Andere Heilmittel werden alsdann erfordert, wenn das Pferd von den Stein=Gallen Schmerzen empfindet, und deshalb auf hartem Boden ſchmerzhaft geht; woraus zu ſchließen iſt, daß die Fleiſch=Sohle unter der Stein=Galle, wiewohl nur geringe, entzündet ſey. In dieſem Falle muß der Arzt auf folgendes ſein Augenmerk richten. Zuerſt muß er das Huf=Eiſen abnehmen und unterſuchen, ob nicht daſſelbe den Ort der Stein=Galle gedrückt habe? Wofern dieſes geſchehen wäre, muß er das Eiſen bey den Stollen in etwas von dem Fuße abwärts, und ſo richten, daß es nicht, wie zuvor, auf den Ort der Stein=Galle dicht aufliege, und daſelbſt die Sohle drücke. Wenn dieſes geſchehen iſt, muß, ehe das Eiſen wieder auf den Fuß aufgeſchlagen wird, die Stein=Galle, ſo weit nähmlich das Horn blutroth iſt, mit einem an der Spitze gekrümmten Meſſer, Fig. 843, heraus gegraben werden. Das Ausſchneiden der Stein=Galle mit dem Wirk=Meſſer iſt um deswillen ſchädlich, weil man genöthigt iſt, mit der Stein=Galle zugleich auch das geſunde Horn in der Ecke weg zu ſchneiden, und weil hierdurch

die Horn-Sohle zu ſehr geſchwächt wird. Dieſes aber kann vermieden werden, wenn man mit dem angezeigten Meſſer bloß das roth gefärbte Horn aus der Ecke heraus gräbt, das geſunde aber ſtehen läßt, ſo, daß die noch geſunde Horn-Sohle in den Ecken ihre nützliche Stärke behält. Es darf aber in dieſem Falle die Stein-Galle nicht bis zum Bluten auf die Fleiſch-Sohle hinunter ausgegraben werden, ſondern es iſt tief genug, wenn man beynahe bis zu der Fleiſch-Sohle hin gekommen iſt. Die Abſicht des Ausgrabens iſt nur die, daß das hernach angebrachte Hülfsmittel deſto leichter in den entzündeten Ort der Fleiſch-Sohle wirken könne; und es geſchieht nicht, wie man insgemein glaubt, um deswillen, daß das rothe Horn die Fleiſch-Sohle nicht ſtechen möge, weil es nicht der Dorn iſt, wodurch die Fleiſch-Sohle geſtochen wird, ſondern es iſt nur die Folge von der Entzündung der Fleiſch-Sohle in den Ecken.

Nachdem nun das rothgefärbte Horn, nach der gegebenen Vorſchrift, bis beynahe auf die Fleiſch-Sohle heraus gegraben iſt, thue man etwas weniges von einer aus gleichen Theilen Balſ. Arcæi und Vngu. baſilic. beſtehenden Salbe, oder von venediſchen oder auch nur gemeinen Terpenthin, in einen eiſernen Löffel, laſſe es darin auf gelindem Kohlfeuer äuſſerſt heiß werden, und gieße es in die gemachte Grube, ſtopfe ſodann etwas Flachs hinein, und nagele das Eiſen wieder auf den Fuß. (Falls man keinen eiſernen Löffel hätte, kann die Grube mit einem der gedachten Mittel angefüllet, und ein heiß gemachtes ſpitziges Eiſen nahe daran gehalten werden, damit das Mittel in der Grube ſchmelze). Dieſes Eiſen kann man alle zwey Tage vom Fuße abnehmen, die Steingallen-Grube, wie zuerſt, verbinden, und ſolches etliche Mahl wiederhohlen. Uebrigens iſt noch dabey zu beobachten, daß die Grube jedes Mahl ſo mit Flachs verſtopfet und ausgefüllet werden muß, daß kein Koth oder Grand in derſelben ſich einſammeln könne. Dabey wird

jeden Abend von den Einſchlägen, No. 1 oder 2, etwas auf die Sohle geleget, und zugleich auch die Wand mit Horn-Salbe geſchmiert. Nach dieſem Verfahren wird das Pferd bald beſſer gehen; geſchähe aber dieſes nach etlichen Tagen nicht, und ſollte das Pferd, ſtatt beſſer, weit ſchlimmer gehen: ſo iſt ſelbiges ein Zeichen, daß die Entzündung in ein Schwären übergehe, und alsdann muß der Schade, wie ich ſogleich zeigen werde, behandelt werden.

Wenn ein Pferd vor Schmerzen der Stein-Galle nicht bloß blöde geht, ſondern vielmehr desfalls hinket, bey dem Gehen auf die Ballen nieder zu treten ſich äuſſerſt ſchonet, und die Empfindung eines heftigen Schmerzes bezeiget, wenn man es mit der Zange in der Ecke kneipt, wo die Stein-Galle ihren Sitz hat, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß entweder die Entzündung den Zeitpunct, in Schwären überzugehen, erreicht habe, oder ſchon wirklich dazu gelanget ſey. Es entſtehen aber dergleichen Schäden nicht bloß bey Pferden, welche vorher Stein-Gallen hatten, ſondern auch ſolche, die von Stein-Gallen rein waren, können durch das Dünnſchneiden der Ecken auf Reiſen dazu gelangen. Hat ſich der Arzt durch die ſo eben angeführten Kennzeichen verſichert, daß dem Pferde die Stein-Galle zum Schwären gelangen werde, oder bereits dazu gekommen ſey, ſo ſchneidet er mit dem Haken-Meſſer das Horn in der Ecke, wo die Schmerzen ſind, ſo tief weg, bis er der Fleiſch-Sohle ſo nahe gekommen iſt, daß etwas Blut, oder ein gelber Saft, oder der Eiter, daſelbſt hervor dringen kann. Kommt ſchwarzes Blut hervor, ſo iſt dieſes ein Zeichen von einer bloß ſtarken Entzündung; kommt aber ein gelber Saft hervor, und die Horn-Sohle war nahe bey der Fleiſch-Sohle gelb, ſo iſt die Entzündung auf dem Puncte, in ein Schwären über zu gehen. In dieſem Falle iſt es rathſam, mit dem Wirk-Meſſer die Horn-Sohle in der Ecke, ſo viel möglich, ganz dünn auszuſchneiden, und ſodann mit dem Haken-Meſſer die Horn-Sohle, da, wo ſie widernatür-

lich

lich gelb iſt, bis auf die Fleiſch=Sohle, oder wenigſtens ſo tief, bis der gelbe Saft hindurch duften kann, wegzunehmen; hernach wache man etwas von oben gedachter Salbe in einem Eßlöffel warm, gieße es in die Wunde, und bedecke ſie mit Flachs. Dieſes thue man täglich zwey Mahl, lege jedes Mahl den Einſchlag, No. 1, oder No. 2, über die ganze Horn=Sohle, und befeſtige ihn mit einem um den Fuß gebundenen Lappen; denn es würde zu mühſam ſeyn, jedes Mahl, um die Wunde zu verbinden, das Eiſen abzunehmen und hernach wieder aufzuheften.

Wenn nun das Pferd hiernach beſſer geht, und die Wunde wenig eitert, ſo nehme man etwas von dem Mittel No. 3 (*), gieße etliche Tropfen Lein= oder Baum=Oehl in einem Eßlöffel dazu, und laſſe es auf gelindem Feuer unter einander ſchmelzen; ſodann gieße man ſolches warm in die Wunde, bedecke ſie mit Flachs und ſchlage das Eiſen auf den Fuß. Dieſer Verband kann 4 Tage liegen bleiben. Es wird dadurch das friſche Horn verhärtet, und zugleich verhütet, daß ſich kein Grand in der Wunde ſammeln und das noch zu weiche Horn drücken könne; und wenn das Pferd auch ſchon gut geht, ſo kann es doch bey der gut verwahrten Wunde noch gebraucht werden.

Iſt aber bereits die Stein=Galle zum Schwären gelangt, und verſchaffet man dem Eiter in der Ecke durch Wegſchneiden der Horn=Sohle nicht bald einen Ausfluß, ſo dringt derſelbe hinter der Wand hinauf, nnd bricht an der Seite bey dem Saume (der Krone), nahe bey den

(*) No. 3. Man nehme Gummi Elemi 4 Loth, venediſchen Terpenthin 3 Loth, Wachs 8 Loth, Baum=Oehl 4 Loth; dieſes ſchmelze man über gelindem Fener unter einander, und miſche zuletzt 4 Loth fein gepülverte runde Hohlwurzel, und 2 Loth Drachenblut hinzu, laſſe es erkalten, und hebe es zum Gebrauche auf.

den Ballen, hervor. Hierbey leidet das Pferd große Schmerzen, wobey ſich gemeiniglich ein Fieber einfindet; das Bein iſt am Feſſel, und auch wohl über dem Feſſel-Gelenke, von dem Fuße bis zum Knie hinauf, geſchwollen. In dieſem Falle muß die Horn-Sohle überall dünn ausgewirket, und da, wo der Eiter ſich befindet, mit dem Haken-Meſſer ſo weit weggenommen werden, als ſie abgeſondert iſt. Alsdann wird die Wunde, ſowohl im Fuße, als auch da, wo der Eiter bey dem Saume hervor gedrungen iſt, mit der, aus Balſ. Arcæi und Vngu. baſil. vermiſchten, heiß gemachten Salbe verbunden, und in allem, auf die oben vorgeſchriebene Art, ſo lange damit continuiret, bis die Wunde nur wenigen und dicken Eiter gibt. Hierauf verbinde man täglich ein Mahl mit der Eſſenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer aus Myrrhen- und Aloe-Eſſenz zu gleichen Theilen vermiſchten Mixtur, worauf die Wunde austrocknet, und die Fleiſch-Sohlen mit neuem Horne gar bald bedecket werden. Die Geſchwulſt am Beine wird dadurch gehoben, wenn man dieſelbe täglich drey und mehr Mahl mit dem oben, S. 555, angezeigten Mittel No. 4, wäſcht, oder, in deſſen Ermangelung, ſich des warmen Eſſigs, worunter etwas Salmiak gemiſcht worden iſt, darzu bedienet. Wofern das Pferd dabey ein ſchmerzhaftes Fieber bekäme, ſo kann ihm, wenn es vollblütig iſt, am Halſe eine Ader geöffnet, und täglich der Trank, *No.* 4 (*) eingegeben werden, bis die Schmerzen, und mit dieſen zugleich auch das Fieber, nachgelaſſen haben.

Je-

(*) Trank, *No.* 4. Man nehme gereinigten Salpeter, präparirte Auſterſchalen, von jedem 1 Loth, und gebe es mit 1 ℔ kalten Waſſers zum Maul ein.

In Ermangelung der präparirten Auſterſchalen, kann man bloß 2 Loth Salpeter nehmen.

Jedes Mahl wird bey Huf-Schäden, ſo bald die Horn-Sohle, der Geſchwüre wegen, an einem Orte hat weggenommen werden müſſen, die Fleiſch-Sohle in die Höhe ſteigen, welches die Schmiede das Vordringen des Lebens zu nennen pflegen. Sie ſind aus Unwiſſenheit ſogleich beſchäftigt, dieſe vorgedrungene Fleiſch-Sohle, welche bis jetzt noch entzündet und geſchwollen iſt, zurück zu treiben; in dieſer Abſicht gießen ſie Scheidewaſſer und andere freſſende Mittel darauf, und bringen dadurch dem bereits leidenden Thiere noch mehr Schmerzen zuwege. Nicht viel beſſer iſt es, wenn ſie ſogleich die Wunde mit einem Gemiſche von Kalk, Ofenruß und rothem Bolus belegen. Man muß vielmehr die Wunde mit erweichenden und zugleich balſamiſchen Mitteln von Anfange verbinden, und hiermit ſo lange fortfahren, bis das Eitern nachläßt, und die Fleiſch-Sohle ausgetrocknet zu werden geſchickt iſt. Alsdann erſt können die austrocknenden Mittel mit Nutzen aufgeleget, und dadurch die Verhärtung der neuen Horn-Sohle befördert werden, wozu insbeſondere die Mittel No. 5 (*) und No. 6 (**) dienen.

Die hin und wieder in der Horn-Sohle befindlichen rothen Flecken verrathen, daß das Pferd zu Entzündung der Füße geneigt ſey; oder ſie ſind vom Druck des Huf-Eiſens, ins beſondere, wenn das Pferd vollhufig iſt, entſtanden. Zu dergleichen Flecken ſcheinen die weißen Füße mehr, als die ſchwarzen, geneigt zu ſeyn. Sie wer-

(*) No. 5. Man nehme in der Luft gelöſchten Kalk und Ofenruß, von jedem gleich viel; dieſes mache man mit Eſſig zu einem Brey.

(**) No. 6. Man nehme gemeinen Vitriol 8 Loth; dieſes brenne man in einem eiſernen Gefäße oder einem Schmelztiegel auf ſtarkem Feuer, bis es eine rothe Farbe erhält; alsdann laſſe man es kalt werden, ſtoße es zu Pulver, und gieße 1 ℔ ſtarken Eſſig darauf. Es muß beym Gebrauche jedes Mahl umgeſchüttelt werden.

werden bloß dadurch vertilget, wenn man alle 14 Tage die Sohle mit dem Wirk-Meſſer etwas weniger ausſchneidet, d. h. nur das obere Horn, welches bereits abgeſtorben iſt, wegnimmt; hierauf beſchmiere man die ganze Horn-Sohle mit gemeinem Terpenthin, nehme eine heiß gemachte Schmiede-Zange, und fahre mit derſelben auf der mit dem Terpenthine beſchmierten Horn-Sohle hin und wieder herum, damit nicht nur der Terpenthin zerſchmelze, ſondern gleichſam in die Horn-Sohle hinein ziehe. Nachdem dieſes geſchehen iſt, wird das Eiſen wieder aufgeſchlagen, und man braucht in der Zwiſchenzeit nichts, als jeden andern Tag einen erweichenden Einſchlag auf die Horn-Sohle zu legen. Hiermit wird eine Zeitlang fortgefahren, worauf die Flecken nach und nach blaſſer werden, und endlich ganz verſchwinden. Es verſteht ſich aber auch, daß bey dem Beſchlagen dahin geſehen werde, daß das Huf-Eiſen nicht ſehr auf die Horn-Sohle drücke, und daß hierdurch die vorherige Urſache der Flecken vermieden werde.

Kerſtings Unterricht, Pferde zu beſchlagen ꝛc. S. 235, fgg.

2. Flecken von dem Harze in dem Tangelholze, welches Spalten und Riſſe in demſelben machen, werden im Forſtweſen Harz-Gallen genannt; ſiehe Harz.

3. Fehlerhafte Stellen in der Seele einer gegoſſenen Kanone, heißen gleichfalls Gallen.

4. Ein heller Schein am Himmel, wie der Fuß eines Regenbogens, der Sonne gegen über, ſo für ein Zeichen eines bevorſtehenden Sturmes gehalten wird, führt im gem. Leben den Nahmen einer Wind-Galle; ſo wie 5. ein unvollkommener Regenbogen, oder ein Stück von einem Regenbogen, eine Regen-Galle, oder Waſſer-Galle genannt wird.

6. Die Fäulniß. Im Niederſ. heißt die Fäulniß in dem Käſe, die Galle. Im Weſtphäl. bedeutet galmen, einen wiedrigen Geruch und Geſchmack haben, wie z. B. der Knoblauch.

3. Galle,

3. Galle (*), eine im gem. Leben übliche Benennung verſchiedener Arten von Feuchtigkeit, und deren Zuſammenfluſſes.

1. Naſſe Stellen auf den Aeckern, beſonders, wenn ſie von kleinen Quellen herkommen werden in der Land-Wirthſchaft Gallen, Acker-Gallen, Naß-Gallen, März-Gallen, oder Waſſer-Gallen, ingleichen Spring-Flagen, Quell-Gründe genannt.

Man wird ſelten Felder antreffen, in welchen ſich nicht an einem oder dem andern Orte eine aus verborgenen Quellen entſpringende Verhaltung des Waſſers findet, welche insgemein Naß- oder Waſſer-Galle genannt wird. Dieſe, wenn ihnen nicht der benöthigte Ablauf oder Abzug (in den gemeinen Mund-Arten Ober- und Nieder-Deutſchlandes eine Dohle) verſchaffet wird, greifen durch die Länge der Zeit immer weiter um ſich, und ſind in naſſen Jahren wenig oder gar nicht zu benutzen, weil der darein gebrachte Same gänzlich verfaulet; und daher können ſolche nur zur Noth mit Hafer oder Treſpe angebauet werden.

Die überflüſſige Feuchtigkeit verurſachet, daß der Nahrungsſaft allzu roh bleibt, auch, weil hinlängliche Wärme mangelt, ſich in der Getreide-Pflanze nicht gehörig vertheilen kann, indem das Wäſſerige, welches durch die Ausdunſtung fortgehen ſoll, nicht ſchnell genug geſchieden wird. Daher bleiben in den Naß-Gallen, bey allzu feuchtem Sommer, die Halme klein,

(*) In der Bedeutung einer Quelle oder eines feuchten Ortes iſt dieſes Wort gleichfalls ſehr alt. Schon im Hebr. iſt גל und גלה, ſowohl eine Quelle, als auch eine Welle. Im Alban. bedeutet Ggioll einen Sumpf. Pictorius braucht Göllen von einer Pfütze, und Miſtgüllen von einer Miſtpfütze. Stein-Galle iſt bey ihm die Feuchtigkeit, welche aus den Steinen tröpfelt; güllachtig und waſſergällig, ſumpfig. Gähl bedeutet um Bremen einen niedrigen mit Buſchwerk bepflanzten Grund, durch welchen ein Waſſerlauf geht; ſiehe Quelle, welches genau mit dieſem Worte verwandt iſt, und Welle. Im Alemann. Geſetze iſt Gall, und im Franz. la Galle, die Krätze, vermuthlich um der damit verbundenen Näſſe willen.

klein, ſchoſſen nicht völlig aus, und bringen ſchlechte Körner; Erbſen und Linſen vergelben gar, und es wird nichts daraus. Hierzu kommt noch, daß der von den Wurzeln angezogene Saft meiſtentheils verderben muß, wenn dieſelben von allzu vieler Näſſe in Fäulniß geſetzt worden worden ſind.

Ein fleißiger Landmann ſucht zwar ſeine mit dergleichen Naß-Gallen beſchwerte Aecker durch Abzüge (ausdohlen) auszutrocknen, und dieſes iſt auch das einzige Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen; allein, es verſteht nicht ein jeder einen tüchtigen und dauerhaften Abzug zu führen; und wenn ein Abzug nicht mit aller Vorſicht gemacht wird, ſo bringt er in der Folge der Zeit mehr Schaden als Nutzen. Denn, wenn dieſer ſich verſchlämmet, und das Waſſer ſeinen Fortgang nicht hat, ſo bricht dieſes zum öftern an dem beſten Orte und Boden des Ackers aus; und es koſtet viele Arbeit und Mühe, den ſchadhaften Ort zu finden.

Die gemeine Art, einen Abzug zu machen, iſt, daß man in den gemachten Graben zwey gleiche Steine, etwa einer Hand breit oder einer Spanne lang, von einander aufſtellet, ſelbige mit einem breiten Steine bedekket, Mos darauf leget, und ſodann mit Erde überſchüttet. Wenn der Acker hoch liegt, und das Waſſer einen Zug oder Fall hat, ſo thun zwar dergleichen Abzüge lange Jahre gute Dienſte; wo aber die Lage des Ackers ſo beſchaffen iſt, daß jener faſt durchaus in gleicher Tiefe geführet werden muß, und das Waſſer, wegen Mangel des Ablaufes, keinen beſtändigen Fortgang hat, ſo muß ſich ein ſolcher Abzug in kurzer Zeit verſenken und verſchlämmen.

Eine andere und beſſere Art, einen beſtändigen und dauerhaften Abzug zu führen, iſt dieſe: Man ſchlägt einen 1 Schuh breiten Graben aus, wirft in denſelben 1 Schuh hoch kleine Steine oder Mauer-Brocken, beleget dieſe mit Mos, und ſchüttet ſodann die ausgeworfene Erde darauf. Ein ſolcher Abzug wird ſich niemahls verſchlämmen; und man hat die Probe damit gemacht,

auch

auch ſo gar das Waſſer aus den Kellern durch derglei-chen beſchütteten Abzug abgeführet. Das Hauptwerk bey Anlegung eines Abzuges in einem Acker kommt darauf an, daß man den zu machenden Abzug nicht an dem Orte, wo ſich die Naß-Galle befindet, ſondern da, wo der Zufluß ſich herzieht, anlege, und dieſen vermittelſt des Abzuges abführe, da alsdann jene in kurzer Zeit von ſelbſt austrocknen, und die darauf verwendeten Koſten reichlich erſetzen wird.

Es gibt aber auch Aecker, welchen, theils weil ſie zu tief liegen, und mithin dem Abzuge der Ablauf oder Zug nicht verſchaffet werden kann, und theils, um der Nachbarn willen, welche ihre daran liegende geſunde und keiner Abzüge benöthigte Felder nicht durchgraben laſſen wollen, und das Waſſer nicht anzunehmen ſchuldig ſind, mit den Abzügen ſchlechterdings nicht geholfen werden kann. Dieſen muß man auf eine andere Art zu Hülfe kommen, und zwar folgender Maßen. Man macht zunächſt der Quelle oder Naß-Galle, an dem Orte, wo ſich der Zufluß herzieht, ein weites Loch, gräbt ſolches ſo tief, bis man ſo genannten Trieb-Sand findet, und füllt es, ſo hoch als man will, jedoch je höher je beſſer, mit Kieſel-Steinen von Aeckern, oder andern kleinen Steinen, an; dieſe werden mit Waſſer-Mos überleget, worauf endlich der gute Boden wieder geworfen, eingeebnet, und der übrige ſchlimme Boden weggeſchaffet wird. Der Sand führt das Waſſer unter der Erde weg; und der vorhin naß und kalt geweſene Acker wird vollkommen geſund und zum Feldbau tüchtig werden. Sollte allenfalls der Boden keinen Sand bey ſich führen, ſo müßte die Grube an einem Ende des Ackers, wenn ſolches, ohne Beſchädigung der Nachbarn, allenfalls an einem Gemein-Grundſtücke geſchehen kann, deſto tiefer gemachet, und die Waſſer-Galle in dieſelbe durch einen Abzug geleitet werden. Man wird in kurzer Zeit den erwünſchten Nutzen davon ſpüren.

Alle 50 oder 60 Schritt werden lange Steine aufgerichtet, damit, wenn der Abzug nicht tüchtig gemacht, oder etwa Quelle das erſte Mahl überſehen worden wären, ſolche noch nachgehohlet werden können, und man nicht erſt in den Acker oder in die Wieſe wühlen, und den Abzug ſuchen dürfe. Auch werden da, wo der Abzug ausgießt, zu deſto mehrerer Dauer, große Steine geleget. Wenn ſich ein Abzug verſchlämmt, geſchieht es allemahl da, wo derſelbe ausgießt; doch kann er mit einem Stucke oder einer hölzernen Krücke leicht geräumet werden.

Die Abzüge werden nach dem Gedinge gemacht. Die Steine und den Mos muß man an Ort und Stelle liefern. Für das Ausgraben des Abzuges und der Quelle, für das Ausſetzen der Steine, und das Wiedereinebnen, zahlet man pro Elle 10 Pfennige, bis 1 Groſchen.

38 St der öcon Nachrichten, Lpz 1752, 8. S. 128, f.
No. 33 des Leipz. Intell. Bl. v J. 1766, S. 306, f.
Hrn. Paſt Mayers Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe ꝛc. Nürnb. 1773, 8. S. 89, f.

2. Hierher ſcheint auch die Glas-Galle zu gehören, worunter man den weißen flüſſigen Schaum verſteht, welcher ſich in den Glas-Töpfen von dem geſchmelzten Glaſe ſcheidet; wovon an ſeinem Orte ein Mehreres.

4. Galle (*), L. Bilis, Fel, Fr. Bile, Fiel, eine bittere ſeifenartige gelblichgrüne, und zuweilen ſchwarze Feuchtigkeit in den thieriſchen Körpern, welche zur Verdauung der Speiſen ſehr nothwendig iſt, aber wenn ſie ſich zu häufig in den Magen ergießt, auch allerley Krankheiten verurſachet.

1. Ei-

(*) Bey dem Ottfried und Notker Gallun, bey dem Raban Maurus Galla, im Niederſ. Galle, im Angelſ. Gealla, im Engl. und Iſländ. Gall, im Schwed. Galla, im Griech. χολη. Auch das Lat Fel und Bilis ſcheinen hierher zu gehören, weil der Uebergang der Lippen- und Blaſe-Laute in die Gaumen- und Hauch-Laute nichts ſeltenes iſt. Bey dem hohen Alter dieſes Wortes iſt es ungewiß, ob es von gelb, im mittlern Lat. giallus, Engl. yallow, oder von einem der vorigen Wörter herſtammet. Im Oberd. lautet es in der zweyten und den folgenden Endungen auch Gallen. Sie geben mir Gallen zu eſſen, Pſ 69, 22. Eſſig mit Gallen vermiſcht, Matth. 27, 34. Das Recht in Gallen wenden, Amos 6, 12. welche Form auch in vielen der folgenden Zuſammenſetzungen beybehalten worden iſt.

1. Eigentlich. Die Galle läuft ihm über, die Galle wird bey ihm rege, Fr. ſa bile ſ'echauffe; il ſe met en colere, ſagt man im gem. Leben von einem Menſchen, der zornig wird. Bitter wie Galle, Fr. amer comme fiel.

Es iſt die Galle eine etwas dicke, zähe, gelbe, oder auch mehr oder weniger grauliche und bittere Feuchtigkeit, welche aus dem öhlichten, fetten und zähen Blute, das durch die Pfort-Ader von den mehreſten fetten Eingeweiden des Unterleibes geſammelt, und in der Leber, als ihrem dazu beſtimmten Werkzeuge, abgeſondert wird. Man theilt ſie in die Leber-Galle, Bilis hepatica, und in die Blaſen-Galle, Bilis cyſtica, ein. Die Leber-Galle, oder diejenige, welche unmittelbar aus der Leber abfließt und durch den Leber Gang und gemeinſchaftlichen Gallen Gang immerfort in den Zwölffinger-Darm ſich ergießt, iſt viel dünner, und weniger bitter, als jene, und hat eine hellere Farbe; die Blaſen-Galle hingegen iſt viel dicker, auſſerordentlich bitter, und ſehr dunkelfarbig. Dieſe letztere kommt nicht, wie man vormahls geglaubt hat, durch unmittelbare Wege, die man zur Zeit noch nicht einmahl hat entdecken können, aus der Leber in die Gallen-Blaſe, ſondern ſie entſteht gleichſam durch Zurückfließen der Leber-Galle in die Gallen-Blaſe. Denn da die Galle in der Leber ſowohl auſſer der Verdauung, als auch in derſelben, ununterbrochen abgeſondert wird, jedoch aber zu der Zeit, wenn keine oder doch nur ſehr wenige Verdauung vor ſich geht, verſchiedener Verhinderungen wegen, ſich nicht ſo häufig in den Zwölffinger-Darm ergießt, als ſie immer vorräthig iſt: ſo geſchieht es, daß dieſe übrige Galle aus dem Leber-Gange, durch den Gallenblaſen Gang, in die Gallen-Blaſe zurück tritt, und von derſelben aufgenommen wird. Die auf ſolche Weiſe entſtandene Blaſen-Galle, wird in dieſem Behältniſſe einige Zeit lang aufbewahret, und erhält eben hierdurch jene beſondere Eigenſchaften, welche ſie ſo ſehr

von der Leber-Galle unterſcheiden, nähmlich die höhere dunkle Farbe, den bittern Geſchmack, und ihr dickeres Weſen. Endlich wird ſie zur Zeit der Verdauung, theils durch die wechſelsweiſe zuſammenziehende und ausdehnende Bewegung der Gedärme, theils gleichſam durch das Schütteln der übrigen angränzenden und nahe gelegenen Eingeweide, und durch andere Urſachen, welche alle zuſammen genommen, auf die Gallen-Blaſe wirken, aus derſelben ausgepreſſet, und fließt alſo durch den Blaſen-Gang und durch den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang mit der Leber-Galle zugleich in den erwähnten Darm ein.

Die Gallen-Blaſe, L. Veſicula fellea, Cyſtis fellea, Fr. Veſſie, Veſicule oder Follicule du fiel, Reſervoir de la bile, iſt eine kleine Blaſe, welche faſt die Geſtalt einer Birn hat, und in einer Vertiefung der flachen Seite der Leber liegt, an welche ſie auch zum Theil vermittelſt eines zellichten Gewebes angewachſen iſt. Ihr breites Ende, welches den größten Umfang hat, wird der Grund, fundus, das ſchmählere und zugeſpitzte hingegen der Hals, collum, genannt. Ihrem Bau nach kommt ſie mit dem Magen und Gedärmen überein, und beſteht aus verſchiedenen häutigen, fleiſchigen, nervigen und Gefäß-Schichten, welche über und auf einander liegen, und durch ein darzwiſchen kommendes zellichtes Gewebe unter ſich verbunden ſind. An den wilden fleiſchfreſſenden Thieren, z. E. dem Löwen, Tiger u. a. m. theilen große Falten die Gallen-Blaſe gleichſam durch eine Scheidewand. Es muß die Gallen-Blaſe auch in ihrer äußern Fläche gewiſſe Dunſtlöcher haben, aus welchen etwas Galle unvermerkt ausſchwitzen kann; welches daraus erhellet, weil ein großer Theil des Blind- und Grimm-Darmes, welche ſie berührt, mit galligen Flecken bezeichnet und gefärbt wahrgenommen wird. Aus dem etwas höher liegenden und gekrümmten Halſe der Gallen-Blaſe entſpringt zuletzt ein dünner Ausführungs-Gang, deſſen

deſſen Structur der Structur der Gallen-Blaſe ähnlich iſt. Er wird von ſeinem Urſprunge der Gallenblaſen-Gang, Ductus cyſticus genannt, iſt inwendig runzelig und mit verſchiedenen Falten verſehen, welche man für beſondere Klappen (Valvulæ) anſieht, und verbindet ſich mit einem andern, welcher gleich mit ihm fortläuft, und unmittelbar aus der Leber entſprungen iſt, oder dem ſo genannten Leber-Gange, Ductus hepaticus, aus welcher Verbindung endlich noch ein dritter oder gemeinſchaftlicher Gallen-Gang, Ductus choledochus communis, entſteht, der ſich endlich an der Hinterſeite des Zwölffinger-Darmes einſetzt, und inwendig entweder mit einer kleinen beſondern Mündung wieder zum Vorſchein kommt, oder ſich unvermerkt mit dem Ausführungs-Gange der großen Gekrösdrüſe zugleich verliert. Der Nutzen und die eigentliche Beſtimmung der Gallen-Blaſe iſt leicht einzuſehen, nähmlich: die Blaſen-Galle von der Leber-Galle theils anzunehmen, theils dieſelbe bey ſich eine Zeitlang aufzubewahren, und ſie zur Verdauungszeit durch den Blaſen-Gang und gemeinſchaftlichen Gallen-Gang in den Zwölffinger Darm auszuſchütten. Vielen andern Thieren von andern Arten und Geſchlechtern fehlt die Gallen-Blaſe gänzlich, und es behelfen ſich dieſelben daher bloß mit der Leber-Galle, welche bey ihnen durch den Leber-Gang und gemeinſchaftlichen Gallen-Gang in den beſtimmten Ort einfließt. Unterdeſſen läßt ſich über dieſen Mangel der Gallen-Blaſe nichts gewiſſes beſtimmen, man müßte denn annehmen, daß ſich derſelbe vornehmlich bey den kraut- und grasfreſſenden Thieren fände, weswegen ſie ſchon keine ſo ſcharfe Galle, als die Blaſen-Galle eigentlich iſt, von nöthen zu haben ſcheinen, welche jedoch bey den fleiſchfreſſenden Thieren, wegen der Fettigkeiten, die ſie alsdann zugleich mit genießen, erfordert würde.

Die eigentlichen Beſtandtheile der Galle ſind, auſſer einer großen Menge wäſſeriger Theilchen, auch viele öhlige, erdige und flüchtige, laugenſalzige, welche ver-

ſchieden und verhältnißmäßig unter einander gemiſcht und mit einander verbunden ſind, welches ſich theils aus ihrer brennbaren Eigenſchaft, theils aus der Erzeugung der Gallen-Steine, theils aus ihrer geſchwinden Fäulniß, beweiſen läßt. Man rechnet ſie daher zu den ſeifenartigen Säften des Körpers, deren Eigenſchaften man aus ihrer Wirkung und Nutzen, welchen ſie in dem Körper ſtiften, ſehr genau und deutlich abnehmen kann. Sie beſitzt nähmlich nicht nur die Kraft, alle grobe und zähe Theile des Nahrungs-Breyes (Chymus), welche im Magen noch nicht gehörig verdauet und gekochet worden ſind, ferner noch beſſer zu zertheilen, ſondern ſie widerſteht auch, vermöge der ihr ganz beſonders eigenen Bitterkeit, aller Säure, welche etwa von dem Genuſſe der Speiſen aus dem Pflanzen-Reiche entſtehen möchte. Hiernächſt iſt die Galle das Hülfsmittel, wodurch die fettigen und öhligen Theile der Speiſen mit den wäſſerigen in eine genaue Miſchung und Verbindung gelangen. Es hat auch die Galle eine reinigende Kraft, und es wird durch ſie aller Schmutz und Unreinigkeit, welche nach geſchehener Verdauung an der innern Fläche der Gedärme hängen bleibt, von ihnen gleichſam abgewiſchet und abgewaſchen. Endlich beſteht auch ihr Nutzen darin, daß ſie, vermöge einer ihr eigenen gelinden Schärfe, welches beſonders von der Blaſen-Galle gilt, die Gedärme reitzet, und ihre wechſelsweiſe zuſammenziehende und ausdehnende Bewegung vermehrt, und ſolcher Geſtalt die gehörige Leibesöfnung und den Stuhlgang befördert. Bey andern Thieren unterſcheidet ſich die Galle bisweilen an Farbe, an Geſchmacke, oder auch in Anſehung ihres Weſens ſelbſt, indem ſie bald bitterer und ſchärfer oder auch gelinder, bald hellgrüner, oder auch ganz ſchwarz und dunkel, bald dicker oder auch mehr wäſſerig und dünn, ausfällt.

Die verderbte Galle verurſachet beſchwerliche Krankheiten. Wenn ſie ſcharf und häufig iſt, zeuget

ſie

ſie Bauchgrimmen; wenn ſie flüchtig iſt, die Gallen-Sucht und Brech-Fieber; wenn ſie fett und oehlicht iſt, Ekel und brennende Schmerzen in den Gedärmen oder ganzem Leibe; wenn ſie dünn und wäſſerig iſt, den Bauch-Fluß; wenn ſie kleberig und dick iſt, Verſtopfungen.

Bey den Rindvieh-Seuchen, ſowohl derjenigen Art, welche mit einer Verſtopfung begleitet iſt, und wo die Eingeweide der daran crepirten Stücke ſich ganz verbrannt zeigen, hart, und von allen Säften entblößt ſind, als auch derjenigen, wo ſich die Krankheit mit einem ſtarken, heftig ſtinkenden, und öfters blutſtriemigen Durchfalle anfängt, welcher ſo lange dauert, bis das kranke Vieh entweder crepirt oder beſſer wird; in beyden Arten der Seuchen trifft man jederzeit bey dem daran crepirten Viehe, eine auſſerordentlich große Galle an; und es iſt ſolches ein untriegliches inneres Kennzeichen, daß das Vieh an der Seuche geſtorben, und dieſelbe anſteckend ſey. Die Urſachen dieſer Erſcheinung, und wie deshalb in dem Falle, wenn die fremden Vieh-Händler, zur Zeit graſſirender Vieh-Seuchen, die Verkürzung der Quarantaine verlangen, das Abſchlachten eines Stückes aus der die Quarantaine haltenden Heerde, und die Unterſuchung der in denſelben befindlichen Galle nothwendig ſey, werde ich in dem Art. Vieh-Seuche zeigen.

Die Aerzte reden von zweyerley Galle, der grünen, und ſchwarzen. Jene iſt die ſchon beſchriebene; dieſe aber, die ſchwarze Galle, atra bilis, iſt ein von der vorigen Galle unterſchiedener, brauner dicker Saft, welcher von dem Blute abgeſondert wird, ſich in den Neben-Nieren (Renes ſuccenturiati, Capſulæ atrabilariæ) befindet, und ein Merkmahl eines mürriſchen, verdrießlichen und zornigen Temperamentes iſt. Die Galle plaget ihn, ſagt man von einem mürriſchen Menſchen, deſſen dickes zähes Blut viele ſchwarze Galle abſondert.

Die Galle wird auch unter die vier Haupt-Temperamente gerechnet, und zwar das choleriſche der grünen,

das melancholiſche aber der ſchwarzen zugeeignet; daher von einem zornmüthigen Menſchen geſaget wird, daß er gallreich ſey, oder viel Galle habe; und von einem zornigen, daß ihm die Galle überlaufe. Siehe Temperament.

In den Apotheken wird unter andern aufgehoben und verkaufet: die Hecht Galle, Fel lucii piſcis; Hühner Galle, Fel gallinæ; Repphühner Galle, Fel perdicis; Ochſen oder Rinds Galle, Fel tauri. Von dem in der letztern ſteckenden oft ſehr koſtbaren Gallen-Steine, ſiehe den Art. Gallen-Stein.

Von dem Nutzen der Bären-Galle, wie auch der Galle von einem jungen Ziegenbock, inſonderheit aber von einem Ochſen oder einer Kuh, wieder die fallende Sucht, ſiehe Th. XI, S. 141. Vom Gebrauche der Bocks-Galle, zum Wegbringen der überflüſſigen Haare der Augenbraunen; ſiehe Th. III, S. 13.

Vom Nutzen der Schweins-Galle bey Dorn-Stichen, ſiehe Th. X, S. 438, und bey erfrornen Gliedern der Menſchen und Thiere, oben S. 279. Es wird dieſelbe auch in den Ohren-Geſchwüren mit Nutzen gebrauchet.

Inſonderheit iſt die Fiſch Galle als ein Mittel wieder die Augen-Gebrechen berühmt; ſie muß aber allemahl mit etwas gelindem, z. E. mit Honig oder Fenchel-Waſſer, verſetzet werden; ſiehe Th. III, S. 20, No. 14.

Ob man gleich nicht eigentlich weiß, von was für einem Fiſche die Galle geweſen iſt, welche der junge Tobias, auf Anrathen des Engels, zu Wiederherſtellung des Geſichtes bey ſeinem Vater gebraucht hat, (Tob 6, 10 und 11, 13 fgg.): ſo behaupteten doch zu allen Zeiten viele Naturforſcher und Aerzte, daß die Galle beſonders vom Hechte, oder auch von einem andern Fiſche, die weißen Flecken in der Hornhaut der Augen zu vertreiben, ſehr dienlich ſey.

In Paris will man unlängſt das Geheimniß, welches ehedem der Engel dem jungen Tobias entdeckt hat, die Blindheit durch eine Fiſch-Galle zu heben, von neuem erfunden haben. Die wahren Umſtände dieſer Begebenheit, welche in Paris ſehr viel Aufſehen gemacht hat, werden in No. 43 der Gazette ſalut.

lur. v. J. 1767, folgender Maßen erzählet. „Die Ehefrau des Herrn Baradelle, eines geſchickten Inſtrumentenmachers, kaufte auf der Straße von einem Fiſch-Händler etliche Barben. Bey dem Ausnehmen und der Zubereitung dieſer Fiſche, hat ſie ihr Sohn um eine Galle von denſelben, welche er zu Vermiſchung gewiſſer Farben probieren und gebrauchen wollte. Sie gab ihm ſolche, und ſagte, daß eben dieſe das heilſame Mittel geweſen ſey, wodurch ehemahls der junge Tobias ſeinem Vater wieder zum Geſicht verholfen habe. Ein Uhrmacher und Gehülfe des Herrn Baradelle hörte dieſes, und bat gleichfall um eine Galle von dieſen Fiſchen, um an ſeiner Schwiegermutter einen Verſuch damit zu machen. Dieſe hatte ſeit 6 Monathen hitzige Geſchwüre an den Augen gehabt bis ſich endlich ein weißer Fleck an denſelben geſetzt und eine völlige Blindheit verurſachet hatte. Ihr Schwiegerſohn drückte die erhaltene Fiſch-Galle in eine kleine Schale aus, und träufelte ihr, noch an demſelben Abend, mit der Spitze einer Feder etwas davon in die blind gewordenen Augen. Alsbald empfand ſie einen heftigen Schmerz darin, welcher aber nur eine halbe Stunde anhielt, worauf ihr viel Waſſer aus den Augen lief. Am folgenden Morgen wollte der Schwiegerſohn ſehen, was das Mittel für Wirkung gethan hätte. Die Augen waren von den dicken, aus denſelben ausgefloſſenen Feuchtigkeiten zugeklebt; nachdem er ſie aber mit gemeinem Waſſer aufgeweicht hatte, konnte die Kranke ſchon, beſonders mit dem einen Auge, in welches die meiſte Galle gekommen war, ziemlich deutlich ſehen. Er wiederhohlte demnach das Mittel noch an den zween folgenden Abenden, und in dieſer Zeit verlor ſich die Entzündung völlig. Die Augen erhielten ihre natürliche Farbe; die blind geweſene Frau ward wieder ſehend, ja, ſie bekam gleichſam ein neues, heiteres und geſtärktes Geſicht."

Berlin. Samml. 3. B. 5 St. S. 350, fgg.

Vom Nutzen der Galle der Fröſche im viertägigen Fieber, ſiehe oben, S. 177.

Aus der Hecht- und Aal-Galle, läßt ſich folgender Maßen eine ſehr gute Farbe bereiten, welche an ſtatt des Gallen-Steines, den die Farben-Händler verkaufen, als eine gelbbräunliche Farbe, welche in der Miniatur das Gummigutt ſehr wohl ſchattiert, gebraucht werden kann. Man läßt gedachte Gallen an einem warmen Ofen trocknen, löſet ſie nachher in reinem Waſſer auf, und zer-

queſcht

quetſcht ſie darin. Wenn die Galle im Waſſer völlig zergangen iſt, nimmt man alle Fäſerchen und Häutchen davon weg, und läßt endlich dieſes Waſſer in Gefäßen durch die Evaporation an der Sonne, oder an einem warmen Orte, trocknen.

Von dem Gebrauche der Galle zum Waſchen, Bleichen und Reinigung der Leinwand, ſ. unter Leinwand.

* * *

2. Figürlich. 1) Der Schwanz des Roth⸗Wildbretes bey den Jägern, weil derſelbe der Sitz der Galle ſeyn ſoll, daher er auch ſehr bitter iſt. 2) Unangenehme Empfindungen, und was dieſelben verurſachet. Das Volk mit Galle tränken, Jer. 9, 15. 3) Bitterkeit des Herzens, feindſelige zum Schaden geneigte Geſinnung. Honig im Munde, Galle im Herzen. Du biſt voll bitterer Galle, Apoſtelgeſch. 8, 23.

Galle, (Aal⸗) ſiehe oben, S. 747.
— (Acker⸗) ſiehe oben, S. 737.
— (Bären⸗) ſiehe oben S. 746.
— (Barben⸗) ſiehe oben, S. 747.
— (Blaſen⸗) ſiehe oben, S. 741.
— (Erd⸗) ſiehe Tauſendgüldenkraut.
— (Fiſch⸗) ſiehe oben, S. 746.
— (Fluß⸗) ſiehe oben, S. 716, fgg.
— (Froſch⸗) ſiehe oben, S. 747.
— (Glas⸗) ſiehe oben, S. 740.
— (Grüne) ſiehe oben, S. 745.
— (Hahnen⸗) ſiehe unter Hahn.
— (Harz⸗) ſiehe oben, S. 736.
— (Hecht⸗) ſiehe oben, S. 746 und 747.
— (Hühner⸗) ſiehe oben, S. 746.
— (Leber⸗) ſiehe oben, S. 741.
— (März⸗) } ſiehe oben, S. 737.
— (Naß⸗) }
— (Ochſen⸗) ſiehe oben, S. 746.
— (Regen⸗) ſiehe oben, S. 736.

Galle,

Galle, (Repphühnen=) } ſiehe oben, S. 746.
— (Rinds=)
— (Schwarze) ſiehe oben, S. 745.
— (Schweins=) ſiehe oben, S. 746.
— (Spat=) ſiehe oben, S. 716.
— (Stein=) ſiehe oben, S. 720, fgg.
— (Waſſer=) } ſiehe oben, S. 736.
— (Wind=)
— (Ziegenbocks=) ſiehe oben, S. 746.

Gallen=Blaſe, ein häutiges Gefäß im untern Theile der Leber, in welchem ſich die überflüſſige Galle verſammelt; ſiehe oben, S. 742.

An den Bienen wird das Säcklein im Leibe, worin ſie ihren Stachel tragen, (ſ. Th. IV, S. 481, f.) gleichfalls die Gallen=Blaſe oder Gift=Blaſe genannt.

Gallen=Blaſen=Stein, ſiehe Gallen=Stein.

Gallen=Fieber, L. Febris biliosa, dasjenige Fieber, welches von allzu vieler und ſcharf gewordener Galle entſteht, wenn ſich dieſelbe mit dem Blute vermiſchet, daſſelbe ſcharf macht, und die innern Häute der Blut=Gefäße reitzet; ſiehe Th. XIII, S. 300, fgg.

Es gibt auch epidemiſche Gallen=Fieber, dergleichen z. B. in Schleſien, im Monath Julius, Auguſt, und bis in die Mitte des Septembers des 1775ſten Jahres, geherrſcht haben. Nach den genauen breslauiſchen Witterungs=Beobachtungen, war in der erſten Hälfte des Junius die Witterung heiß und trocken. Auf 4 kühle Tage folgte eine Hitze, mit vielen Gewittern. Im Julius ſchmachtete jedermann vor Hitze, welche beſonders um das Ende des Monathes unerträglich und merkwürdig war. Im Auguſt zählte man 24 heiße Tage; und die Nächte waren auch ungewöhnlich warm. Die Wirkung einer ſo anhaltenden Hitze nun mußte auf den menſchlichen Körper beträchtlich ſeyn. Die Säfte mußten in Bewegung geſetzt, zertheilt und durch den Verluſt der flüchtigſten und dünnſten Theile verdickt werden.

Es mußten die öhligen und ſalzigen Theile deſſelben ſcharf werden, und eine gallichte Verderbniß derſelben erwecken, die zu einer vermehrten Abſonderung, und wiedernatürlichen Schärfe der Galle, Anlaß gaben. Zugleich mußten die feſten Theile des Leibes ſchlaff und matt werden, und zu einer verminderten Ausleerung der Schärfe durch die Leibesöffnung und Urin Wege Gelegenheit geben. So lange noch der durch die Hitze verurſachte Schweiß ununterbrochen fortging, konnte ſich die Galle im Blute nicht ſo ſehr anhäufen, daß ſie die Geſundheit geſtört hätte; ſo bald aber die verführeriſche Luſt zur Abkühlung durch leichte Kleidung oder kaltes Trinken, den Schweiß zurück trieb, legte die gallichte Schärfe ſich zum Theil in dem Magen und in den Gedärmen an, zum Theil häufte ſie ſich in der Maſſe des Blutes dermaßen an, daß ſie die Kräfte des Umlaufes zur Erregung eines Gallen-Fiebers reitzte. Und dieſes iſt die Entſtehung der ſo gewöhnlichen Gallen-Fieber, welche gewiß den vierten Theil der Krankheiten des menſchlichen Geſchlechtes ausmachen.

Die Erfahrungen der Aerzte, von Hippokrates an, bis auf unſere Zeiten, beſtätigen einmüthig, daß man unfehlbar nach einer großen Hitze Gallen-Fieber, Gallen-Krankheiten und Ruhren erwarten und vorher ſagen könne; und die Gallen-Fieber ſowohl, als die Ruhr, welche, in vorgedachter Gegend, die Monathe Julius, Auguſt und September durch ihre Epidemie ſo ſehr auszeichneten, hatten auch nichts anders als die heiße Witterung deſſelben Sommers, zur Urſache. Sie waren in den meiſten Gegenden Schleſiens gemein, und äuſſerten ſich durch die gewöhnlichen Zufälle des Fiebers, als: Froſt und brennende Hitze, welche beſonders in den erſten Tagen der Krankheit ſehr heftig war. Zugleich waren faſt allemahl ein bitterer Geſchmack, Ekel, und eine unreine mit gelblichem Schleim überzogene Zunge, als die Kennzeichen einer gallichten Verunreinigung des

Magens

Magens und der Gedärme, zugegen. In vielen Fällen entledigte ſich die Natur von dieſer gefährlichen Schärfe, durch das Erbrechen und den freywilligen Durchfall; in den meiſten aber kam, oder mußte vielmehr die Kunſt der Natur zuvor kommen, und alsdann lieſſen die fieberhaften Zufälle gewiſſe Stunden auch wohl ganze Tage nach, und veränderten ſich in all- oder dreytägige kalte Fieber, welche endlich, nach vorangeſchickten Ausleerungen, entweder durch kritiſche Schweiße, oder, wenn dieſe nicht hinlänglich waren, durch das gewöhnliche Fieber-Mittel, gehoben wurden.

Diejenigen, welche den Anfang der Krankheit nicht achten, oder ſchweißtreibende Mittel brauchen, und ſich dabey zu heiß halten, oder die Hülfe der Natur durch Mittel, die das Brechen und den Durchlauf anhalten, ſtören, oder den Schweiß hintertreiben, fallen entweder in eine Entzündung der Gedärme, oder in langſam abzehrende Fieber, welche insgemein tödlich werden.

Gegen eine ſo gewöhnliche Krankheit, vor der wir keinen Sommer ſicher ſind, eine Heilungsart bekannt zu machen, iſt, meines Erachtens ein Gegenſtand von Wichtigkeit und Nutzen, beſonders, da dieſe Krankheit den hülfloſen Theil des menſchlichen Geſchlechtes, das Landvolk, am meiſten befällt.

Der Haupt-Endzweck der Cur, iſt die Verdünnung, Einwickelung und Ausleerung der Galle. Hierzu kann ich kein einfacheres und wohlfeileres Getränk, als das abgekochte Waſſer von Gerſten Graupen, vorſchlagen. Man nimmt eine Handvoll Gerſten-Graupen, kocht ſie eine Stunde lang mit 4 Quart Waſſer, und gießt, weil es einkocht, von Zeit zu Zeit etwas nach. Wenn dieſes Getränk kalt geworden iſt, thut man 8 Eßlöffel voll Wein-Eſſig, oder, in deſſen Ermangelung, 12 Eßlöffel voll Bier-Eſſig hinzu, und läßt es den Kranken oft, und in kleinen Portionen, den Tag über trinken. Wenn der Patient dieſes Getränkes überdrüſſig wird, läßt man

2 Hän-

2 Händevoll friſchen Sauerampfer mit 4 Quart Waſſer eine Viertelſtunde lang kochen, und dieſes ihn, abgekühlt, trinken. Je mehr der Kranke davon trinkt, deſto kürzer währt die Krankheit.

Wenn große Uebelkeiten und eine Neigung zum Brechen ſich einfinden, iſt ein geringes Brech-Mittel das geſchwindeſte Hülfsmittel, den Magen zu reinigen. In dieſer Abſicht gibt man ½ Quent fein pulveriſirte Brech-Wurzel (Ipecacuanha), welche kurz vor dem Gebrauche zu Pulver geſtoßen werden muß, und läßt, ſo bald ſich die Neigung zum Brechen äuſſert, lauliches Waſſer mit Honig verſüßt, oder worin man etwas Butter hat zergehen laſſen, oder Kamillen-Thee, häufig und ſo lange zwiſchen dem Brechen trinken, bis das getrunkene Waſſer keinen fremden Geruch mehr ſpüren läßt. In Fällen aber wo keine Neigung zum Brechen vorhanden iſt, oder wo man die Brech-Mittel nicht ohne Gefahr geben darf, als: bey Schwangern, Kindbetterinnen, oder bey Perſonen, die mit Blutſtürzen, oder einem Bruche, oder Zufällen am Kopfe, beſchwert ſind, gibt man um den andern Tag ⅔ eines Quentes fein geſtoßene Rhabarber mit einer Meſſerſpitze voll gereinigten Salpeter, welches man nach 6 Stunden wiederhohlen kann, woſern das erſte nicht ſeine Wirkung thut. In der Zwiſchenzeit, und auch während der Wirkung der Rhabarber, und nach dem Brechen, gibt man dem Patienten, die ganze Krankheit hindurch, alle zwey Stunden 2 Eßlöffel voll nachſtehender Salz-Mixtur.

Man gießt auf 4 Loth Weinſtein-Rahm (*Cremor tartari*), 1 Nößel kochendes Waſſer, und läßt beydes eine Viertelſtunde lang, unter beſtändigem Umrühren, kochen. Alsdann nimmt man es vom Feuer, ſchüttet eine Meſſerſpitze voll reine Pottaſche hinein, und rührt es um. Es brauſet zwar heftig auf, allein man darf ſich daran nicht kehren, ſondern, wenn das Aufbrauſen vorbey iſt, nur wieder

eine

eine Meſſerſpitze voll Pottaſche hinein thun, es umrühren, und damit ſo lange fortfahren, als ſich nach der Beymiſchung der Pottaſche ein Aufbrauſen zeigt. Brauſet es nicht mehr davon auf, ſo iſt es fertig. Es iſt aber hierbey zu merken, daß die Vermiſchung der Pottaſche mit der Auflöſung des Weinſtein=Rahmes in einem weiten und großen Gefäße geſchehen muß, weil ſonſt die aufbrauſende Maſſe überlaufen würde.

Dieſe Mixtur nun muß mit dem im Waſſer unaufgelöſet gebliebenen weißen Pulver gebrauchet, und deswegen allemahl bey dem Gebrauche wohl umgerühret werden.

Dieſe Cur wird ſo lange fortgeſetzt, bis der bittere Geſchmack verſchwunden, und das Gallen=Fieber in ein all= oder dreytägiges kaltes Fieber übergegangen iſt. Alsdann wird das in dieſen Fiebern unfehlbare Mittel, die China=Rinde, gereichet, deren Gebrauch aus Th. XIII, S. 287, f. zu erſehen iſt.

Nur ſelten findet bey den Gallen=Fiebern der Aderlaß Statt; ſind es indeſſen junge vollblütige Perſonen, und Patienten, deren Puls ſehr heftig ſchlägt, die ſchwer und geſchwinde Athem hohlen, und eine auſſerordentlich heftige und mit Phantaſieren (Faſeln) verknüpfte Hitze haben: alsdann iſt ein einziger Aderlaß zureichend. In den meiſten Fällen aber iſt, und beſonders bey dem arbeitſamen Landmanne, der täglich im Schweiße zerflieſen möchte, die Vollblütigkeit nicht gefährlich. Das Phantaſieren iſt ein gewöhnlicher Zufall der erſten Periode dieſer Krankheit, wieder welchen ein Senf=Pflaſter auf die Waden gelegt, oder 10 bis 12 Blut=Egel an die Schläfe oder in das Genicke geſetzt, anzurathen ſind.

16. St. der Oekon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien, v. J. 1776, S. 122, fgg.

Ein faulendes Gallen=Fieber, Febris bilioſa putrida, welches von verdorbenen, faulenden, inſonderheit gallichten Materien im Magen, in den Gedärmen, in den Eingeweiden des Unterleibes, oder von ſolchen, die ſchon in das Blut übergegangen ſind, ſeinen Urſprung nimmt, meldet ſich einige Tage vorher mit gro-

ßer Mattigkeit, mit Kopf- Lenden- und Knie-Schmerzen, übeln Athem vor Mittage, Mangel des Appetits, und unruhigem Schlafe an. Zuweilen geht nur ein auſſerordentlich ſtarker Kopfſchmerz, ohne alle andere Zufälle, einige Tage vorher. Hierauf folgt ein Schauer, und nach dieſem eine ſcharfe und trockne Hitze. Der Puls, welcher unter dem Schauer klein und geſchwinde iſt, erhebt ſich in der Hitze, und iſt oft ſehr ſtark; hat aber nicht die Härte, wie in den Entzündungs-Fiebern, wofern nicht, wie zuweilen geſchieht, das faulende Fieber mit einem ſolchen vergeſellſchaftet iſt. In dieſer Zeit iſt der Kopf-Schmerz gemeiniglich ſehr heftig: der Kranke hat faſt beſtändig Ekel, ja auch zuweilen ein Erbrechen; er verwandelt ſich, hat übles Aufſtoßen, bittern Geſchmack im Munde, und läßt wenig Urin. Dieſer Zuſtand der Hitze dauert viele Stunden, zuweilen die ganze Nacht. Vor Mittage mindert ſich die Hitze ein wenig, und der Puls iſt weniger, obgleich noch immer fieberhaft; und ob ſich gleich der Kranke etwas leidlicher befindet, ſo iſt er doch ſehr entkräftet. Die Zunge iſt weiß und unrein, wie auch die Zähne; und der Athem riecht übel. Die Farbe, Menge und Beſchaffenheit des Urins iſt ſehr veränderlich. Einige Kranke ſind verſtopft; einige gehen oft, mit wenig Abgange und ohne Erleichterung, zu Stuhle. Die Haut iſt zuweilen trocken, zuweilen dunſtet ſie aus, ohne einige Beſſerung des Kranken. Das Fieber erneuert ſich täglich, und oft ohne eine gewiſſe Zeit zu halten. Auſſer der großen Verſchlimmerung, die bey allen Kranken bemerkt wird, haben einige auch noch oft kleinere.

Wenn die Krankheit ſich ſelbſt überlaſſen, oder ſchlecht behandelt wird, oder wenn ſie, wie nicht ſelten geſchieht, der Hülfe der Kunſt ſpottet, ſo vermehrt ſich das Fieber; die Verſchlimmerungen kommen öfter, unordentlicher, und dauern länger; es gibt keine gute Zwiſchenzeiten; der Bauch ſpannet ſich, wie eine Blaſe;

ſe; es kommen Phantaſien hinzu; der Leib entledigt ſich ohne Wiſſen des Kranken; der Patient will nicht einnehmen, redet beſtändig, und ſein Puls iſt geſchwinde, klein und unordentlich. Zuweilen zeigen ſich auf der Haut, beſonders am Halſe, am Rücken und auf der Bruſt, kleine braun und blaue Flecken; alles, was aus dem Körper weggeht, hat einen heftigen Geſtank; es kommen convulſiviſche Bewegungen, inſonderheit im Geſichte, hinzu; der Kranke kann nur auf dem Rükken liegen, und ſinkt unvermerkt nach den Füßen des Bettes nieder; er greift auf dem Bette und in die Luft; der Puls wird ſo klein und geſchwinde, daß man ihn kaum fühlen und nicht zählen kann; die Angſt ſcheint unausſprechlich zu ſeyn; der Elende iſt mit Angſt=Schweiße bedeckt; die Bruſt wird voll, und der Tod tritt hinzu.

Wenn die Krankheit nicht ſo heftig iſt, oder gehörig behandelt wird, und die Arzeneyen anſchlagen, ſo bleibt dieſelbe einige Tage ſo, wie in ihrem anfänglichen Zuſtande, ohne weder ſchlimmer, noch beſſer zu werden; und an ſtatt daß ſich nachher die oben beſchriebenen Kennzeichen des ſchlimmen Zuſtandes einfinden ſollten, fangen vielmehr alle Zufälle an, ſich zu vermindern. Die Verſchlimmerungen dauern nicht ſo lange, und ſind minder heftig; der Kopf=Schmerz iſt erträglicher; die Leibesöffnung kommt nicht ſo oft, aber reichlicher, und ſchaffet Erleichterung; der Urin fließt häufig, ob er gleich immer noch veränderlich bleibt; es kommt ein wenig Schlaf, der ruhiger iſt; die Zunge reinigt ſich, und die Geneſung nimmt täglich zu.

Dieſe Krankheit hat keine gewiſſe Gränzen weder in Abſicht der Geneſung, noch des Todes. Wenn ſie ſehr heftig iſt, oder ſchlecht behandelt wird, ſo folgt zuweilen am neunten Tage der Tod; zuweilen am 18ten, am 20ſten, manchmahl wohl erſt, nach abwechſechſelnder Beſſerung und Verſchlimmerung, am vierzigſten. Iſt

ſie leicht, ſo endigt ſie ſich zuweilen, nach den erſten Ausführungen, in wenig Tagen mit der Geneſung. Es gibt Kranke, welche erſt nach 6 Wochen, und wohl noch ſpäter, auſſer Gefahr ſind. Allein, es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe ſo langwierige Krankheiten oft größten Theils von der Cur-Art herrühren, und daß ordentlicher Weiſe ihr Ausgang zwiſchen dem 14ten und 30ſten Tage beſtimmt ſeyn muß.

Bey der Cur dieſer Krankheit iſt Folgendes zu beobachten. 1) Wenn eine Entzündung vorhanden iſt, welches man aus der Stärke und Härte des Pulſes, und aus dem Temperamente des Kranken ſchließt, wenn er ſtark und robuſt iſt, oder wenn er ſich durch Strapazen, in heißer Luft, dnrch hitzige Speiſen oder Getränke, Wachen und Ausſchweifungen erhitzt hat: ſo muß er Blut laſſen, und dieſes wohl gar, wenn es nöthig iſt, nach einigen Stunden wiederhohlen. Es pflegt aber ſelten eine Entzündung dabey zu ſeyn, und es würde alsdann der Aderlaß ſchädlich ſeyn. 2) Der Patient muß die für hitzige Krankheitrn vorgeſchriebene Diät (ſ. Th. XIII, S. 298, f.) beobachten; und ob gleich der Leib offen, ja wohl gar ein kleiner Durchfall vorhanden iſt, muß er dennoch täglich ein Klyſtier haben. Sein beſtändiges Getränk muß Gerſten-Waſſer mit Weinſtein-Rahm ſeyn. Man kocht nähmlich 4 Loth Gerſte und 2 Quent Cremor tartari ſo lange mit $2\frac{1}{2}$ Quart Waſſer, bis die Gerſte zerplatzt iſt, und ſeihet es durch. Noch beſſer iſt es, wenn man, an ſtatt der Gerſte, 8 Loth Hundsgras- (Quecken-) Wurzel mit 2 Quent Weinſtein-Rahm $\frac{1}{2}$ Stunde lang mit 5 Nößel Waſſer kochet und durchſeihet. Zum beſtändigen Getränke kann auch Limonade genommen werden. 3) Wenn der Kranke von dergleichen Getränken 2 Tage reichlich getrunken hat, und der Geſchmack im Munde noch übel, auch ſtarke Neigung zum Erbrechen vorhanden iſt, löſet man 6 Gran gemeinen Brech-Weinſtein (Tartarus emeticus) in

in $1\frac{1}{2}$ Pfund laulichen Waſſer auf, und läßt den Kranken davon alle halbe Viertelſtunden ein Glas, oder ungefähr 6 Loth am Gewichte, trinken. Weil aber dieſe Arzeney ein Brechen verurſachet, ſo muß ſie nicht eher genommen werden, als bis man ſicher iſt, daß kein Umſtand das Erbrechen verbiethe. Wenn nach den erſten Gläſern ein heftiges Brechen erfolgte, müßte man nicht mehr davon eingeben, und nur eine ſtarke Menge lauliches Waſſer zu trinken verordnen. Erfolgt kein Erbrechen, oder nur ſehr wenig, ſo wird der Gebrauch der Arzeney fortgeſetzt. Man kann auch, an ſtatt des Brech-Weinſteines, 35 Gran gepülverte Ipecacuanha nehmen, und zwiſchen den Wirkungen viel lauliches Waſſer nachtrinken; doch iſt das erſte Mittel in ſchweren Fällen vorzuziehen. Uebrigens aber muß, wo eine Entzündung vorhanden iſt, keines von beyden gebraucht werden, weil es alsdann ein wahres Gift ſeyn würde; ja, wenn auch gleich keine Entzündung vorhanden, das Fieber aber doch ſehr ſtark wäre, muß man die Brech-Mittel nicht geben. Die rechte Zeit des Gebrauches derſelben, iſt die, nach den Verſchlimmerungen, wenn ſich das Fieber um vieles gemäßigt hat. Der Brech-Weinſtein purgiert gemeiniglich noch nach, wenn das Erbrechen vorbey iſt; die Ipecacuanha thut dieſes ſelten. Wenn das Erbrechen geendigt iſt, gibt man dem Kranken ſein gewöhnliches, oben beſchriebenes Getränk wieder, aber keine Fleiſchbrühen, ob man gleich ſagen möchte, daß nun der Leib gereinigt wäre. An den folgenden Tagen verfährt man eben wieder ſo, wie an den erſten, nur ohne Blut zu laſſen. Weil es aber ſehr nöthig iſt, den Leib offen zu erhalten, ſo muß der Kranke alle Tage eine Abführung nehmen. Man gießt, in dieſer Abſicht, auf 6 Loth Tamarinden 1 Nößel kochendes Waſſer, läßt es ein Par Minuten zuſammen kochen, und gießt es durch. Dieſes iſt die Arzeney für jeden Tag. An ihrer Statt könnte man auch, weil es wohlfeiler

wäre, täglich nur $1\frac{1}{2}$ Gran Brech=Weinſtein, in 5 bis 6 Taſſen, oder in 30 bis 36 Loth Waſſer auflöſen, und davon, von früh an, alle zwo Stunden eine Taſſe voll, oder 6 Loth, trinken laſſen. Iſt aber das Fieber heftig, ſo verdient der Tamarinden=Trank den Vorzug. 4) Wenn nach der Wirkung des Brech=Mittels das Fieber anhält, der Abgang bey der Leibesöffnung faulend bleibt, der Leib ein wenig geſpannt bleibt, und der Urin ſparſam fließt: ſo muß alle zwo Stunden eine Taſſe voll Flieder=Thee gegeben werden, wo in 2 Loth deſſelben 2 Loth Eſſig=Meth von Meer=Zwiebeln (Oxymel ſquilliticum) aufgelöſet ſind. Dieſe Arzeney thut der Fäulniß Einhalt, und mindert das Fieber. Bey dringender Noth gibt man dieſes Mittel alle Stunden. 5) Wenn, dieſer Beyhülfe ungeachtet, das Fieber fortdauert, und das Gehirn nicht frey iſt, ſondern der Kranke über heftiges Kopfweh klaget, und unruhig iſt, muß man an die Waden Blaſen=Pflaſter von ſpaniſchen Fliegen legen, und die Stellen, ſo lange als möglich iſt, eitern laſſen. 6) Bey ſehr ſtarkem Fieber muß der Kranke ſchlechterdings nicht ſpeiſen. 7) Wenn das Brech=Mittel nicht Statt findet, muß man, zwey Tage hinter einander, des Morgens, drey Stunden aufeinander, alle Stunden 1 Quent Weinſtein=Rahm geben, welches einige Mahl von unten gallichte Unreinigkeiten abführt, wovon das Fieber ſich mindert, und die Heftigkeit der Krankheit mächtig gebrochen wird. Dieſe Arzeney wird in denen Fällen, wo das allzu heftige Fieber das Brech=Mittel verbiethet, mit gutem Erfolge gebrauchet; und man muß ſich allezeit damit begnügen, wenn es die Umſtände ungewiß machen, ob das Brech=Mittel dienlich ſey, welches man auſſerdem auch in ſehr vielen Fällen entbehren kann. 8) Wenn die Krankheit um vieles gemindert iſt, wenn die Verſchlimmerungen ſchwach ſind, und das Fieber einige Stunden ausbleibt, müſſen die purgirenden Arzeneyen nicht mehr täglich verordnet, ſondern nur das beſtän=

beſtändige Getränk fort gebrauchet, und alle zwey Tage, vor Mittage, zwo Stunden hinter einander, jedes Mahl 1 Quent Cremor tartari genommen werden, wodurch allen übeln Folgen der Krankheit am beſten vorgebeuget wird. 9) Wenn das Fieber den größten Theil des Tages ausbleibt, die Zunge gut, und der Kranke wohl gereinigt iſt, gleichwohl aber doch täglich ein Fieber=Anſtoß wiederkommt: ſo muß man täglich in der Zwiſchenzeit beyder Anfälle vier Mahl 1 Quent China=Rinde nehmen, und damit einige Tage continuiren. Wer dieſe Rinde nicht haben kann, oder dieſelbe verabſcheuet, der kann zwiſchen den Anfällen, in vier gleich abgetheilten Zeiten, 4 Gläſer, oder jedes Mahl 6 Loth, von einem bittern Kräuter=Thee trinken, welcher aus gleichen Theilen, der Spitzen von Gamanderlein, klein Tauſendgülden=Kraut, Wermuth und Kamillen, von jedem eine Hand=voll, mit reichlich 3 Pfund heißem Waſſer gezogen, und, nachdem es erkaltet, durch Leinwand gedrückt, zubereitet worden. 10) Weil in dieſer Krankheit die Verdau=ungs=Werkzeuge ſehr gelitten haben: ſo muß man lange Zeit, ſowohl in der Art, als auch Menge der Speiſen, behutſam ſeyn, und, ſo bald es die Kräfte erlauben, die Leibes=Uebung zu Hülfe nehmen, damit man der Gefahr, in eine auszehrende Krankheit zu verfallen, vorbeuge.

Von dem faulenden Fieber, welches eine Fäulniß in den Verdauungs=Wegen, beſonders der Galle, zum Grunde hat, haben uns zwey vortreffliche Schriftſteller dreyerley Arten, nebſt ihren Curen, beſchrieben, deren Gegeneinanderhaltung den vollkommenen Begriff von demjenigen an die Hand gibt, was die Kunſt in dieſer gefährlichen Gattung von Krankheiten bisher entdeckt hat. In dem Vorhergehenden habe ich die Beſchreib=ung und Cur dieſer Krankheit, ſo wie ſie ſich gemeiniglich im Lande zu äuſſern pflegt, nach der Vorſchrift der Herren Tiſſot und Unzer mitgetheilt. Bey dieſer Cur kam alles darauf an, der Entzündung, wenn eine

vorhanden war, durch Blutlaſſen zu begegnen, die Verdauungs=Wege von der Gallen=Schärfe und Fäulniß, durch Brech=Mittel, Rhabarber und Weinſtein=Rahm, zu reinigen, das Fieber durch dienliche Mittel zu heben, im ſchwachen Zuſtande, wo das Gehirn angegriffen iſt, durch Blaſen=Pflaſter daſſelbe zu befreyen, und endlich mit der China=Rinde, ſo bald es der Zuſtand des Kranken erlaubt, dem traurigen Schauſpiele ein Ende zu machen. Eben dieſelben Maßregeln wird man in dem Verfahren des Hrn. Pringle wahrnehmen, welcher uns dieſes faulende Fieber, ſo wie es bey einer Armee im Felde und in den Lagern ſich zu offenbaren pflegt, und ſo, wie es ſich äuſſert, wenn das Lager in ſumpfigen Gegenden, wo faulende Dünſte die Luft verunreinigen, ſteht, beſchrieben, und aus einer großen Menge von Verſuchen die beſten Regeln der Cur hergeleitet hat. Das faulende oder Gallen=Fieber, welches bey einer Armee, die auf trocknem Boden ſteht, zu graſſiren pflegt, nennt Hr. Pringle das Lager=Fieber; dasjenige aber, welches die Soldaten in dumpfigen und ſumpfigen Lagern beſchweret, das Sumpf=Fieber. Ich werde dieſe Benennungen beybehalten.

Das Lager=Fieber fängt ſich mit Schauer, Müdigkeit, Kopfweh, Schmerzen in den Füßen, und einer Unordnung im Magen, an. Die Verſchlimmerungen kommen in der Nacht mit ſtarker Hitze und großem Durſte, dürrer Zunge, heftigem Kopfweh, Schlafloſigkeit und Phantaſien, Gegen Morgen erleichtert ein unvollkommener Schweiß alle dieſe Zufälle, die aber am Abend, ohne neuen Schauer, wieder zunehmen. So verwandelt ſich die Krankheit täglich durch vormittägigen Nachlaß und Abend=Verſchlimmerungen ſo lange, bis nach und nach das Fieber entweder völlig anhaltend und hitzig, oder zum Wechſel=Fieber wird. Bisweilen vertreibt ein kleiner Durchlauf die Anfälle, und erſetzt die Stelle der Schweiße; zuweilen wechſeln die Verſchlim-

ſchlimmerungen um den andern Tag, und geben der Krankheit das Anſehen eines dreytägigen Fiebers. In den erſten drey Tagen findet bey einigen gar kein Nachlaß Statt, zumahl wenn das reichliche Blutlaſſen verſäumt worden iſt. Das Naſen-Bluten in der ſtärkſten Verſchlimmerung beſchleuniget den Nachlaß, und macht ihn vollkommener. Eben dieſes bemerkt man nach dem Brechen und Purgieren. Doch pflegt keine natürliche Ausführung eine vollſtändige Cur zu bewerkſtelligen, wenn es nicht etwa eine hinzu kommende Gallen-Ruhr (wovon ich weiter unten in einem beſondern Artikel handeln werde,) iſt. Nach dem erſten Anfalle geht vor der Verſchlimmerung ſelten ein Schauer vorher. In den Anfällen iſt der Puls allezeit voll und geſchwinde, und auch in den guten Zwiſchenzeiten behält er noch etwas Febriliſches. Das Blut hat, ſo gar im Anfange der graſſirenden Krankheit, einige Zeichen von Entzündung; gegen den Winter aber bekommt es die Haut, welche bey den Entzündungen gemein iſt, weil zu ſolcher Zeit, mit den andern Zufällen, Seitenſtechen, rheumatiſche Schmerzen oder catarrhaliſche Huſten vergeſellſchaftet ſind. Ueberhaupt ſind die Zufälle des gallichten Fiebers am häufigſten, ſo lange das Wetter warm bleibt; ſo wie aber der Winter heran nahet, behalten die Kennzeichen der Entzündungs-Fieber die Oberhand. Der Urin iſt roth, doch ſtark gefärbt, bis ſich das Fieber in ein Wechſel-Fieber verwandelt. Die durch das Erbrechen oder den Stuhlgang weggehenden Materien ſind insgemein faulend und gallicht. Der Leib iſt oft vor und in der Krankheit verſtopft, und ſodann hart anzufühlen und mit Blähungen erfüllt. Obgleich nicht alle Kranke ſich wirklich erbrechen, ſo empfinden ſie doch alle eine Uebelkeit, beſonders bey heißem Wetter. Oft gehen Würmer von unten und oben ab, und ſolche Perſonen haben ein hartnäckigeres Kneipen und Magen-Schmerzen. Sie empfinden auch oft Seitenſtiche, welche durch keinen

Aderlaß gelindert werden, weil ſie blos von Blähungen ihren Urſprung nehmen. Einige Kranke bekommen eine gelbe Haut, welcher Zufall weder ein gutes noch ſchlimmes Zeichen iſt. Die Dauer der Krankheit iſt ungewiß; und da ſie keine Criſis hat, ſo iſt ihr beſter und gewöhnlichſter Ausgang der, wenn ſie ſich in ein Wechſel-Fieber verwandelt, wogegen es immer gefährlich iſt, wenn ſie ganz anhaltend und bösartig wird, welches zu geſchehen pflegt, wenn ſie im Anfange vernachläſſigt worden iſt, oder wenn die Kranken im Lazarethe zu dicht zuſammen geſtecket werden.

Nach den heißen Sommern ſind dieſe Gallen-Fieber bey den Armeen häufiger und heftiger, als nach mäßig warmen. Die Zeit, da ſie ſich eigentlich offenbaren, iſt das Ende des Sommers und der Anfang des Herbſtes.

In eben derſelben Jahrszeit eräugnen ſich bey dem Heere, welches in ſumpfigen Gegenden campiert, diejenigen ſchlimmern Arten von Gallen-Fiebern, welche Pringle mit dem Nahmen der Sumpf-Fieber beleget. Alle feuchte Länder veranlaſſen Wechſel-Fieber, welche aber, wenn die Feuchtigkeit rein iſt, eine regelmäßige Ordnung drey- oder viertägiger Fieber halten, und leicht zu curiren ſind. Wenn aber die Feuchtigkeit von lange ſtillſtehendem Waſſer, worin Pflanzen, Fiſche und Inſecten verfault ſind, entſteht, ſo verurſachen dieſe faulenden Dünſte gefährliche Fieber, die, wenn ſie auch anfänglich zu wechſeln ſcheinen, doch bald anhaltend werden, und die Natur der faulen und bösartigen Fieber annehmen.

Dieſe ſumpfige Gallen-Fieber offenbarten ſich den Beobachtern auf folgende Weiſe. Die Leute wurden entweder auf einmahl mit einer brennenden Hitze und heftigen Kopfſchmerzen befallen, oder es gieng ein kleiner kurzer Schauer vorher. Bey der Hitze war Durſt, Schmerzen im Rücken und in den Beinen, große Müdigkeit und Unruhe, Ekel, Uebelkeit oder Magenſchmerz, der mit einem Erbrechen von grün und gelber, wiederig riechender Galle begleitet war. Der Puls war, nach dem erſten

erſten Anfalle, gemeiniglich niedergedruckt (depreſſus), erhob ſich aber nach dem Blutlaſſen. Einigen ward der Kopf ſo jähling und heftig angegriffen, daß ſie ohne vorhergängige Beſchwerden auf eine wilde Art umher liefen, und für unſinnig gehalten wurden, bis die Linderung des Anfalles durch einen Schweiß und ſeine periodiſche Wiederkunft die wahre Beſchaffenheit des Uebels entdeckte. Mehrentheils war nach den Anfällen der Zuſtand der Kranken noch immer fieberhaft. Diejenigen, bey denen ſich in den Zwiſchenzeiten das Fieber einige Stunden völlig legte, befanden ſich in keiner ſo großen Gefahr, ob ſie gleich im Anfange eben ſo heftig raſeten. Von den erſten bekamen einige um den neunten Tag critiſche Schweiße, worauf die Krankheit ein reguläres Wechſel-Fieber wurde. Einige wenige hatten eine Criſe durch den Urin oder Stuhlgang; einige lagen drey Wochen im anhaltenden Fieber, ohne merklichen Nachlaß, worauf es ſich mit einigen alltäglichen Paroxyſmen endigte. Dieſe Leute lagen, die ganze Krankheit über, in einem gelinden Schweiße. Die triefenden Schweiße hatten allezeit einen faulenden Geruch, und der Ausfluß von den Blaſen-Pflaſtern gab einen unausſtehlichen Geruch. Von denen, die ſich im Anfange der Krankheit erbrachen, gingen einigen mit der Galle, von oben und unten, Würmer ab. Vor dem Tode hatten die Kranken ſchon einige Tage einen Leichen-Geruch, und gleich nach dem Tode zeigten ſich ſchwarzrothe Flecken und andere Zeichen des Brandes. Einige von denen, die gleich anfangs plötzlich zu raſen anfingen, ſind nach überſtandener Krankheit epileptiſch geblieben, und überhaupt ſind die meiſten Geneſenen häufigen Rückfällen von kalten Fiebern ausgeſetzt geweſen. Die ſtinkenden Nebel, welche des Morgens über dem Lande ſchwebten, ſchienen die nächſte Veranlaſſung zum Ausbruche dieſer Krankheit zu ſeyn.

Die häufigen Rückfälle dieſer Fieber waren, ob ſie gleich nur die Geſtalt der Wechſel-Fieber hatten, ſehr hartnäckig und irregulär, zumahl, da ſich bey vielen eine Verſtopfung der Eingeweide, worauf die Gelb- oder Waſſer-Sucht folgte, oder auch eine Geſchwulſt der Füße, oder die Trommelſucht eräugnete, ohne daß man ſolches bey denen, die keine China-Rinde gebraucht hatten, weniger hätte bemerken ſollen, als bey denen, die ſie gebraucht hatten.

An dem Sumpf-Fieber ſelbſt ſtarben vergleichungsweiſe nur ſehr wenige. Die Gefahr deſſelben und der Rückfälle war während dem heißen Wetter am größten; gegen das Ende des

Herbſtes war ſie ſchon geringer, und, als ſich das Froſtwetter einſtellte, am allergeringſten.

Obgleich dieſe beyde jetzt beſchriebene Arten von Fiebern offenbar von einer Fäulniß der Säfte, und beſonders der Galle, herrühren, mithin, ihrer Natur nach, nicht eigentlich Entzündungs-Krankheiten ſind: ſo werden ſie doch bald, von der Heftigkeit der Paroxysmen, inflammatoriſch. Denn es iſt leicht zu begreifen, daß eben dieſelbe Urſache, ſie ſey auch welche ſie wolle, die eine ſo brennende Hitze, Naſenbluten, heftige Kopf-Schmerzen und Raſerey verurſachet, öfters auch vermögend ſeyn müſſe, Entzündungen hervor zu bringen. Daher ſind die Gallen-Fieber in ihrer größten Wuth allezeit von der vermiſchten Natur der faulenden und Entzündungs-Fieber, auf welchen Umſtand man bey der Cur ganz beſonders ſehen muß. Wenn aber bey dem Abſchiede des Herbſtes das Wetter kühl wird, ſo iſt die Urſache der Fäulniß und Erregung der Galle geſchwächt, da denn das Fieber, deſſen Anfälle mäßiger werden, insgemein mit wenig oder gar keiner Entzündung begleitet iſt, und reguläre Paroxysmen mit völlig guten Zwiſchenzeiten hat.

Die Cur des Lager-Fiebers kommt, ehe es anhaltend wird, auf die nöthigen Abführungen und auf den Gebrauch der Mittel-Salze und Fieber-Rinde an. Gleich anfangs muß man, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ein- auch wohl mehrmahl Blut laſſen. Die nachlaſſenden Fieber im Frühlinge und im ſpäteren Herbſte, ſind mit Seitenſtichen, Rheumatismen und andern Entzündungen vergeſellſchaftet, und erfordern um deswillen, mehr Blut zu laſſen, als in den andern Jahrszeiten. Die Ader kann, gleich ſicher, in der Zeit des Nachlaſſes, oder im ſtärkſten Paroxysmus, geöffnet werden; nur muß man dazu die Zeit wahrnehmen, da der Kranke nicht im Schweiße liegt. Nach dem Aderlaß iſt ein Brech-Mittel nöthig; und dieſes muß zur Zeit des Nachlaſſes, oder der völligen Abweſenheit des Fiebers, und lieber bald

nach

nach einer Verſchlimmerung, als kurz vor derſelben, gegeben werden. Doch muß man kein Brech-Mittel verordnen, wenn der Magen entzündet iſt, oder wenn das Fieber ſchon eine Zeitlang gedauert, und eine anhaltende Geſtalt angenommen hat. Wenn das Fieber ſtark iſt, und nur wenig nachläßt, oder wenn bereits eine Neigung zum Erbrechen vorhanden iſt, iſt die Brech-Wurzel (Ipecacuanha) das beſte; wenn aber das Fieber völlig ausbleibt, oder merklich nachläßt, ſind die Brech-Mittel aus Spießglanze, entweder allein, oder mit ihr vermiſcht, vorzuziehen. Man kann zu 20 Gran Brech-Wurzel 2 Gran Brech-Weinſtein geben. Dieſe Brech-Mittel, welche auch mit von unten abführen, ſind die allernützlichſten, inſonderheit wenn ſie ſtark genug ſind, die verdorbene Galle ganz auszufegen, da ſie manchmahl allein, ohne alle andere Arzeneyen, die Cur bewerkſtelligen.

Bey Verſtopfung des Leibes iſt es nöthig, denſelben mit einem gelinden Laxier-Mittel zu eröffnen, zumahl, wenn ſich ein Stuhlzwang und Schmerzen in den Gedärmen dabey befinden. Hierzu iſt der Tamarinden-Trank am dienlichſten. Die Mittel-Salze dienen dazu, die Fieber eher in irreguläre Wechſel-Fieber zu verwandeln. Eine Mixtur von Wermuth-Salz und Citronen-Saft, iſt zu dieſer Abſicht am beſten. Zu 2 Quent des Salzes, welche mit Citronen-Safte völlig geſättigt worden ſind, gießt man 12 Loth Brunnen-Waſſer, und thut 2 Loth ſpirituöſes Zimmet-Waſſer, und 1 $\frac{1}{2}$ Loth Pomeranzenſchalen-Syrupp hinzu. Statt dieſer theuern Arzeney, kann man 1 Quent Wermuth-Salz in 12 bis 14 Loth Waſſer auflöſen, und ſo viel Vitriol-Spiritus hinein tröpfeln, bis ſich das Salz geſättigt hat. Alsdann thut man 1 Loth Pomeranzen-Syrupp und eben ſo viel von einem ſpirituöſen Waſſer, hinzu. An ſtatt dieſer Mittel-Salze, kann man ſich auch der Gerſten-Priſane mit Weinſtein-Rahm bedienen.

Wenn nach den Anfällen die Schweiße verhältnißweiſe nicht häufig genug ſind, gibt man, noch ehe die Ver-

Verſchlimmerung ganz zu Ende geht, ungefähr 2 Loth Spiritus Mindereri, in 2 oder 3 Schlücke abgetheilt, um damit, ohne Erhitzung, den Schweiß zu treiben.

Ungeachtet die Lager-Fieber im Anfange niemahls ohne Entzündung ſind, und ſelten vollkommene Paroxysmen haben, ſo kann doch, wenn der Urin ſich bricht, und das Fieber auch nur ein Par Stunden völlig aufhört, die China-Rinde ſicher gegeben werden. Wollte man dieſelbe vor dem Blutlaſſen geben, ſo würde ſehr leicht ein Entzündungs-Fieber davon entſtehen; es iſt aber ihr Gebrauch eben ſo gefährlich, wenn die Verdauungs-Wege noch nicht gereinigt ſind, weil alsdann entweder das Fieber wiederkommt, oder eine Trommel-Sucht darauf erfolgt. Die Rinde thut in Subſtanz die beſten Dienſte, wenn ſie mit Rhein-Wein infundirt wird. In der Latwerge kann man zu 2 Loth pulveriſirte Rinde, 1 Quent rohen Salmiak miſchen. Wäre die Reinigung der Verdauungs-Wege verſäumet worden, ſo thut man zur Fieber-Rinde ſo viel Rhabarber, daß der Leib in den erſten Tagen des Gebrauches der Rinde offen erhalten wird. Wenn die Paroxysmen täglich kommen, und ſehr kurze Zwiſchenzeiten laſſen, muß man bisweilen mit der Rinde den Anfang machen, ehe noch der Schweiß ganz vorüber iſt, um den folgenden Anfall zu verhüten.

Iſt die Krankheit im Anfange vernachläſſigt worden, oder verwandelt ſich dieſelbe aus einem nachlaſſenden oder Wechſel-Fieber in ein anhaltendes: ſo muß, wenn der Puls voll und hart iſt, eine Ader geöffnet werden; ſind aber Phantaſien, Kopfweh und kleiner Puls vorhanden, ſo dienen Blut-Egel an den Schläfen beſſer. In einem ſolchen Falle ſind Blaſen-Pflaſter das beſte Hülfs-Mittel, es möge nun der Aderlaß habe geſchehen müſſen, oder nicht. Zu der Zeit ſchicken ſich weder Brech- noch Purgier-Mittel, ſo ſehr auch die Verdauungs-Wege überladen ſeyn mögen; doch können Klyſtiere oder gelinde Abführungen nöthig ſeyn, ob ſie gleich nicht ohne Vor-

ſicht

ſicht wiederhohlet werden dürfen. Hier können auch die Mittel-Salze zu Hülfe genommen werden.

Ungeachtet ein Schweiß die eigentliche Criſis iſt, ſo muß derſelbe doch niemahls durch Theriak, und flüchtige, hitzige Arzeneyen erreget werden, auſſer wenn der Puls ſinken, und Flecken oder andere Zeichen eines bösartigen Fiebers ſich äuſſern ſollten, da die hitzigen Arzeneyen nöthig ſind.

Bisweilen verwandelt ſich dieſe Krankheit in eine Ruhr, welche ihre beſondere Cur erfordert. Wenn aber ein Durchlauf dazu kommt, ſo iſt es oft dienlich, ihn, jedoch allemahl nur nach und nach, durch Opiate zu ſtillen, und den Schweiß zu befördern. Wenn der Puls beym öftern Durchlaufe ſinkt, ſo kann Theriak und die virginianiſche Schlangenwurzel gegeben werden. Obgleich ein Durchlauf die ſchlechteſte Criſis iſt, ſo muß man doch, wenn die Natur durch Kolik, und Spannung des Bauches, bey trockener Haut, dieſen Weg ſuchet, durch ein Klyſtier, oder einen Aufguß von Rhabarber mit Manna, welcher, nach Befinden, zu wiederhohlen iſt, dazu beförderlich ſeyn.

Das Sumpf-Fieber iſt nichts anders, als ein faules Gallen-Fieber von bösartiger Natur. Die Cur, welche Pringle dafür verordnet, ſetzt die vom Lager-Fieber völlig voraus, und beſteht auſſerdem in Folgendem.

Wenn das Sumpf-Fieber wüthend hitzig (ardens) iſt, ſo erfordert es reichlichen Aderlaß. Da aber in dieſer Krankheit die Säfte überhaupt eine große Neigung zur Fäulniß haben, ſo verſtattet ſie den Aderlaß weniger, als das Lager-Fieber, wo das Blut von viel ſtarken Erkältungen zäher wird, und die Entzündung ſich mehr feſtgeſetzt hat. In den meiſten Fällen iſt es am erſten, oder, wenn das Fieber nicht völlig aufhörte, am folgenden Tage nöthig, eine Ader zu öffnen. Wiederhohlter Aderlaß hingegen thut, auſſer bey offenbaren Zeichen einer Entzündung, ſo wenig gute Dienſte, daß er vielmehr das Fieber bösartiger zu machen pflegt.

Die Brech-Mittel ſind hierbey noch wirkſamer, als im Lager-Fieber, und oft bleibt das Fieber davon weg, wenn ſie die Galle

ganz

ganz ausfegen. Die Brech-Wurzel thut aber dieſes ſo wenig, daß ſie vielmehr die folgenden Paroxysmen länger und heftiger gemacht hat; daher man den Brech-Weinſtein dazu nehmen muß.

In der heißen Jahrszeit verwandelt ſich dieſe Krankheit gern aus einem einfachen Wechſel-Fieber in ein doppeltes, oder in ein anhaltendes; daher mußte man, nach gehöriger Vorbereitung, die guten Zwiſchenzeiten, da es ganz wenig war, wohl in Acht nehmen, um es zu vertreiben. Hierzu dient die Fieber-Rinde vortrefflich; allein, ob man ſie gleich in groſſer Menge gab, ſo waren doch die Rückfälle gewiß zu erwarten, wenn der Gebrauch derſelben nicht öfter wiederhohlt ward. Man mußte nähmlich den ganzen Herbſt hindurch, alle 10 bis 12 Tage, 2 Loth davon nehmen; dabey mußten die Geneſenden wenig oder gar keine kühlende Sachen, kein Obſt, dünnes Bier, noch blähende Speiſen genießen, hingegen mäßig Branntwein trinken.

Wenn nach der langen Dauer, oder nach öftern Recidiven dieſer Fieber, Verſtopfungen der Eingeweide folgen, die ſich in Waſſer- und Gelb-Sucht endigen: ſo fängt im erſten Falle die Geſchwulſt an den Füßen an, und ſteigt allmählich bis zum Unterleibe. Wenn aber der Unterleib, nach dem unzeitigen Gebrauche des Opium in der Ruhr, oder der Fieber-Rinde in Wechſel-Fiebern, allein und plötzlich aufſchwillt: ſo iſt es eine wahre Trommel-Sucht, deren Cur ich an ſeinem Orte anzeigen werde.

Gallen-Fluß, ſiehe Gallen-Ruhr.

Gallen-Gang, ſiehe oben, S. 743.

Gallen-Kolik, eine Kolik, welche von verdorbener Galle herrührt, und bey welcher durch Erbrechen oft eine grüne und gelbliche Materie abgeht. Ein Mehreres davon ſiehe im Art. Kolik.

Gallen-Krankheit, eine jede Krankheit, welche von allzu häufiger oder auch von verdorbener Galle verurſachet wird; ſiehe Gallen-Fieber, Gallen-Kolik, Gallen-Ruhr, Gallen-Stein, Gallen-Sucht.

Gallen-Kraut, ſiehe Galbanum.

Gallen-Pulver, ſiehe Jalappe.

Gallen-Ruhr, Gallen-Fluß, Cholera, Gr. und L. Cholera morbus, Paſſio felliflua, Cholerica paſſio, Fr. Cholera morbus, Trouſſe-galand, iſt eine Art des Durchlaufes, welche zwiſchen der gemeinen Diarrhoe

und

und der rothen Ruhr gewiſſer Maßen das Mittel hält, und ſich zuweilen in letztere verwandelt. Sie beſteht in einem plötzlichen heftigen Erbrechen und Purgieren, und iſt eben ſo ſchmerzhaft als gefährlich. Zuerſt iſt der Unterleib von Winden aufgetrieben und ein wenig ſchmerzhaft, wobey aber der Kranke ſchon ganz kraftlos iſt. Hernach folgt ein ſehr häufiges Erbrechen oder Purgiren, gemeiniglich beydes bald auf einander. Das Purgiren iſt mit großer Schwierigkeit und Angſt verbunden, und die Schmerzen und Ausſpannung des Leibes werden entſetzlich. Die abgehenden Materien ſind gelb, grün, braun, weiß, ſchwarz. Eine große Herzens Angſt martert den Kranken. Der Puls iſt gemeiniglich nur eine ſehr kurze Zeit ſtark und fieberhaft, und wird bald von der erſtaunlichen Abführung matt, klein, ſchnell und ungleich. Die Menge der Abführungen erſtreckt ſich oft in wenig Stunden auf hundert. Der Kranke wird zuſehends mager, und iſt, bey einer heftigen Krankheit von dieſer Art, in 3 bis 4 Stunden kaum mehr kennbar. Hierzu kommt die Hitze, die Angſt, und der unerträgliche Ekel. Wenn die Abführungen den Kranken ſehr mitgenommen haben, wird er, auſſer dem Bauch-Grimmen, auch von den peinlichſten Krämpfen in Armen und Beinen gemartert; und wenn es nicht bald die gehörigen Arzeneyen bekommt, ſo erfolgen Ohnmachten, Schlucken, Convulſionen, kalte Glieder, kalte Schweiße, und oft ſchon in 24 Stunden der ſchmerzhafteſte Tod.

Dieſe Krankheit iſt gemeiniglich die Folge einer erhitzten und ſcharf gewordenen Galle, und ihr eigentlicher Termin pflegt, nach Sydenhams Beobachtung, der Auguſt und der Anfang des Septembers zu ſeyn, wiewohl man ſie auch im Julius hat, beſonders wenn er ſehr heiß iſt, und die Sommer-Früchte rar ſind. Wenn ſie von hitzigen Getränken und Ueberladungen erreget wird, bindet ſie ſich an keine gewiſſe Zeit.

Wenn man ihr zeitig zu Hülfe kommt, ſo läßt ſich oft das Leben des Kranken noch retten. Das erſte, was

man zu thun hat beſteht darin, die Gallen-Schärfe in einer groſſen Menge flüſſiger Getränke zu erſäufen, welche aber auf keine Weiſe die ſchon allzu ſehr gereitzten Gedärme angreifen müſſen. Man nimmt hierzu entweder bloß abgekochtes Gerſten-Waſſer, oder die dünnſte Mandel-Milch, oder Waſſer, wovon 12 Pfund mit 1 Pfund geröſtetem Brod eine halbe Stunde lang gekocht worden. Brod von Haber-Mehl iſt am beſten. Man kann auch Weitzen-Korn röſten, daß es gemahlen, und wie ein dünner Kaffe mit Waſſer gekocht werden kann. Sydenham ließ ein junges Huhn, (es kann aber auch ein Pfund mageres Kalb-Fleiſch ſeyn,) in 6 bis 8 Quart Waſſer, ungefähr 1 Stunde kochen, ſo daß die Brühe kaum einigen Geſchmack vom Fleiſche bekommt; oder er nahm Bier-Molken, an deren Statt auch andere ſüße Molken oder Butter-Milch gebraucht werden können. Man wähle hiervon, was am erſten zur Hand iſt, beobachte aber dabey, daß von allem eine große Menge nicht nur getrunken, ſondern auch durch Klyſtiere beygebracht werde. Die letztern ſind alle zwo Stunden nöthig; die Getränke werden indeſſen ſtrohmweiſe und lauwarm verſchlungen, ſo daß die oben angegebene Portion von 6 bis 8 Quart, binnen 3 Stunden ſchon beygebracht ſey.

Starken blutreichen Leuten wird anfangs, da der Puls noch ſtark, und der Schmerz ſehr heftig iſt, ein oder zwey Mahl die Ader geöffnet, um die Heftigkeit des Uebels zu mindern, und zur übrigen Cur Zeit zu gewinnen. Zuweilen hat ſich ſogleich nach dem erſten Aderlaſſe das Erbrechen geleget.

Nach Verlauf von vier bis ſechs Stunden, hält die Wuth der Krankheit bey dieſen Hülfsmitteln etwas ein; allein, ſie kommt bald mit gleicher Heftigkeit wieder. Daher muß man dieſelbe Cur ununterbrochen fortſetzen. Ein lauliches Bad ſchaffet Linderung, ſo lange man darin ſitzt; ob aber gleich nachher oft alles wieder ärger wird, ſo iſt doch die Hülfe zuweilen dauerhafter, und darum muß man es nicht hintan ſetzen. Der Kranke muß

lange

ge darin ſitzen; und in dieſer Zeit muß er ſich eines Trankes von 6 Loth Tamarinden in 1 Pfund heißen Waſſer ein Par Minuten aufgekocht und durchgegoſſen, dergeſtalt bedienen, daß er davon 7 bis 8 Mahl, jedes mahl ein Glas voll, welches ungefähr 6 Loth hält trinke. Hr. Tiſſot, welcher dieſen Rath ertheilt verſichert, daß ſich nach dieſer Arzeney das Erbrechen geſtillet, und daß der Kranke nach dem Bade einige auſſerordentlich e ſtarke Abführungen gehabt, wornach ſich die Krankheit merklich gemindert habe.

Sydenham verordnete gleich nach den vier erſten Stunden, worin die Menge der Getränke von oben und unten beygebracht worden war, ein opiatiſches Mittel. Er war ein großer Verehrer dieſer Arzeneyen, und trieb es damit unſtreitig in manchen Fällen zu weit, wie er denn auch wirklich, wieder eben dieſe Krankheit bey Kindern, denen er nicht ſo viel Getränk beyzubringen wußte, das einige Laudanum zur Cur verordnete, welches ſie doch unmöglich retten konnte. Tiſſot welcher die Grenzen des Gebrauches der Opiate enger, als einer der neuern Boerhaagiſchen Ärzte, einſchränket, gibt eine Warnung, welche dieſer Maxime des Sydenham wiederſpricht, und hier angeführt zu werden verdient. „Wenn man ſich durch die Menge „der Ausführungen erſchrecken läßt, und ſie zu zeitig mit The„riak, Krauſemünzen Waſſer, weißen Mohn=Syrupp, Opium, „Mithridat u. d. gl. anhalten will: ſo wird entweder das Uebel „ärger, anſtatt ſich zu mindern, oder, wenn ja der Durchlauf „ſich ſtopft, ſo wird der Zuſtand des Kranken deſto gefährlicher. „Ich habe einem Manne, dem man die Gallen=Ruhr mit einer „Arzeney aus Theriak, Mithridat und Opium, geſtopft und ihn „dadurch in ein heftiges Fieber mit Raſerey geſtürzt hatte, eine „Purganz geben müſſen, um die Gallen=Ruhr wieder in Gang „zu bringen. Man muß dieſe Mittel nicht eher geben, als bis „der kleine Puls, die große Schwachheit, die anhaltenden hef„tigen Krämpfe, und ſelbſt das Unvermögen, ſich mehr zu er„brechen, Furcht erregen, daß der Kranke unterliegen möchte. „In dieſem Falle gibt man alle Viertelſtunden einen Speiſe=Löf„fel voll, oder 1 Loth von einer Vermiſchung des weißen Mohn„Syruppes mit gleich viel Flieder Waſſer, und ſetzt dabey den Ge„brauch der Getränke fort. Wenn dieſes in einer Stunde vier „Mahl geſchehen iſt, ſo wird daſſelbe Mittel fernerhin nur alle „Stunden, und zwar noch acht Stunden hinter einander, gegeben."

Dieſes iſt die ſicherſte Cur der Gallen-Ruhr, welche aber nach Beſchaffenheit der Umſtände, zuweilen verändert werden muß. Riverius curirte ſie einſtmahls von ungefähr mit einer Humpe Eſſig-Waſſer (Oxycratum), welches er einer Frauensperſon unterdeſſen verordnete, bis ihr Arzeney zubereitet werden konnte. Sie trank einen Becher voll davon aus, und es verlor ſich das Erbrechen, das Purgieren und der Schmerz alſobald, ſo daß die verordneten Arzeneyen unnöthig waren. Eben derſelbe hat ſchon bey einer Gallen-Ruhr, die beynahe zur rothen Ruhr geworden wäre, die Cur des laulichen Bades an ſich ſelbſt bewährt gefunden, und ſich damit allein hergeſtellt. Ettmüller rieth, das Decoct der Brech-Wurzel in dieſer Krankheit zu verſuchen, und Riverius glaubte auch, daß das Erbrechen nützlich ſeyn könnte. Eben der Letztere hat auch ſchon den Aderlaß, deſſen Sydenham nicht gedenkt, unter den obigen Bedingungen, im Anfange der Krankheit, angeprieſen.

Wenn der Kranke gerettet werden ſoll, ſo müſſen die Schmerzen und Abführungen allmählich nachlaſſen, die Alteration muß geringer, der Puls, ob er gleich ſehr ſchnell bleibt, doch ordentlicher werden; und es muß ein wenig Schlaf kommen, denn der rechte lange Schlaf bleibt noch lange aus. Bey dieſem Anſcheine der Geneſung, müſſen die erſten Hülfsmittel, wiewohl mit mehrerer Mäßigung, fort gebrauchet werden. Man kann ein wenig Bouillon mit Brod oder Mehl ſpeiſen; und wenn die Ausführungen aufgehört haben, und kein Schmerz, ſondern nur eine große Schwäche und Empfindlichkeit noch übrig iſt, ſo kann man einige Tage dieſelben Bouillons, wie auch friſche Eyer, wenig oder gar nicht gekocht, erlauben. Endlich verweiſet man den Kranken zur Diät der Geneſenden, (wovon im folgenden Theile ein eigener Artikel vorkommen wird,) und befördert die Geneſung durch den Gebrauch der Fieber-Rinde.

Herr

Herr D. Carl Anton Douglaß in Edinburgh, hat eine andere Cur-Art der Gallen-Ruhr beſchrieben, welche ich ebenfalls hier anzeigen muß, da ſie eigentlich denen, die keine Aerzte ſind, zum Nutzen gereicht, und man dieſe Krankheit, welche öfters, wenn keine Arzeneyen bey der Hand ſind, in 24 Stunden tödtet, mit einer auch in den Häuſern der ärmſten Bauern ſogleich bey der Hand habenden Arzeney curiren kann, und die Hr. Douglaß oftmahls verſucht, und allemahl bewährt gefunden zu haben, verſichert.

„Wenn die Kranken", ſagt Derſelbe: „ehe ich gerufen werde, nicht ſehr erſchöpft ſind, laſſ ich ſie drey bis vier Mahl warmes Waſſer hurtig hinein trinken, welches ſie allemahl wieder wegbrechen; dieſes verdünnt und dämpfet die Schärfe der Feuchtigkeit, und evacuiret ſie auch zu gleicher Zeit. Hernach rathe ich ihnen ein Decoct von Haber-Brod häufig zu trinken, welches ohne Sauerteig oder Hefen gebacken, und ſorgfältig ſo braun als Kaffe geröſtet, aber nicht verbrannt iſt. Dieſes Decoct muß wie ſchwarzer Kaffe ausſehen. In Ermangelung des Haber-Brodes, kann man auch Weitzen-Brod oder gut gebranntes Rocken-Mehl nehmen. Iſt aber der Kranke durch heftiges Brechen und Purgiren ſehr erſchöpft, ſo gebe ich ihm zuerſt einen ſtarken Trunk von dem erwähnten Decocte, und wenn der Ekel ſich ziemlich geſtillt hat, verordne ich öfters eine Pille von Opium zu nehmen, die für eine erwachſene Perſon $\frac{2}{3}$ Gran beträgt, und vermehre oder vermindere die Doſin nach dem Alter oder der Stärke der Krankheit." rc. rc.

Die Gallen-Krankheit oder Gallen-Ruhr, iſt auch eine bey den Schafen nicht ſeltene Krankheit, und man curirt dieſelbe mit folgenden Mitteln. Man verbrennt Farnkraut zu Aſche, und miſchet 1 Theil derſelben mit 2 Theilen zerſtoßener Erlen-Knoſpen, etwas Ruß und Salz; hiervon gibt man, nach dem Grade der Krankheit, 2 bis 3 Mahl eine kleine Handvoll ein.

Folgendes iſt in Schweden ebenfalls mit Nutzen gebraucht worden. Man nimmt Blätter und Wurzeln von Schwalben-Kraut (Chelid majus) 4 Loth; Curcuma-Wurzeln 1 Pfund; Wachholder-Beeren 4 Loth; trock-

nen Gänſe-Koth ½ Pfund; engliſch Salz 8 Loth; machet alles zu einem Pulver, und dieſes mit Mehl und Waſſer zu kleinen Kuchen, wovon man alten Schafen ½ Loth, jungen aber 1 Quent in das Maul ſtecket.

18 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſenſch. a. d. J. 1756, S. 145, f.
Schrebers neue Cameralſchr. 5 Th. S. 445.

Gallen-Stein, **Gallenblaſen-Stein**, Gr. und L. Cholelithus, Calculus veſicae felleae, ein Stein, der ſich in der Gallen-Blaſe oder in den Gallen-Gängen, ſowohl bey Menſchen als Thieren, erzeuget. So lange dieſe Steine noch in der Gallen-Blaſe ſtecken, ziehen ſie wenig oder gar keine nachtheilige Folgen nach ſich; wenn aber dieſelben in die Gallen-Gänge eintreten, und den Ausgang der Galle in die Gedärme hindern, verurſachen ſie Gelbſucht und Schmerzen, wovon ich in dem Art. Gelb-Sucht ſprechen werde.

Vom Gebrauche der Gallen-Steine der Ochſen und Kühe, welche Ochſen-Bezoar genannt werden, ſiehe im Art. Rind.

Gallen-Sucht, **Gall-Sucht**, eine Krankheit, welche aus einer Verſtopfung der Gallen-Gänge, entweder durch Stein, oder durch ein dickes und zähes Blut, oder auch durch eine heftige Erſchütterung der Galle entſteht, ſo daß dieſe durch die Zweige der Pfort-Ader geht, und ſich mit dem Blute vermiſchet. Weil dabey der ganze Körper, beſonders aber die Augen, mit einer gelben Farbe überzogen ſind, ſo wird ſie auch die gelbe Sucht, oder Gelb-Sucht genannt. Siehe Gelb-Sucht.

Gallen-Weſpe, ſiehe Gall-Inſect.

1. **Gallen** mit Gall-Aepfeln zubereiten, in den Seiden-Manufacturen, wo die Seide gegallet wird, wenn ſie durch ein oder zwey Bäder von Gall-Aepfeln gezogen wird; ſiehe oben, S. 689.

2. **Gallen**, ſo nur bey den Jägern üblich iſt, ſein Waſſer laſſen, feuchten, in dem gemeinen Umgange der Meißner ſchollen. Siehe Galle 3.

3. Gallen,

3. Gallen, ſo nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich iſt. Einen Fiſch gallen, die Galle aus demſelben heraus nehmen.

Galleote, ſiehe Galeote.

Gallerie, aus dem Franz. Galerie, und Ital. Gallaria, Gr. Xyſtus, L. Porticus, Ambulatorium, ein anſehnlicher zum Spatzierengehen bequemer Gang; oder auch ein angebauter Gang, wo entweder eine ſchöne Ausſicht iſt, oder welcher zu verſchiedenen Zimmern eine Communication und bequemen Zugang geſtattet. Man belegt daher auch wohl die Gänge oder Corridors vor den Zimmern, wie auch hölzerne, gedrückte oder untergewölbte Gänge, über welche man in der Höhe von einem Gebäude in ein benachbartes kommen kann, mit dem Nahmen Gallerie. Ein ſolcher mit einer Bruſt Lehne verſehener, inwendig oder auswendig ganz um ein Gebäude herum geführter, bedeckter oder unbedeckter leichter Gang, um von einem Orte zu einem andern kommen zu können und das Tages-Licht nicht zu verhindern, damit noch andere Plätze im Gebäude erleuchtet werden, heißt im Franz. Galerie de pourtour; und ein mit architectoniſcher Arbeit nach einer gewiſſen Säulen-Ordnung verzierter langer Gang, Galerie d'architecture.

Inſonderheit heißt in Palläſten Gallerie, Fr. Galerie magnifique, ein Sal, welcher ungleich länger, als breit, iſt, oder auch eine Folge von Sälen und Zimmern, worin Gemählde und andere Werke der bildenden Künſte, auch allerley Naturalien und andere Seltenheiten, aufbehalten werden; z. B. eine Bilder-Gallerie, ein Bilder-Sal, Fr. Galerie de peinture; eine Gallerie, worin Statüen, Bruſtbilder, Basreliefs u. d. gl. aufbehalten werden, Fr. Galerie de ſculpture; Gewehr-Gallerie, u. ſ. f. Kleinere Sammlungen ſolcher Werke der Natur und Kunſt, die ebenfalls auch reiche Privat Perſonen haben können, werden Cabinete genannt, weil insgemein ein einziges, und auch wohl

ein mittelmäſſiges Zimmer oder Cabinet dazu hinreicht; aber nur große Herren, deren Palläſte als der Mittelpunct, wo alle Werke der ſchönſten Künſte verſammelt werden, anzuſehen ſind, haben Gallerien, in denen große Werke aus allen berühmten Kunſt-Schulen zu ſehen ſind. Von dieſen Gallerien iſt die florentiniſche, welche Cosmus I. Herzog von Florenz und nachher Groß-Herzog von Toscana, angelegt hat, die berühmteſte und wichtigſte. In Deutſchland ſind die Gallerien von Dresden, Düſſeldorf, Sans-Souci und Wien die berühmteſten.

Dergleichen Gallerien ſind für die zeichnenden Künſte was die öffentlichen Bibliotheken für die Gelehrſamkeit; Schätze zum öffentlichen Gebrauch der Künſtler. Sie müſſen deswegen den Künſtlern und Liebhabern zum Studieren beſtändig offen ſtehen. In dieſer Abſicht aber ſollten ſie auch nach einem beſonders dazu entworfenen Plane angelegt ſeyn, nach welchem jeder Theil der Kunſt ſein beſonderes Fach hätte. Ein Theil müßte der Zeichnung; einer der Zuſammenſetzung; ein anderer der Haltung u. ſ. f. gewidmet ſeyn.

Hrn. Prof. Sulzer allgem. Theorie der ſchönen Künſte; Art. Gallerie.

Auf den Schiffen, verſteht man unter Gallerien, Holl. Galderyen, oder Galeryen, Fr. Galeries, Ital. Giardini, L. Fori, die zu beyden Seiten der Kajüte gegen das Hintertheil über den Bord heraus gebaueten offenen oder bedeckten Gänge, welche nicht nur zur Zierde des Schiffes, ſondern auch zur Bequemlichkeit des Capitäns, dienen. Man leget auch wohl, wenn ſie bedeckt ſind, allerley Sachen darein, um ſie bald bey der Hand zu haben. Sie ſind etwa 10 bis 12 Fuß lang, und 8 Fuß hoch.

Auf Schiffen, welche mehr als 50 Kanonen führen, heißen die im Raume angebrachten, 3 Fuß breiten Gänge, längſt der innern Verkleidung des Vorder- und Hinter-Theiles, Galeries du fond de cale. Dieſe Gallerien im Schiffs-Raume dienen inſonderheit zur Bequemlichkeit der Zimmerleute, um die bey dem Gefechte im Schiffe durch die Kanonen-Schüſſe entſtandenen Löcher und Oeffnungen zu verſtopfen und auszubeſſern.

In der Feſtungs-Baukunſt, heißt Gallerie, L. Vinea, Fr. Galerie à paſſer un foſſé, ein kleiner hölzerner Gang, welcher oben und auf beyden Seiten mit ſtarken Bohlen bedeckt und umgeben iſt, und den die Belagerer über einen mit Faſchinen ꝛc. angefüllten Graben hinüber führen und mit Erde bewerfen, damit die Minirer vor dem Musketen-Feuer der Belagerten geſichert ſeyn, bis ſie an den Fuß eines Werkes gelangen, und eine Mine anbringen können. Dergleichen Gallerien ſind aber heut zu Tage nicht ſonderlich mehr im Gebrauche, weil man mit wenigern Umſtänden beyzukommen weiß.

Kleinere Minen-Gänge, welche längſt den beyden Seiten der ordentlichen Minen-Gänge angelegt ſind, um in einem gewiſſen Abſtande von einander Leute hin zu ſtellen, welche horchen müſſen, was der Feind in der Nachbarſchaft für Arbeit vornimmt, um davon zu berichten, werden Lauer-Gallerien, Fr. Galleries d'écoute, genannt.

In den Statüen-Gießereyen, heißen Gallerien, Fr. Galeries, die mit Thon ausgelegten, und durch Mauern von Sand-Stein oder Back-Steinen von einander abgeſonderten Räume, worein man das Holz und die Kohlen leget, deren Feuer das Wachs des Modelles ausſchmelzen, und die ganze Form ausbrennen ſoll. Dieſe ſo genannten Gallerien werden nur in dem Falle angeleget, wenn die Form zu einer ſehr großen Statüe verfertiget werden ſoll, und vertreten die Stelle eines Ofens unter der Form. Sie werden mit einem ſehr ſtarken eiſernen Roſte überſetzt, der das Fundament abgibt, welches die Stäbe trägt, die das ganze Gerüſte (d. i. den Kern und die fertige Statüe) unterſtützen müſſen.

In einem Ball-Hauſe verſteht man unter Gallerie den langen und bedeckten Gang, wo man den Ball-Spielern zuſieht. Er iſt ungefähr mannshoch, und mit einem ſchrägen Dache von Bretern bedeckt. Im Franzöſiſchen werden die Zuſchauer auf der Gallerie, gleichfalls la galiere genannt.

Gallerte (*), L. Gelatina, Fr. Gelée, im Oberd. die Sulze, in der Küchen-Sprache einiger Gegenden, eine geſtandene Schüſſel, nennt man ein schleimiges, durchſichtiges und dem gefrornen Waſſer ähnliches Weſen von einer gewiſſen Conſiſtenz, welches man inſonderheit aus thieriſchen Theilen erhält, wenn man ihnen eine gewiſſe Menge von ihrem überflüſſigen Waſſer entzogen hat. Inſofern eine ſolche Gallerte zum Eſſen beſtimmt iſt, behält man oft auch im Deutſchen das franzöſiſche Wort Gelee bey.

In der Chemie und Pharmacie macht man einen Unterſchied zwiſchen Gallerte (Gelatina), und Schleim (Mucilago). Das Wort Gallerte gebraucht man gewöhnlicher von thieriſchen Theilen, und das Wort Schleim von Vegetabilien; wiewohl man auch aus manchen Pflanzen eine Gallerte, und aus manchen Thieren einen Schleim erhalten kann. So kann man z. E. aus den friſchen ausgepreßten Pflaumen eine wirkliche Gallerte bekommen. Und ſelbſt die Vegetabilien, welche einen Schleim geben, haben eine mit einer Gallerte verbundene ſchleimige Materie. Der Unterſchied zwiſchen Gallerte und Schleim iſt dieſer, daß in dem Schleime mehr erdige Theile, als bey der Gallerte ſind, und in dieſer, nach Proportion, mehr öhlige und ſalzige Theile gefunden werden. Ferner iſt auch zwiſchen der vegetabiliſchen und thieriſchen Gallerte ein Unterſchied. In jener haben die ſaliniſchen Theile eine ſäuerliche Natur, in der thieriſchen aber haben ſie faſt die Natur eines Mittel-

(*) Dieſes Wort, welches bey den Schriftſtellern der vorigen Jahrhunderte Galrey, Gallhart, Gallrad, Gallraid, und im mittlern Lateine Galatina, Geltina, Galreda, Geladria u. ſ. f. lautet, ſtammt wohl nicht von dem Lat. gelatus her, wie Friſch will, ſondern von einem guten alten deutſchen Stamme. Im Dithmarſiſchen bedeutet Keller noch jetzt geronnene Milch, und kellern, gerinnen, geliefern. Ob das Griech. γαλα, Milch, gleichfalls dahin gehöre, iſt ungewiß. Siehe Gällig.

Mittel Salzes, und es ſind alſo die ſauern Salze ſchon verändert Ueberhaupt betrachtet aber können alle dieſe Subſtanzen, nach Beſchaffenheit der Verdauungs-Kräfte nähren. Geſunde und ſtarke Perſonen z. E. können die ſchleimigen Subſtanzen ſo verdauen, daß ſie davon genähret werden, da hingegen ſchwache Perſonen gar keine Nahrung davon erhalten. In hitzigen Krankheiten nähren die Vegetabilien, welche eine wirkliche Gallerte geben, recht gut, und ſchaden nicht; da hingegen bloße thieriſche Gallerten ſchaden, und nicht nähren.

Es ſcheint, daß der Körper aller Thiere größtentheils aus einer gallertartigen Materie beſtehe. Denn wenn man Fleiſch, Knochen, Häute, Flechſen, Nerven, Hörner, Haut, mit Einem Worte, alle die verſchiedenen feſten oder weichen Theile, welche den Körper eines Thieres ausmachen, in Waſſer kochen, und hernach dieſes Waſſer bis zu einem gehörigen Grade abrauchen läßt: ſo gerinnt es in der Kälte zu einer wirklichen Gallerte; und wenn man dieſes Abrauchen bis zur Trockne, aber bey einer ſolchen Wärme fortſetzt, welche, dieſe gallertartige Materie aus ihrer Miſchung zu ſetzen, nicht vermögend iſt, ſo macht ſie zuerſt einen Leim, und hernach eine Art eines mehr oder weniger durchſichtigen, harten und feſten Hornes.

Die Gallerte iſt, nach Beſchaffenheit der Theile eines Thieres, unterſchieden Diejenige z. B welche man aus gekochtem Fleiſche erhält, iſt feiner und beſſer, als die von Knochen, Häuten und Flechſen. Sie können zwar alle nähren; aber mit welchem Unterſchiede! Die Gallerte vom Fleiſche wird geſchwinder durchgearbeitet, als die andern Arten, weil ſie weniger erdige Theile enthält. Es iſt auch in Anſehung der Thiere ein Unterſchied. Die Gallerte von Hühnern iſt feiner, als die vom Kalbfleiſch, Rindfleiſch u. ſ. f. Ja, manche Thiere haben eine ſo feine Gallerte, daß ſie den Menſchen faſt nicht nähren können, weil ſie in dem Magen und Gedärmen ſo durchgearbeitet werden daß ſie keinen ſolchen Milch Saft, welcher den Menſchen zu nähren geſchickt wäre, liefern können.

Das Blut, das Blutwaſſer, der Same der Thiere, ſind beynahe nichts anders, als ganz reine gallertartige Materie; die Milch ſelbſt enthält eine ſehr große Menge von ſelbiger. Kurz, beynahe alle thieriſche Feuchtigkeiten, diejenigen ausgenommen, welche als Excremente zu betrachten ſind, dergleichen der Urin und der Schweiß iſt, ſind nichts anders, als Arten von wäſſerigen Gallerten.

Dieſe gallertartige Materie der Thiere, hat in ihrem natürlichen Zuſtande faſt gar keinen Geruch, noch eine ſaure oder alkaliſche Eigenſchaft; ihr Geſchmack iſt ſüßlich; wenn ſie aber in einer hinlänglichen Quantität Waſſer, und vermittelſt anderer zur Gährung nöthiger Umſtände verdünnt worden ſind, ſo geräth ſie ſofort in Gährung, ſo bald ſie ihrer zum Leben nöthigen Bewegung beraubt worden ſind, und dieſes ſo gar bisweilen, wenn das Thier noch lebt, von welchem ſie einen Theil ausmacht; ſie bringt verſchiedene Krankheiten, und in der thieriſchen Oekonomie eine merkliche Unordnung zuwege. Anfänglich gelangt ſie zu einer gelinden Bewegung der ſauern Gährung, eben ſo, wie man bey der Milch, dem Blute, dem Fleiſche, und den Fleiſch-Brühen, bemerkt; und hernach geräth ſie ſehr geſchwinde in eine völlige Fäulniß, welche ſie in eine Art einer ſehr ſtinkenden Materie verwandelt.

Wir müſſen die Eigenſchaften und Wirkungen der Gallerte, in ſo fern wir ſie in den thieriſchen Speiſen genießen, etwas näher betrachten. Es gibt, bereits erwähnter Maßen, einige Thiere, welche mit einem gewiſſen Leime vor andern überhäuft ſind. Das Schwein hat einen ſehr großen Ueberfluß davon; und alle junge Thiere haben deſſen nach Proportion mehr, als die ältern. Es läßt ſich faſt aus allen Theilen des Schweines, aus den Kälber-Füßen und Lämmern und jungen Hühnern, mit leichter Mühe, eine ſolche Brühe heraus kochen, welche, nachdem ſie erkaltet iſt, ſteht

und

und zittert. Viele Leute glauben, daß dieſes die rechte Kraft und das eigentliche Nahrhafte des Fleiſches ſey, und ſie bemühen ſich ſorgfältig, es daraus zu erhalten. Wenn man das wenige Flüſſige, welches in der bebenden Gallerte noch übrig iſt davon jaget: ſo kann man trockne Täfelein daraus verfertigen, welche die Franzoſen Tablettes de jus de viande nennen, und die nur in heißem Waſſer aufgelöſet werden dürfen, wenn man ohne Fleiſch und ohne viele Umſtände in der Geſchwindigkeit Fleiſch-Suppe haben will; ſiehe Th. VI, S. 270, fgg. Es iſt aber weit gefehlt, daß dergleichen Suppen die Kraft und Nahrhaftigkeit der wahren Fleiſch-Brühen beſitzen ſollten. Eine kleine Ueberlegung wird uns hiervon überzeugen.

Die Gallerte iſt einer der allerzäheſten thieriſchen Säfte, und ſolchen Thieren eigen, die überhaupt dicke Säfte und wenig Bewegung haben. Das Fleiſch ſolcher Thiere ſelbſt iſt zähe und kleberig, und ihre Gallerte enthält viel erdige Theilchen. Sie nimmt, ihrer Natur nach, von ſelbſt eine Fäulniß an, und wird von flüchtiger Art. Ihre Beſtand-Theile ſind Erde, Waſſer, etwas Salz und ein wenig Oehl. Wenn ein ſolches zähes Weſen dem menſchlichen Körper zu einer guten Nahrung dienen ſoll, ſo muß es ſchnell verdauet werden, weil es zur Fäulniß geneigt iſt. Soll es aber ſchnell verdauet werden, ſo muß eine ſtarke Verdauungs-Kraft in daſſelbe wirken, weil ſich die Speiſen deſto ſchwerer auflöſen, und von den Verdauungs-Säften in einen guten Nahrungs-Saft verwandeln laſſen, je zäher ſie ſind. Wenn dieſe zähe Materien nicht auf das nachdrücklichſte und geſchwindeſte verdauet werden, ſo erzeugen ſie natürlicher Weiſe im Magen einen zähen Schleim, welcher alle übrige gute Speiſe-Säfte mit in ſich verwickelt und verdirbt. So bald aber die Gedärme mit einem ſolchen Schleime überzogen ſind, wird nicht allein kein guter Milch-Saft mehr aus den Speiſen zubereitet, ſondern

dern es erzeugen ſich auch viele Blähungen in den Gedärmen, welche zu verdrießlichen Krankheiten Anlaß geben. Von dieſem Schleime werden auch ſelbſt die Drüſen der Gedärme ſchlaff gemacht, und alsdann ergießen ſie, ſtatt ihrer gewöhnlichen dünnen Flüſſigkeit, ebenfalls zähere klebrige Säfte in die Gedärme, welche ſich mit den guten Speiſe-Säften vermiſchen und ſie verderben. Wenn der Schleim lange in den Gedärmen verweilet, wird er endlich entweder ſchon faulend, oder noch unſchuldig mit in das Blut übergeführet. Dieſes geſchieht nicht ſchnell und merklich, ſondern nur allmählich; und daher kann die dadurch verurſachte Verſchleimung der Säfte lange verborgen bleiben, welches zuletzt ihre Cur deſto ſchwerer macht. Es iſt aber nicht das Blut allein, welches durch dieſe Verſchleimung zähe gemacht wird, ſondern es nehmen auch die feinern Säfte in den zärtern Gefäßen hieran ihren Antheil. In dieſen Gefäßen fließen die zähern Säfte langſamer, und dieſe Hemmung ihrer Bewegung verurſachet ein Aufſchwellen derſelben. Auf dieſe Weiſe entſtehen Geſchwülſte von der Erſchlaffung der feſten Theile, welche verdorbene Säfte zum Grunde haben. Will man ſie curiren, ſo muß man ſtärkende Arzeneymittel dazu gebrauchen.

Man ſieht aus dieſer leichten und natürlichen Herleitung, daß die thieriſchen Speiſen, welche viel Leim in ſich enthalten, oder ſehr gallerthaftig ſind, an ſich keine gute Nahrungs-Säfte erzeugen, und daher habe ich im XIV Th. S. 212, fgg. ſchwächlichen und kränklichen Perſonen gerathen, ihre Fleiſch-Suppen nicht zu ſtark zu kochen, weil durch das ſtarke Kochen und Dämpfen des Fleiſches ein großer Theil ſeiner Gallerte mit der Fleiſch-Brühe vermiſchet wird. Da aber doch dieſe zähe Gallerte jederzeit mit Brühe und Fleiſch-Faſern vermiſcht iſt, ſo können ſtarke Magen noch wohl Nahrung heraus arbeiten; und ihnen halten ſolche zähe Speiſen auch beſ-

ſer

ſer vor, als die dünnen Suppen. Allein, da ſie ſtarke Verdauungs-Kräfte erfordern: ſo iſt es allemahl, inſonderheit ſchwächlichen Perſonen, zu rathen, bey dem Genuſſe derſelben alles zu Hülfe zu nehmen, was ihre Verdauung erleichtern kann. Man muß ſolche Speiſen mit andern aus dem Gewächs-Reiche zugleich genießen, um ihrer Neigung zur Fäulniß Einhalt zu thun, und muß viel Brod, welches wohl ausgebacken und gut gegangen iſt, dazu eſſen. Auſſerdem aber muß man auch Salz und ſtarke Gewürze zu Hülfe nehmen; denn keine Speiſen leiden mehr Salz als dieſe; und die ſtärkenden Gewürze reitzen, vermöge ihres flüchtigen öhlichten Salzes, nicht allein den Magen und die Gedärme zu deſto beſſerer Verdauung, ſondern hindern auch, daß ſich der Schleim nicht zu ſchnell erzeuge. Daher iſt es eine gute Gewohnheit, das ſchleimvolle Schweine-Fleiſch mit ſaurem oder anderm Kohle, ſtark geſalzen und wohl gewürzt, geräuchert oder gebökelt, oder in Form einer kalten gewürzten Sulze mit Eſſig und Peterſilie ꝛc. zu genießen. Durch dieſe Zuſätze werden die zähen Speiſen beſſer aufgelöſet und durchdrungen, daß ſie der Gewalt des geſtärkten Magens leichter nachgeben, ihre gute Säfte fahren laſſen, und dadurch dem Menſchen zur Nahrung dienen, wogegen der zäheſte Schleim mit den übrigen groben Theilen der Speiſen in den Gedärmen zurück bleibt, und ſeinen Ausgang anderwärts findet.

Aber dieſer guten Hülfsmittel ungeachtet, iſt es doch ſchwachen Perſonen, inſonderheit Frauenzimmern, Gelehrten, und ſolchen Leuten, die eine ſitzende Lebensart führen, nicht zu rathen, daß ſie ſich ſolcher zähen Speiſen öfters bedienen. Man kann ihnen zur Noth im Winter ſolche Freyheit geſtatten, wo ihre Verdauungs-Kräfte am ſtärkſten ſind. Am meiſten aber ſollten ſie von Perſonen, welche ohne dieß zähe phlegmatiſche Säfte haben, oder welche Präſervations-Curen, Brunnen- oder Molken-Curen ꝛc. gebrauchen, vermieden werden.

den. Daß Kindern eine ſolche Nahrung ſchlechterdings unzuträglich ſeyn müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Auch der häufige Gebrauch der Geleen muß bey Geſunden und Kranken eingeſchränket werden. Sie nähren weit weniger, als man glaubt; und ſie würden gewiß den Magen, die Gedärme und alle Säfte verſchleimen, wenn man ſie häufig, ohne Gewürze, genießen wollte. Man muß ſie mit Zucker und Citronen-Saft ſpeiſen, oder ſie in dünnen Suppen zergehen laſſen, und ſich eines guten alten und ſtärkenden Weines dabey bedienen. Von den Geträ ken aus Hirſch-Horn oder Eyerdottern, welche man den Kranken oft zu reichen pflegt, findet ein gelinderes Urtheil Statt. Sie theilen dem Waſſer einige Nahrhaftigkeit mit; und weil ſie ihm nicht ſo viel Gallerte einverleiben, daß es davon dick werden und gerinnen könnte, ſo können ſie den Verdauungs-Kräften auch nicht ſonderlich zur Laſt fallen. Doch iſt es allezeit nützlich, ſie ein wenig ſäuerlich zu machen.

Wie die Gallerten zubereitet werden müſſen, findet man bey Abhandlung der Eſſen und bey deren Zurichtung beſchrieben. Was aber die eigentlich ſo genannten Geleen, und das Färben derſelben betrifft, ſo werde ich davon im Art. Gelee handeln.

Eine Gallerte mit Bruſt-Kräutern wird folgender Geſtalt zubereitet. Man nimmt weiße Eibiſchwurzel, Lungenkraut, Leberkraut, und die Herzen von blauem Kohl, von jedem 1 Handvoll, ſchneidet alles klein; thut 3 Löffel voll kleine Gerſte, einen gehackten Kälberfuß mit dem Knie an der Keule, 2 gehackte Schafsfüße, und eine Meſſerſpitze voll Muskatenblumen hinzu; ſetzt alles zuſammen mit 3 Quart Waſſer in einem feſt zugeklebten Topfe an das Feuer, und läßt es 3 Stunden lang kochen; drückt es hernach durch einen feinen Durchſchlag, oder durch ein härenes Sieb, und läßt es in einem Topfe im Keller zugedeckt ſtehen, bis es zu einer Sulze gerinnet.

Dieſe Gallerte iſt nicht bloß erweichend und nährend, ſondern auch reinigend, und gelinde ſtärkend. Man nimmt davon morgens und nachmittags einen Eßlöffel voll, in dünner Rind-Fleiſchbrühe zerlaſſen.

Bey

* * *

Bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzen-Reiches, wird ein gewiſſes Pflanzen-Geſchlecht von der unvollkommenſten Art Gallerte genannt, welches aus einem gleichförmigen, durchſichtigen, häutigen, gallertartigen Weſen beſteht, und in ſelbigem einige, vielleicht dem Samen ähnliche, Körper einſchließt, und im Lat. Tremella genannt worden iſt. Verſchiedene Arten ſind den Flechten ähnlich; es fehlen aber bey allen die Schilderchen und Warzen. Die Arten ſelbſt ſind unter ſich gar ſonderbar verſchieden; vornehmlich haben die Natur-Forſcher die faltige Blatt-Gallerte aller Aufmerkſamkeit gewürdiget. Schon der Nahme Himmels-Blume oder Himmels-Blatt, Coelifolium, oder Cinif lonum, Spuma aëris, welchen Paracelſus dieſer Pflanze beygelegt hat, gibt ganz deutlich zu erkennen, daß man derſelben einen beſondern Urſprung angedichtet, und von allen andern Pflanzen unterſchieden hat; wie denn ſolche in vorigen Zeiten von Vielen für die aſtraliſche Quint-Eſſenz, von Andern aber für ausgebrannte Abgänge von Sternen, welche man Stern-Putzen, Stern-Schneutzen, Stern-Schnuppen zu nennen pflegt, gehalten worden iſt. In neuern Zeiten haben Reaumür, Dillenius und Andere, die wahre Beſchaffenheit dieſer Pflanze genauer unterſucht, und theils als ein eigenes Geſchlecht unter dem Nahmen Noſtoc oder Linkia beſchrieben, oder mit der Tremella vereinigt. Hr. v. Haller ſetzt dieſelbe unter die gallertartigen Flechten. Es iſt ſolche die Tremella Noſtoc *Linn.*; ſie wird im Deutſchen auch Erd-Blume genannt, obgleich noch niemand etwas, ſo einer Blume ähnlich ſeyn könnte, daran entdeckt hat. Es iſt ein unordentlicher, dunkelgrüner, durchſichtiger Körper oder Blatt, welches, wenn man es anrühret, gleichſam wie eine Gallerte zittert, zwiſchen den Fingern aber nicht ſchmilzt, auch, weil es zähe iſt, ſich nicht leicht von einander reiſſen läßt. Man bekommt

es nicht eher, als nach dem Regen, zu ſehen. Es findet ſich alsdann an allerley Orten, beſonders auf einem unbearbeiteten Erdreiche, Wieſen, ſandigen Wegen, in den Garten-Gängen u. d. gl. Man findet es zu allen Jahrszeiten, niemahls aber häufiger, als im Sommer nach vielem Regen. Der geſchwinde Urſprung iſt beſonders merkwürdig. Es entſteht gleichſam in einem Augenblicke. Wenn man des Sommers in einem Gange des Gartens ſpatzieren geht, kann man nicht die geringſte Spur davon wahrnehmen; fällt aber Regen-Wetter ein, und man kommt in kurzer Zeit wieder in eben dieſen Gang, ſo findet man dergleichen ſo viel, daß der ganze Gang damit beleget zu ſeyn ſcheint. Die ganze Pflanze iſt gleichſam ein Blatt, welches wie ein Schwamm das Waſſer häufig an ſich zieht, und ſo lange in ſeinem natürlichen Zuſtande ſich befindet, ſo lange es mit Waſſer angefüllt iſt. Ein Sonnenſchein oder ein ſtarker Wind aber entzieht ihm das Waſſer in wenig Stunden wieder, und alsdann falten und ſchrumpfet es ſich zuſammen, wird ganz klein, undurchſichtig und verliert ſeine Farbe; es zerfällt in ein trocknes ſchwarzbraunes Blatt, welches kaum noch ſichtbar iſt; und dieſes iſt die Urſache des vermeinten geſchwinden Wachsthumes nach dem Regen. Ein neuer Regen bringt das verdorrte und unſichtbar gewordene Blatt wieder zum Vorſchein. Dieſe Verwandlung hat bey dem nähmlichen Blatte mehrmahls Statt.

Geoffroy will an dieſem Blatte Wurzeln beobachtet haben, welche aber Reaumür nicht hat finden können; hingegen hat Dieſer viele kleine runde Körner auf der Oberfläche geſehen, ſolche für Samen gehalten, und in beſondere Gefäße ausgeſäet; ſie ſind auch aufgegangen, haben aber niemahls Wurzeln getrieben. Reaumür hat hernach die jungen Blätter umgekehrt, und die untere Seite, auf welcher doch die vermeinten Wurzeln ſeyn müßten, von der Erde entfernet, und ſie ſind nichts deſto weniger fortgewachſen. Vermuthlich ziehen ſie das ernährende Waſſer durch die Oberfläche ihrer Haut in ſich, und werden nur alsdann immer größer, wenn es ſich voll geſogen hat. Die

Sa-

Samen des Reaumür hält Hr. v Haller für Knoſpen, und vergleicht die Vermehrung dieſer Gallerte mit den Polypen. Es iſt nur ſichtbar; wenn ſie ſich nähret, und bleibt ſo lange unſichtbar, bis es wieder zu wachſen anfängt. Reaumür verſichert, daß es ſolcher Geſtalt abwechſelnd wohl ein Jahr über fortwachſe.

Wenn das Blatt eine gewiſſe Größe erlangt hat, bekommt es Falten, welche, wenn es dürre geworden iſt, tiefer und deutlicher erſcheinen; es bleiben ſolche auch nachher, wenn es auch von neuem Waſſer angezogen hat. Wenn Dürre und Näſſe mehrmahls abwechſeln, vermehren ſich die Falten immerfort, und endlich ſieht das Blatt auch im friſchen Zuſtande von den vielen Falten ganz zerkrünkelt aus.

Die jungen Pflanzen, welche Reaumür aus Samen erzogen hat, waren anfangs kugelförmig, nachher wurden ſie platter, und endlich wie ein Blatt ausgebreitet. Dillenius aber muthmaßet, daß viele dergleichen runde Körperchen an einander wüchſen und eine Haut vorſteüeten.

Paracelſus, Knöffel, Tournefort, Geoffroy und Andere, haben dieſer Gallerte ganz beſondere Tugenden zugeeignet. Sie ſoll Wunden heilen, der Fäulung wiederſtehen, die Nerven beſänftigen. Die Alchymiſten erzählten davon gar wunderbare Sachen, und ſuchten darin beſonders ein auflöſendes Mittel zum Golde. Allein, ob gleich ſelbige viel Oehl und flüchtiges Salz enthält, und daher wirkſam ſcheint, iſt ſie doch jetzt kaum mehr als ein Arzeney-Mittel bekannt, auch die Sperniola, welche Knöffel als ein, von Noſtoch und andern zuſammen geſetztes Mittel, ſo hoch angeprieſen hat, und die deswegen in einigen Apotheken aufgenommen worden iſt, gänzlich in Vergeſſenheit gerathen. Unter den neuern Schriftſtellern, erwähnt Vogel des Noſtochs als eines bewährten Mittels, den Branntwein-Säufern die Luſt zu dergleichen Getränke zu benehmen, wenn ſolches in Branntwein eingeweicht, denſelben heimlich beygebracht wird.

Gallerte, (See-) Holothuria Phyſalis *Linn.*; ſ. in S.

Galles, (*Princeſſe de*) eine Nelken-Sorte; ſ. unter Nelke.

Gallina, ſiehe Huhn.
Gallinache, der braſilian. Geier; ſ. unter Geier.
Gallinage, L. Gallinago; ſiehe Schnepfe.
Gallinaſſa, Fr. Gallinaſſe; ſiehe unter Geier.
Galline, L. Rubellio, ein Meer-Fiſch; ſ. Roth-Feder.
Gallinella, Morſus gallinæ, Hühnerbiß; ſ. Alſine media.

Gallion, (das) L. Roſtrum navis, Holl. Galjoen, Fr. Avantage, Cap, Eperon, Poulaine, Serpe, der Schiffs-Schnabel, heißt am Vordertheile des Schiffes, hinter der Sirene oder dem ausgeſchnitzten Löwen, derjenige Raum, wo die Soldaten und Matroſen ihren Abtritt nehmen, und wo (auf Kriegsſchiffen) die Gefangenen geſchloſſen liegen. Dieſer Raum iſt aus verſchiedenen bogenförmigen und vorn ſich zuſammenſpitzenden Hölzern zuſammen geſetzt, nähmlich den Regelingen oder Geländern (Porte-vergues), Knie- oder Krumm-Hölzern (Courbatons), den Schneiden (Eguilles), und dem Kamm (Friſe). Das Gallion dient, den Maſt des Boegſprietes feſt zu halten, und das Vordertheil des Schiffes zur Durchſchneidung des Waſſers geſchickter zu machen. Das Gallion gegen Land kehren. Siehe auch Gelte und Gölle.

Gallione, (die) eine Art großer Kriegs-Schiffe von 3, 4 oder mehr Verdecken, ſo ungefähr 400 Tonnen führt. Vor Zeiten hatte man dergleichen in Frankreich und Spanien; jetzt aber iſt dieſer Nahme bey der Schiffahrt nicht viel mehr im Gebrauche, auſſer nur bey den Spaniern, welche noch einen Theil derer Schiffe, die ſie zu der Handlung nach Weſt-Indien gebrauchen, alſo zu nennen pflegen; Span. Gallione. Man muß dieſes Wort mit Galeone, eine große Galeere, (ſ. oben S. 660) nicht verwechſeln. Es gehen nähmlich aus Spanien zu Friedenszeiten alle Jahre, zu Kriegszeiten aber etwas ſeltener, zwo Flotten nach Amerika ab; die eine nach Mexico, welche man die Silber-Flotten nennt, und die andere nach Peru, welche man die Gallionen nen-

nennet. Daher wird in Spanien ein Kaufmann, welcher an derjenigen weſtindiſchen Handlung, die durch Gallionen getrieben wird, Antheil hat, ein Gallioniſt genannt; im Gegenſatze der Flottiſten, welche ihren amerikaniſchen Handel durch die Schiffe der nach Veracruz abgehenden Silber-Flotte treiben.

Die Gallionen ſind auf eine Art gebauet, die heut zu Tage überall, auſſer in Spanien, ganz aus der Mode gekommen iſt. Die Urſache, warum man ſich derſelben dort noch bedienet, iſt, weil ſie einen groſen Raum haben, Kaufmanns-Waaren einzunehmen, mit welchen die königlichen Schiffe ſo voll gepreſſet werden, daß ſie gemeiniglich auſſer Stande ſind, ſich gehörig zu vertheidigen. Richard Walter, in ſeiner Beſchreibung der Reiſe des Lord Anſons um die Welt, leget ihnen eine ungeheure Gröſe bey, ſagt aber doch, das gröſeſte wäre wenig kleiner, als ein engliſches Kriegs-Schiff vom erſten Range, und die kleinern wären von 1200 Tonnen, das gröſere aber habe, zum Kriege gerüſtet, 1200 Mann geführet, gemeiniglich aber hätten ſie nur 350 bis 600 Mann, und etliche 50 Kanonen. Er geſteht aber doch, daß die vom Lord Anſon eroberte viel gröſer geweſen, als der Centurion, das Hauptſchiff Lord Anſons, welches 60 Kanonen und 400 Mann am Bord gehabt hat, da jene mit 555 Mann, 36 Kanonen und 28 Steinſtücken beſetzt geweſen iſt. Nun iſt, nach einer genauen Ausrechnung, ein engliſches Kriegs-Schiff vom erſten Range, auf dem oberſten Verdecke 159 bis 174 Fuß lang, und 44 bis 50 breit, und führt 706 bis 800 Mann, und 96 bis 110 Kanonen; ein Schiff vom vierten Range aber, wie der Centurion war, iſt auf dem oberſten Verdecke 118 bis 146 Fuß lang, und führt 226 bis 400 Köpfe, nebſt 48 bis 60 Kanonen. Carreri aber meldet, daß die 1694 gebaute Gallione, St. Joseph, welche nachher im Sturme unterging, einen Kiel von 62 Ellen (Coudées, deren jede $1\frac{1}{2}$ Palmi gehalten, einen Palm rechnet man aber auf 9 Zoll,) lang gehabt. Der Kiel einer andern, Santo Chriſto genannt, ſey 60 Ellen lang geweſen, und er ſelbſt habe den S. Franciſcus Borgia, mit einem Kiele von 55 Ellen bauen geweſen. Merkwürdig iſt dabey, daß ihr Bau ſo feſt, und das Holz ſo dauerhaft und ſtark gefüttert iſt, daß keine Kugel leicht durchdringen kann. Ein ſolches Schiff wehrte ſich gegen 14 holländiſche, die ihm, zum gröſten Erſtaunen, nichts anhaben konnten; und als das Gefecht vorbey war, zog man 90 Stück-Kugeln aus einer

ner Seite heraus, die es wie eine ſteinerne Mauer aufgefangen hatte, weil es ſich nicht wenden konnte, da es auf dem Trocknen lag.

Die Flotte, unter welche die Gallionen gehören, beſteht aus acht ſolchen Kriegs-Schiffen. Drey davon ſind von ausnehmender Größe, und führen die Nahmen la Capitana, la Admirante, und il Governo; zwey andere ſind kleiner, nähmlich la Patacha, und la Margaritha, jede von 50, und eine Advis-Fregatte von 40 Kanonen; die übrigen haben keine beſondere Nahmen. Alle dieſe Schiffe ſind für königliche Rechnung, und Kriegs-Schiffe, gemeiniglich aber mit ſo vielen und ſchweren Waaren beladen, daß es, wie bereits erwähnt worden iſt, im Fall eines Treffens ſchwer iſt, ſich zu vertheidigen. Auſſer dieſen königlichen Gallionen aber ſind noch 12 bis 15 Kauffahrdey-Schiffe, welche Privat-Perſonen zugehören, und die, weil in Spanien keine Handlungs-Compagnie für Amerika errichtet iſt, unter Bedeckung und in Geſellſchaft der Gallionen, mit nach Amerika gehen; daher ſie denn ebenfalls mehrentheils mit dem Nahmen der Gallionen beleget werden. Dieſe den Privat-Perſonen gehörigen Gallionen aber müſſen die Erlaubniß dazu von dem großen Rathe von Indien zu Madrid erlangen, oder erkaufen, welches von einer jeden Gallione, nach dem ſie klein oder groß iſt, 70 bis 80000 Realen, oder 3 bis 6000 Reichs-Thaler, koſtet. Dieſe Schiffe führen wenigſtens $\frac{1}{3}$ Güter mehr am Bord, als in ihren ordentlichen Fracht-Briefen angegeben iſt. Es können auch wohl einige Privat-Perſonen mit den Gallionen, auf ihre Unkoſten, mit nach Weſt-Indien gehen; ſie müſſen aber ebenfalls erſt von dem Könige Erlaubniß dazu haben, und ſich zu Sevilien, in dem Hauſe der Contractation, einſchreiben laſſen; alsdann aber dürfen ſie doch nicht weiter, als bis auf die Seiten von St. Domingo, Honduras, Caracas und Buenos Ayres.

Die Ausrüſtung der Gallionen ſelbſt geſchieht zu Cadiz, von wannen ſie zu aller Zeit unter Segel gehen können, welches auf des Königs Willen und auf die Bequemlichkeit der Kaufleute ankommt. Ihre Abfahrt aber geht gemeiniglich etliche Monathe vor der Abreiſe der Silber-Flotte vorher, indem die Gallionen gewöhnlicher Maßen im März oder April unter Segel gehen, da hingegen die Silber-Flotte, wegen der Winde, eher nicht, als im Julius oder Auguſt, abſegeln kann. Von Cadiz richten die Gallionen ihren Lauf nach Cartagena und Porto-bello, die Patache ausgenommen, welche ſich unterweges bey dem Golfo de las Jagues, oder de las Yeguas ſcheidet, und nach der Margareta (Inſula Margaritæ) geht, daſelbſt Perlen einzunehmen. Zu gedachten Porto-bello wird nun, nach der Ankunft der Gallionen ein anſehnlicher Jahrmarkt gehalten, auf welchen nicht allein die Indianer und ſpaniſchen Coloniſten, von Lima, Panama und andern Orten aus Peru und Terra-firma, mit Gold, Silber und andern amerikaniſchen Waaren kommen, um europäiſche Waaren zu kaufen, oder einzutauſchen, ſondern auch alles aus den königlichen Bergwerken in Peru gewonnene Gold und Silber dahin gebracht wird.

Porto-bello, Portobelo, oder Portovelo, iſt eine Stadt und ein Hafen in Amerika, auf der nordlichen Küſte der Land-Enge von Panama, und in der Provinz gleiches Nahmens, an dem Nord-Meere, und unter dem 8ten Grade der Norder-Breite. Sie iſt die reichſte Handels-Stadt in der Welt; jedoch nur ſo lange, als ihre Meſſe währet, d. i. 4 bis 6 Wochen lang, wenn und ſo lange nähmlich die ſpaniſchen Gallionen ſich daſelbſt befinden, indem auſſer dieſer Zeit die vornehmſten Kaufleute ſich das ganze Jahr zu Panama an dem Süd-Meere aufhalten. Während dieſer Meſſe, oder ſo lange die Gallionen zu Portobello bleiben, iſt der Zulauf daſelbſt ſo groß, daß die ſchlechteſten Buden oft für 1000 Rthlr. und eine ſehr mittelmäßige Kammer für 120 Rthlr. auf die kurze Zeit vermiethet werden, und auch die Lebensmittel nach Proportion ſteigen; wie denn das Rindfleiſch, von dem man ſonſt das ganze

Jahr hindurch 13 Pfund für ½ Real (1 Ggr. 6 Pf. oder 3 holländ. Stüver) kaufen kann, alsdann das Pfund für 2 Realen (oder 6 Ggr.) verkauft wird, und das Federvieh, welches ſonſt kaum 1 Real gilt, 12 Realen koſtet. Eben zu dieſer Zeit aber iſt auch die Luft daſelbſt am allerungeſundeſten, indem kein Jahr vergeht, daß nicht während der Meſſe allda an die 500 Perſonen, vornehmlich von den Europäern, ſterben ſollten.

Der Transport derjenigen Waaren, die von Panama nach Portobello auf die Meſſe, und der mit der Flotte aus Europa gekommenen Waaren, die von Portobello nach Panama zurück geführet werden, geſchieht gewöhnlich durch 2000 Mauleſel zu Lande, weil es nur 16 Meilen von einer Stadt zur andern iſt. Den Ort der Verwahrung der Waaren zu Portobello betreffend, ſo wird 1) das Gold und Silber, ſo von Panama nach Portobello gebracht wird, und worin die vornehmſte Ladung der 2000 Maulthiere beſteht, auf dem öffentlichen Markte abgeladen, von den königlichen Bedienten daſelbſt gewogen und gezeichnet, und bleibt, nachdem ſolches geſchehen iſt, bis zu ihrer Einladung in die Schiffe, hier mit größter Nachläſſigkeit liegen, als man bey uns in den Gewölben der Kaufleute das Bley etwa in einem Winkel derſelben liegen ſieht. 2) Die andern Waaren werden unterdeſſen, bis ſie entweder auf die Gallionen zu Schiffe gebracht, oder nach Panama abgeführet werden ſollen, in Niederlagen verwahret, welche den größten Theil der Gebäude der Stadt ausmachen, wobey große Ställe ſind, in welchen ſie ihre Maulthiere und andere Laſtthiere ſo lange ſtehen haben, als ſie zu Portobello bleiben.

Die Ladung anlangend, ſo werden auf die Gallionen insgemein die königlichen Einkünfte, und die Gold- und Silber-Stangen, welche den Privat-Perſonen zugehören, geladen; die andern Waaren, als: Indig, Cochenille, Cacao, Zucker, Toback, Leder u. d. gl. ladet man auf die Kauffahrdey-Schiffe, welche, oben erwähnter Maßen, jederzeit unter Convoy der königlichen Flotte mit nach Portobello kommen. Nachdem die Ladung der königlichen Gallionen und der mit ihnen gehenden Kauffahrdey-Schiffe geſchehen iſt, ſegelt die Flotte von Portobello nach Cartagena ab, wie ich weiter unten erzählen werde; vor dieſer Abreiſe aber werden die Schiffe insgeſammt von den königl. Beamten viſitiret, um zu ſehen, ob nicht etwa Waaren, die dem Könige nicht die gebührenden Abgaben entrichtet haben, eingeladen ſeyn.

Die

Die Waaren, welche mit den ſpaniſchen Gallionen aus Spanien nach Portobello gehen, und auch für die andern Handels-Plätze der Spanier in Amerika dienen, ſind vornehmlich folgende: 1) Verſchiedene Gattungen von Leinwand; 2) verſchiedene wollene Zeuge; 3) Tuch von allerley Gattungen; 4) wollene Strümpfe und Mützen; 5) verſchiedene Gattungen von Seiden-Waaren; 6) allerhand Eiſenkram- und Galanterie-Waaren, als: weißer Zwirn von allerley Gattungen; Zwirn aus Bretagne von allerley Farben; leinene Unterhoſen und Strümpfe bis auf die Ferſen, aber ohne Füße, für Manns- und Frauens-Perſonen; ſpaniſcher Toback von Sevilien, blaue Farbe zum Leinwandſtärken, Bleyweiß, holländiſche Meſſer, Hüte, zwirnene Spitzen, Schnupftücher, Handſchuhe, Schlöſſer, Schnupftobacksdoſen, Scheren, Biſam, weiß Wachs ꝛc.; 7) verſchiedene Gattungen Weine; 8) Oehl; 9) Saffran, Weihrauch, Benzoe, und allerley andere Specerey-Waaren. Der Profit an allen dieſen Waaren iſt insgemein ſehr groß. Es beſteht aber des Handels Vortheil mehrentheils darin, daß man zweyerley wiſſe: a) ob die Anzahl der Waare, welche die ſpaniſche Flotte jährlich von Europa aus, nach Portobello bringt, größer, oder geringer ſey, als die Gold- und Silber-Barren, Stücke von Achten, und andere Waaren, welche die peruvianiſchen und weſtindiſchen Kaufleute auf dieſen Markt bringen. Denn, wenn ſie nach Portobello Gold, Silber und andere Waaren bringen, die ſich höher belaufen, als diejenigen, welche die Spanier dahin gebracht haben, ſo iſt es gewiß, daß der Verkauf für die Spanier vortheilhaft, und daß dabey viel zu gewinnen ſey. Die Urſache iſt, weil die Indianer vielmahls ihr Gold und ihre Waare wieder zurück nehmen, daher ſie denn alles für wenig hingeben. Sind hingegen die Waaren weit größern Werthes, als die indianiſchen, ſo iſt wenig daran zu gewinnen, vielmehr oft zu verlieren, weil die ſpaniſchen Negotianten alsdann genöthigt ſind, dieſelben um einen geringern Preis wegzugeben, damit ſie derſelben los werden. b) Iſt zu wiſſen, welche Waaren am meiſten begehret werden, und den Indianern am nothwendigſten ſeyn.

In Anſehung der Unkoſten, welche für die Waaren, ſo nach Portobello geſchickt werden, aufgehen, wird von Cadiz aus, wo das Verzeichniß derſelben gemacht wird, 5 bis 6 pro Cent Schiff-Lohn bezahlt; für die Ausladung ungefähr 6 pro Cent; für den Zoll, welchen man dem Könige zu entrichten hat, und Indult, d. i. Erlaubniß und Paß, 8 Achtort und 2 Real de

plata für jeden Ballen, welches etwa 2½ pr. C. beträgt. Oft werden die Waaren von Portobello, wenn ſie nicht alle mit Nutzen daſelbſt verhandelt werden können, nach Cartagena gebracht, und das Schiff-Lohn für jeden Ballen mit ungefähr 5 Franken, welches beynahe ½ pr. C. machet, bezahlt.

So bald der Jahrmarkt zu Portobello geendigt iſt, kehren die auf Rechnung des Königs ausgerüſteten Gallionen nach Cartagena zurück, wo ebenfalls ein großer Handel mit indianiſchen Waaren geſchieht. Hierauf gehen ſie nach der Havana, die Nothwendigkeiten zu ihrer Rückreiſe nach Spanien einzunehmen, und die unterdeſſen nach Portorico, Veracruz und Mexico, in Neu-Spanien, gegangenen Kauffahrdey-Schiffe, welche in ihrer Geſellſchaft gekommen waren, und wieder mit zurück wollen, imgleichen die nach Margareta gegangene Patache, zuweilen auch die Silber-Flotte, zu erwarten. Die Reiſe der Gallionen von und nach Hauſe, pflegt insgemein 7 bis 9 Monathe zu währen, von denen 2 auf die Hinreiſe, 2 auf die Rückreiſe, und die übrigen auf den Handel in Amerika hingehen. Oftmahls bleiben auch die Kauffahrdey-Schiffe gar zurück, und kommen erſt in 13 bis 14 Monathen wieder nach Cadiz zurück. Zuweilen ſegeln die Gallionen und die Silber-Flotte mit einander in Geſellſchaft aus Spanien ab, und kommen auch in Geſellſchaft zurück; alsdann aber trennen ſie ſich auf der Höhe der antilliſchen Inſeln, da denn die Gallionen, vorgedachter Maßen, ihren Lauf nach Cartagena und Portobello richten, und die Silber-Flotte den ihrigen nach Veracruz nimmt; bey der Rückfahrt aber vereinigen ſie ſich ſodann wieder in der Havana.

Was die Handlung ſelbſt betrifft, welche mit dieſen Gallionen nach dem ſpaniſchen Amerika getrieben wird: ſo iſt ſolche ſehr beträchtlich. Eigentlich ſollte ſie zwar nur von dem Könige und denjenigen ſpaniſchen Kaufleuten, denen der König die Erlaubniß dazu gibt, geführet werden; allein, es haben wirklich die Ausländer, inſon-

inſonderheit Franzoſen, Holländer und Engländer, mehrentheils wo nicht mehr, doch eben ſo viel Antheil daran, als die Spanier ſelbſt. Der König hat zwar dieſen Handel allen Nationen, auſſer ſeinen Unterthanen ſcharf verbothen; man weiß aber ſchon, ſolchen auch im Nahmen ſeiner eigenen Unterthanen mit großem Nutzen zu treiben, und der König ſieht durch die Finger, weil er wohl weiß, daß ſeine Unterthanen den Handel nach Amerika ohne Hülfe der Fremden nicht wohl allein beſtreiten können. Man ſchickt nähmlich die Waaren, welche nach Amerika beſtimmt ſind, nach Cadiz an ſeine Correſpondenten, die ſolche gebornen Spaniern gegen einen Schein oder eine Handſchrift, daß ſie ſolche empfangen haben, und bey ihrer Zurückkunft Rechnung davon ablegen wollen, anvertrauen, die denn mit nach Amerika reiſen, die ihnen anvertrauten Waaren in Amerika verkaufen oder vertauſchen, und dafür Gold und Waaren wieder zurück bringen, welche denn von Spanien nach Frankreich und Holland geſchicket werden.

Es ſind aber dieſe Waaren, die mit den Gallionen nach Amerika gehen, auſſer denjenigen Waaren, die Spanien an und für ſich ſelbſt dahin verſendet, hauptſächlich franzöſiſche, engliſche, holländiſche, italiäniſche, deutſche und oſtindiſche Waaren und Manufacturen, welche man in Bohns Kaufmann, Th. 1, S. 692, f. ſpecificirt findet. Gegen dieſe Waaren bringen die Gallionen aus Amerika wieder zurück: Gold, etwa für 2 bis 3 Millionen Thaler; Silber, ungefähr für 18 bis 20 Millionen Thaler; Perlen, für 200000 Thaler, wovon der König den fünften Theil genießt; Smaragde für 2 bis 300000 Thaler; Bezoar, Amethyſte, und andere ſchlechte Edelſteine, für 20 bis 30000 Thaler; Wolle von den Vigognes, für 40 bis 50000 Thaler; China-Rinde, für 20000 Thaler; Häute, etwa für 70000 Thaler; Campeche-Holz, für ungefähr 60000 Livres; Indig, etwa für 600000 Livres; des Zuckers, Cacao und anderer geringerern Spezereyen und Kaufmanns-Waaren, die meiſtens in Spanien bleiben, nicht zu gedenken; das meiſte aber von dieſen hier benannten Waaren kommt nach Frankreich, Holland und England. Inſonderheit haben die Holländer und

Engländer von dem mit den Gallionen kommenden Golde und Silber den beſten Antheil.

Alles Geld, welches gerades Weges aus Amerika an den König kommt, wird in eine Gallione eingeladen, und einem königl. Münzmeiſter unter Händen gegeben, welcher vor dem Antritte jeder Reiſe dem Könige 6000 Rthlr. bezahlt, und hingegen 1 pro Cent von ſeinem unter Händen habenden Gelde wieder einbehält, welches ein weit mehreres, als ſein Vorſchuß, beträgt. Was der Particülier-Kaufleute ihre Gelder betrifft, ſo können ſie ſolche einladen, wo ſie wollen, und muß ihnen der Schiffs-Capitän allezeit Rede und Antwort dafür geben; wiewohl es doch zuweilen geſchieht, daß auf ansdrücklichen Befehl des Königs kein Particülier-Kaufmann einiges Gold oder Geld auf die königlichen Gallionen mit geben darf. Derjenige, welchen der König zum General der Gallionen erwählet, ſchießt demſelben gemeiniglich 80 bis 100000 Rthlr. vor, welche ihm hernach mit ſtarken Intereſſen wieder bezahlet werden. Ein gleiches muß auch jeder Schiffs-Capitän nach Proportion der Größe ſeines Schiffes thun.

Seit den Jahren 1735 und 1737, ſind keine Flotten und Gallionen mehr abgeſchickt worden, ſondern der Handel nach Amerika wird durch die ſo genannten Regiſter-Schiffe getrieben, wovon ich an ſeinem Orte handeln werde; man hoffet aber, daß nach dem alten Fuße die Schifffahrt mit der Flotte und den Gallionen werde wieder hergeſtellet werden.

Zum Beſchluß iſt noch anzumerkeu, daß dasjenige, was die Spanier eine Gallione nennen, bey den Portugieſen eine Caracke heißt. S. Caracke und Flottille.

Galliote, F. Galiote, oder Galiotte. Bey den Franzoſen führen dieſe Benennung allerley hochbemaſtete, mit Segeln und Rudern gehende Fahrzeuge auf dem Meere, worunter diejenigen, welche höher, ſchwerer und ſtärker bemaſtet ſind, zum Laſttragen, die leichtern und ſchmälern aber als eine Art Avis-Jachten gebraucht werden. Noch kleiner ſind die Fiſcher-Gallioten; und bey dieſen iſt der Raum in Fächer eingetheilt, die Fiſche hinein zu legen. Es gibt auch Gallioten, deren man ſich auf Flüſſen und Canälen zum Ueberführen bedienet, und welche daher Fluß-Gallioten und Canal-Gallioten heißen.

Eine Bombardier-Galliote, Fr. Galiote à bombes, nennet man ein galliotenartig gebauetes Fahrzeug, welches ſehr ſtark von Holz und ohne Ober-Verdeck iſt, nach Maßgabe ſeiner Länge 1 oder 2 Maſten führt, und einen platten Boden mit Bettungen hat, auf welchen, unter einem falſchen Verdecke (faux-pont) etliche Mörſer ſtehen. Vor dem Abfeuern der Mörſer werden die Maſten nieder geleget.

Bey den Holländern heißt Galliote ein Fahrzeug, welches wie ein Heu bemaſtet iſt, ſeine größte Breite vorn, und, nach Art der Pinaſſen, ein viereckiges Hintertheil hat. Eine ſolche Galliote iſt gemeiniglich 85 bis 90 Fuß lang, und die Holländer thun oft ſehr weite Reiſen damit, ſo gar bis nach Indien. Wenn aber dergleichen Fahrzeuge nach Art der Flüten ein rundes Hintertheil haben, ſo heißen ſie nicht Gallioten, ſondern Botye oder Böthe.

Mit der Galliote iſt die, oben S. 667, beſchriebene Galeote, eine kleine Galeere, nicht zu verwechſeln, obgleich ihre Bennennungen aus Einer Quelle herfließen. Siehe Gelte und Gölle.

Gallipoli de Toulouſe, nennen die Blumiſten eine feuerrothe mit Weiß vermiſchte Anemonen-Sorte.

Gallium, Galium; ſiehe Lab-Kraut.

Gallivate, oder Gallwette, Fr. Galivate, eine Art von Laſt- und Krieges-Schiffen, welche in den oſtindiſchen Gewäſſern gebräuchlich ſind, und einen ſehr ſchräg ſtehenden Maſt haben.

Gallmey, ſiehe Galmey.

Gallo, eine Silbermünze im Königreiche Cambodja, in Oſt-Indien, welche 1 Mas und 5 chineſiſche Condorins wiegt. Der Gehalt dieſer Münze war ſonſt von 80, ſeit 1718 aber iſt derſelbe nur von 60 Tocquen.

Gallon, ein in Groß-Brittannien ſowohl, als auch in einigen Provinzen Frankreichs, gebräuchliches Maß, deſſen man ſich zum Meſſen theils feuchter theils trockener Dinge bedienet.

1. In

1. In Groß-Brittannien hat man ein doppeltes Maß, welches dieſen Nahmen führt, nähmlich eines zu feuchten, und eines zu trockenen Waaren.

1) Das zu feuchten Waaren, iſt wieder von dreyerley Gattung: eines zu Wein, eines zum Ale oder ſüßen Biere, und eines zum Hopfen-Biere (Beer). Das zum Weine iſt das kleinſte unter allen, das zum Hopfen-Biere aber das größte; und das zum Ale hat zwiſchen beyden das Mittel. Denn 5 Gallons Wein-Maß betragen $4\frac{1}{8}$ Gallons Ale, und 4 Gallons Hopfen-Bier. Ueberhaupt hat ein Gallon zu flüſſigen Dingen 2 Bottle; 1 Bottle, 2 Quart; 1 Quart, 2 Pinten. Da nun 1 Pinte ungefähr 1 Pfund Troy-Gewicht, oder etwas weniges mehr, als ein deutſches Pfund wiegt: ſo folgt, daß ein Gallon zu feuchten Dingen ungefähr 8 bis 9 Troy-Pfund haben muß; wobey denn der Unterſchied wieder nur auf die damit zu meſſenden Dinge ankommt, indem ein Gallon Wein gerade 8, ein Gallon Ale $8\frac{1}{8}$, und 1 Gallon Hopfenbier 9 Troypfund wiegt. Oder, ein Gallon macht 8 londoner, oder 4 pariſer Pinten, oder 233 franzöſiſche Kubik-Zoll aus, und hält beynahe 5 dresdner Kannen. 43 Wein-Gallons machen 45 Stübchen hamburger Maß.

Acht Gallons machen ein Firkin; wiegt im kleinen Maße 64, im großen 72 Pfund. Sechszehn, oder in großem Maße achtzehn, Gallons machen ein Kilderkin; $18\frac{1}{2}$ Gallons, ein Rumlet; 32 (oder 36) Gallons, ein Barrel; 64, ein Hogshead; 84, ein Tertian; 126, eine Pipe; 252, eine Tonne.

2) Der Gallon zu trockenen Waaren, als: Korn, Samen, Hülſen-Früchten, und andern feſten Körpern, iſt größer als der Gallon zum Weine, aber kleiner als der zum Ale. In der Provinz Cornwallis machen 2 Gallons einen Pec oder Pecotin; 4 Pecs machen einen Scheffel; 4 Scheffel, einen Comb oder Carnok; 2 Carnoks, eine Carte; 10 Cartes, eine Laſt, welche 5120 Pinten, oder eben ſo viel Pfunde Troy-Gewicht hält.

hält. In Ireland und Scotland hält ein Scheffel 18 Gallons.

In der Provinz Cornwallis meſſen die Zinngießer ihr ſchwarzes Zinn, d. h. den zu Pulver gemachten Erzſtein, mit dem Gallon, bey welcher Gelegenheit derſelbe eine Gattung von einem Scheffel iſt. Ein Kubik-Fuß ſchwarz Zinn thut 2 Gallons.

2. An einigen Oertern in Frankreich, inſonderheit aber in der Normandie, in der Gegend von Caen, iſt der Gallon ein Maß zu flüſſigen Sachen, welches 2 Pots, oder die Hälfte von einem Septier enthält, und alſo mit dem Gallon der Engländer meiſt überein kommt.

3. In der franzöſiſchen Provinz Touraine, verſteht man unter dem Worte Gallon, eine Schachtel oder einen einfachen Scheffel, welcher daſelbſt gebrauchet wird, die ſchönſten getrockneten (gedörrten) Pflaumen, welche man Brunellen nennet, darein zu legen, und ſolchergeſtalt zu verſchicken.

Endlich nennen auch 4. die Specerey-Händler, Gewürz-Krämer und Confect-Bäcker, eine Art runder Schachteln, die oben und unten einen gemahlten breiten Saum haben, und aus Flandern kommen, Gallons oder Galons, worin ſie allerley Gewürze und Material-Waaren, oder auch trockene Confitüren aufbewahren. Ein jeder ſolcher Gallon hat eine Cartouche, oder einen Zettel, welcher mit großen Buchſtaben die darin befindlichen Droguiſtereyen oder Waaren anzeigt.

Galloſche, Galluſche, Fr. Galoche, hölzerne Schuhe der Bauern und gemeinen Leute; ſiehe **Holz-Schuh** im Art. Schuh.

Auch nennt man Galloſchen, Fr. Galloches, eine Art Ueberſchuhe oder Ueberzüge über die Schuhe, deren man ſich bey ſchlechtem Wetter bedient, damit dieſe nicht naß oder kothig werden.

Gallus, ſiehe Hahn.

Gallus-Apfel, ſiehe Gall-Apfel.

Gallus=Sommer, Filamenta Mariæ; ſiehe Sommer=Faden.

Galluſche, ſiehe Galloſche.

Galluſchel, ſiehe Milch=Schwamm.

Gallwette, ſiehe Gallivate.

Galm, ſiehe Gall.

Galmen, ſiehe Gällen, und 2 Galle, 6.

Galmey, iſt ein feſter, harter, ziemlich ſchwerer, bald dunkel= bald hellbrauner, bisweilen auch bleichgelber und weißlicher, mineraliſcher Körper, welcher allemahl aus Zink, Eiſen und einer alkaliſchen Erde beſteht, zuweilen auch wohl andere Metalle und Mineralien enthält, mit Kupfer geſchmolzen, das Meſſing darſtellt, durch die Deſtillation aber den Zink gibt. Er kommt ſowohl in lockerer, als derber Geſtalt vor. In jener wird er Galmey=Erde, in dieſer aber Galmey=Stein, Calamin=Stein, L. Cadmia naturalis, nativa, foſſilis, oder lapidoſa, Cadmia foſſilis metalli expers, Lapis calaminaris, Zincum Calaminaris *Linn.* Fr. Calamine, Calamite, oder Pierre calaminaire, genannt. Dieſes iſt der natürliche oder gegrabene Galmey, den man aber von dem Ofen=Galmey aus Goßlar, L. Cadmia fornacum oder furnorum, unterſcheiden muß. Dieſer letztere iſt kein natürliches Product, ſondern entſteht, wenn das goßlariſche Erz geſchmolzen wird, da ſich denn der Rauch, welcher aus verbranntem Zinke und andern in die Höhe geriſſenen und veränderten Metallen beſteht, an den Wänden und Kammern des Ofens unter allerley Geſtalten anleget; es iſt alſo der Ofen=Galmey eigentlich ein Ofen=Bruch, wie er denn auch insgemein galmeyiſcher Ofenbruch genannt wird.

Der weißliche, gelbliche und gelbe Galmey findet ſich vornehmlich bey Aachen, Limburg und Stollberg, imgleichen bey Villach, bey Beuthen und Tarnowitz in Ober=Schleſien, bey Commotau in Böheim, bey Ulkuſch in Polen, bey Kremnitz in Ungarn, und an verſchiedenen

nen Orten in England; der röthliche, bräunliche und bunte aber wird in England, ingleichen in Frankreich, gegraben. Wie denn derſelbe auch nunmehr in Schweden angetroffen wird.

In den Gegenden von Aachen, Limburg und Stollberg, gibt es verſchiedene Galmey-Gruben. Ihre Teufe iſt nicht über 6 bis 7 Lachter; und die Bergleute fahren daſelbſt, vermöge der gewöhnlichen Fahrten ein und aus. Dieſer Stein beſteht aus runden Klumpen, und liegt lagerweiſe in einer gewiſſen gelben Erde, welche von einer andern ſanften und weichen, oder von einem gelbbraunen Lehme umgeben iſt, worauf diejenigen, welche auf Galmey einſchlagen, ſorgfältig Acht haben. Oefters findet man ihn auf ebenem Felde, faſt zu Tage; öfters aber auch in der Nähe blätteriger Gebirge. Derjenige, welcher ſich unter der Erde findet, geht in Lagern oder Schichten fort, die ſich zuweilen nach und nach ſo lange erheben, bis ſie zu Tage ausſtreichen. Er ſondert ſich auch leicht von der Erde ab, von welcher er gleichſam umwickelt iſt. Vom Waſſer werden die Arbeiter in dieſen Gruben ſelten beläſtiget; und wenn auch dieſes geſchieht; ſo leitet man daſſelbe in Vertiefungen oder unterirdiſche Gräben, wo es ſich verliert. Der Galmey, oder Calmeſen, wie man ihn in dieſem Lande nennet, iſt mit verſchiedenen gefärbten Steinen vermengt, ſowohl rothen als blauen, die man aber nicht achtet. Man hält ihn um ſo viel beſſer, je ſchwerer er iſt. Er wird mit einem Hammer in gröbliche Stücke geſchlagen, damit man die Erde oder andere ſchlechtere Stücke, ſo damit vermiſcht ſind, gehörig davon abſondern könne; ſodann, wie ich weiter unten beſchreiben werde, geröſtet, zu Mehl gemacht, durch ein Sieb geſchlagen, und endlich in die Meſſing-Gießerey geſchickt.

In England, gewinnt man eine große Menge Galmey, vorzüglich in den Bleygruben. Er liegt daſelbſt nicht in Lagern, ſondern bricht in Bley-Erze; ſeine blaßrothe Farbe unterſcheidet ihn auch leicht von der Erde, die noch überdieß mit unter bricht; wie er denn auch weit ſchwerer iſt, als dieſe. Oefters iſt Bley-Glanz in dieſem Galmey eingeſprengt, und es iſt derſelbe wie eine ſanfte und fette Erde anzufühlen. Da man den meiſten Galmey, welcher in England verbraucht wird, aus Aachen bekommt, ſo entſteht hieraus für den einländiſchen ein weit geringerer Preis. Hier nennt man die Galmey-Gruben Calamine-

Pits, deren Teuſe ſich von 2 oder 3, bis zu 10 und 12 Lachter erſtreckt. Ihr Streichen iſt das Streichen des Bley-Ganges.

Unter den engländiſchen Galmey-Arten, iſt inſonderheit der aus Sommerſet und Nottingham berühmt. Der erſte iſt auswendig röthlich, inwendig aber gelblich; er iſt ſchwer, ſchlägt Feuer, und löſet ſich mit Brauſen in Säuern auf. Zuweilen iſt er kryſtalliſirt, und zwar pyramidenförmig, zuweilen ſtellt er zwo mit den Grundflächen an einander gewachſene Pyramiden dar. Der Galmey aber aus Notthingham iſt weiß, feſter, doch ſchlägt er nicht Feuer. Die Kryſtallen der erſtern ſind oft hohl, und haben zuweilen Bleyglanz in ſich. Ueber beyde Arten hat Sage Unterſuchungen angeſtellt, welche man in den pariſer Memoires, a. d. J. 1770, desgl. in Deſſen Examen chymique de differentes ſubſtances minérales, à Paris, 1769, wovon wir eine mit des Hrn. Prof. Beckmann lehrreichen Anmerkungen vermehrte deutſche Ueberſetzung, u. d. T. Des Hrn. Sage chymiſche Unterſuchung verſchiedener Mineralien, haben, antrifft.

In der Grafſchaft Namur, wird der Galmey in den Fluren der kleinen Dörfer Landenne, Velaine, und Hayemonet, gegraben, welche alle drey unter einerley Gerichtbarkeit ſtehen, 3 Meilen von Namur, und ½ Meile von dem linken Ufer der Maas entfernt liegen. Bey Hayemonet, welches auf einer Anhöhe liegt, bricht der Galmey in einer mittelmäßigen Teufe, woſelbſt man kein Kunſtgezeug zur Gewältigung der Gruben-Waſſer nöthig hat. Der daſige Galmey iſt zwar eben ſo gut, als der aus den beyden andern Gegenden; allein, er bricht in keiner ſo großen Menge. Mit demjenigen, welcher bey Terne an Grive bricht, welches auf einem Berge am rechten Ufer der Maas liegt, verhält ſich beydes eben ſo.

Das Gewinnen und Fördern des Galmeyes geſchieht auf folgende Art. Man macht zwo Gruben (Puits), 10 bis 12 Lachter von einander, welche man Schächte (Bures) nennet. Jeder Schacht iſt 10 bis 12 Fuß ins Gevierte mit Holz ausgezimmert, damit das Erdreich nicht nachſtürze; und man geht ſo lange nach der Teufe zu, bis man auf eine gute Ader (Veine) von Galmey kommt. Hier ſchlägt man Gänge (Galleries), welche die Bergleute Strecken (Chaſſes) nennen; und damit ſie nicht zuſammen ſinken, werden ſie mit Bretern und Stämmen ausgezimmert. Beym Niederſinken des Schachtes, ehe man auf den Galmey kommt, werden die Berge (le déblai) zu Tage gefördert, und bey der Grube auf eine Halde geſtürzet; diejenigen

jenigen aber, welche man antrifft, wenn man die Strecken treibt, werden in die alten abgebaueten Strecken geſtürzet, aus welchen man die Auszimmerung nach und nach wegreißt, ſo wie dieſe zugeſtürzt ſind, von welchen man das Holzwerk zu neuer Arbeit anwendet. In einen dieſer beyden Schächte werden die Pumpen zur Gewältigung der Gruben-Waſſer geſetzt; weshalb er auch tiefer iſt, als derjenige, durch welchen man den Galmey zu Tage fördert. Die beyden erſten Strecken, welche von den Schächten aus, einander parallel (oder doch beynahe) getrieben werden, haben, vermittelſt anderer Quer-Strecken, Gemeinſchaft mit einander, ſo, daß vermöge dieſer der Zug der Luft durch die beyden Schächte erhalten wird. Nachdem aber dieſe Strecken zu weit von den Schächten weg getrieben werden, und das Athemhohlen den Gruben-Arbeitern zu beſchwerlich wird, ſinket man neue Schächte ab, die man Wetter-Schächte (Bures d'airage) nennt, weil ſie bloß dazu dienen, die Bewegung der Luft zu erleichtern. Bisweilen theilt man den großen Schacht in der Mitte von einander; in die eine Hälfte werden die Pumpen geſetzt, der andern aber bedient man ſich zum Ein- und Ausfahren, wie auch zum Fördern des Galmeyes, vermittelſt eines darüber errichteten Haſpels. In dieſem Falle aber ſind die Wetter-Schächte allemahl nöthig. Werden die Waſſer in den Strecken zu beſchwerlich, ſo wird der große Schacht noch etwas tiefer gemacht, und von da aus ein kleiner Graben bis an den Ort geführet, wo es nöthig iſt, damit das Waſſer ablaufen könne. Dieſen Graben nennt man eine Röſche (un arêne). Man hat auch einige Höhlen, in welchen ſich das Waſſer durch verſchiedene Riſſe, die man Schwind-Gruben (égougeoires) nennt, verliert.

Die Teufe des großen Schachtes iſt 43 Ruthen daſiges Maßes, welches nach dem franzöſiſchen 39 Ruthen, 1 Zoll und 6 Lin. beträgt (*). Eine Kunſt (Machine) hebt die Waſſer aus einer Bley-, und die andere aus einer Galmey-Grube. Jede dieſer Künſte hat ein großes Rad, von 25 Fuß im Durchmeſſer, welches 19 Fuß tief unter der Erde hängt, und von zwo Mauern getragen wird, auf welchen es 6 Fuß über die Ober-Fläche der Erde raget. In dem Mittelpunete dieſes Rades

(*) In Frankreich hält die Ruthe 6, zu Namur aber 5 Schuh, 5 Zoll und 6 Lin.; der Unterſchied iſt alſo 6 Zoll und 6 Linien.

iſt eine Kurbel, welche das Kunſt-Geſtänge beweget, an deſſen Enden die Pumpen-Stämpel der Kunſt-Röhren ſind, welche in die Schächte gehen. Das Waſſer fällt auf den obern Theil des Umkreiſes der Räder, welche mit Schaufeln (Aubes) verſehen ſind, und ſetzt ſie dadurch in Bewegung. Das eine Rad wird durch einen Kunſt-Graben, welcher aus einem Teiche kommt, getrieben. Daſſelbe Waſſer wird in einem Graben weiter geleitet, und treibt das andere Kunſt-Rad, welches die Waſſer aus der Galmey-Grube hebet. Jedoch würde das Waſſer aus dem Teiche nicht allein hinlänglich ſeyn, den beyden Rädern ſo viel Gewalt, als ſie nöthig haben, zu geben, wenn die Gruben-Waſſer nicht mit aufgeſchlagen würden, welche durch einen Stollen (Canal ſoûterrain), der ſich beym Ausguſſe der Kunſt-Röhren des groſſen Schachtes anhebt, auf ein Gerinne geführet werden, welches ſie, etwas über den horizontalen Durchmeſſer des Rades, auf dieſes gießt.

Eine ausführliche, mit einem Riß begleitete, Beſchreibung dieſer Anſtalt, findet man in Hrn. Gallon Kunſt, Meſſing zu machen; ſ. den 5 B. des Schaupl. der Künſte und Handwerke, S. 1, fgg.

Von dem in Schweden entdeckten Galmey, ertheilt Hr. Benzelſtierna, im 3 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1741, S. 283, f. Nachricht.

Da der Galmey, wie aus dem bisher angeführten erhellet, mit allerley Erde und Berg-Arten, auch andern metalliſchen Körpern, beſonders Eiſen und Bley, vermiſcht zu ſeyn pflegt: ſo iſt deſſen Farbe, Härte und Schwere ſo verſchieden, daß ſich keine ſichere, aus der äuſſern Beſchaffenheit genommene, Kennzeichen angeben laſſen. Seine Farbe iſt, wie wir geſehen haben, bald hell- bald dunkelgelb, bald hell- bald dunkel- und braunroth. Sein Gefüge iſt oft mürbe, und hat das Anſehen einer zuſammen gebackenen, halb verſteinerten Erde; oft iſt er hart, und bisweilen von ſo glaſigem Anſehen, wie eine halb verſchlackte Berg-Art; und ſo wie ſein Gefüge dicht, oder locker, derb oder druſig iſt, oder nach dem leichte oder ſchwere Berg- oder metalliſche Gang-Arten damit vermiſcht ſind, iſt der Galmey-Stein ſchwer oder leicht. Es kann jedoch durch folgenden an jedem Orte leicht anzuſtellenden Verſuch der Galmey erkannt

kannt werden, wenn man einige Loth oder Pfunde davon gröblich zerſtößt, und auf ein friſches Kohlfeuer wirft, welches ebenfalls vor einer Schmiede-Eſſe geſchehen kann; es müſſen aber die Kohlen wenigſtens eine Spanne hoch liegen, und nicht größer als ungefähr Haſel-Nüſſe ſeyn, damit der Galmey nicht ſogleich zwiſchen den Kohlen durchfallen und ſich der Hitze entziehen könne. Es entſteht alsdann, wenn es Galmey iſt, gar bald ein dicker weißlicher Rauch, welcher ſich von allen andern mineraliſchen Dämpfen dadurch unterſcheidet, daß er ſich an ein kaltes, eine Zeitlang darüber gehaltenes, eiſernes Blatt häufig, weißblau, und weicher als ein Spinnen-Gewebe anlegt, welches, ſo viel man weiß, kein anderes Mineral thut; zugleich wird die dampfige Flamme wie von hinein geworfenem Zinke gefärbt, als welcher mit einer hellen blendenden angenehmen gelbgrünen Flamme brennt, welche bey mehr zunehmenden Feuer mit blau und röthlich abwechſelt. Läßt ſich dieſer Rauch nicht ſpüren, ſo iſt auch kein Galmey in der Probe befindlich.

Wer noch zuverläſſiger zu wiſſen verlangt, ob ein ſolches rauchendes Mineral wirklich Galmey ſey, der brenne einige Loth davon, gröblich zerſtoßen, in einem offenen Schmelz-Tiegel, eine gute Stunde lang, mit ziemlich hellen Glüh-Feuer, reibe es zu Pulver, und vermenge es mit ungefähr drey Mahl ſo viel, dem Maße nach gerechnet, angefeuchteter zerſtoßener Kohlen; thue das Gemenge wieder in einen Schmelz-Tiegel, welcher ſo groß ſeyn muß, daß er beynahe voll davon werde, lege einige Stückchen Kupfer-Blech, oder kupferne Pfennige dazwiſchen und darüber, decke alles mit kleinen Kohlen zu, ſetze es einige Stunden in einen Wind-Ofen, oder vor ein Gebläſe, damit es anfänglich ſtark glühe und endlich ſchmelze: ſo wird es ſeine rothe Farbe verlieren, und zu gelben Meſſing, mit einem gar merklichen Zuwachſe am Gewichte, werden. Wenn auch das Kupfer ſchon nicht

geſchmolzen, ſondern nur dem Schmelzen nahe geweſen iſt, ſo zeigt ſich dennoch dieſe Wirkung vom Galmey; und man kann die Veränderung, durch Vergleichung mit Kupfer, wenn beydes mit einer Feile geſtrichen wird, deutlich wahrnehmen.

Was den Urſprung des Galmeyes betrifft, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe eben auf die Art, wie der Eiſen- und Kupfer-Ocher, nähmlich durch die Zerſtörung gewiſſer Zink-Erze, erzeuget werde, daher man denſelben füglicher einen Zink-Ocher nennen könnte, indem ſich in demſelben vom Zinke nichts weiter, als die flüchtige Grund-Erde deſſelben, befindet, welche aber dennoch, durch Zuſetzung eines Phlogiſton, ſo wie alle Ocher-Arten, zu reduciren iſt; wie ſolches aus dem von Herrn Marggraf, in den 2ten Band der Memoires de l'Acad. R. d Sc. de Berlin, S. 49 — 57, eingerückten Proceſſe erhellet, und wovon die Verfertigung des Meſſinges den deutlichſten Beweis vor Augen leget, indem dieſe Erde durch das brennliche Weſen der Kohlen reduciret, und vom Kupfer, unter der Geſtalt des Zinkes, aufgenommen wird.

Um Zink aus dem Galmey herzuſtellen, röſtet man ihn anfangs in einem gelinden Feuer, damit die flüchtigen Mineralien, der eingeſprengte Schwefel und der Arſenik, davon kommen; ſodann reibt man ihn auf das zarteſte, vermiſcht ihn mit (dem Maße nach) eben ſo viel reinem und zart pulveriſirten Kohlen-Staube, und menget es auf das ſorgfältigſte unter einander. Dieſes thut man in eine heſſiſche oder waldenburgiſche Retorte, leget dieſes dergeſtalt in einen Wind-Ofen, daß man ihr ein gutes Glüh-Feuer geben kann, und lutiret eine Vorlage mit kaltem Waſſer daran. Man fängt hierauf an, ein gelindes Feuer zu geben, welches man aber allmählich verſtärket, bis die Retorte wohl glühet. Mit dieſer Gluth hält man 4, 6 bis 8 Stunden an, nach dem es mehr oder weniger iſt; endlich läßt man alles von ſelbſt erkalten. Wenn alsdann die Vorlage abgenommen, und die Retorte zerſchlagen wird, findet man den Zink, der im Gemenge war, theils in der Vorlage, theils im Retorten-Halſe, den man wiegen und ſeinen Gehalt berechnen kann, wenn man vorher den Galmey gewogen hat.

Uebri-

Uebrigens legt dieſes Mineral ſeinen Zink-Gehalt auch durch den bereits oben erwähnten, weißen Rauch, den es im Feuer von ſich gibt, und der ſich, wenn er gehörig aufgefangen wird, in wirkliche Zink-Blumen verwandelt, hinlänglich an den Tag.

Man ſagt, wenn Gold mit Galmey cämentiret würde, ſo bekomme es eine höhere Farbe; wenn man es aber mit Meſſing cämentirte, verlöre es ſeine Geſchmeidigkeit, wegen der Beymiſchung aus dieſem Steine.

Wenn der Galmey, mit 2 Theilen Salpeter vermiſcht, der Deſtillation übergeben wird, ſo geht ein durchdringender Spiritus von gelber Farbe über; das zurück bleibende Caput mortuum aber hat eine dunkelgrüne Farbe und einen ſtechenden Geſchmack. Die Auflöſung deſſelben in Waſſer zeigt eine grasgrüne Farbe, welche aber verſchwindet, nachdem ſich ein rothes Pulver zu Boden geſetzt hat. Der mit dieſem grünen Caput mortuum digerirte Weingeiſt, zieht eine blutrothe Farbe aus.

Wenn deſtillirter Wein-Eſſig auf Galmey gegoſſen wird, nimmt er eine braune Farbe an; evaporirt man ihn aber bis zur Trockene, ſo läßt er glänzende Schüppchen zurück. Gießt man Weinſtein-Oehl in dieſe Solution, ſo entſteht kein Aufbrauſen, ſondern es ſchlägt ſich aus dieſem Mengſel lebendiger Kalk nieder. Uebrigens verhält ſich die natürliche Schwere des Galmeyes, zu der ſpecifiſchen Schwere des Waſſers, wie 469 zu 100.

Ehe der Galmey in die Meſſing-Brennereyen geliefert wird, pflegt man ihn zu röſten, und zu mahlen. Nach dem Röſten wird der Galmey nicht nur leichter, ſondern auch an Farbe weißlicher; bisweilen aber ſind ſchwarze Fleckchen eingeſprengt, welches von der Wirkung des Feuers herrührt. Ich werde hier das Röſten und Mahlen des Galmeyes, ſo wie es in der Grafſchaft Namur bewerkſtelliget wird, nach des Hrn. Gallon Anleitung beſchreiben.

Den Galmey zu röſten, macht man einen Röſt-Haufen, wie die Pyramide A B C, Fig. 844, zeigt, welche

man folgender Geſtalt zubereitet. Erſtlich leget man den Grund G F, von 10 bis 12 Fuß im Durchmeſſer, und 15 bis 18 Zoll hoch, von ſtarkem Holze, dem man Stroh, dünnes Holz und andere leicht feuerfangende Materien untergelegt hat; doch ſo, daß 4 Züge, ohngefähr 1 Fuß breit, gelaſſen werden, die ſich in der Mitte H endigen, aber gleichfalls mit Holz ausgefüllt ſind. Hernach ſchüttet man eine Schicht rohen Galmey, 7 bis 8 Zoll hoch, auf den Galmey wieder Holzkohlen, aber weit dünner, und ſo, daß der Galmey noch nicht gänzlich bedeckt iſt: und auf dieſe Art wird wechſelweiſe fortgefahren, bis eine coniſche Geſtalt, C A B, oder auch eine Pentagonal-Pyramide, zum Vorſchein kommt. Es möge die Grundflache viereckig oder rund ſeyn, ſo muß man bey H zwey Reis-Bünde über einander auf die hohe Seite ſetzen, und, ehe noch die erſte Schicht Galmey geleget wird, den Anfang dazu machen, damit in der Mitte des Röſt-Haufens ein Rauchfang oder Schornſtein bleibe, wie B zeigt. Gemeiniglich röſtet man 140 bis 150 Centner Galmey in einem ſolchen Röſt-Haufen auf ein Mahl. Nachdem die Pyramide dergeſtalt zubereitet iſt, zündet man ſie an; da alsdann ihr Brand 8 bis 10 Stunden, bisweilen auch wohl länger, dauert. Die größte Sorgfalt, welche man jetzt anzuwenden hat, iſt dieſe, daß der Galmey nicht verbrenne. Um dieſes zu vermeiden, zieht man die Schichten eine nach der andern weg, und macht bey denen, die den Eindruck des Feuers zuerſt erlitten haben, den Anfang. Es laſſen ſich hierüber keine gewiſſe Regeln geben, ſondern die Uebung allein kann den Arbeiter unterrichten, wie ſtark die Röſtung ſeyn müſſe. Nachdem endlich der Galmey geröſtet und erkaltet iſt, ſäubert man ihn; man lieſet nähmlich die verbrannten Stücke, Steine, und andere fremde Körper, welche ſich dabey befinden, davon aus. Sodann wird er in trockne Kaſten gepackt, damit man ihn in die Mühle ſchaffen könne.

Die

Die Mühle Fig. 845 a) b), und c), hat 2 Läufer I L, deren Achſen an eine ſenkrechte Welle M N befeſtigt ſind, und von einem Pferde umgetrieben werden. Dieſe beyden Mühlſteine laufen frey auf einem großen eingegrabenen Steine P, deſſen Umfang mit einem breternen Schutze S eingefaßt iſt, den verſchiedene Pfähle R feſt halten. Der untere Zapfen N, Fig. 845 b) beweget ſich in einer metallenen Pfanne, die in einen viereckigen Baum eingelaſſen iſt, welcher in der Mitte des Steines, durch ein Loch von der nähmlichen Geſtalt, geht; der obere Zapfen M aber geht in zwey zuſammengeſetzten Stücken V, welche in einem Loche, in Balken des Gebäudes, mit zwey Bolzen, die durch den Balken gehen, ſtark befeſtiget werden. Der Arbeiter O wendet ſtets den Galmey mit einer Schaufel um, damit er durchgängig unter die Mühlſteine komme, und gleichförmig zerdrückt werden könne. Das Pferd kommt in einer Minute vier Mahl herum, und kann täglich 20 Maß Galmey mahlen. Ein ſolches Maß hält oben 15 Zoll und 6 Lin. im Durchmeſſer, auf dem Boden 13 Z. 6 L. und iſt 13 Zoll hoch. Es hat die Geſtalt eines Eimers, und iſt mit eiſernen Reifen beſchlagen. Am Gewichte enthält es 150 Pfund Galmey; mithin machen die 20 Maß zuſammen 30 Centner, welches das gewöhnliche Tagewerk iſt.

Auf dieſer Mühle werden, auſſer dem Galmey, auch alte Tiegel und Holzkohlen gemahlen. Wird Tiegel-Erde darauf gemahlen, ſo werden in einer Stunde 4 ſolcher Maße fertig; ſind es aber alte Tiegel, ſo können in einer Stunde nicht mehr als 3 Maß gemahlen werden, weil der gebrannte Thon härter iſt. An Holzkohlen werden ſtündlich 6 Körbe gemahlen, welche nicht mehr als 3 Körbe Geſtübe oder Kohlen-Mehl geben.

Die Steine zu dieſer Mühle, bekommt man aus den Stein-Brüchen in der namuriſchen Gegend. Sie ſind ſehr hart, von einem feinen Korne, und wohl ausgearbeitet. Die Läufer nutzen ſich wenig ab; und wenn ſie gut ausgeſucht und bearbeitet

 ſind,

ſind, dauern ſie 40 bis 50 Jahr; der untere Stein aber, welcher den Boden-Stein vorſtellt, dauert nicht ſo lange.

Nachdem der Galmey und die Kohlen gemahlen ſind, läßt man ſie durch ein Sieb (Blutoir) Fig. 846 a) b), und c), gehen, welches die Geſtalt eines abgekürzten Kegels hat, und aus verſchiedenen Ringen über einer Welle beſteht, welche mit Haarſieb überzogen ſind. Es hängt in einem Kaſten CD, nach ſeiner Länge, ſo, daß er bey B höher iſt, als bey A. An dem Ende B iſt eine Kurbel, wodurch es herum gedrehet wird; und an dem Theile A, iſt noch ein Bret, EF, Fig. 846 b), worauf das grobe fällt, ſo nicht durch das Sieb gehen kann; das feinſte aber fällt durch, und ſammelt ſich unter dem Siebe. Die Materie, welche man durchſieben will, ſchüttet man oben über das Sieb in G, und der Arbeiter, welcher mit der einen Hand die Kurbel drehet, zieht zugleich mit der andern den Galmey nach der Rinne HI, welche ihn inwendig in die Trommel leitet. Und da die beyden Böden oder Grund-Flächen dieſes hohlen abgekürzten Kegels völlig offen ſind, ſo fällt auch das grobe abwärts auf das Bret E; und man bringt es wieder in die Mühle, um es nochmahls zu mahlen. Der Galmey, welcher durch das Sieb gefallen iſt, iſt ſo fein wie Mehl.

In England, bringt man den Galmey, nachdem man die größten Stücke zerſchlagen hat, um das Bley-Erz davon ſcheiden zu können, und dieſe Steine durch das Ausleſen geſchieden worden ſind, ſofort auf eine Mühle, deren Stein ſenkrecht liegt, wo er zerdrückt und zu einem Mehl gemacht wird, welches man erſt alsdann röſtet. Der Ofen, worin man ihn röſtet, iſt wie ein gewöhnlicher Reverberier-Ofen. Die Feuerung wird mit klein geſpaltenem oder Knüppel-Holze darin gemacht, deſſen Flamme durch eine dazu gemachte Oeffnung in den Ofen geht, wo der Galmey 3 bis 4 Quer-Finger hoch ausgebreitet liegt, auf deſſen Oberfläche ſie alsdann wegſtreicht; der Zug der Flamme aber wird durch einen kleinen Rauchfang, welcher an der einen Seite des Ofens iſt, gemäßiget und regieret. Die Quantität dieſes Galmey-Mehles, ſo man auf einmahl röſtet, iſt 1 Tonne,

oder $7\frac{1}{2}$ Schiffpfund, (welches 3900 Pfund beträgt) Man fährt mit dem Röſten bey einem ſtets mittelmäßigen und gleichen Feuer fort, unterdeſſen aber wendet man es von Zeit zu Zeit um, damit alles durchgängig und gleichförmig geröſtet werde. Nach dem Röſten hat es ſeine mehlartige Geſtalt verloren; daher wird es nochmahls gemahlen.

In Schweden, bedient man ſich (weil der Galmey, den man daſelbſt findet, nicht zureichend iſt, desjenigen, den man theils aus Polen, theils aus Ungarn, kommen läßt. Ehemahls machte man von dem aus Aachen ſtarken Gebrauch; auch hat man ſich des engländiſchen ſtark bedienet; allein, man hat geſehen, daß er nicht beſſer iſt, und keinen größern Nutzen gibt, welches man dem Bleye, womit er verunreinigt iſt, zuſchreibt. Der ungariſche Galmey iſt weißer und ſchwerer, als der polniſche, welcher auch brauner iſt; welches um ſo viel mehr in die Augen fällt, nachdem man ihn zu Pulver gemacht hat. Der ungariſche vermehrt auch das Gewicht des Kupfers ſtärker, als der polniſche; dieſer aber gibt ein Meſſing von einer beſſern Beſchaffenheit, weil es zäher und ſchmiedbarer iſt. Nachdem der Galmey geröſtet und gemahlen iſt, bringt man ihn nach Schweden. Jetzt iſt er von weißer Farbe, die er vor dem Röſten nicht hatte; er wird aber nochmahls geröſtet, ehe er zu Pulver gemacht wird. Dieſe neue Röſtung geſchieht unter dem Gewölbe eines Ofens, der inwendig viereckig iſt, und deſſen jede Seite 8 Fuß breit, und 5 hoch iſt. Der Eingang des Ofens iſt an einer ſeiner Seiten, und wird durch eine eiſerne Thüre verſchloſſen; der Herd iſt unten, und treibt die Hitze durch zwo Oeffnungen unter das Gewölbe. Der Boden des Ofens iſt von Ziegelſteinen gemacht, und dient, den Galmey zu faſſen, um ihn aufs neue zu röſten. Von da bringt man ihn auf die Mühle, ihn daſelbſt zu Pulver zu machen, welches ſehr ſchwer iſt, wenn man ihn vorher nicht gut gebrannt hat. Die Steine der Mühle ſind denen gleich, mit welchen Korn und Gerſte gemahlen wird.

Was mit dem Galmey, und zwar dem Berg-Galmey ſowohl als dem Ofen-Galmey, weiter vorgenommen wird, um aus demſelben, vermittelſt Cämentation, Meſſing zu machen, wird im Art. Meſſing vorkommen.

Beyde Arten werden auch in der Heilkunſt bey Augen-Krankheiten, als zuſammenziehende und austrocknende

nende Arzeneyen gebrauchet. Ferner nimmt man den präparirten Galmey nicht nur zu denen Streu-Pulvern, womit die kleinen Kinder, wenn ſie wund ſind, oder auch diejenigen, welche ſich wund (fratt) geritten haben, beſtreuet werden, ſondern gebraucht ihn auch zum Heilen alter Schäden und Wunden; wie denn nicht allein die bekannte Salbe aus Galmey, Wein-Eſſig und Baum-Oehl, ſondern auch einige Pflaſter, als: das ſogenannte Zelten-Pflaſter, Empl. è lapide calaminari, daraus verfertiget werden. Man will bemerkt haben, daß, wenn der Galmey allein gebraucht wird, die Narben an den Wunden roth werden; wenn er aber mit Oehl oder Fett vermiſchet wird, dieſelben, wie andere Haut, weiß werden.

An account of digging and preparing the Lapis Calaminaris, in a letter from Mr. GILES POOLEY, Wrington, Oct. 25, 1684, ſt. in No. 198 der *Philoſ. Transact. for March* 1693, S. 672 — 677.

EMAN. SWEDENBORGII regnum ſubterraneum, ſ. minerale de cupro & orichalco: de lapide calaminari &c. Dresd. & Lpſ. 1734, f.

De lapide calaminari, ejusque præparatis & viribus; ſ. JO. JAC. MANGETI *biblioth. pharm. med.* To. II. Genev., 1703, f. S. 124.

Bifolium chemico-phyſico-metallicum, beſtehend in zwo beſondern Abhandlungen, deren die erſte den Zink und Galmey, die andere aber den Arſenik unterſuchet; von *J. L. ab Indagine*, Amſt. und Lpz. 1771, 8.

Galmey-Flug, ein weißer wollichter Körper, welcher von dem Galmeye, in offenem Feuer in die Höhe ſteigt, und auch Galmey-Blumen, Almey, weißer Nicht, Augen-Nicht ꝛc. genannt wird; ſiehe Nicht.

Galoche, ſiehe Galloſche.

Galone (*), aus dem Franz. Galon, eine Gattung Gewebe von Gold, Silber, Seide oder Wolle, und manchmahl auch nur von Zwirn; Fr. un galon d'or, d'argent, de ſoie, de laine, de fil. Die goldenen und ſilber-

(*) In der ſtrasburg. Polizeyordn. von 1608 heißen ſie ſchon Galaunen.

ſilbernen Galonen dienen zu Beſetzung der Kleidungen für Standes-Perſonen beyderley Geſchlechts, oder wenigſtens für diejenigen, welche reich ſind, oder dafür angeſehen ſeyn wollen. (Daher eine galonirte Manns-Perſon, Fr. un homme galonné, einer, deſſen Kleid galonirt oder mit Treſſen beſetzt iſt.) Man braucht ſie auch zum Kirchen-Ornat ſowohl als auch zu verſchiedenen Ausmeublirungen der Palläſte und großen Häuſer. Jedoch braucht man zu dieſen beyden letztern Arten öfters nur Galonen von unächtem Golde und Silber. Die goldenen und ſilbernen Galonen, welche bloß zur Beſetzung oder Einfaſſung der Kleidungen, des Kirchen-Ornates und der Meublen gebraucht werden, nennet man auch Borten; ins beſondere aber gibt man dieſen Nahmen den Galonen, welche man auf die Hüte der Cavaliers und der Militär-Perſonen ſetzt. Die in Frankreich verfertigten Galonen wurden vormahls, wegen ihrer ſaubern Arbeit und geſchmackvollen Deſſeins, vor andern geſchätzet: es gibt aber nunmehr in Berlin, Dresden, Leipzig, Wien ꝛc. nicht minder berühmte Galonen-Fabriken, von allen Arten und Faßons, wie ſie Jedermann ſelbſt verlangen kann. Ich werde in den Art. Gold und Silber mit mehrern davon zu ſprechen Gelegenheit haben.

Die ſeidenen und wollenen Galonen, verfertigen die Borten-Wirker oder Poſamentirer; ſiehe Th. VI, S. 246—248.

Die ſo genannten Livree-Galonen, oder Livree-Borten, Fr. Galon de livrées ſind gemeiniglich ſammetartige Gewebe von verſchiedenen Farben und Faßons, womit man die Kleidungen der Bedienten auszieret und verbrämet, um ſowohl die Pracht ihres Herrn ſehen zu laſſen, als auch ſeinen Stand und ſein Haus zu unterſcheiden und kenntlich zu machen.

Alle dieſe Sorten von Livree-Galonen verfertigen die Band-Macher.

Beugungen und der Hanken fort beweget; weil aber ſelbige dennoch die Erde verlaſſen, und wieder niederſetzen, ſo bemerkt man bey dieſem Gange dennoch drey Zeitpuncte, wovon ich weiter unten ſprechen werde. Dieſer Gang beſteht alſo in einer Reihe auf einander folgender Sprünge, welche nicht unterbrochen werden ſollen. Folglich darf nicht auf einen Sprung ein anderer Gang, und wieder ein Sprung u. ſ. w. folgen, ſondern das Pferd muß mit dieſen Sprüngen fortfahren, bis es überhaupt dieſen Gang zu verändern angewieſen wird. Wenn ſich ein Pferd in dieſe ſpringende Bewegung ſetzt, ſtämmet es den einen Hinter-Fuß auf die Erde, welches der erſte Zeitpunct iſt, und gleich darauf erheben ſich der andere Hinter-Fuß nebſt dem ihm entgegen geſetzten Vorder-Fuße, welchem unmittelbar der andere Vorder-Fuß folget, dergeſtalt, daß die Erhebung dieſer drey Füße, wie zugleich geſchehen, ſich unſerm Auge darſtellt. Die beyden einander entgegen geſetzten Füße, welche ſich nach dem ſtehenden zugleich aufgehoben haben, fallen auch zugleich nieder, ſo, daß der Hinter-Fuß einen Vorſprung vor demjenigen bekommt, der zuerſt auf die Erde geſtämmet war, welches den zweyten Zeitpunct ausmacht. Gleich darauf fällt nun auch der andere Vorder-Fuß nieder, welcher ebenfalls einen Vorſprung vor dem zuerſt niedergeſetzten Vorder-Fuße erhält. Hieraus folgt, daß beyde Füße auf einer Seite vor dem auf der andern Seite hervor ragen, und gleichſam den Weg zeigen. Da hier drey Zeitpuncte bemerket werden, ſo müſſen nothwendig zwo Zwiſchen-Zeiten Statt finden, die ſich aber auch nicht gleich ſind.

Dieſe Sprünge müſſen 1) wohl abgemeſſen ſeyn, d. h. es muß bey den Zeitpuncten keine Veränderung vorgehen, auch müſſen die Schritte nicht vergrößert werden, ſondern es muß vielmehr die einmahl angenommene Cadenze beybehalten werden. 2) Es müſſen dieſelben in einer guten Stellung geſchehen, nähmlich in einer ſolchen, wie ſie durch die Regeln der Reit-Kunſt vorgeſchrieben iſt, als: mit aufgerichtetem Halſe,

Der Galopp iſt theils ein natürlicher, theils ein künſtlicher Gang der Pferde. Man gehe auf Weiden, ſo wird man an den daſelbſt ſich befindlichen Pferden dieſen Gang beobachten, welcher durch die Kunſt ſie noch nicht hat gelehret werden können. Es iſt derſelbe die ſchnelleſte Bewegung, wobey die Vorder-Schenkel noch nicht zur Erde geſetzt ſind, wenn ſich die hintern ſchon heben, ſo, daß, einen faſt nicht zu bemerkenden Augenblick hindurch, alle 4 Füße zugleich in der Höhe ſind. Die Muskeln des Rückens und des Beckens wirken bey dem Galoppe eben ſo ſehr, als die Muskeln der Füße. Indem die Rücken-Muskeln ſich beſtreben, die Vorder-Theile des Körpers zu erheben und fort zu ſtoßen, ziehen ſich die Muskeln, welche den Tarſus und das Schienbein auf dem Schenkelbeine beugen, zuſammen, brechen die Gewalt, und mildern den Stoß. Je biegſamer und weicher alſo die Kniekehle iſt, deſto ſanfter iſt der Galopp. Auch iſt er um deſto ſchneller und fort reiſſender, je ſtärker die Muskeln des Tarſus und des Schienbeines ſind; und deſto anhaltender, je ſtärker die Muskeln des Rückens und der Lenden ſind.

Die Pferde pflegen gemeiniglich auf dem rechten Fuße zu galoppiren; bisweilen aber thun ſie es auch auf dem linken. Wenn ſie rechts galoppiren, ſo tritt der rechte Vorder- und Hinter-Fuß weiter vor, als der linke. Bey dem Galoppe auf der linken Hand iſt es umgekehrt.

Der künſtliche Galopp beſteht in einer ununterbrochenen, nach drey Zeitpuncten wohl abgemeſſenen Reihe von Sprüngen, welche das Pferd in einer guten Stellung wohl beyſammen, den Kopf nach der Hand, auf welcher es geht, mit gebogenen Hanken, auf der Erde, gerade vor ſich, machet.

Bey dem Galoppe machen die Vorder-Füße eigentlich keine eigenthümliche Bewegung aus, ſondern ſie werden vielmehr durch die Schnellkraft der Knie-

Beugungen und der Hanken fort beweget; weil aber ſelbige dennoch die Erde verlaſſen, und wieder niederſetzen, ſo bemerkt man bey dieſem Gange dennoch drey Zeitpuncte, wovon ich weiter unten ſprechen werde. Dieſer Gang beſteht alſo in einer Reihe auf einander folgender Sprünge, welche nicht unterbrochen werden ſollen. Folglich darf nicht auf einen Sprung ein anderer Gang, und wieder ein Sprung u. ſ. w. folgen, ſondern das Pferd muß mit dieſen Sprüngen fortfahren, bis es überhaupt dieſen Gang zu verändern angewieſen wird. Wenn ſich ein Pferd in dieſe ſpringende Bewegung ſetzt, ſtämmet es den einen Hinter-Fuß auf die Erde, welches der erſte Zeitpunct iſt, und gleich darauf erheben ſich der andere Hinter-Fuß nebſt dem ihm entgegen geſetzten Vorder-Fuße, welchem unmittelbar der andere Vorder-Fuß folget, dergeſtalt, daß die Erhebung dieſer drey Füße, wie zugleich geſchehen, ſich unſerm Auge darſtellt. Die beyden einander entgegen geſetzten Füße, welche ſich nach dem ſtehenden zugleich aufgehoben haben, fallen auch zugleich nieder, ſo, daß der Hinter-Fuß einen Vorſprung vor demjenigen bekommt, der zuerſt auf die Erde geſtämmet war, welches den zweyten Zeitpunct ausmacht. Gleich darauf fällt nun auch der andere Vorder-Fuß nieder, welcher ebenfalls einen Vorſprung vor dem zuerſt niedergeſetzten Vorder-Fuße erhält. Hieraus folgt, daß beyde Füße auf einer Seite vor dem auf der andern Seite hervor ragen, und gleichſam den Weg zeigen. Da hier drey Zeitpuncte bemerket werden, ſo müſſen nothwendig zwo Zwiſchen-Zeiten Statt finden, die ſich aber auch nicht gleich ſind.

Dieſe Sprünge müſſen 1) wohl abgemeſſen ſeyn, d. h. es muß bey den Zeitpuncten keine Veränderung vorgehen, auch müſſen die Schritte nicht vergrößert werden, ſondern es muß vielmehr die einmahl angenommene Cadenze beybehalten werden. 2) Es müſſen dieſelben in einer guten Stellung geſchehen, nähmlich in einer ſolchen, wie ſie durch die Regeln der Reit-Kunſt vorgeſchrieben iſt, als: mit aufgerichtetem Halſe,

herb

herbey gebrachtem Kopfe, u. ſ. w. 3) Das Pferd muß dieſen Gang wohl beyſammen, d. i. mit vereinigten Kräften, verrichten. 4) Der Kopf muß nach der Hand, auf welcher es geht, d. i. einwärts, gebogen ſeyn. 5) Die Hanken müſſen dabey gebogen ſeyn, weil dadurch die Schnellkraft in dem Hintertheile vergrößert, und die Kräfte mehr vereiniget werden. 6) Dieſe Sprünge müſſen auf der Erde geſchehen, wodurch ſie ſich von den Sprüngen über der Erde unterſcheiden. 7) Dieſer Gang geht gerade vor ſich. Er gehört unter die natürlichen Gänge, welche ſämmtlich, in Anſehung ihrer Bewegung, durch die Kunſt nicht verändert, ſondern nur verbeſſert werden. Man wird es bey dieſem Gange auch leicht wahrnehmen, daß ein Pferd, welches denſelben gehörig und regelmäßig verrichten ſoll, entbundene Schenkel haben müſſe, daß dieſer Gang einen gehörigen, regelmäßigen Trab voraus ſetze, und daß dieſer es zum Galopp zubereite, auch ſo gar der Galopp daraus entſtehe.

Wenn ich ſage, daß aus dem Trab der Galopp entſtehe, ſo deutet dieſes zweyerley an: 1) will es ſo viel ſagen: wenn ein Pferd gehörig trabet, und durch den Trab ſeine Glieder ſowohl entbunden hat, als es auch mit dem Gebrauche ſeiner Hanken beſſer bekannt geworden iſt, ſo iſt es in den Stand geſetzt, den Galopp regelmäßig zu gehen; 2) bedeutet es: wenn ein Pferd gehörig trabet, ſo entſteht aus dem Trabe der Galopp von ſelbſt; oder, das Pferd fällt ohne Mühe aus dem Trabe in den Galopp. Der Beweis dieſer beyden Wahrheiten iſt folgender.

Der Galopp iſt ein natürlicher Gang, und als einen ſolchen betrachtet, kann man nicht ſagen, daß er aus dem Trabe entſtehe; denn es entſteht kein natürlicher Gang aus dem andern, ſondern ein jeder beſteht vor ſich; allein, die Kunſt iſt mit der Natur in dieſem Stücke nicht zufrieden, ſondern hat Regeln, nach welchen die natürlichen Gänge verbeſſert werden ſollen, und dieſe ſind, in Anſehung des Galoppes, von der Beſchaffenheit, daß ſie ganz nothwendig entbundene Glieder voraus ſetzen. Weil nun, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, die Entbindung der Glieder durch den Trab bewirket wird, ſo folgt daraus, daß der Galopp einen gehörigen Trab voraus ſetze, oder, welches einerley iſt, daraus entſtehe, wodurch die erſte Erklärung bewieſen iſt.

Wenn ein Pferd gehörig trabt, ſo ſind ſeine Glieder frey und beweglich, es ſetzt ohne Mühe ſeinen Hintertheil unter ſich, und nimmt auf ſelbigen die Laſt des Vordertheiles, wo-

durch es ohne Beſchwerden in die ſpringende Bewegung des G
loppes fällt, wodurch die zweyte Erklärung bewieſen iſt. Di
ſes iſt ſodann auch der Zeitpunct, in welchem man, ein jung
Pferd zum Galoppe abzurichten, anfangen muß.

Es giebt einige Reiter, welche im Gegentheil die Güte d
Trabes aus dem Galoppe erweiſen wollen, und ſagen: we
ein Pferd im Trabe von ſelbſt zu galoppiren anfängt, ſo iſt
ein Zeichen, daß der Trab gehörig und gut ſey. Dieſe Me
ung iſt nicht als allgemein zu behaupten; denn es giebt Pf
de von auſſerordentlicher Leichtigkeit, welche lieber galoppir
als traben, und bey welchen es Mühe koſtet, ſie in Trab
bringen; auch gibt es einige, welche feſte Schultern hab
und doch feurig ſind, die, da ſie im Trabe nicht fort könn
gleich in Galopp ſpringen, von welchen man insgeſammt n
behaupten kann, daß ſie gehörig traben, weil ſie gar nicht t
ben können.

Wenn alſo ein Pferd gern trabet, und deſſen Trab
der Beſchaffenheit iſt, daß er frey und auf den Hanken geſchi
und es fängt an, ſich vorn zu heben, und in eine ſpringe
Bewegung, nähmlich den Galopp, zu fallen: ſo iſt dieſes
Zeichen, daß es vereinigt trabe, und Zeit, es dieſen Gang,
Regeln gemäß, zu lehren. Man iſt anfänglich zufrieden, w
es einige Schritte gehörig fort galoppiret; und in dieſer
heit hält der Bereiter, ſo bald es von ſelbſt in Galopp gefa
iſt, die Zügel etwas ſtärker an ſich, und feuert es an, wodu
es ſeine Kräfte noch mehr zu vereinigen, und im Galoppe f
zufahren angetrieben wird. Hat es einige Schritte, oder
ganzen Reit-Hauſe herum galoppiret, und es fällt von ſelbſt w
der in Trab, ſo läßt man es in dieſem Gange fort; oder w
es den Galopp nicht von ſelbſt endiget, ſo hält man einen
gel um den andern ſanft an, um es aus dem Galoppe wi
in den Trab zu ſetzen; denn es iſt nicht gut, wenn man
Pferd im Anfange zu lange mit dem Galoppe unterhält,
es dadurch ermüdet und wieder den Gang eingenommen w

Auf ſolche Art fährt man eine Zeitlang mit dem jungen Pferde fort, daß man es ſowohl auf der rechten als linken Hand zuweilen zwiſchen dem Trabe galoppire.

Iſt ein Pferd ſo weit, daß es einen täglichen Unterricht im Galopp bekommt, ſo pflegt man die Repriſen des Trabes zu verkürzen, und daſſelbe, nachdem es auf beyden Händen getrabet und die gehörige Zeit zwiſchen durch pariret iſt, in Galopp zu ſetzen, und es auch darin regelmäſſig zu unterrichten. Man bringt es auf zweyerley Art zum Galopp; nähmlich, man läßt es 1) in den Galopp fallen, welches geſchieht, wenn das Pferd aus dem Trabe ſich in die ſpringende Bewegung von ſelbſt oder durch eine leichte Anfeuerung ſetzt, wie ich kurz vorher gezeigt habe; oder 2) man ſprenget es dazu an, welches geſchieht, wenn man es aus dem Schritte, oder von der Stelle, vermittelſt Anhaltung der Zügel, und eines dazu gegebenen Zeichens der Ermunterung, welches man Hülfen nennet, bringt.

Anfänglich, um ein Pferd den Galopp zu lehren, läßt man es vorher allemahl in Trab gehen; und wenn es alsdann nicht von ſelbſt aus Munterkeit in den Galopp fällt, wird es durch Hülfen dazu gebracht.

Es gibt bisweilen Pferde, bey welchen es ſchwer hält, ſie in den Galopp zu ſetzen, woran entweder Faulheit, Mattigkeit, oder, weil ſie dazu durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet ſind, Schuld iſt. Dieſe drey Fälle muß ein Bereiter wohl zu unterſcheiden wiſſen, wenn er mit Nutzen das Pferd zum Galoppiren zu bringen gedenkt. Iſt die Faulheit die Urſache davon, ſo hat man Mittel genug, dergleichen Pferde aus dem Schlafe zu ermuntern, und einige tüchtige Ruthen-Hiebe werden von vortrefflicher Wirkung ſeyn. Iſt es Mattigkeit, ſo muß man Geduld haben, bis es mehr Kräfte bekommt; ſonſt ermüdet man es, und macht es verdrießlich. Iſt es durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet, ſo iſt es thöricht, von einem ſolchen Thiere etwas zu verlangen, zu deſſen Leiſtung es kein Ge-

ſchick hat. Die Folgen davon ſind, daß man das Thier quälet, widerſpänſtig macht, und es auf die Schultern arbeitet; woraus von neuem folgt, daß es auf des Reiters Fauſt eine Stütze ſuchen, und ein elendes Pferd ſeyn und bleiben wird.

Wenn ein junges Pferd ſo lange getrabet, und in den Pilaren gearbeitet iſt, daß es ſich von ſelbſt zum Galopp darſtellt, ſo muß daſſelbe nunmehr darin unterrichtet werden, damit es nach unſerm Belieben auch darin anſprenge. Am bequemſten geſchieht dieſes anfänglich in einer Ecke. Ich nehme den Fall an, daß es in einem zuſammengenommenen Trabe geht, und durch die Ecke wenden will. In dieſem Augenblicke wird es dergeſtalt verhalten, daß der auswendige Zügel ſo ſtark angezogen bleibt, daß die Groppe (Croupe) nicht aus der Linie, auf welcher es geht, fallen könne, wobey man es durch den Zungen-Schlag oder Anſtoß des auswendigen Schenkels anfeuert, wodurch es nothwendig in den Galopp fallen muß. Es wird angefeuert, und doch verhalten, weshalb es ſich nothwendig in eine ſpringende Bewegung ſetzen muß; und weil es zugleich eine Wendung macht, und durch die Ecke will, ſo muß es die inwendigen Füße vorgehen laſſen, und alſo gehörig galoppiren. Ein Pferd galoppirt aber auf der Reitbahn gehörig, wenn die inwendigen Füße den auswendigen vorgehen; und da nun das Pferd zwo Seiten hat, ſo wird der Galopp nach der vorhergehenden Seite benannt. Gehen alſo die rechten Füße vor, ſo ſagt man: es galoppire rechts; und gehen die linken vor, es galoppire links. Hieraus folgt nun, daß man ein Pferd, wenn es rechts anſprengen ſoll, links verhalten müſſe, weil in dieſem Falle der linke Zügel, die Groppe zu erhalten, einer Anſträngung bedarf, weil es ſonſt mit der auswendigen Seite eben ſo leicht vorgreifen könnte, die aber wegen des angeſträngten äuſſern Zügels zurück bleiben muß; und daß mithin auf gleiche Art das Pferd rechts verhalten werden müſſe, wenn es links anſprengen ſoll.

Man

Manchen Pferden iſt die Hülfe der Zunge, oder der Stoß des auswendigen Schenkels, nicht hinreichend, ſondern es will noch ſtärker geholfen ſeyn, wie z. E. ein faules Pferd; und in ſolchem Falle pflegt man wohl mit der Spitze des innern Fußes, gegen den innern Schenkel des Pferdes, in eben dem Augenblicke zu ſtoßen, in welchem es die vorerwähnte Hülfe des äuſſern Schenkels des Reiters erhält. Durch den Stoß des inwendigen Fußes erſchrickt das Pferd, und wirft die innere Seite vor, zumahl da es durch den auswendigen Schenkel, welcher hinter die Gurte gegen den Leib fährt, und das Anhalten des auswendigea Zügels, die Groppe zu bewahren, gezwungen wird.

Man unterſcheidet den Galopp, 1) in den Feld-Galopp und Bahn-Galopp, welcher Unterſchied auf dem Gebrauche der Hanken beruhet; 2) in den wahren und falſchen.

Bey dem Bahn-Galopp, Fig. 847, geht das Pferd ſehr zuſammen; es ſenkt ſich mit der Groppe ſehr zur Erde, greift mit dem Hintertheile weit vor, verkürzet die Schritte mit den Vorder-Füßen ſowohl, als es die Zwiſchenzeiten verlängert, und nimmt alſo eine langſamere Cadence an. Bey dem Feld-Galopp hingegen braucht es die Hanken weniger; es nimmt ſich weniger zuſammen, ſondern ſtreckt ſich mehr, und verkürzet die Cadence. Jenen muß man einem jeden abgerichteten Pferde, ſo viel möglich, beyzubringen ſuchen, wenn es auch gleich der Endzweck, daſſelbe zu einem Campagne-Pferde abzurichten, ſeyn ſollte; denn durch dieſen wird es mit dem Gebrauche ſeiner Hanken bekannt, und es iſt eine ſehr leichte Bemühung, dem Pferde den Galopp zu verlängern, wozu man im Felde gar leicht gelanget, wenn man es nur im Galopp fleißig fortläßt, wodurch ſich der Gebrauch der Hanken nur gar zu leicht verliert.

Hier entſteht die Frage, wozu es nöthig ſey, ein Pferd auf die Hanken zu ſetzen, wenn man es doch wieder davon entwöh-

nen will? Die Urſachen davon ſind dieſe: 1) Das Pferd geht, ungeachtet der Galopp verlängert wird, dennoch viel leichter und freyer, weil es, ob es gleich nicht ſo ſtark zuſammen geht, doch mit ſeinem Hintertheile weit vorgreift. 2) Es kann ſich eine Gelegenheit eräugnen, daß man ein Pferd in völliger Carriere pariren muß, wenn man ein Unglück vermeiden will; z. E. im Kriege, oder man ſieht plötzlich eine jähe Tiefe vor ſich, die man in der Ferne nicht hat beobachten können; dieſe alſo nöthige ſchleunige Parade kann nur ein Pferd machen, welches den Gebrauch ſeiner Hanken in ſeiner Gewalt hat; denn durch die geringſte Anſträngung der Zügel geht es zuſammen, und hält ſich auf ſeinen Hanken, da ein anderes, welches den Gebrauch der Hanken nicht kennt, ſich in die Gefahr hinein ſtürzt. 3) Der Gebrauch der Hanken verſchaffet dem Pferde eine richtige Anlehnung auf das Mundſtück, und erhält das Maul weich und empfindlich; denn, wenn es im Galopp die Vorder-Füße auf die Erde zu ſetzen im Begriff iſt, ſo iſt es auch geneigt, eine Stütze auf dem Mundſtücke zu ſuchen; und bey dieſer Gelegenheit hat der Bereiter Zeit, ihm die Zügel empfinden zu laſſen, wodurch ihm die Wirkung der Stange am beſten bekannt wird, und es ihr nachgeben lernt. Auf ſolche Art läßt ſich auch umgekehrt ſagen, daß durch die Zäumung das Pferd mehr auf die Hanken geſetzet, und der Galopp ſo vollkommen gemacht werden könne, daß er völlig nach der Cadence eingerichtet iſt, wie die Abbildung, Fig. 847, zeigt, worin man jeden Zeitpunct und Zwiſchenzeit wahrnehmen kann, die ſich bey dieſen vermehren, indem man wirklich 4 Zeitpuncte und 3 Zwiſchenzeiten bemerkt, welche ſich folgender Geſtalt auszeichnen. Z. E. zuerſt ſtämmet es den auswendigen Hinter-Fuß auf die Erde, welchem der inwendige folgt; nach dieſem fällt der auswendige Vorder-Fuß, und zuletzt der inwendige Vorder-Fuß nieder. Von dieſen Zwiſchenzeiten ſind die erſte und dritte einander gleich, die zweyte aber iſt länger.

Aus dieſen Gründen muß man nun ſuchen, auch ein Campagne-Pferd ſo ſtark, als möglich, und ſo viel es deſſen Bau und Kräfte zulaſſen, auf die Hanken zu ſetzen, damit es im Nothfalle den Bahn-Galopp annehmen und gehen könne. Mit einem jungen abzurichtenden Pferde iſt man nun noch anfänglich zufrieden, wenn es nur galoppiret, in dem Galopp die Cadence behält, uud die Füße nicht wechſelt, wobey man ſich nach und nach bemühet, daſſelbe anzufeuern, daß es mit dem Hintertheile mehr vorgreife, welches man durch ein ſanftes Anrühren der Waden zu bewerkſtelligen ſuchet, wodurch ein allmählicher Gebrauch der Hanken entſteht, auf welchen in eben der Maße eine Erleichterung des Vordertheiles erfolgt.

Ferner wird der Galopp, vorgedachter Maßen, in den wahren und falſchen eingetheilet. Wenn das Pferd die inwendigen beyden Füße vorſetzt, ſo iſt es ein wahrer; ſo bald aber die geringſte Veränderung darunter vorgeht, iſt es ein falſcher Galopp. Wenn z. E. ein Pferd auf der rechten Hand galoppiret, ſo ſetzt es die beyden rechten Füße weiter vor, als die linken; es geſchieht aber öfters, daß, zumahl ein junges Pferd, den linken Hinter-Fuß, oder den linken Vorder-Fuß, oder aber beyde linke Füße weiter vorſetzt, als die rechten, und alsdann galoppiret es falſch. Auf gleiche Art geſchieht es auch, wenn das Pferd auf der linken Hand galoppiret; daher es eines Bereiters Haupt-Augenmerk ſeyn muß, daß er nicht zugebe, daß ein junges Pferd bey Erlernung des Galoppes einen Fuß verwechſele, weil es ſich ſonſt zu ſehr daran gewöhnet, und nicht leicht den Galopp halten lernt. So bald alſo dieſer Fall eintritt, muß er es, durch Anhalten eines Zügels um den andern, wieder in den Trab bringen, und es bald darauf von neuem wieder in den Galopp ſetzen. Iſt das Pferd ſo weit, daß es mit den Paraden bekannt iſt, ſo pariret er es in dem Augenblicke, da es einen Fuß wechſelt, und ſprenget es auf der Stelle von neuem an; oder wenn die Correction

noch nicht hinreicht, ſo läßt er es nach der Parade zur Strafe ſcharf zurück treten, und darauf wieder anſprengen, womit er ſo lange continuiret, bis es nicht mehr wechſelt. Hieraus folgt aber auch, daß ein Bereiter nothwendig ein gutes Gefühl haben, und den Galopp ſowohl, als einen jeden Fußtritt, ſpüren muß.

Wenn das Pferd aus dem Galopp fällt, d. i. nachdem das Pferd, beym Anfange des Galoppes, den rechten Fuß zuerſt vorgeſetzt hatte, ſo hat es nachher mit den Füßen gewechſelt, und ſetzt jetzt den linken Fuß vor den rechten her; nennen die Franzoſen: ce cheval eſt déſuni. Wenn es hingegen die Hüften nach ſich zieht, d. i. wenn es im Galoppiren den rechten Hinter-Fuß zu gleicher Zeit mit dem rechten Vorder-Fuße vorſetzt, ſagen ſie: ce cheval eſt déſuni du derrière.

Ein fehlerhafter Gang, iſt auch der ſo genannte Mittel-Galopp, Fr. Aubin, wenn das Pferd vorn galoppiret, und hinten trabet.

An einigen Orten verlängert man noch die Reihe der Schulen durch den ſo genannten Galop gaillard, welcher darin beſteht, daß ein Pferd im Galopp zuweilen einen Sprung mit einmiſche. Man kann aber dieſe angebliche Schule gar nicht als eine ſolche anſehen, zumahl da die untermiſchten Sprünge zu keiner von den erhabenen Schulen gezählet werden können, weil ſie nicht nach Regeln geſchehen, ſondern dermaßen irregulär ſind, daß man ihnen gar keinen Nahmen beylegen kann. Dieſer mit den Sprüngen untermiſchte Gang iſt völlig fehlerhaft, und darf an einem Pferde nicht geduldet werden, weil die Sprünge, zumahl einem unerfahrnen Reiter, ſehr beſchwerlich werden, und ihn attellos machen.

Endlich habe ich noch von der Bequemlichkeit und dem Endzwecke des Galoppes etwas zu ſagen. Der Galopp iſt ein bequemer Gang für den Reiter, weil der

Mit-

Mittelpunct der Schwere des Pferdes nur eine geringe Bewegung dadurch leidet, welche noch immer mehr verringert wird, je mehr ſich das Pferd auf die Hanken ſetzt. Aus dieſem Grunde muß der Endzweck des Galoppes nothwendig der ſeyn, daß es auf die Hanken gebracht werde; woraus denn folget, daß der Bahn-Galopp noch bequemer ſey, als der Feld-Galopp, weil jener mehr auf den Hanken geſchieht, als dieſer.

Die Bequemlichkeit, welche ein Reiter beym Galoppe verſpüret, iſt einem Jeden bekannt; und es kommt dieſelbe allerdings von der geringen Bewegung her, welche der Mittelpunct der Schwere bey dieſem Gange leidet, und von der einförmigern und gelindern Ausdehnung der Kniekehle, wodurch die Bewegung des Galoppes ſanfter wird. Dieſe einförmige und gelinde Ausdehnung aber wird erhalten, wenn ſich das Pferd auf die Hanken ſetzt; woraus folget, daß der Galopp deſto bequemer ſeyn müſſe, je mehr er auf den Hanken geſchieht. Die Bequemlichkeit und der Unterſchied derſelben bey dieſem Gange iſt ſo merklich, daß er auch von ganz unerfahrnen Reitern empfunden wird.

Bey der Anweiſung eines Pferdes zum Galopp, darf es nicht von ſelbſt wechſeln; wenn es aber geſchieht, ſo muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine Verbeſſerung vorgenommen werden. Ich habe oben, S. 823, der Wechſelung, welche junge Pferde bey dem Galoppe von ſelbſt vorzunehmen pflegen, Erwähnung gethan, auch angezeigt, wie und auf was Art ſelbige zu verbeſſern ſeyn. Hier bemerke ich nur noch, daß der Bereiter dem Pferde keine Gelegenheit oder Veranlaſſung zu der Wechſelung geben müſſe, welches zum öftern durch einen unſteten Sitz und durch das Rücken der Zügel geſchieht; bey welchem letzten man die Abſicht hat, es nach und nach mehr zu verhalten, damit es hinten mehr vorgreifen, und ſeine Hanken brauchen lerne.

Die Abſicht iſt nicht zu tadeln, nur muß das Anhalten der Zügel ſo ſanſt und unmerklich geſchehen, daß das Pferd den Zeitpunct der Veränderung der Zügel zu bemerken nicht im Stande ſey. Das ſicherſte iſt, daß man daſſelbe anfänglich fort galoppiren laſſe ohne ſich zu ſehr um den Gebrauch der Hanken zu bekümmern, damit es nur erſt den Galopp halten lerne; und wenn es nicht mehr darin wechſelt, ſo bemühe man ſich, denſelben zu verbeſſern. Es verſteht ſich, daß ein junges Pferd vor jedesmahliger Lection in den Pilaren gearbeitet wird, wovon zu der Zeit, da es im Galoppiren geübet wird, die Abſicht iſt, es nicht nur immer mehr und mehr zu entbinden, ſondern es auch auf die Hanken zu ſetzen, welches den Unterricht bey dem Galoppiren gar ſehr erleichtert. Man fährt alſo mit dem Galoppiren fort, bis es darin völlig befeſtigt iſt; um den Gang aber zu verbeſſern, iſt es auch Zeit, daſſelbe in der Schule, Schulter einwärts, zu reiten. Dieſe Arbeit und ihren Nutzen, werde ich an ſeinem Orte erklären.

Nachdem ein Pferd die Hanken mehr oder weniger gebraucht, iſt die Zeit zu beſtimmen, da es angewieſen werden ſolle, auf die gegebenen Hülfen zu wechſeln. Dieſes kann ihm am bequemſten beygebracht werden, wenn man vermittelſt einer geraden Linie über die Bahn von einer Hand auf die andere geht.

Ein Pferd wechſeln, bedeutet überhaupt von der einen Hand auf die andere gehen, und wird dieſe Wechſelung bey allen Gängen vorgenommen. Im Schritte und Trabe bleibt die Bewegung der Beine unverändert; im Galoppe aber geht mit der Veränderung des Weges, welchen das Pferd durch die Wechſelung nimmt, auch eine Veränderung mit den Beinen vor, indem die Seite des Pferdes, welche vorhin zuletzt auf die Erde fiel, nunmehr den Erdboden zuerſt berühren muß.

Dieſe

Dieſe Wechſelung muß ſo geſchehen, daß ſie in eben dem Gange, ohne zuvor in einen andern zu fallen, gemacht werde; und auf ſolche Art muß das Pferd in dem durch die Wechſelung veränderten Galoppe mit eben der Cadence fortfahren, in welcher es zuvor war. Man kann leicht einſehen, daß kein Pferd ohne Unterricht zu dieſer Geſchicklichkeit gelangen könne, und daß man alſo Hülfen wählen müſſe, es zu dieſer Handlung zu beſtimmen. Der Zeitpunct iſt dazu da, ſo bald es auf den Hanken ſteht.

Wie ein Pferd anfänglich, durch Verhalten und eine dabey gegebene Hülfe, zum Galopp angeſprengt werde, habe ich oben, S. 819, f. gezeigt. Nach und nach, da das Pferd mehr an das Galoppiren und Anſprengen gewöhnet wird, verfeinert man die anfänglich dazu nöthig geweſenen Hülfen, bis ein bloßes Verhalten nebſt einem Zungen-Schlage es ſchon dazu beſtimmen, ohne daß man nöthig hätte, einen Schenkel zu bewegen. Da das Pferd, einen Unterſchied zwiſchen dem rechten und linken Verhalten zu machen, die Fähigkeit beſitzt, ſo richtet es auch darnach ſein Anſpringen ein, nachdem es durch den Zungen-Schlag benachrichtiget wird, daß es galoppiren ſolle. Nur für einen Soldaten iſt der Zungen-Schlag keine ſchickliche Hülfe, weil er dadurch die Pferde ſeiner Cameraden zugleich mit anfeuert, weshalb ſie beſſer thun, daß ſie den Schenkel gebrauchen. Wäre das Pferd auf der rechten Hand, oder es galoppirte rechts, ſo würde man ihm die Hülfe zum linken Anſprengen geben müſſen, damit es im Galopp wechſele. Ehe ich die Art erzähle, wie man dazu am leichteſten gelangen kann, einem Pferde dieſe Wechſelung beyzubringen, will ich erſt die Regel zum voraus feſt ſetzen: daß das Wechſeln nothwendig allemahl in einem ſolchen Zeitpuncte geſchehen müſſe, in welchem es ſein Vordertheil von der Erde erhebt, und auf den Hanken ſteht. Denn ruhet es mit ſeinen Füßen auf der Erde, ſo kann es zwar einen an-

andern Galopp anfangen, als es zuvor gegangen war, es iſt aber eben daſſelbe, als ob es von neuem dazu angeſprenget würde, und man kann nicht ſagen, daß es wechſele; imgleichen, wenn das Pferd über der Erde iſt, die eine Seite ſchon vorgeworfen, und im Begriff ſteht, mit dem inwendigen Vorder-Fuße nieder zu fallen, ſo iſt auch keine Wechſelung mehr möglich, weil die auswendige Seite alsdann, wenn die Hülfe zur Wechſelung kommt, gewiß ſchon ſteht. Dieſes zum vorausgeſetzt, iſt es wohl die leichteſte und bequemſte Art, wenn man ein Pferd anfänglich darin unterrichten will, daß man einen Ort wähle, wo man mit dem Wechſeln eine Wendung verbinden kann; denn wenn ihm die Hülfen zu einem gegenſeitigen Galopp gerade zu der Zeit gegeben werden, da es zugleich wendet, ſo muß es ſchlechterdings mit der inwendigen Seite vorgreifen, und alſo wechſeln Man ritte z. E. auf der rechten Hand in Galopp, und wollte wechſeln, ſo müßte man gerade über die Bahn reiten, und unweit der Mauer ſodann wechſeln und wenden, um auf der linken Hand weiter zu gehen. Um es deſto beſſer zu bewerkſtelligen, reitet man erſt einige Mahl über die Bahn, ohne zu wechſeln, und alsdann, da das Pferd es am wenigſten vermuthet, und in der Meinung iſt, wieder rechts zu wenden, kommt auf einmahl eine gegenſeitige Wendung und Hülfe. Iſt dieſe Wechſelung gut von Statten gegangen, ſo wird es bald darauf parirет und geliebkoſet, um es ihm bemerklich zu machen, daß es recht gehandelt habe. Dadurch wird das Pferd aufmerkſam, und erwartet beſtändig die Wechſelung, ſo bald es wieder auf die Stelle kommt, wenn es nur einige Zeit darin geübt iſt; und man wird bemerken, daß es es ſo gar von ſelbſt wechſelt, welches man aber nicht zugeben darf. Wie man von der rechten zur linken gewechſelt hat, eben ſo verfährt man von der linken zur rechten, jedoch mit gegenſeitigen Hülfen.

Wie man ſich dieſer Wechſelung nur zu Anfange bey einem jungen Pferde bedient, ſo muß man mit dem Wachsthume ſeiner Geſchicklichkeit auch darauf bedacht ſeyn, ſie zu verfeinern, und es dazu anhalten, daß es auch auf jeder geraden Linie, ohne eine Wendung dabey zu machen, wechſele.

Ein Pferd dahin zu bringen, daß es auf jeder geraden Linie, ohne irgend eine andere Hülfe, bloß durch eine Bewegung der Hand wechſele, geſchieht, nach Hrn. Hauptm. Prizelius Anweiſung, folgender Geſtalt. Nachdem das Pferd an die Wechſelung nahe an der Mauer gewöhnt, und darin ſo lange geübt iſt, daß es ſelbige befolget, nimmt man es an einem etwas von der Mauer entlegenen Orte, und läßt es, ohne zu wenden, auf der geraden Linie, bis an die Mauer mit verändertem Galopp fortgehen, und wenn man an die Mauer kommt, wendet man erſt. Hier wird man wieder die Gewohnheit, daß es bey der Wechſelung wenden wolle, zu ſtreiten haben; und es wird neue Arbeit koſten, um es bis an die Mauer gerade zu erhalten. Das dawieder zu ergreifende einzige und wirkſame Mittel iſt, das man den auswendigen Zügel (welcher vor der Wechſelung der inwendige war), feſt halte, daß es nicht von der Linie weichen könne. Dieſe Uebungen werden fleißig wiederhohlet, und ſie ſind um ſo mehr nöthig, weil es dem Pferde zuträglich iſt, daß es im Felde bald auf die eine, bald aber auch auf die andere Hand galoppire, wozu der Reiter durch die Wechſelung gelangen muß; und überdem ſind ſie vortheilhaft, das Pferd in Gehorſam und Unterwürfigkeit zu bringen und zu erhalten. Große Herren, und auch Privat-Perſonen, welche keine geübte Reiter ſind, verlangen zuweilen, daß ein Pferd beſtändig rechts galoppire, und nicht wechſele; in welchem Falle die Wechſelung ein Pferd nicht gelehret werden darf, ſondern man galoppiret ſie beſtändig rechts; und um ſie deſto mehr in dem Galoppe zu befeſtigen, läßt man ſie auch auf der

linken Hand rechts galoppiren, wobey mnn ſich wohl vorzuſehen hat, daß man ſie nicht tief in die Ecken führe, ſondern die Ecke abſchneide, damit ſie nicht durch eine plötzliche Wendung zum Wechſeln genöthiget werden.

Hierbey iſt die Frage zu erörtern, ob es dem Pferde nicht nachtheilig ſey, es beſtändig auf Einem Schenkel zu galoppiren? Es iſt allerdings nachtheilig; denn der linke Hinter-Schenkel, welcher zuerſt bey dem Galopp auf der rechten Hand auf die Erde geſtämmet wird, muß den Körper beſtändig allein tragen und fort treiben, daher er auch am ſtärkſten angegriffen wird. Die rechte Seite geht allemahl weiter vor, als die linke, und die Schenkel auf dieſer Seite werden auch ſtärker gebogen, als die auf jener, daher die linken Schenkel durch die immerwährende Laſt, welche auf ihnen ruhet, und durch die wenige Bewegung, welche ſie zu machen haben, nothwendig abgenutzet werden müſſen. Aus dieſem Grunde wird ein geübter Reiter ſein Pferd fleißig im Galopp wechſeln laſſen, und es bald rechts, bald links, im Felde galoppiren.

Wenn das Pferd gezäumet iſt, bemühet ſich der Reiter, die Wechſelungen dergeſtalt einzurichten, daß die bloße Bewegung der Hand das Pferd dazu beſtimmet, ohne daß irgend eine andere Hülfe dazu komme. Zur Uebung reitet er in der Mitte der Reitbahn in die Länge herunter, und wechſelt auf dieſer Linie zwey bis drey Mahl, bis es nach und nach dieſe Handlung mit vorzüglichſter Leichtigkeit und Geſchicklichkeit verrichtet, die er eben ſo wohl im Felde zu üben nicht unterlaſſen darf, weil ein Pferd draußen wegen der ihm vorkommenden vielen Gegenſtände nicht ſo ſehr auf ſeinen Reiter achtet, als im Reit-Hauſe, da es nichts ungewohntes um ſich ſieht.

Die Methode, welche Hr. v. Sind, in ſeiner neuen und ſichern Lehrart, die Pferde in kurzer Zeit fein und ſchulmäßig zu dreſſiren rc. S. 69. ein Pferd zum

zum Wechſeln im Galopp abzurichten, angibt, wird von Herrn Prizelius, in ſeiner vollſtänd. Pferdewiſſenſchaft, Leipz. 1777, gr. 4. S. 478, beurtheilet und mit Recht verworfen.

Zum Beſchluß gedenke ich noch mit wenigem des Galoppes der Kutſch-Pferde. Wenn es Kutſcher gibt, die, um ihren jungen Herren zu gehorchen, ihre Pferde in Galopp ſetzen, weil ſie einen ſehr leichten Wagen, oder ſehr raſche Pferde haben: ſo iſt dieſes kein Beyſpiel für andere Kutſcher. Der Galopp iſt niemahls der Gang für Kutſch-Pferde geweſen, und wird es auch niemahls, beſonders in großen Städten, werden, es ſey denn, daß man die Pferde zu Grunde richten, den Wagen in Stücken, und dem Herrn Arm und Beine zerbrechen wollte. Gibt es aber dringende Gelegenheiten, wo man im freyen Felde die Pferde in Galopp ſetzen muß, ſo muß es mit Behutſamkeit geſchehen. Gemeiniglich ſind die Kutſch-Pferde zu ſchwer, um den Galopp zu laufen. Folgendes iſt inzwiſchen dabey zu beobachten.

Die Pferde müſſen willig und leicht laufen, ohne die Vorder-Füße gar zu ſehr zu heben, welches anzeigen würde, daß ihnen das Galoppiren ſauer würde, weil die Schultern nicht folgen. Sie müſſen beſtändig in einer ſchönen Stellung bleiben, den Kopf hoch, die Schultern niedrig halten. Das Hintertheil muß ſo gut folgen, daß man nicht bemerken könne, wie die Hinter-Füße nach den Vorder-Füßen auf die Erde kommen, ſondern alle viere müſſen gleichſam immer in der freyen Luft ſeyn. Pferde, welche allzu lange Hüften haben, können keinen kurzen Galopp, ſondern nur den geſtreckten gehen, weil ſie die Knie nicht beugen, und unter ſich greifen können. Wenn die Pferde die Füße im Galopp zu ſehr heben, ſo verlieren ſie an

der Geſchwindigkeit; und es iſt ein Zeichen, daß ſie keinen Athem haben.

Der vollkommene Kutſcher, nach der 2ten franzöſ. Ausgabe überſ. von *E. M. S. A.* Frf. und Lpz. 1778. gr. 8. S. 228. f.

Galreda, ſiehe Gallerte.

Galſtrig, ſiehe Ranzig.

Gamache, ſiehe Stiefelette.

Gamander (der), oder das Gamanderlein (*). Dieſe Nahmen führt überhaupt das ganze linnäiſche Geſchlecht des Teucrium, welches zu den Pflanzen mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden und einem nackten oder bloßliegenden Samen gehört, und die Erd-Kiefer, das Katzen-Kraut, den Lachen-Knoblauch, die Scorodonie, und den Bathengel unter ſich begreift. Von der Erd-Kiefer, Teucrium Chamaepitys, ſiehe Th. VIII, S. 513, f. Von dem Katzen-Kraute, Teucrium Marum, ſ. Marum-Kraut. Von dem Lachen-Knoblauch, ſiehe Scordien. Von der Scorodonie, und dem Bathengel, werde ich jetzt handeln.

1. Die Scorodonie, der ſalbeyblätterige Gamander, Teucrium Scorodonia *Linn.* wächſt hin und wieder in Deutſchland, auch England, Frankreich, Italien, an den Hecken und auf Wieſen. Die dauerhafte kriechende Wurzel treibt haarichte, aufrecht ſtehende, ungefähr 2 Fuß hohe viereckige Stängel. Die geſtielten, herzförmig ſpitzigen, eingekerbten Blätter ſind dunkelgrün, runzelig, und mit kurzen Haaren hin und wieder beſetzt; diejenigen aber, welche bey den Blumen ſtehen, viel kleiner, rundlich, völlig ganz, und an beyden Enden ſpitzig. Die Wirtel ſtehen dicht bey einander,

*) Im Engl. lautet dieſer Nahme Germander, Fr. Germandrée, welche Nahmen, ſo wie der deutſche, vermuthlich aus dem Griech. und Lat. Chamaedrys verunſtaltet ſind, welchen dieſe Pflanzen bey den alten Kräuter-Kennern führen.

der, und ſtellen gleichſam eine einſeitige Aehre vor. Das Blumenblatt iſt blaßgelb, und deſſen Blumenähre lang und gekrümmt. Die Pflanze vermehrt ſich häufig durch die Wurzel, oder man kann dieſe nach Belieben theilen. Sie dauert füglich in jedem Erdreiche, und in freyer Luft. Der Geruch kommt einiger Maßen mit dem Waſſer-Gamander (Lachen-Knoblauch, Scordien) überein; die Kräfte aber ſind weit geringer.

2. Der Bathengel, in einigen oberdeutſchen Gegenden der Frauenbiß, Chamaedrys major repens *Bauh.* Teucrium Chamaedrys *Linn.* Fr. Calamandrier, wovon das Gamanderlein, Chamaedrys minor repens *Dod.* et *Bauh.* Chamaedrys vulgaris ſ. ſecunda *Cluſ.* Fr. Petite germandrée, le petit chêne, petit chêne vert, oder la chênette, eine Varietät iſt, welche für kräftiger gehalten wird, und daher officinell geworden iſt. Dieſe Pflanze wächſt in Deutſchland an vielen Orten, inſonderheit aber in der Schweitz, in Oeſtreich und Ungarn, an den Wegen, und in ſteinigen, ſandigen Gegenden. Sie treibt aus der faſerigen dauernden Wurzel viele mit Aeſten beſetzte Stängel, welche mehr auf der Erde hin kriechen, als aufrecht ſtehen, und gleichfalls den Winter über aushalten. Die ganze Pflanze erreicht ſelten die Länge eines Fußes; mehrentheils iſt ſie nur eine Spanne lang. Sie iſt überall mit Blättern beſetzt, welche einander gegen über und parweiſe ſtehen, geſtielt, länglichrund und am Rande eingekerbet ſind. An den obern Theilen der Aeſte, welche ſich zur Zeit der Blüthe, nähmlich im Junius und Julius, aufrichten, ſtehen zwiſchen den Blättern die röthlichen Blumen; und zwar treiben gemeiniglich aus jedem Winkel drey derſelben. Der Geburts-Ort ändert zuweilen das Anſehen dieſer Pflanze. Man findet zuweilen mehrere, öfters wenigere Blumen an dem Blattwinkel bey einander; manchmahl ſtehen die Blätter und Blumen gedrungen

bey einander, ein ander Mahl ſparſam und mehr von einander entfernt. Meiſtentheils hat die Pflanze keinen, ſelten einen angenehmen und ſtarken Geruch.

Man findet die getrocknete Pflanze in allen Apotheken, indem ſie jederzeit häufig gebraucht worden iſt; und ſie beſitzt auch wirklich gute Eigenſchaften. Sie enthält bittere, eröffnende, balſamiſche und zuſammenziehende Beſtand-Theile, und wird daher von Vielen, beſonders Proſp. Alpin und River, mit Wein abgekocht, bey den Wechſel-Fiebern angerühmet, ja, von Chomel'n der China-Rinde vorgezogen. Sie ſtärket den Magen, ſtillet die Blutflüſſe, verbeſſert die Bleichſucht, eröffnet die Verſtopfungen der Lunge, Leber und übrigen Eingeweide, und dient folglich bey der Gelbſucht und Engbrüſtigkeit. Vornehmlich will man ſie als ein bewährtes Mittel wieder Gliederſchmerzen und die laufende Gicht ausgeben; wie denn ſchon Veſal gemeldet hat, daß die genueſiſchen Aerzte den Gebrauch derſelben dem Kaiſer Carl V. wieder dieſes Uebel angerathen haben. Der Cardinal Fleury ſoll durch einen Thee aus gleichen Theilen Bathengel, Schlag-Kraut (Teucrium Chamaepitys) und Oſterluzey (Ariſtolochia Clematis), von dieſer Krankheit befreyet worden ſeyn. Andere Exempel zu geſchweigen. Boerhave aber erinnert, daß man bey dem Gebrauche vorſichtig verfahren ſolle, indem dadurch die Bewegung der Säfte vermehret, und die Hitze erreget werde.

Gambetta, ſiehe Schnepfe. (Waſſer-)

Gambienſer Gummi, Gummi Gambienſe, gehört zu den neuern, und denjenigen Material-Waaren, von welchen wir noch keine hinlängliche Kenntniß haben. Fothergill hat daſſelbe einiger Maßen, im 1 B. der überſ. Bemerk. der Aerzte in London, S. 327, bekannt gemacht. Es iſt ein hartes, zerbrechliches, dunkelrothes, oder beynahe ſchwarzes, undurchſichtiges Gummi,

Gummi, von welchem jedoch die allerkleinſten Stückchen roth und durchſichtig erſcheinen. Es gibt keinen Geruch von ſich, auf der Zunge aber zerfließt es geſchwinde in ein ſchleimiges Weſen, und verurſachet ein ſtarkes, jedoch angenehmes Zuſammenziehen. Wenn es gröblich geſtoßen iſt, löſet es ſich im Waſſer größtentheils auf, und theilet demſelben eine dunkelrothe Farbe, und einen ſtarken zuſammenziehenden Geſchmack mit. Was in dem Waſſer unaufgelöſet bleibt, ſcheint harzig zu ſeyn. Es unterſcheidet ſich von dem ſenegaliſchen Gummi, weil es weit zerbrechlicher iſt; und von dem Drachenblute, mit welchem es leicht verwechſelt wird, weil es ſich im Waſſer auflöſet. Es ſoll dieſes Gummi wie ein rother Saft aus einem Baume fließen, welcher Pau de Sangue genannt wird, ſonſt aber unbekannt iſt.

Bey eingewurzelten Durchfällen, dem weißen Fluſſe, allzu häufigen Abgange der monathlichen Reinigung, und überhaupt in allen Fällen, welche von einer Schlaffheit und Schärfe herrühren, ſoll dieſes Gummi vorzüglich und nützlich zu gebrauchen ſeyn.

Gamelo, ein Beynahme des Copahu-Balſames; ſiehe Th. III, S. 453.

Gampferkraut, ſiehe Abrotanum.

Ende des funfzehenten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jede Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten a das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem her aus geſchlagen werden können, angekleiſtert.

F. 793. S. 70.

F. 795. S. 71.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können, angekleiſtert.

F.793. S.70.
CAROLVS·SACKVILLE·MAGISTER·F.L.
L·NATTER 1733
AB·ORIGINE
L·NATTER·F.
FLORENT·
F.795. S.71.
LINGVIS

Occ. Enc.

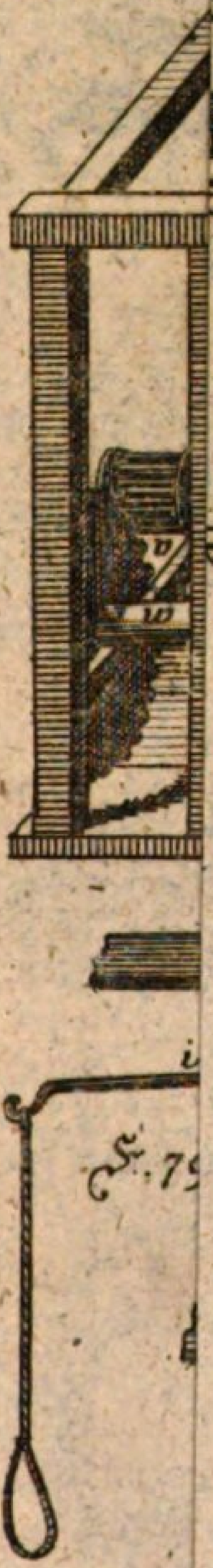
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jede Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten a das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem he aus geſchlagen werden können, angekleiſtert.

F. 793. S. 70.

F. 795. S. 71.

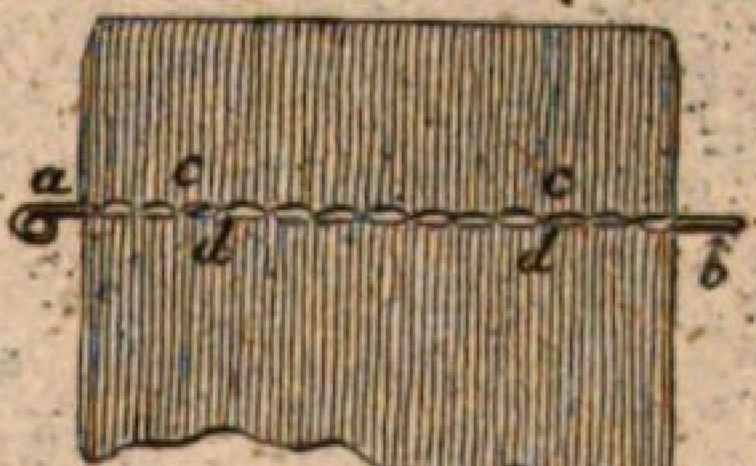
Oec. Enc.

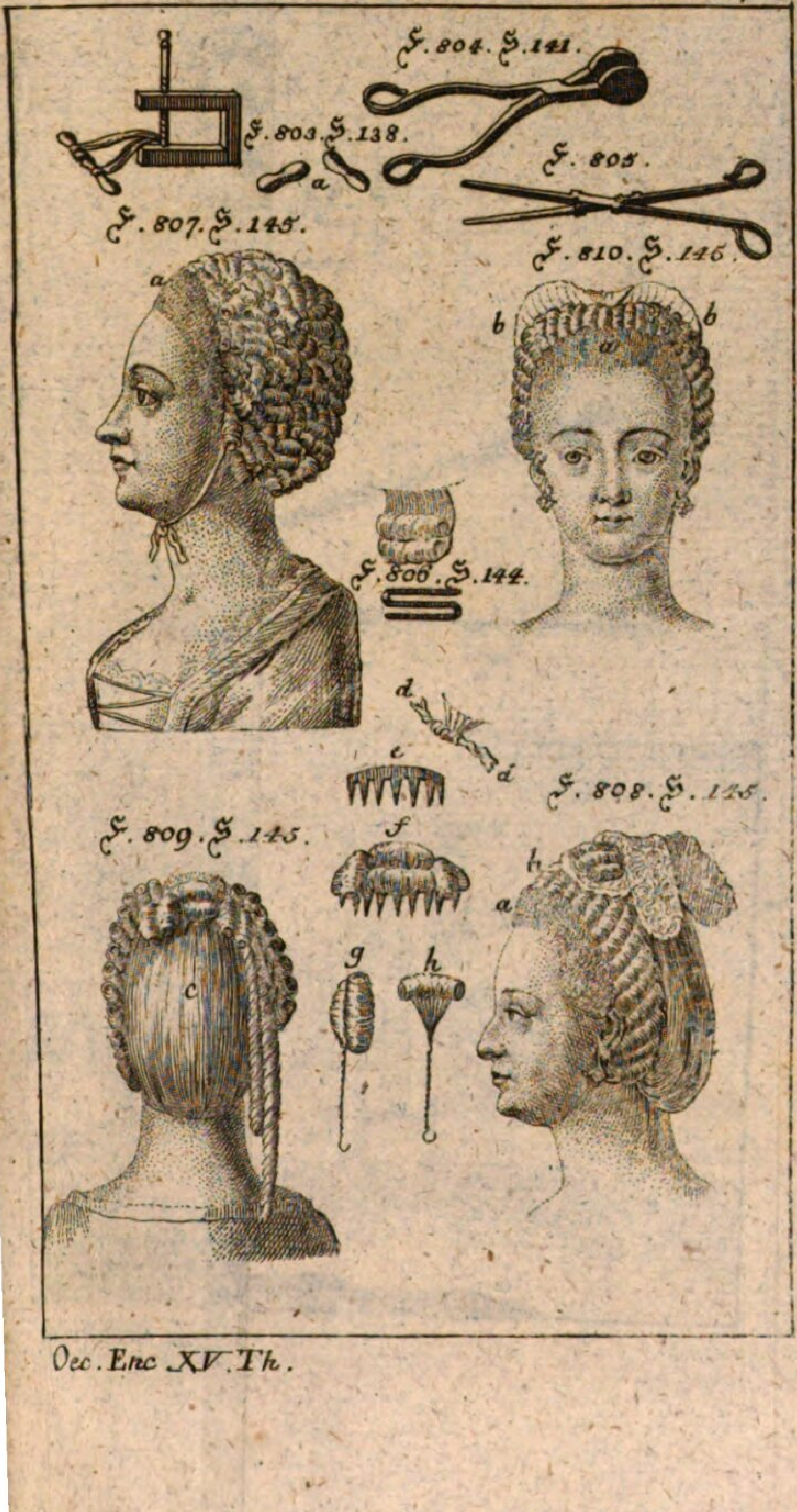


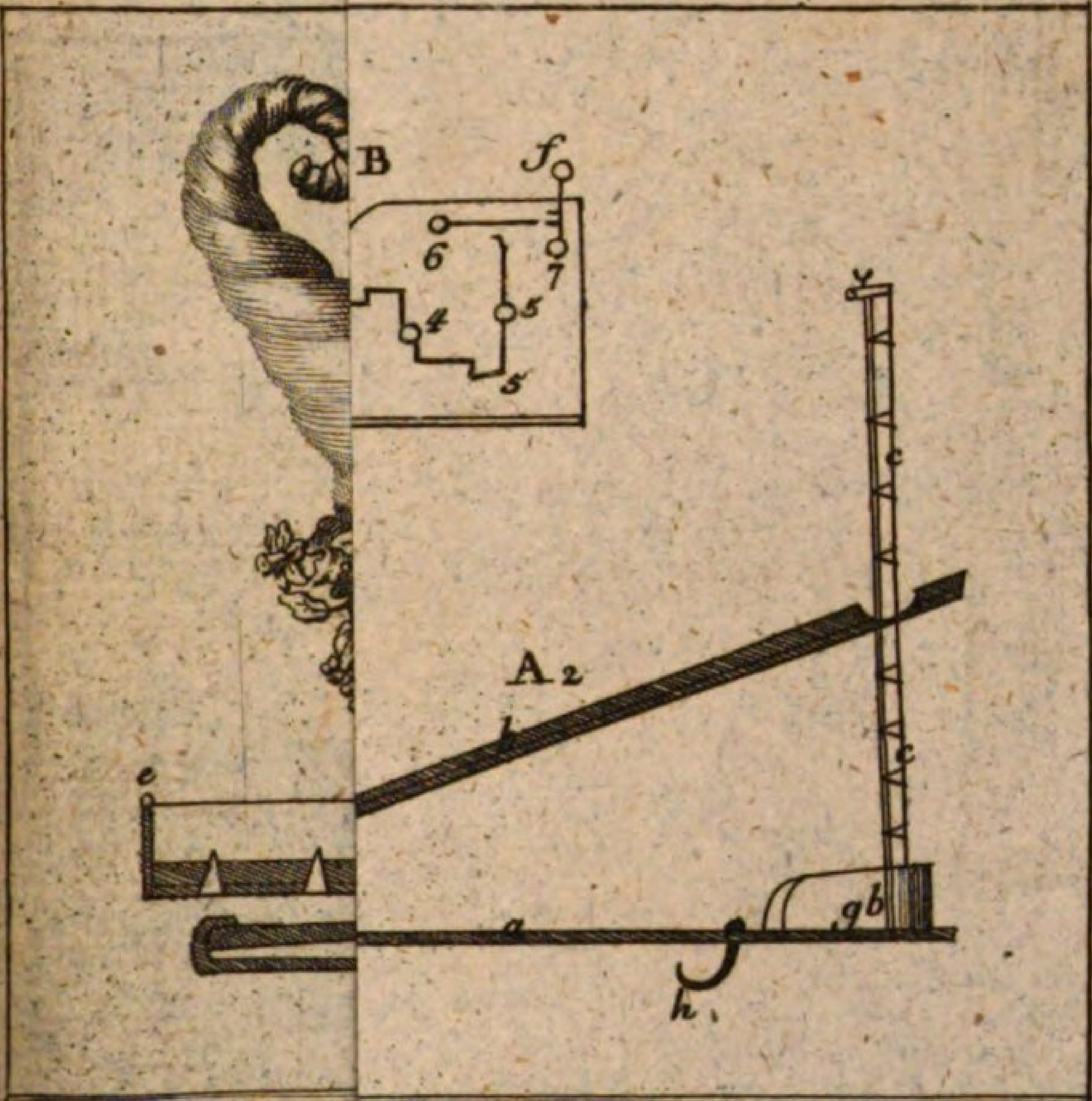
F. 79

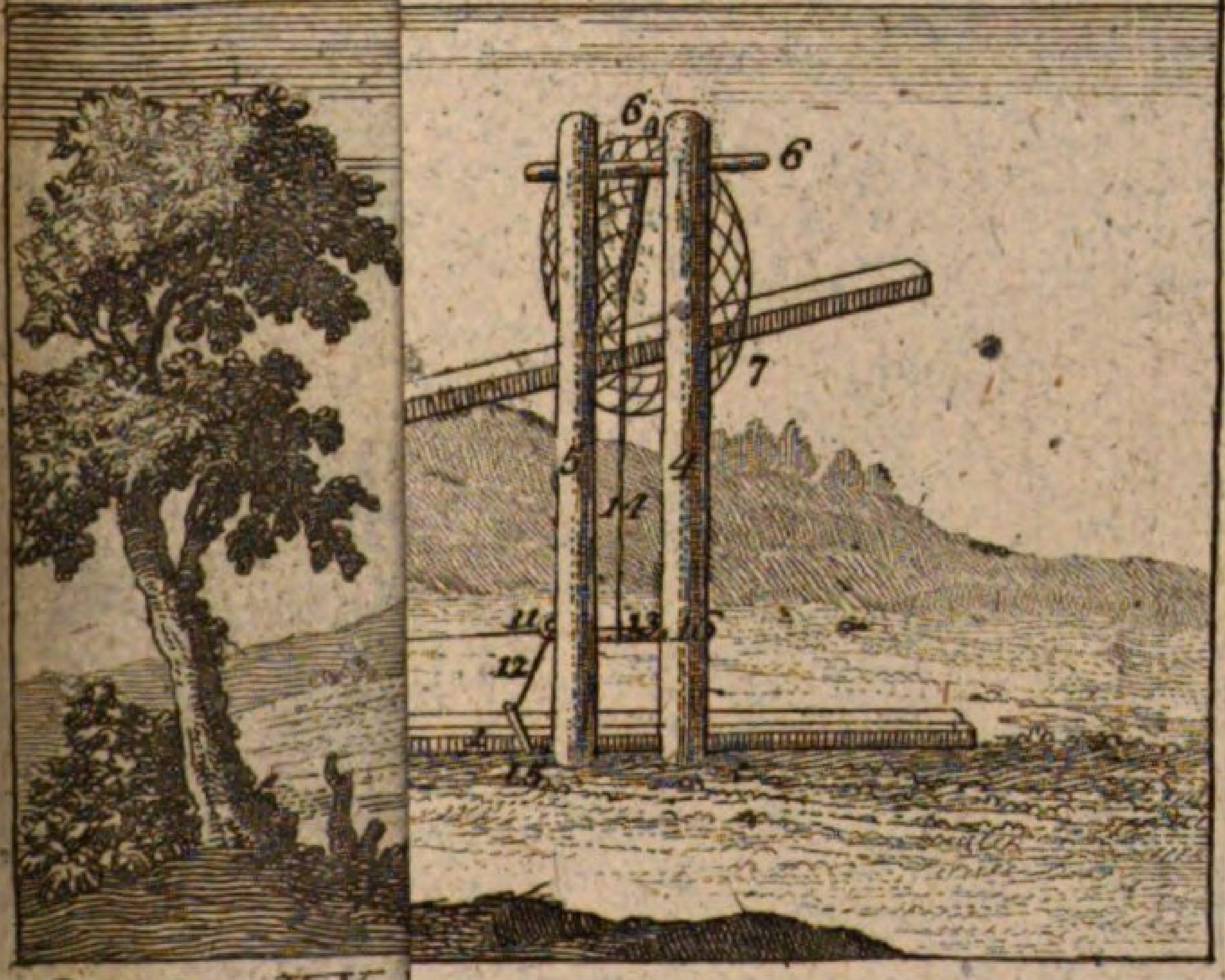
Fig. 797. S. 108.

F. 802. S. 136.




F. 804. S. 141.
F. 803. S. 138.
a
F. 805.
F. 807. S. 145.
a
F. 810. S. 146.
b
b
a
F. 806. S. 144.
d
d
e
F. 808. S. 145.
F. 809. S. 145.
f
h
a
c
g
h



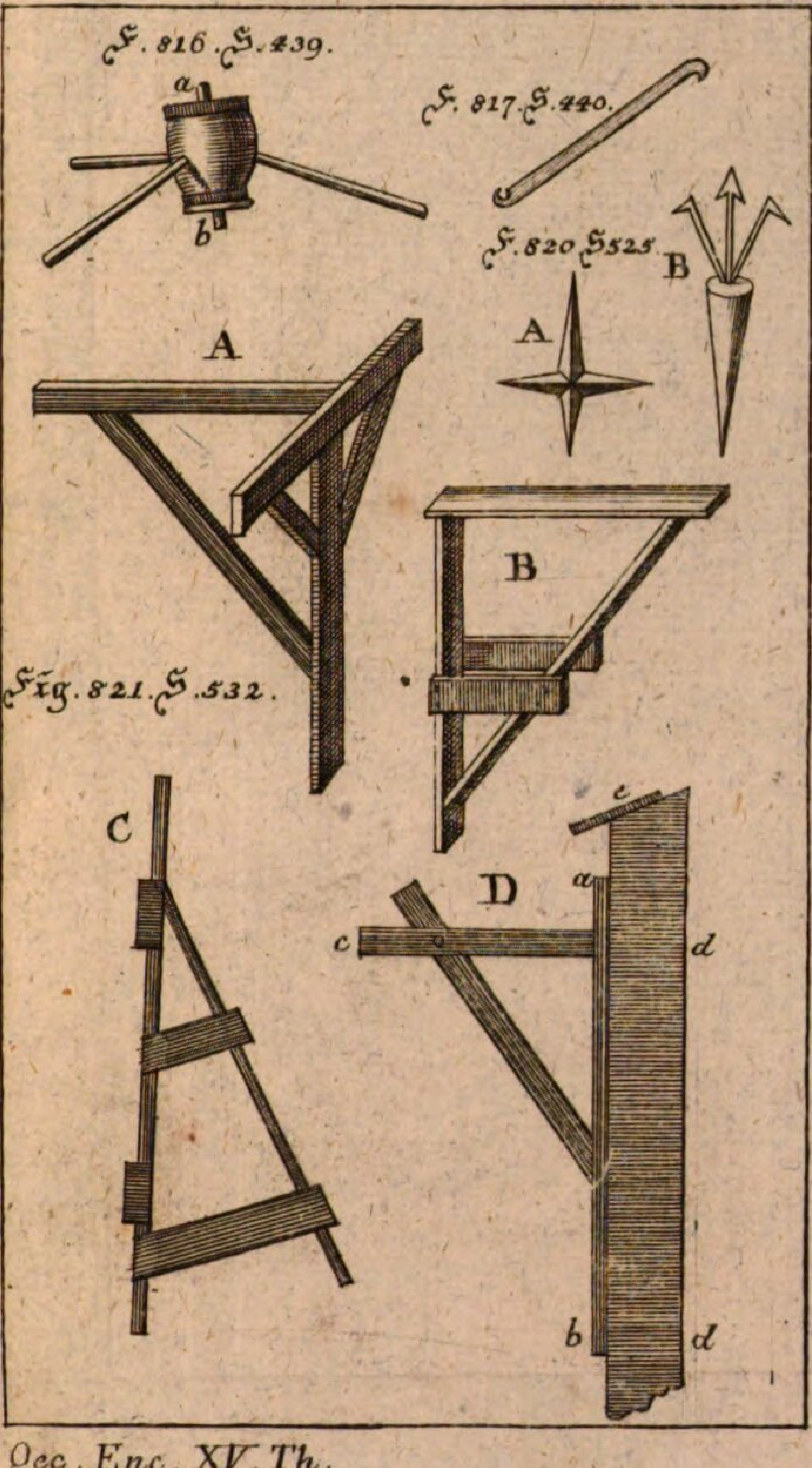


Oec. Enc. XV.

Fig. 815. S. 403.

5

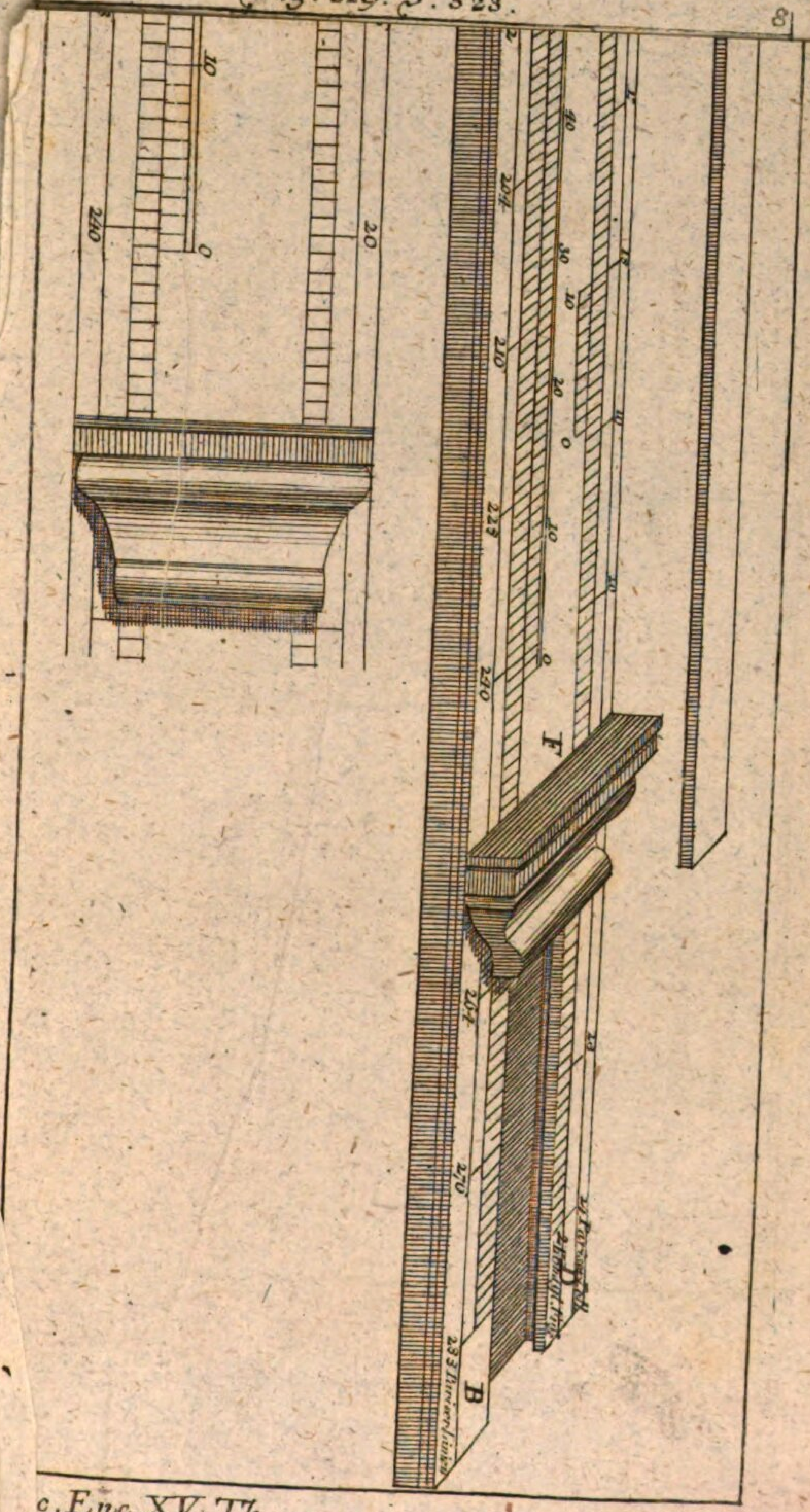
Oec. Enc. XV. Th.

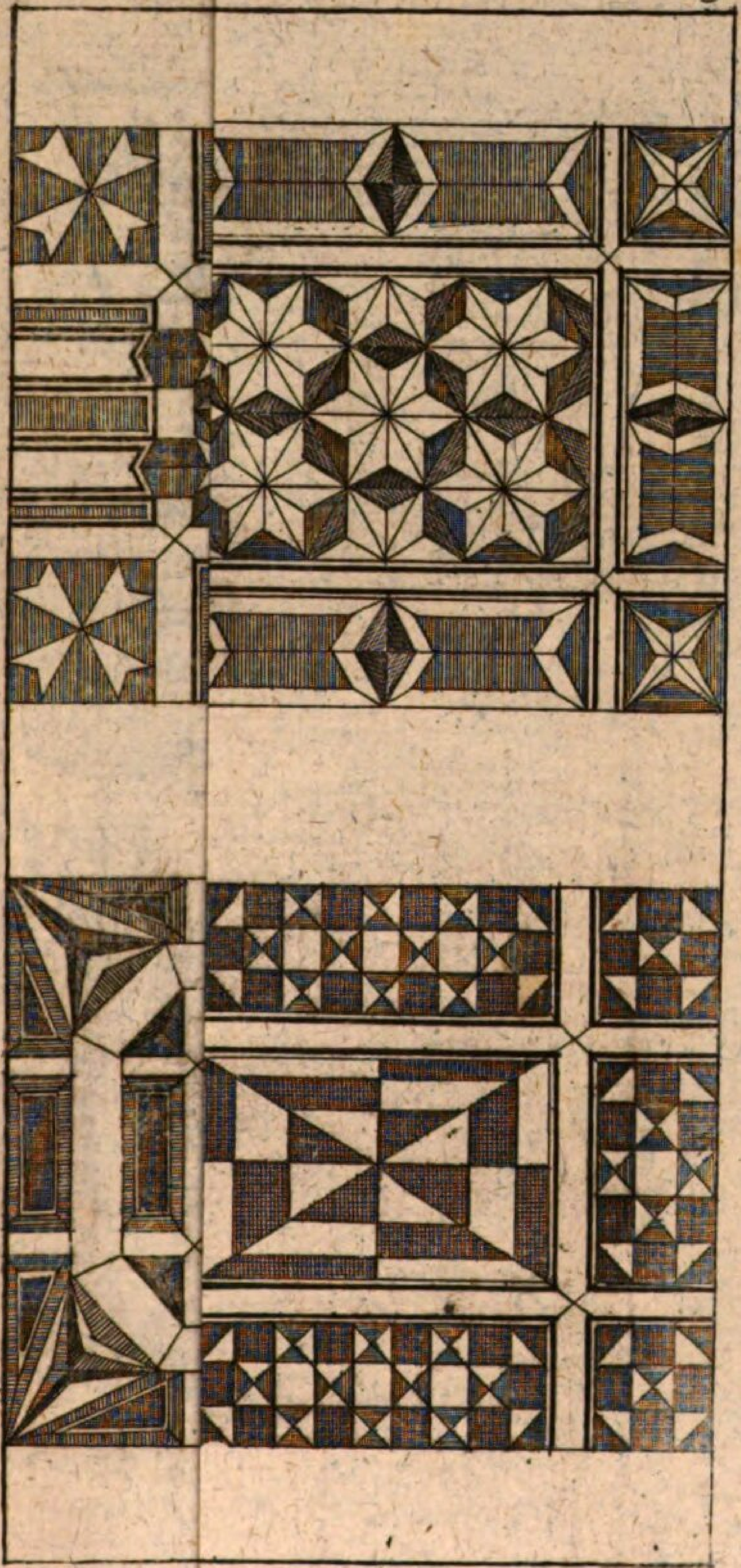


F. 816. S. 439.
a
b
F. 817. S. 440.
F. 820 S. 525.
A
B
A
B
Fig. 821. S. 532.
C
D
e
a
c
d
b
d

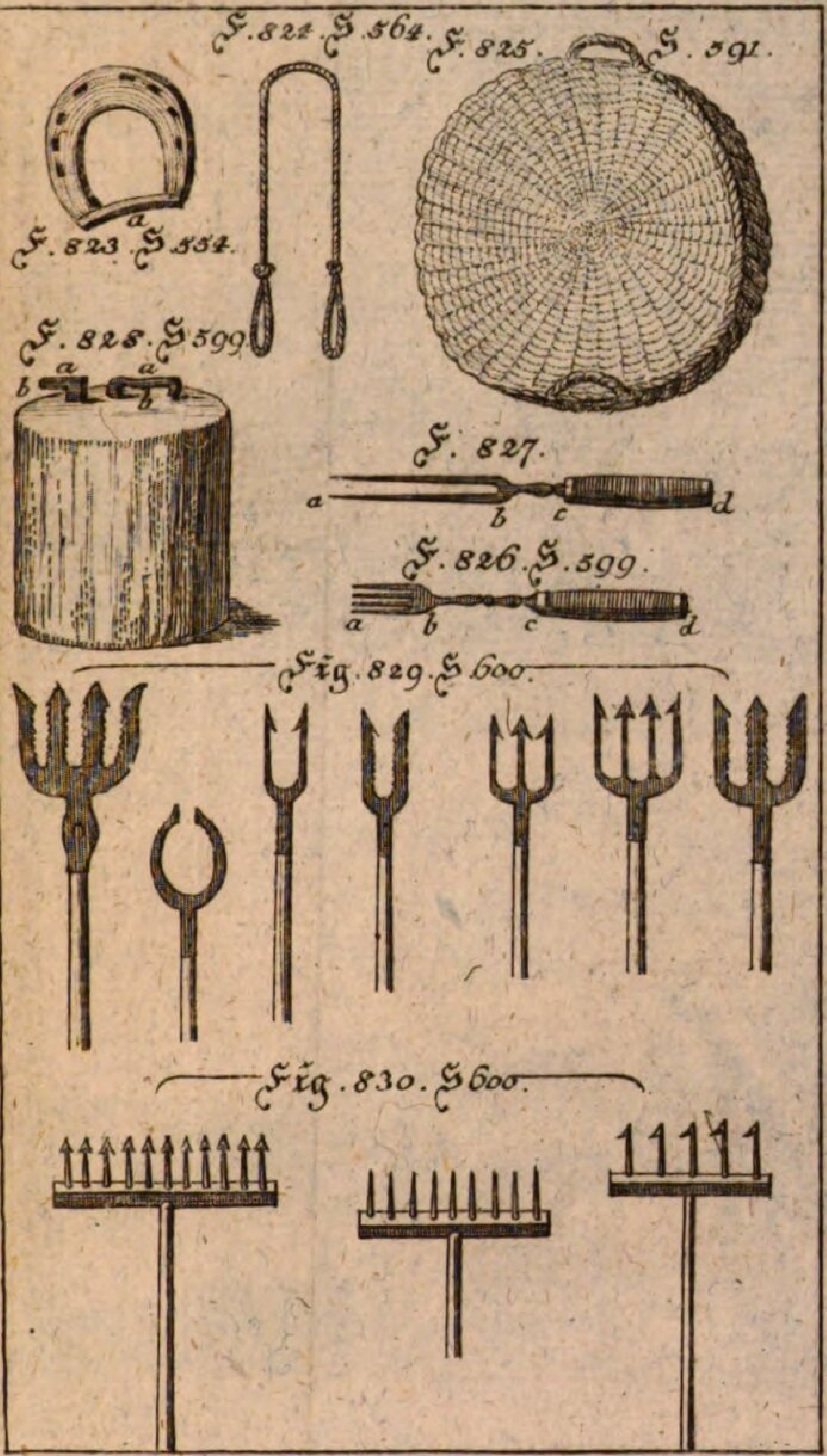
Pouces 6
Zoll 6
Inch 6

233 Pariser Linien
B

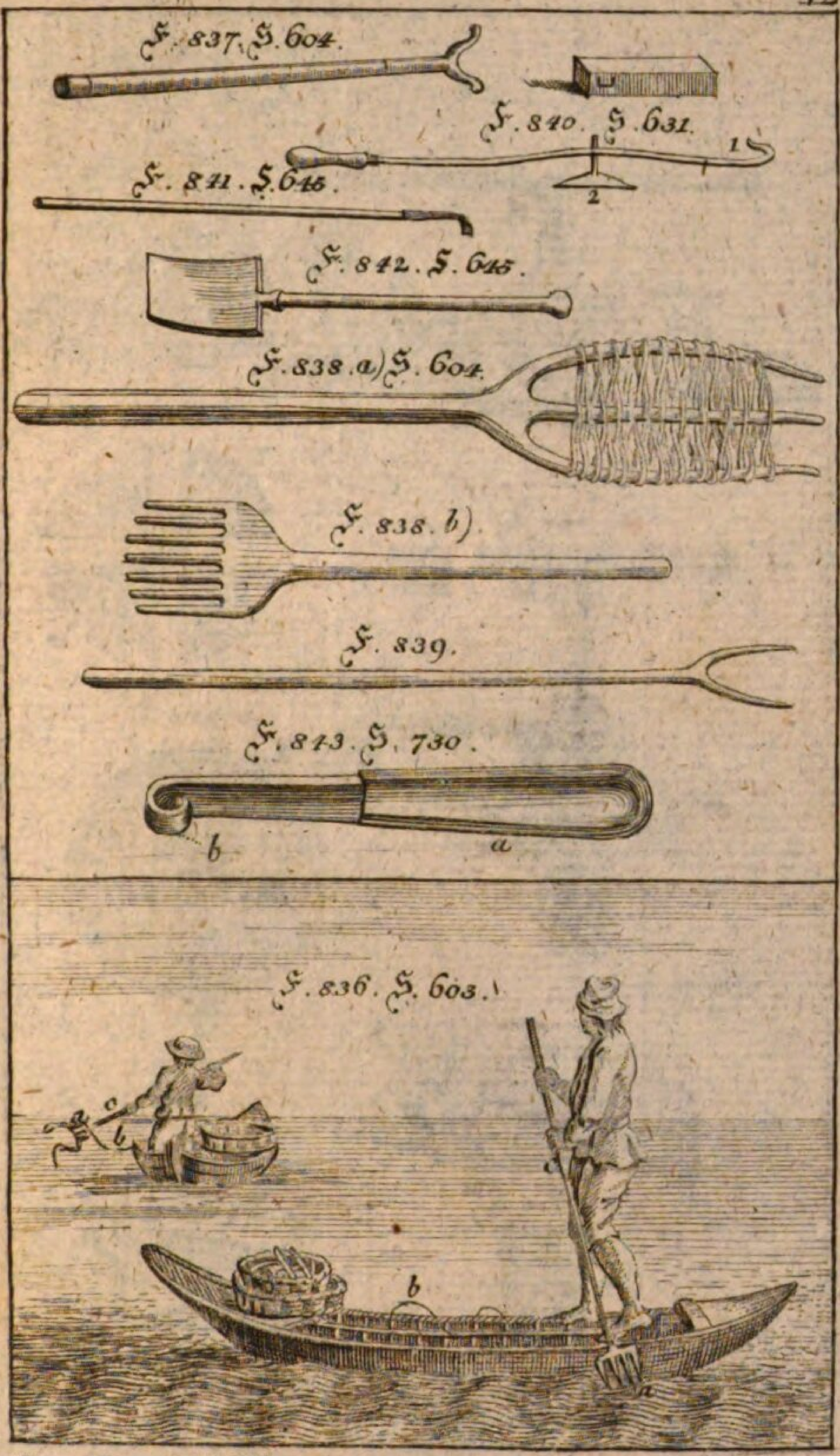

240
20
10
0
F
D
B

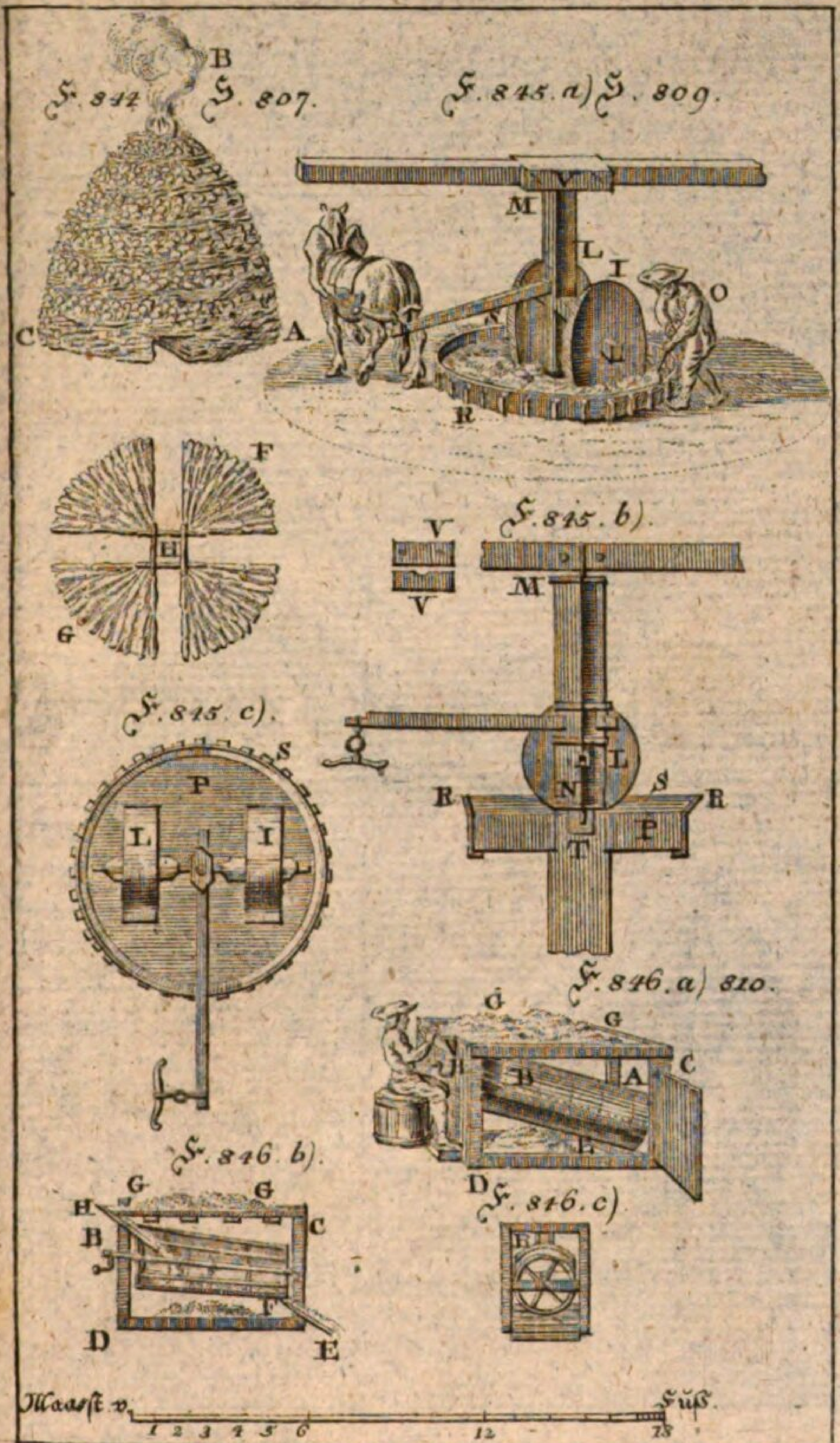


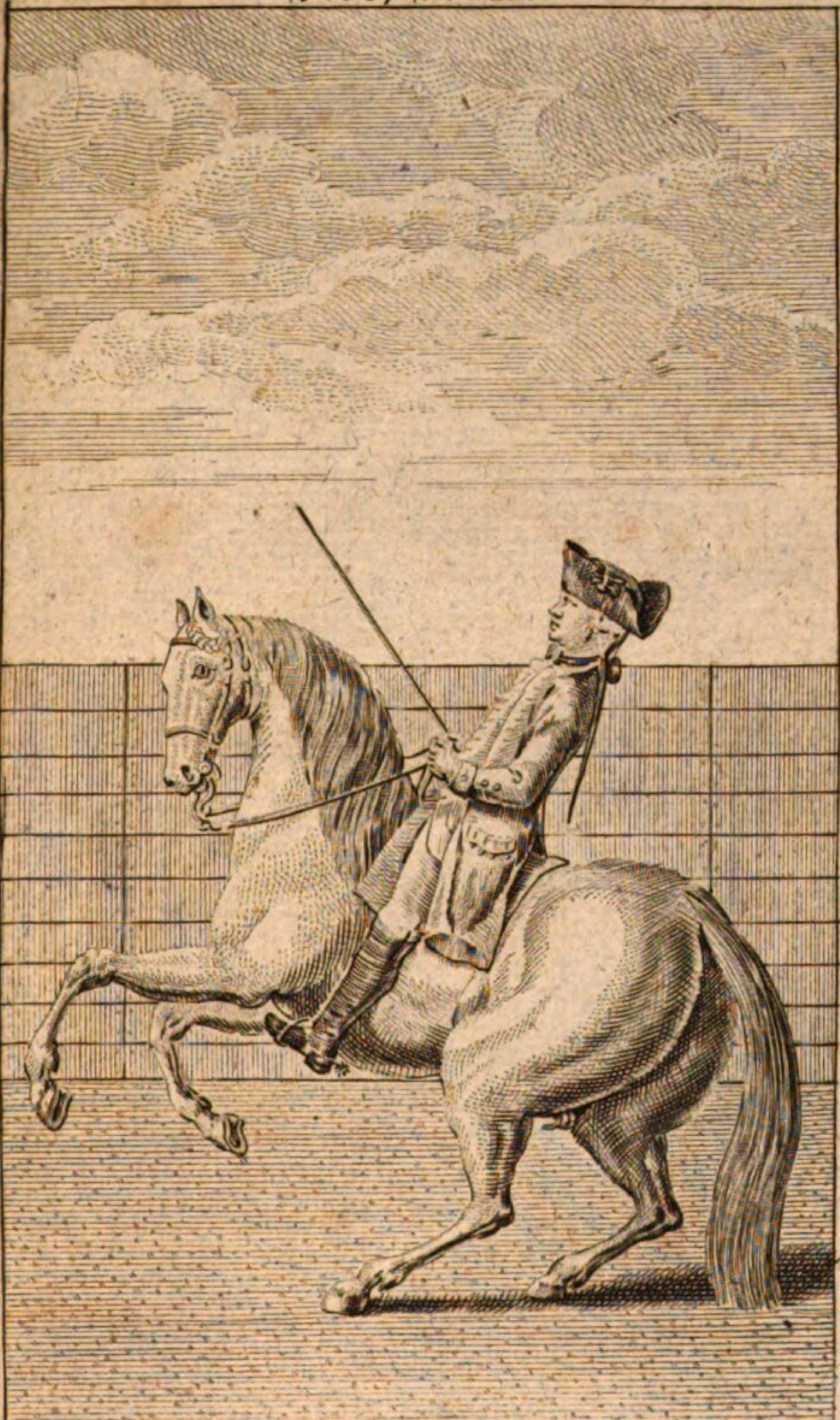
Oec. Enc.


F. 824. S. 564.
F. 825. S. 591.
a
F. 823. S. 554.
F. 828. S 599.
a
a
b
b
F. 827.
a
b
c
d
F. 826. S. 599.
a
b
c
d
Fig. 829. S 600.
Fig. 830. S 600.

F. 833 . S. 602.


F. 837. §. 604.
F. 840. §. 631.
1
2
F. 841. §. 645.
F. 842. §. 645.
F. 838. a) §. 604.
F. 838. b)
F. 839.
F. 843. §. 730.
b
a
F. 836. §. 603.
c
b
b
a


F. 844 F. 807
F. 845. a) F. 809
F. 845. b)
F. 845. c)
F. 846. a) 810
F. 846. b)
F. 846. c)
Maaßst. v. Fuß.
1 2 3 4 5 6 12 18



Oec. Enc. XV. Th.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- u. Landwirthschaft Nebst 14 Kupfertafeln auf 2 3/4 Bogen

Bd.: 15

Berlin 1786

Oecon. 1032-15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296604-4
VD18 90037863